



DIE STADT IM EUROPÄISCHEN NORDOSTEN

Kulturbeziehungen von der Ausbreitung des Lübischen Rechts
bis zur Aufklärung

DIE STADT IM EUROPÄISCHEN NORDOSTEN

**Aue-Säätiön julkaisuja
Skrifter utgivna av Aue-Stiftelsen
Veröffentlichungen der Aue Stiftung**

12

**DIE STADT IM EUROPÄISCHEN
NORDOSTEN**



DIE STADT IM EUROPÄISCHEN NORDOSTEN

**Kulturbeziehungen
von der Ausbreitung des Lübischen Rechts
bis zur Aufklärung**

Beiträge anlässlich des „II. Internationalen Symposiums
zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten“
der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur (Aue-Stiftung) Helsinki

in Zusammenarbeit mit
dem Stadtarchiv Tallinn
dem Estnischen Kunstmuseum
der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde
und dem Deutschen Kulturinstitut Tallinn

vom 10. bis 13. September 1998
in Tallinn, Estland

**Herausgegeben von
Robert Schweitzer
und Waltraud Bastman-Bühner
unter Mitarbeit von Jörg Hackmann**

Helsinki und Lübeck
2001

Unter dem Serientitel *Aue-Säätiön julkaisuja / Skrifter utgivna av Aue-Stiftelsen / Veröffentlichungen der Aue Stiftung* wird seit der Namensänderung der Urhebers die Schriftenreihe *Saksalaisen kulttuurin edistämissäätiön julkaisuja / Skrifter utgivna av Stiftelsen för främjande av tysk kultur / Veröffentlichungen der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur* ab Stück 10 fortgesetzt.

ISSN: 1237-7422

© 2001 Copyright: Aue-Stiftung
und die Herausgeber
Robert Schweitzer
Waltraud Bastman-Bühner

Umschlaggestaltung: Werner Knopp

unter Verwendung von Reproduktionen

der ältesten noch im Original erhaltenen Abbildung von Lübeck
aus dem Rudimentum novitorium, Lübeck 1475 (Lukas Brandis)
(mit Genehmigung der Bibliothek der Hansestadt Lübeck)

des lateinischen Tallinner Kodex des Lübischen Rechts von 1257
(Stadtarchiv Tallinn)

sowie der Stadtansicht von der 1668 angefertigten Privilegientruhe
des Revaler Rats (Stadtmuseum Tallinn)

(mit Genehmigung des Stadtarchivs Tallinn)

Satz und Druck: Schmidt-Römhild, Lübeck

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung der oben genannten Inhaber des Copyrights unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhalt

Vorwort	11
---------------	----

Dokumentation der öffentlichen akademischen Festveranstaltung im Rathaus zu Tallinn

Begrüßung

<i>Dr. Ivi Eenmaa, Oberbürgermeisterin der Stadt Tallinn</i>	17
--	----

Zum Geleit des Symposiums

<i>Urmas Oolup, Leiter des Stadtarchivs Tallinn</i>	19
---	----

<i>Dr. Robert Schweitzer, Forschungsleiter der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur, Helsinki</i>	19
--	----

<i>Dr. Jörg Hackmann, Studienleiter an der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde</i>	22
--	----

<i>Dr. Mai Levin, stv. Direktorin des Estnischen Kunstmuseums, Tallinn</i>	23
--	----

Grußworte der Botschafter

<i>S.E. Pekka Oinonen, Republik Finnland</i>	25
--	----

<i>S.E. Bernd Mützelburg, Bundesrepublik Deutschland</i>	26
--	----

Akademische Vorlesung

<i>Prof. Dr. Jüri Kivimäe, Tartu / Toronto</i> Das Lübische Recht und die Entstehung der Stadt Tallinn: zehn Thesen	29
---	----

Sektion Geschichte und Kulturgeschichte

- Friedrich Ebel / Renate Schelling, Berlin*
Die Bedeutung deutschen Stadtrechts
im Norden und Osten des mittelalterlichen Europa –
Lübisches und Magdeburger Recht als
Gegenstand von Kulturtransfer und Träger der Moderne 35
- Ulrich Simon, Lübeck*
Appellationen von Reval nach Lübeck –
aus zurückgekehrten Akten
des Archivs der Hansestadt Lübeck 47
- Norbert Angermann, Hamburg*
Das Hamburgische Recht in Nordosteuropa 65
- Mika Kallioinen, Turku*
Der deutsche Einfluß im mittelalterlichen Finnland 75
- Tiina Kala, Tallinn*
Das Dominikanerkloster von Reval / Tallinn
und die lutherische Reformation 83
- Anu Mänd, Budapest / Tallinn*
Die Festkultur des livländischen Kaufmanns im Mittelalter
am Beispiel der Fastnacht 95
- Christian Krötzl, Tampere / Rom*
Über die Ostsee: Pilger und Studenten
als Faktoren des Kulturtransfers im Mittelalter 131
- Tapio Salminen, Tampere*
Bücher, Konzepte und Briefe:
Schriftlichkeit in der Kommunikation des Revaler Rates von
Stadtschreiber Hermannus bis Joachim Muter (1375-1456) 153

<i>Boris Volodin, St. Petersburg</i> Stadt – Residenz – Bibliothek: zur Bibliothekslandschaft und der Erhaltung des schriftlichen kulturellen Erbes im Ostseeraum	169
<i>Juhan Kreem, Tallinn</i> Das Schedel-Paradigma? Noch einmal über die Illustrationen in Johann Renners Chronik „Livländische Historien“	183
<i>Göran Dahlbäck, Stockholm</i> Mittelalterliche Städte im Ostseeraum: Versuch eines vergleichenden Überblicks	209
<i>Hartmut Freytag, Hamburg</i> <i>adaptatio</i> und <i>imitatio</i> : Gedanken über den Totentanz von St. Marien in Lübeck und St. Nikolai in Reval / Tallinn	219
<i>Liivi Aarma, Tallinn</i> Georg Müller als Stipendiat in Lübeck	229
<i>Tiiu Reimo, Tallinn</i> Druckkunst und Druckereien in Reval / Tallinn im 18. Jahrhundert	239
<i>Armin v. Ungern-Sternberg, Freiburg / Frankfurt</i> „Die Grenzen, so man diesem Lande giebet, sind sehr unterschieden“: Zur Stellung des Baltikums in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts	253
<i>Iveta Leitane, Riga</i> Die jüdische Dimension der Stadt Lettlands: eine Typologie	281
<i>Otto-Heinrich Elias, Stuttgart / Vaihingen (Enz)</i> Der aufgemunterte Bürger: ein aufklärerisches Stadtrecht sollte in Reval das Lübsche Recht ersetzen	297
<i>Marjatta Hietala, Tampere</i> Stadtfreiheit und Kulturaustausch als Konstanten im Wesen der Stadt? Zusammenfassende Bemerkungen zur Sektion	319

Sektion Kunstgeschichte

- Jan von Bonsdorff, Tromsø*
Der Blick von innen – das Kunstwerk als historische Quelle 337
- Helena Edgren, Helsinki*
Marienikonographie im Ostseeraum 353
- Kerstin Petermann, Hamburg / Passau*
Neue Ergebnisse zur Werkstattorganisation Bernt Notkes
am Beispiel seiner Werke für Reval / Tallinn 369
- Jan Svanberg, Stockholm*
Der Altarschrein von Rytterne:
ein vergessenes Werk Bernt Notkes in Schweden 403
- Helena Risthein, Tallinn*
Die Altäre von Karmel / Kaarma und Pönal / Lääne-Nigula 411
- Kaur Altoa, Tartu*
Der Chor-Umgang in Alt-Livland 441
- Markus Hiekkänen, Helsinki*
Die mittelalterlichen Stadtkirchen in Finnland 453
- Jyrki Knuutila, Helsinki*
Der Kult des heiligen Olaf in der Kunstgeschichte:
eine Analyse der Kunstgegenstände mit Olafsmotiv
in Finnland 471
- Anja Rasche, Speyer / Berlin*
Lübeck und Reval / Tallinn:
zwei Altarretabel Hermen Rodes im Vergleich 499

Elita Grosmane, Riga
Hochmittelalterliche Plastik im Ostseeraum
und ihre Stilverbindungen:
zur Frage nach der Rolle der Hanse bei der Verbreitung
der mittelalterlichen Plastik im Baltischen Raum 527

Pia Ehasalu, Tallinn
Lübecker Maler und Porträtisten im 17. Jahrhundert in
Reval / Tallinn 543

Anhang

Kurzbiographien der Beitragenden
und des Herausgeberteams 559

Vorwort

Mit diesem Band werden die Druckfassungen der Vorträge der wissenschaftlichen Öffentlichkeit übergeben, die vom 10. bis 13. September 1998 in der estnischen Hauptstadt gut dreißig Spezialisten der Fachgebiete Geschichte, Rechtsgeschichte, Kulturgeschichte und Kunstgeschichte aus neun europäischen Ländern zu lebhaften Diskussionen Anlaß gaben. Nach einem gelungenen Symposium im Jahre 1995, das unter dem Thema „Der Finnische Meerbusen als Brennpunkt“ eine Bestandsaufnahme der internationalen Forschung über das Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten erbrachte,¹ kamen zahlreiche Anregungen für eine Folgeveranstaltung. Diese erfreuliche Resonanz nahm die Veranstaltergruppe in die Pflicht, die erfolgreiche Zusammenarbeit fortzusetzen: wieder fanden sich das Stadtarchiv Tallinn, das Deutsche Kulturinstitut Tallinn, die Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde mit der in Helsinki ansässigen Stiftung zur Förderung deutscher Kultur (heute nach ihrem Gründer „Aue-Stiftung“ genannt) zusammen. Die Planung des hier dokumentierten Symposiums nahm als Ausgangspunkt das 750-jährige Jubiläum der Erwähnung des Lübischen Rechts für Reval/Tallinn, und es wurde in den Kreis der offiziellen Veranstaltungen der Stadt Tallinn zu diesem Anlaß aufgenommen. Es sollte die zentrale wissenschaftliche Würdigung des gefeierten Vorgangs durch über diese Thematik Forschende aus Estland und anderen Ländern sein.

Zugleich bildete sich in den Vorgesprächen zwischen Christian Krötzl (Universität Tampere), Sirje Kivimäe und Urmas Oolup (Tallinn) als Vorbereitungsteam der Sektion Geschichte und Kulturgeschichte sowie zahlreichen anderen, die den unterzeichneten Forschungsleiter der Aue-Stiftung bei der Planung des Symposiums unterstützten, bald die Idee heraus, daß diese wissenschaftliche Veranstaltung den großen, aber notwendigerweise auch vereinfachenden und von politischer Aktualität bestimmten Perspektiven, die anläßlich solcher Jubiläen in der Öffentlichkeit herausgestellt werden, eine differenzierende Sicht entgegenzusetzen hätte. In der Tradition des Schiller-Wortes „Euch, ihr Götter, gebührt der Kaufmann: Güter zu suchen geht er, doch an sein Schiff heftet das Gute sich an“ hatte man – besonders im Bewußtsein der gerade glücklich überwundenen Spal-

tung des Ostseeraums – die länderumspannende Hanse als den Faktor angesehen, dessen Dynamik in alle Bereiche auch der Kultur, des Rechts und der Kunst ausstrahlte. Es schien aber lohnend, daran zu erinnern, welche weiteren Faktoren der Identitätsbildung im Ostseeraum und Nordosteuropa die Forschung inzwischen aufgedeckt hatte. Dabei war die Anregung der Stadt Tallinn sehr willkommen, ein in Vorbereitung stehendes kunsthistorisches Symposium als zweite Sektion in die Veranstaltung zu integrieren, das von Reet Rast, der Leiterin der Estnischen Kunstmuseums konzipiert worden war.

So wurden schon im Bereich des Tagungsanlasses der Würdigung des Lübisches Rechts Referate über das Hamburger und Magdeburger Recht zur Seite gestellt, die ebenfalls für Ostmitteleuropa und Nordosteuropa prägend – zahlenmäßig sogar weit verbreiteter – waren. Die Bedeutung des Lübisches Rechts mit seiner gesicherten Appellationsmöglichkeit hat sich andererseits in dieser Kontrastierung durchaus noch schärfer abgezeichnet. Dann wurde mit Bedacht der zeitliche Rahmen bis zur Aufklärung erweitert. Damit konnte man zunächst zeigen, daß das Ende der Hansezeit und der Übergang der Baltischen Länder unter die Oberhoheit der erstarkten nordischen Territorialstaaten (auch das St. Petersburger Rußland verstand sich als ein solcher!) die Intensität der Beziehungen im Ostseeraum keineswegs einschränkten. Diese Intensität unter polyzentrischen Bedingungen – durch die verlängerte zeitliche Perspektive mit ins Bild genommen, bestätigte die die Berechtigung des Ansatzes, sich nicht mehr auf Begriffe wie Kulturreinfluß, Kulturtransfer, Kulturrezeption – die alle gerichtet sind und Ausstrahlungszentrum voraussetzen – zu verengen, sondern von einem allgemeineren Begriff der „Kommunikation“ auszugehen. Zeitlich am Ende und doch den Bogen zum Anlaß des Symposiums zurückschlagend steht die spannende Frage der Begegnung einer erhaltenen alten, seinerzeit als fortschrittlich aus Mitteleuropa übernommenen Stadtverfassung mit einer neuen Welle reformerischer Konzepte, wieder aus Mittel- und Westeuropa.

Es ist gelungen, das Symposium fast vollständig zu dokumentieren – auch Ulrich Simons Beitrag über Appellationspraxis nach Lübeck, den man bei der Tagung selbst wegen Erkrankung des Referenten entbehren mußte. Die brillante Führung Jüri Kuuskemaas durch die Kunstschatze der Nikolaikirche eignete sich freilich nicht für eine solche Publikation und wird Eigentum derer bleiben, die dabei sein

konnten. Indrek Jürjos Vortrag „Buchhandel im Ostseeraum“ ist im Einvernehmen mit dem Verfasser bereits an anderer Stelle² erschienen. Ebenso wurde auch Christoph Anz' Beitrag über Gilden im Skandinavisch-baltischen Raum einvernehmlich verzichtet, da auf seine Dissertation zurückgegriffen werden konnte.³ Der Redaktionsschluß kann bei einem so umfangreichen Band naturgemäß trotz eines verzögerten Erscheinens bis auf punktuelle Einzelheiten nicht aktualisiert werden; er liegt für die meisten Beiträge im Jahre 1999. Was diese Kongreßpublikation nicht weitervermitteln kann, sind die gute Atmosphäre der Tagung in einem von der Stadt Tallinn, dem Deutschen Kulturinstitut und den Botschaften Deutschlands und Finnlands geschaffenen Rahmen herzlichster Freundlichkeit. Was die lebhaften und anregenden Diskussionen betraf, so hat der aktuelle Bericht, für den die Zeitschrift Nordost-Archiv seinerzeit dankenswerterweise umfangreichen Raum zur Verfügung stellte,⁴ immerhin einige Grundzüge einfangen können. Der genannte Aufsatz kann auch als zusammenhängende Einführung in die einzelnen Referate des Symposiums dienen, auf die an dieser Stelle deswegen verzichtet wird.

Die redaktionelle Aufbereitung der Texte ging von der Erfahrung aus, daß der Schwerpunkt der Benutzung solcher Sammelbände letztlich doch auf den einzelnen Beiträgen liegt. So ist der Anmerkungsapparat zu jedem Beitrag in sich selbständig; die Zitierkultur der einzelnen Autorinnen und Autoren konnte weitestgehend respektiert werden.

Ortsnamen sind in den deutschen Texten der wissenschaftlichen Beiträge grundsätzlich in der deutschen Form wiedergegeben; andere Namensformen in den Sprachen des Landes oder der Länder früherer oder jetziger Zugehörigkeit werden bei der ersten Erwähnung im jeweiligen Beitrag in Klammern hinzugesetzt. Lediglich wenn sich der Name nur durch diakritische Zeichen oder die graphemische Variante „v/w“ unterscheidet, ist dies unterblieben. Russische Ortsnamen sind in der sog. Brockhaus-Transkription wiedergegeben; Verfassernamen und bibliographische Angaben russischsprachiger wissenschaftlicher Literatur dagegen in der in Deutschland üblichen wissenschaftlichen Transliteration. Es sei klargestellt, daß diese Regelungen auf die Herausgeber zurückgehen und nicht die Praxis der einzelnen Autoren wiedergeben. Diese ist aber in den Fällen beibehalten worden, wo die in Überschriften die Angabe mehrerer Ortsnamenformen mit Trennung

durch Schrägstrich ästhetisch ungeschickt gewirkt hätte. – Dieses Verfahren ist durchgängig angewendet, soll aber vor allem auch der historischen und gegenwärtigen Vielfalt des thematisierten Raums Rechnung tragen.

Während der Drucklegung dieses Bandes bereiten die Gäste der nächsten Folgekonferenz bereits ihre Teilnahme vor – wieder ist nach Tallinn in das Stadtarchiv eingeladen: anlässlich des 100. Geburtstags von Paul Johansen, des langjährigen Leiters des Stadtarchivs Tallinn, soll neben einer Würdigung seiner Person und wissenschaftlichen Leistung der Begriff Nordosteuropa als Geschichtsraum diskutiert werden, zu dessen Prägung er erste Anregungen gegeben hat. Die Veranstaltergruppe ist fast dieselbe geblieben; Jörg Hackmann hat seine neue Wirkungsstätte, die Abteilung Osteuropäische Geschichte am Historischen Institut der Universität Greifswald, in die Zusammenarbeit eingebracht. Die Kontinuität scheint endgültig geschaffen zu sein.

Nochmals danke ich allen Förderern und Mitveranstaltern, den Autorinnen und Autoren der Referate und insbesondere Waltraud Bastman-Bühner und Jörg Hackmann, die mich bei der Herausgabe dieses Bandes unterstützten.

Sulkavan Vanha Tiala, Finnland, im Sommer 2001

Robert Schweitzer

Anmerkungen:

- ¹ Das Symposium ist dokumentiert u. d. T.: Der Finnische Meerbusen als Brennpunkt: Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten; [I.] Internationales Symposium zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten, Tallinn, Estland, 7.-9. September 1995/hrsg. von Robert Schweitzer und Waltraud Bastman-Bühner, Helsinki 1998 (Veröffentlichungen der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur; 9). 495 S.; Ill.
- ² Nordost-Archiv, N. F. 7 (1998), S. 139-172.
- ³ Vgl. dazu Christoph Anz: Gilden im mittelalterlichen Skandinavien, Göttingen 1998 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte; 139).
- ⁴ Robert Schweitzer: Die Stadt im europäischen Nordosten, in: Nordost-Archiv, N. F. 7 (1998), S. 647-658.

**ÖFFENTLICHE AKADEMISCHE
FESTVERANSTALTUNG
IM RATHAUS ZU TALLINN**

Begrüßung

Dr. Ivi Eenmaa

Oberbürgermeisterin der Stadt Tallinn:

Ihre Exzellenzen, sehr geehrte Gäste, sehr geehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Symposiums, in diesem Jahr hat man viele Male die Urkunde des Königs von Dänemark Erik IV. Plovpenning vom 15. Mai 1248 zitiert: „Wir verleihen ihnen (d. i. den Bürgern von Reval) alle Rechte, die die Bürger von Lübeck haben.“

Wenn nicht früher, dann spätestens im Mai und Juni dieses Jahres sind wohl jedem Tallinner und jedem Gast der Stadt die Worte „Lübisches Recht in Tallinn“ und die Jahreszahlen 1248 und 1998 in die Augen gefallen oder zu Ohren gekommen.

Dieses Motto begleitet viele verschiedene Ereignisse durch das ganze Jahr hindurch. Im Programm des Jubiläumsjahres haben ihren Platz sowohl die im Juni stattgefundenen Tage der Altstadt als auch das heute begonnene Symposium gefunden. Im Kellersaal des Rathauses können alle Interessenten die einmalige Gelegenheit benutzen, die historischen Schätze aus den Sammlungen des Stadtmuseums und des Stadtarchivs zu besichtigen.

Auf Anordnung des Organisationskomitees des Jubiläumsjahres bleibt der Ratskeller auch später der Ausstellungsort für Exponate vom hohen geschichtlichen und kulturhistorischen Wert. An diesem schönen Beispiel wollte ich zeigen, daß die Auswirkungen mancher Beschlüsse, die unmittelbar mit dem Jubiläumsjahr zusammenhängen, auch in die Zukunft reichen.

Siebeneinhalb Jahrhunderte ist Reval eine vollwertige europäische Stadt gewesen. Durch die Hanse und das Lübische Recht wurde Reval bereits im 13. Jh. in den Kultur- und Wirtschaftsraum integriert, der mittel-, ost- und nordeuropäische Städte umfaßte.

Ein Symposium, das im Jubiläumsjahr der Verleihung des Lübischen Rechts für die Stadt Reval veranstaltet wird, kann sich nicht nur eng mit den Problemen Tallinns befassen. Es ist selbstverständlich, daß die Geschichte der Stadt Tallinn sowie die Geschichte der anderen Städte des Ostseeraumes im gemeinsamen Kontext vor dem Hintergrund der Einflüsse aus Mitteleuropa, aus dem deutschsprachigen Raum, betrachtet wird. Der Themenkreis des Symposiums hat Gele-

genheit zu Zusammenkünften und zu gemeinsamen Projekten der Geschichtsforscher der Städte des Ostseeraums geboten und wird sie auch weiterhin bieten. Das heute begonnene Symposium stellt in vieler Hinsicht eine Fortsetzung des Tallinner Symposiums vom September 1995 dar.

Bedeutungsvoll ist die Tatsache, daß die Vorbereitung auf das Symposium sowohl damals als auch dieses Mal gleichzeitig in Tallinn, in Helsinki und in Lübeck ablief. Ob dem zweiten auch ein drittes Symposium folgen wird, bleibt Ihnen überlassen, sehr geehrte Teilnehmer und Organisatoren.

Das geschichtliche Erbe ist Reichtum, der verpflichtet – sowohl die ganze Stadt als auch jeden einzelnen Bürger. Ohne das Erbe zu kennen, ist es unmöglich, es zu pflegen und zu erhalten. Der Hauptschwerpunkt der Forschungsarbeit bleibt den Historikern überlassen. Im Interesse der Stadt liegt es, diese Arbeit zu unterstützen. Je umfangreicher unsere Kenntnisse über unsere Vergangenheit sind, desto sicherer erkennen wir unseren Platz in der heutigen und künftigen Welt.

Ich begrüße Sie, sehr geehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Symposiums. Ich bedanke mich bei allen Organisatoren und hoffe, daß sich die Arbeit des Symposiums inhaltsreich gestaltet und die in Tallinn verbrachten Tage sich gut einprägen.

Zum Geleit des Symposiums

I

Urmias Oolup

Direktor des Stadtarchivs Tallinn

Vorstandsvorsitzender des Deutschen Kulturinstituts Tallinn:

Meine Damen und Herren, im Namen der Veranstalter des Symposiums vom Tallinner Stadtarchiv und vom Deutschen Kulturinstitut Tallinn möchte ich alle Teilnehmer des Symposiums recht herzlich begrüßen. Unser Symposium gilt nicht nur in Bezug auf die Teilnehmer, sondern auch in Bezug auf das Veranstalterteam als ein internationales Symposium. Ich möchte Ihnen den strahlenden Mitveranstalter dieses Symposiums, die Stiftung zur Förderung deutscher Kultur (Aue-Stiftung) Helsinki, vorstellen, auf deren Initiative das 1. Symposium 1995 zustandekam. Zweitens würde ich die Ostsee-Akademie mit dem Standort in Lübeck-Travemünde nennen, die gestern unter Teilnahme des Präsidenten ihr 10. Jubiläum feierte. Ein weiterer Veranstalter kommt aus Estland, aus Tallinn - das Estnische Kunstmuseum. *Last but not least* möchte ich mich bei den Botschaftern der Republik Finnland und der Bundesrepublik Deutschland bedanken, die auf ihre Weise das Programm dieses Symposiums mitgestalten.

Und nun gestatten Sie mir, das Wort dem Forschungsleiter der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur, Dr. Schweitzer, zu erteilen, der hier als stellvertretender Direktor der Bibliothek der Hansestadt Lübeck zugleich auch die Stadt Lübeck vertritt.

II

Dr. Robert Schweitzer

Stellvertretender Direktor der Bibliothek der Hansestadt Lübeck

Forschungsleiter der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur, Helsinki:

Frau Bürgermeisterin, Exzellenzen, meine Damen und Herren, es ist eine große Ehre für die Organisatoren dieses wissenschaftlichen Symposiums, daß es als offizielle Veranstaltung in das Programm der

Stadt Tallinn zum 750jährigen Jubiläum der ersten Erwähnung Lübi-
schen Rechts für die Stadt Reval integriert und gefördert wurde. Dies
symbolisiert auch der großartige Rahmen, in der diese öffentliche Aka-
demische Festveranstaltung stattfindet – dafür zu allernächst meinen
Dank.

Geradezu organisch knüpft das Symposium an ein Ereignis an, das
für die Einheit des Ostseeraums kennzeichnend ist und Nordosteuropa
bleibend geprägt hat. Ich stehe hier als Lübecker in dem Bewusstsein,
wieder einmal – nach Abertausenden vor mir – den Weg über eine der
unsichtbaren langen Brücken gegangen zu sein, die die Ostsee unsicht-
bar überspannen.

Konkret hier angekommen bin ich aber über eine ebenso wichtige
solche Brücke, den kurzen Weg zwischen Tallinn und Helsinki – zu
estnisch „Soome sild“, sehr sinnfällig gezeichnet durch die Kielwasser-
linien unzähliger Schiffe, die den Finnischen Meerbusen überqueren.

Der Finnische Meerbusen als „Brennpunkt“ war daher auch das
Thema, unter dem unsere Veranstaltergruppe vor drei Jahren zu einer
interdisziplinären Bestandsaufnahme des Forschungsstandes zum
deutschen Element im europäischen Nordosten hierher gerufen hat.
Die von mir vertretene kleine finnische „Stiftung zur Förderung deut-
scher Kultur“ hat damals mit ihrem Bestreben, das Wandern und Wir-
ken deutschsprachiger Menschen in diesem Raum unabhängig von
Nationalstaatsgrenzen nicht als Außenwirkung, sondern als inneren
identitätsbildenden Faktor dieser Region zu betrachten, tatkräftige
Partner gefunden, ohne die sie ein solches Großereignis nicht hätte
realisieren können.

Die Ergebnisse sind inzwischen in einem fast 500-seitigen Tagungs-
band publiziert, aber der größere Erfolg ist, daß die Resonanz des er-
sten Symposiums so viele neue Anregungen an uns herangetragen hat,
daß sich diese Veranstaltergruppe zu einer Fortsetzung der Tagungsrei-
he in die Pflicht genommen sah und ihre Zusammenarbeit fortsetzte.

Die Ideen für dieses Symposium kamen „not from a microchip“ –
wie Christian Krötzl, einer der ersten Anreger, es formuliert hat –, aber
der Notizzettel ist nicht viel größer, auf dem ich seine Stichworte
„nicht nur Kaufleute – auch Pilger, Studenten!“ notiert habe. Auch
Sirje und Jüri Kivimäe haben bei ihren Kontakten nach Lübeck auf die
vielfältige Differenzierung der auch gegenseitigen Kultureinflüsse hin-
gewiesen: „nicht nur Hanse und Backsteingotik“ habe ich damals als

Arbeitsformulierung benutzt. Den kunstgeschichtlichen Aspekt hätten wir jedoch nicht konkretisieren können, wenn nicht Reet Rast, Leiterin des Estnischen Kunstmuseums, einen Kreis von Vortragenden genannt hätte, der einen neuen Blick auf Aspekte der Kunstbeziehungen im europäischen Nordosten geworfen hat. Ich darf hier nicht nur für diese Anregungen danken, sondern auch den hier anwesenden Referentinnen und Referenten dafür, daß sie ihre Ergebnisse und Fragen für uns alle aufbereitet haben.

So findet das diesmalige Symposium in zwei parallelen Sektionen – „Geschichte und Kulturgeschichte“ einerseits, „Kunstgeschichte“ andererseits – statt, wobei eine Plenarsitzung in der Nikolaikirche und eine gemeinsame Generaldebatte die wechselseitig gewonnenen Erkenntnisse vermitteln sollen.

Die Tagung ist wieder interdisziplinär und ihr Thema erscheint sehr breit – aber gerade diese Breite ist seine Focussierung. Der lange Zeitrahmen und die Offenheit des Gegenstandsbereich sollen signalisieren: so sehr auch markante Elemente wie Hansezugehörigkeit, Lübisches Recht u. a. Entscheidendes für die Identität des Nordostens und die Einheit des Ostseeraums bedeuten, so sehr verstellt doch eine zu enge Koppelung der Phänomene an einen epocheprägenden Begriff den Blick für den Reichtum. Mit Bedacht steht schon auf dieser Festveranstaltung ein Vortrag, der neben dem Lübischen das Magdeburger Recht thematisiert. Statt sich auf Begriffe wie Kultureinfluß, Kulturtransfer, Kulturrezeption zu verengen, wollen wir einen Schritt zurücktreten und einfach noch einmal den gemeinsamen Nenner „Kommunikation“ ermitteln und dessen Bandbreite neu vermessen.

Differenzierung der Sichtweise heißt nicht Abschwächung des Ergebnisses. Ich möchte wieder mit einem Bild schließen – wie ich vor drei Jahren diese zu der Decke des schönen Saals vereinigten Gewölbekappen als Bild für die Integration einzelwissenschaftlicher Befunde gewählt habe. Verläßt man die Hauptstadt und fährt auf der Landstraße nach Süden, nach Estland hinein, kommt man an einem uralten Baum vorbei, der – gebogen, aber knorrig, alt, aber vital – dem immerwährenden Wind der Ebene und der Trockenheit des Kalkbodens trotzt. Es sind seine Wurzeln, die ihm das ermöglichen – keine eine, starke, dominierende Pfahlwurzel, sondern Hunderte feiner Arme, die die haarfeinen Wege zwischen den harten Steinen erkannt, erkundet und fest in den Griff genommen haben. Je feiner die Wurzeln sind, in

denen wir unsere Traditionen und Identitäten begründen, desto fester wird der Baum unserer Überzeugung von gemeinsamer europäischer Zugehörigkeit stehen, geschützt gegen die grobe Kraft vereinfachender Schlagworte.

Mit meinem Dank an die Veranstalter gebe ich nun den Stab weiter an Jörg Hackmann, der als Vertreter der Ostsee-Akademie mein Partner bei der wissenschaftlichen Konzeption der Tagung war.

III

Dr. Jörg Hackmann

Studienleiter an der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde:

Sehr geehrte Frau Bürgermeisterin, Exzellenzen, sehr geehrte Damen und Herren, als einem der Veranstalter des Symposiums vor drei Jahren ist es der Ostseeakademie eine große Ehre, daß wir mit der Zustimmung und der Unterstützung der Stadt Tallinn uns nun an dieser zweiten Tagung über „Die Stadt im europäischen Nordosten“ anlässlich des Stadtjubiläums beteiligen dürfen.

In der Form, wie sich eine Stadt an ihre Geschichte erinnert, spiegelt sich stets das Selbstverständnis der Gegenwart.

Wenn sich in den letzten fünf Jahren die Stadtjubiläen der Städte an der Ostsee häufen – ich nenne nur einige: Lübeck, Stettin/Szczecin, Danzig/Gdańsk, Elbing/Elbląg, Memel/Klaipėda, Wiborg/Viipuri/Vyborg und jetzt Reval/Tallinn und in drei Jahren dann Riga – wenn wir also in kurzer Zeit so viele Jubiläen feiern, dann liegt das sicher nicht nur an einem zufälligen Zusammentreffen historischer Daten.

Vielmehr zeigen diese Feiern meiner Meinung nach, daß sich nach Jahrzehnten von Erstarrung und Stillstand in der Ostseeregion nun eine neue regionale Identität in den Städten am Mare Balticum Bahn bricht. Diese Identität gründet sich auf die eigene stolze Vergangenheit der Kaufmannsstädte, sie gründet sich aber auch auf die Beziehungen zu den anderen Städten an der Ostsee und darüber hinaus in dem Raum, den das Wirtschaftssystem der Hanse umfaßte. In der architektonischen Gestalt der Städte drängen sich diese Zusammenhänge dem Betrachter förmlich auf.

Die Feiern zeigen aber noch etwas anderes: die nationalen Gegensätze, die unsere Geschichtsbilder solange geprägt haben, verschwinden. Es geht nicht mehr um das Gegenüberstellen von eigenen, autochthonen gegen fremde, also deutsche Einflüsse. Sondern man feiert in Tallinn die Erwähnung eines deutschen Stadtrechts ebenso wie man sich in Lübeck an die slawischen Anfänge erinnert.

Eine solche Erinnerung an die geschichtlichen Zusammenhänge in der Ostseeregion ist und bleibt ein Motor für das langsame und schwierige Zusammenwachsen der wirtschaftlichen und politischen Strukturen Europas.

Die Tagung wird, so glaube ich, zeigen, daß der Transfer von Kultur, von Verfassungs- und Wirtschaftsformen keine Einbahnstraße war, sondern daß er auf einem wechselseitigen Prozess von Geben und schöpferischem Annehmen beruhte, von dem beide Seiten profitierten.

Mit einem Dank an die Stadt Tallinn, in ihren Mauern diese Tagung veranstalten zu dürfen, möchte ich schließen.

IV

Dr. Mai Levin

Stellvertretende Direktorin des Estnischen Kunstmuseums Tallinn:

Sehr geehrte Konferenzteilnehmer und -veranstalter, liebe Kolleginnen, liebe Kollegen, im Namen des Estnischen Kunstmuseums begrüße ich Sie zu Beginn dieses sowohl für die Stadt Tallinn als auch für die Geschichte und Kunstgeschichte so wesentlichen und uns alle vereinigenden Ereignisses.

Die Schätze der hiesigen Kirchen stammen zum großen Teil aus der Spätgotik, aus der Blütezeit der Lübecker Kunst: die Kunstwerke aus den Werkstätten von Bernt Notke, Hermen Rode, Henning von der Heide u. a. sind wohl bekannt. So wie einst, so haben die Kunstbeziehungen zu Lübeck für Tallinn auch später eine große Rolle gespielt – eine viel größere als vielleicht für manch eine andere Stadt an der Ostsee. Es wird sehr aufschlußreich sein, die Kunstbeziehungen in diesem Raum als Ganzes und auch im Vergleich zueinander zu betrachten.

Die Kunstbeziehungen im Ostseeraum sind ein Aspekt der Kulturgeschichte, und ihre Erforschung hat sich unter Beibehaltung der Bedeutung von Einzelfragen in Richtung einer Verallgemeinerung unter Einbeziehung des übrigen historischen Wissens bewegt. Aus diesem Grunde halten wir es für sinnvoll, daß auf dieser Konferenz die Geschichtsforscher und Kunsthistoriker unter einem Dach arbeiten. Das 750. Jubiläum der Verleihung des Lübischen Rechts für die Stadt Reval rechtfertigt dies besonders.

Das Estnische Kunstmuseum dankt allen Sponsoren der Konferenz und der Stadt Tallinn sowie den unmittelbaren Veranstaltern der Konferenz.

Grußworte

S.E. Botschafter Pekka Oinonen, Finnland:

Verehrte Anwesende, meine Damen und Herren!

Als Botschafter Finnlands habe ich die große Ehre, an die Teilnehmer dieses Symposiums ein Grußwort richten zu können. Ein besonderes Dankeschön gebührt all denjenigen, die für die Organisation verantwortlich zeichnen und hochangesehene Teilnehmer im schönen Rathausgebäude mitten im historischen Tallinn versammeln konnten.

Die von Theodor Aue gegründete Stiftung zur Förderung deutscher Kultur hat vor drei Jahren das erste Symposium dieser Art ins Leben gerufen, was jetzt dank dieses zweiten Symposiums schon zur Tradition wird. Dies lenkt auf angenehmste Weise unsere Aufmerksamkeit auf die vielfältigen Erscheinungsformen deutscher Kultur verschiedener Epochen in dieser nordöstlichen Ecke Europas.

Die Frage, welche Bedeutung die deutsche Kultur gehabt hat, ist aus vielen Gründen heute aktueller Gegenstand vieler Diskussionen und Untersuchungen. Die Themen des nun beginnenden zweiten Symposiums befassen sich mit dem Lübschen Recht, das seinerzeit auf das ganze Territorium der Hanse Einfluß hatte.

Der Hansebund kam beinahe in demselben Gebiet zum Wirken, das die von Finnland der EU vorgestellte Nordische Initiative umfaßt, also von Polen bis Nordrußland. Der Grundgedanke dieser Nordischen Initiative und der Hanse ist weitgehend derselbe, nämlich durch verstärkte Handels- und Wirtschaftskontakte wirtschaftliche Vorteile und politische Stabilität zu erreichen.

Die Hanse, das Lübsche Recht und die deutsche Kultur waren einst von größter Bedeutung für die Rolle Nordeuropas in der Welt. Das schuf Wohlstand und verstärkte internationale Verbindungen, die in der Geschichte dieses Erdenwinkels ihresgleichen suchen. Durch Kriege und deren Folgen haben die Völker in Nordosteuropa zum Teil unsäglich viel erlitten. Jetzt bietet sich ihnen die Chance, sich wieder zu einem breiten und zusammenhängenden, von Wohlstand geprägten Gebiet zu entfalten.

Viele meiner Landsleute haben auf Reisen durch Mitteleuropa festgestellt, daß das Interesse für Finnland gerade in den deutschsprachigen Gebieten am größten zu sein scheint. Der Ostseeraum und der

europäische Nordosten haben der deutschen Kultur immer sehr nahe gestanden. Dieses Interesse hat in der Geschichte vielfältige Auswirkungen auf die verschiedenen Völker dieses Gebiets gehabt, aber es hat auch langfristige wirtschaftliche und politische Beziehungen zwischen diesen Völkern und dem westlichen Europa geschaffen.

Abschließend wünsche ich dem Symposium den besten Erfolg und allen Teilnehmern angenehme Tage in der – einstmals Reval, oder auf finnisch Rääveli, genannten – wichtigsten alten Hansestadt am Finnischen Meerbusen.

S.E. Botschafter Bernd Mützelburg, Deutschland:

Sehr geehrte Frau Bürgermeisterin, sehr geehrte Damen und Herren!

Es ist für mich eine große Freude, zum wiederholten Male gemeinsam mit „proua linnapea“ Ivi Eenmaa eine Festveranstaltung aus Anlaß des 750. Jahrestages der Einführung des Lübischen Rechts in Reval/Tallinn zu eröffnen. Das Neue, das Besondere am heutigen Tage ist allerdings, daß uns heute bei der Eröffnung mein finnischer Kollege, Botschafter Pekka Oinonen, begleitet. Ich freue mich sehr darüber, daß dieses Internationale Symposium organisatorisch als ein trilaterales, ein estnisch-finnisch-deutsches Kulturereignis ist. Inhaltlich ist es, das zeigen die vielen Vortragenden und Teilnehmer aus den verschiedensten Städten der Ostseeregion (und darüber hinaus), ein europäisches Kulturforum. Und nur das wird ja auch der historischen Bedeutung des Anlasses und – mehr noch – der aktuellen und der zukunftsorientierten Bedeutung unseres heutigen kollektiven Erinnerns gerecht.

Lübisches Stadtrecht in Reval seit 1248, seit 750 Jahren – aber nicht nur dort, ein Stadtrecht, das ausstrahlte und jahrhundertlang über einhundert Städte der Hanse zu einem einheitlichen Rechtsraum verband – das zeigt die Tiefe und Intensität der Verbindungen zwischen der Mitte Europas und seinem Nordosten, die Dänemark, Schweden und Finnland – daran hat in den letzten Jahrzehnten niemand gezweifelt –, aber eben auch Estland und Lettland und Litauen über das Medium der alle verbindenden Ostsee zu integralen Bestandteilen der gemeinsamen europäischen Kultur und Geschichte und damit vor allem zu Trägern eines gemeinsamen Wertesystems gemacht haben.

Die von Deutschland sehr begrüßte und unterstützte finnische Initiative zur Nördlichen Dimension Europas knüpft genau an diese jahrhundertalten Erfahrungen an.

Auf der Basis dieser historisch gewachsenen Gemeinsamkeiten werden wir uns heute des enormen Potentials des europäischen Nordostens, der nördlichen Dimension Europas wieder bewußt – im wirtschaftlichen, im kulturellen, im politischen, nicht zuletzt im stabilitätspolitischen Sinne. Der Ostseeraum wird wieder zur Zukunftsgemeinschaft, zur europäischen Zukunftsgemeinschaft, die das System von Jalta auf den Müllhaufen der Geschichte wirft, die dauerhaft bisherige Grenz- und Trennlinien überwindet, die keine neuen Gräben entstehen läßt, kurz: die in einer für die Sicherheit und Stabilität ganz Europas besonders kritischen Region eine nicht-antagonistische, sondern kooperative Sicherheits- und Friedensstruktur errichtet.

Inwieweit kann uns die Rückbesinnung auf das Recht der mittelalterlichen Stadt im europäischen Nordosten bei der Erfüllung dieser Vision helfen? – Ich glaube, ein ganzes Stück:

Denn diese Vision wird nur wahr werden, wenn das Recht des Stärkeren durch die Stärke des Rechtes ersetzt wird. Sie wird nur wahr werden, wenn sie aufbaut auf der freien Selbstbestimmung der Völker, mehr noch, wenn sie die unverletzliche Würde des Menschen, jedes Menschen, die Achtung vor dem Leben, den persönlichen Freiheitsrechten, kurz, ein Wertesystem zur Grundlage hat, das in fundamentalem Gegensatz zu Totalitarismus und Tyrannei steht.

Das fundamentale Prinzip des mittelalterlichen Stadtrechts war der Grundsatz „Stadtluft macht frei über Jahr und Tag“ (estnisch „Linna öhk teeb vabaks“). – Dieser Grundsatz machte die Stadt zum unveröhnlichen Feind von Leibeigenschaft und Fremdbestimmung und vor allem von Rechtlosigkeit und Willkür. Kein Wunder also, daß es in Reval zu ständigen Auseinandersetzungen zwischen den freien, hanseatischen Unterstadt und dem Domberg der baltischen Barone kam. Ohne diesen Grundsatz hätte es die Entwicklung des für seine Stadt Verantwortung tragenden und an der Gestaltung des Gemeinwesens (der *res publica*) partizipierenden „Bürgers“ nie gegeben. So ist es nur folgerichtig, daß die freien Städte zu „Schulen der Demokratie“ wurden. Die selbstverwalteten, selbstverantwortlichen Städte und Gemeinden Europas sind es heute noch. Sie sind Schlüsselemente der *grass-root democracy*. Auf der Partizipation, die sie dem Bürger bieten, beruht seine Identifikation mit dem Gemeinwesen und damit letztlich dessen demokratische Legitimation.

Die Bedeutung der Einführung des Lübisches Stadtrechts in Reval vor 750 Jahren liegt letztlich darin, daß seitdem in den Herzen und Köpfen der Menschen das Bewußtsein verankert ist, daß über dem jeweiligen Herrscher immer ein höheres Recht steht. Die Unterwerfung aller unter das Recht – der Bürger und der staatlichen Gewalten – sicherte das Vertrauen und damit den inneren Frieden und die Stabilität der Gemeinschaft. Vor allem jedoch hatte und hat das Recht die Funktion, Freiheit zu sichern.

Wegen dieser Wirkung kann es nicht verwundern, daß der durch das Recht der mittelalterlichen Hansestadt geschaffene Rahmen für Handel, für kulturellen Austausch und für Politik weit über die Hansestädte selbst ausstrahlte und eine große Attraktivität für die Nachbarregionen hatte.

Angesichts der heute zu beobachtenden Geburtswehen von Demokratie und Marktwirtschaft in Rußland, das dieser historischen Grundlagen weitgehend entbehrt, wäre zu wünschen, daß die Re-Integration des gesamten Ostseeraums in das europäische Rechts- und Wertesystem auch heute eine ähnliche Attraktivität entfaltet und von Rußland nicht als Verlust, sondern als Chance verstanden wird. Es kann nur im wohlverstandenen Interesse Rußlands liegen, wenn es sich von diesen Entwicklungen nicht abkoppelt, sondern den Stabilitätstransfer der grenzüberschreitenden und gleichberechtigten Zusammenarbeit mit seinen westlichen Nachbarn sucht. Vielleicht ist es von einem kulturellen internationalen Symposium zuviel verlangt. Dennoch wünschte ich mir, daß der Blick in die Vergangenheit der „Stadt im europäischen Nordosten“ ein klein wenig dazu beiträgt, daß der Weg zu einer auf Recht und Demokratie beruhenden europäischen Zukunftsgemeinschaft im Nordosten unseres Kontinents, einer Zukunftsgemeinschaft, die letztlich auch Rußland einschließt, erleichtert wird.

Akademische Vorlesung

Prof. Dr. Jüri Kivimäe, Universität Tartu:

Das Lübische Recht und die Entstehung der Stadt Tallinn: zehn Thesen*

1. Der Anfang der Geschichte der Stadt Reval liegt in den Nebeln der Zeit. Das Aufkommen des Ortsnamens Reval sowie der Ortsnamen aus seiner näheren Umgebung (das frühzeitliche Rävala) in den ältesten schriftlichen Quellen der Nachbarländer zeugt davon, daß diese Gegend als Knotenpunkt eines weit angelegten Straßennetzes und als Hafen bereits vor der dänisch-deutschen Eroberungen im 13. Jahrhundert international bekannt war.

2. Die Expansion deutscher Kaufleute in den Ostseeraum, die Entstehung der Kaufmannshanse, einer Gemeinschaft deutscher Kaufleute, die Gotland besuchten, in den 60er Jahren des 12. Jahrhunderts, sowie die intensivere Benutzung der Handelsstraße Lübeck-Wisby-Nowgorod läßt vermuten, daß an der Stelle des heutigen Tallinn eine nicht ständig bewohnte Siedlung von Kaufleuten und Handwerkern (als Aufenthalts- und Überwinterungsort) entstand. Doch weder Historiker noch Archäologen verfügen bis heute über sichere Daten darüber, wann in der Zeit vor der Eroberung im Gebiet der heutigen Altstadt Tallinn eine ständige Siedlung bzw. städtische Siedlung oder Frühstadt entstand.

3. Der Kriegszug des dänischen Königs Waldemar II. nach Reval im Sommer 1219, die Eroberung der Burg der Esten auf dem Domberg und die Schlacht um Lyndanise bezeichnen den Beginn der Eroberungen Nordestlands, den Aufstieg Revals zum Zentrum der politischen, militärischen und geistlichen Macht sowie die Entstehung der Voraussetzungen für die Veränderung der Siedlungsqualität. Das Jahr 1219 kann nicht als Gründungsjahr von Reval angesehen werden, auch wenn dieser Standpunkt in älteren Geschichtsschreibungen öfters vertreten wird.

4. In den harten Machtkämpfen um die eroberten Gebiete besetzte der Schwertbrüderorden im Jahre 1227 die dänischen Besitzungen in Nordestland und holte im Jahre 1230 etwa 200 Kaufleute von Gotland nach Reval. Dies kann als Beginn der Entstehung einer ständigen Kolonie der deutschen Kaufleute der Hanse in Tallinn angesehen werden. Daß die deutschen Kaufleute den Domberg, allem Anschein nach aber auch das Gebiet der heutigen Altstadt (Umgebung der Nikolaikirche, Alter Markt) besiedelt haben, davon zeugt der Raub ihres Eigentums während des Blutbades im Jahre 1233.

5. Die in der früheren Geschichtsliteratur vertretene Ansicht, daß in den Jahren von 1227 bis 1283 in Reval das Rigaer bzw. das Riga-Wisbyer Stadtrecht galt, fußt auf einer Urkunde, die man für einen Auszug aus dem für Reval verliehenen Stadtrecht hielt. Da jene Urkunde jedoch erst aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammt, muß die oben aufgeführte Schlußfolgerung als eine irrtümliche beiseite gelassen werden.

6. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat man Reval erstmals urkundlich als Stadt in dem Vertrag von Stensby im Jahre 1238 erwähnt, gemäß dem Nordestland Dänemark zurückgegeben wurde. Die Erwähnung Revals in dem Vertrag weist auf das Fortbestehen und die Entwicklung der Kaufmannsniederlassung hin. Indirekt zeugt von der Ausbreitung der Siedlung außerhalb der Burg Domberg die 1237 von Wilhelm von Modena ausgestellte Urkunde betreffs des Leprosoriums bzw. des St. Johannis-Spitals.

7. In der von König Erik IV. Plovpenning am 15. Mai 1248 ausgestellten Urkunde werden sowohl die Freiheiten der Revaler Bürger, die König Waldemar II. ihnen zugesprochen hatte, bestätigt, als auch das, daß man den Revalern Bürgern die Rechte der Lübecker Bürger bzw. das Lübische Recht zugesprochen hatte. Der Text der Urkunde konnte allerdings auch so ausgelegt werden, daß Reval das Stadtrecht bereits zu Zeiten von Waldemar II. erhielt, und Erik IV. dies 1248 nur bestätigte.

8. Aus den Urkunden von König Erik V. Glipping und der Königinwitwe Margarethe aus den Jahren 1265 bzw. 1273 wird ersichtlich, daß zur Regierungszeit von Waldemar II. die Grenze zwischen der Stadtmark und den Ländereien der Burg Domberg festgelegt wurde. In denselben Urkunden wurden auch die Rechte der Stadtbewohner auf Nutzung von Feldern, Wäldern und Gewässern bestimmt. Die als landesherrliche Privilegien verliehenen Freiheiten aus der Zeit vom Friedens-

vertrag von Stensby 1238 bis zum Tode Waldemars II. 1241 spielten bei der Konstituierung der Stadt eine wesentliche Rolle.

9. Mit der Urkunde von König Erik IV. aus dem Jahre 1248 haben die Revaler Bürger die gleichen Rechte wie die Lübecker Bürger erhalten. In derselben Urkunde werden auch die Ratsherren genannt, womit auf die Existenz des Rates als des leitenden Organs der Selbstverwaltung der Stadt erkenntlich wird. Zugleich wird den Stadtbürgern die Zollfreiheit im Handel zugesichert. Die Gerichtsordnung in den Kriminalfällen, die der Kompetenz der Ratsherren und der königlichen Beamten unterliegt, wird eingeführt.

10. In der Verleihung des lübischen Rechts für die Stadt Reval kann man auf einer Seite den Wunsch der dänischen Machthaber erkennen, das politische Zentrum der estnischen Besitzungen (Revaler Bischof Thorkill) zu stärken. Auf der anderen Seite entsprach es den Interessen der entstehenden Kolonie der hansischen Kaufleute bei der Schaffung eines neuen strategisch wichtigen Brückenkopfes im Handel zwischen der Hanse und Rußland.

Der sich anschließende Vortrag

Prof. Dr. Friedrich Ebel und Dr. Renate Schelling, Freie Universität Berlin (vorgetragen von Dr. Renate Schelling):

Die Bedeutung deutschen Stadtrechts im Norden und Osten des mittelalterlichen Europa – Lübisches und Magdeburger Recht als Gegenstand von Kulturtransfer und Träger der Frühmoderne

ist in erweiterter Form als Artikel in den Beiträgen der Sektion „Geschichte und Kulturgeschichte des Symposiums“ unten in diesem Band dokumentiert. ■

Anmerkung:

* Die Vorlesung wurde in estnischer Sprache vorgetragen; hier ist die deutschsprachige Zusammenfassung in zehn Thesen dokumentiert

**SEKTION GESCHICHTE UND
KULTURGESCHICHTE**

Friedrich Ebel / Renate Schelling

Die Bedeutung deutschen Stadtrechts im Norden und Osten des mittelalterlichen Europa

Lübisches und Magdeburger Recht als Gegenstand von Kulturtransfer und Träger der Moderne

Einleitung

Anlaß für die Tagung ist die Wiederkehr der Bewidmung Revals mit Lübischem Recht, ein Vorgang, der zu Recht für die Revaler Geschichte singulärer Eckpunkt ist, erfuhr doch die 1219 von Waldemar II. angelegte Stadt 1248 *omnia iura que habent cives Lybicensis*.¹ Ob vorher Rigisches Recht gegolten hat, wie es die älteste Aufzeichnung dieses Rechts nahelegt, ist ja nicht sicher. Vielleicht stand auch schon vor 1248 das Lübische Recht in Reval (estn. Tallinn) in (ungenehmigter) Übung.

Über diese singuläre Entwicklung – singulär für Reval, für Estland vergleichbar noch die der Stadtrechte von Wesenberg (estn. Rakvere) Narva, anders Hapsal (estn. Haapsalu) – soll hier jedoch nicht näher berichtet werden. Es interessiert die Rolle dieser Bewidmung und des Schicksals von Stadtrecht und Rechtskreis in größerem Bezug, in solchem des Ostseeraums überhaupt, darüber hinaus des osteuropäischen Stadtrechts insgesamt. Es wird sichtbar werden, daß Reval in diese Tradition eingebunden ist, daß es sich um mittel- und ost-, ja, um gesamt-europäische Phänomene handelt. Nicht nur wirtschaftlich ist das Städtewesen Estlands Europa verbunden, auch rechtskulturell ist es zu Anfang und bleibt es Bestandteil europäischen Bürgerwesens.

Städtewesen, Stadtrechtsfamilien, Bewidmungen und Oberhofbeziehungen im allgemeinen

Die Entstehung und Gestaltung der europäischen Stadt ist nicht (nur) als soziales, wirtschaftliches Phänomen zu erfassen, sondern ge-

kennzeichnet als vor allem rechtliche Sonderung urbanen Lebens von ländlich-feudaler Umwelt. Merkmale der Stadt sind nach Gerhard Dilcher städtischer Frieden, Recht, Freiheit, Verfassung: allesamt Rechtsbegriffe. Natürlich gibt es Zusammenhänge zwischen Villikationen, Siedlungsaggregationen älterer Herkunft, antiken *civitates* und den Städten des mittelalterlichen Europa, doch ist der Qualitätssprung zur europäischen Rechtsstadt nicht zu übersehen. In Süd-Nord- und West-Ost-Richtung vollzieht sich seit dem 12. Jahrhundert ein Übergang, der im Laufe des 13. Jh. das Ostseegebiet erreicht.

Allenthalben entwickeln sich Stadtrechte und Stadtrechtsfamilien, wobei zwischen solchen zu unterscheiden ist, die auf Gleichheit oder Ähnlichkeit der Entstehungsprozesse zurückzuführen sind – viele italienische Städte haben deswegen ähnliche rechtliche Gestalt, oder es wären die niedersächsischen Städte zu nennen – und solchen, die auf Gründung und damit verbundenem bewußten Akt der Rechtsverleihung beruhen. Letztere vor allem sind hier von Interesse. Sie sind bei der Urbanisierung von deutschem Altsiedelland zu beobachten: ein Musterbeispiel sind die Städtegründungen der Zähringer im alemannischen Gebiet des Oberrheins. Vor allem geht es dabei um die Gegenden der Siedlungsexpansion, die seit dem 12. Jh. von West- und Mitteleuropa ausgeht, in der einen Linie das Spanien der Reconquista erfaßt, in der anderen, von Deutschland ausgehend, Osteuropa von Siebenbürgen bis nach Rußland – und eben auch das Baltikum mit Estland.

Sei es bei Neugründungen, sei es bei Aussetzungen schon vorhandener Städte oder Dörfer zu deutschem Recht: die Vorgänge sind einander ähnlich bis gleich. Zumeist auf Bitten der neuangesiedelten Bürger erteilt der Stadtherr ein Privileg, in dem es dann heißt: „*Lubicensis civitatis juris beneficio habito nunc et habendo stabilientes confirmamus*“ (1218 für Rostock)², „*Dicte ville nostre cum habitatoribus suis libertatem perpetuam indulgemus, et jus legemque civilem, ad instar legum civilium Spirensis civitatis*“ (1219 für Annweiler)³ oder „*Concedo libertatem plenariam ... ad locandum Teutonicos vel alios hospites, in jure Theutonico vel alio modo, qui sibi videbitur expedire*“ (1222 für Ujest)⁴ und „*Statuimus autem in eisdem civitatibus jura Magdurgensia in omnibus sentenciis imperpetuum servari*“ (Kulmer Handfeste von 1233)⁵. Diese Privilegien sind Legion; verliehen wird allgemein deutsches Recht oder das Recht einer bestimmten Stadt, wobei etwa der Begriff „*ius teutonicum*“ in Polen oder Litauen schlechthin für das Magdeburger Recht steht.⁶

Freilich sind auch andere Formen des Wirksamwerdens deutschen Rechts zu beobachten.⁷ Von Norden nach Süden durchmustert ist festzuhalten, daß am Rande der Ostsee (mit nicht wenigen Hinterlandstädten) sich der lübische Rechtskreis entwickelt. Wilhelm Ebel hat 121 Städte und Kontore ausfindig gemacht, für die die Bewidmung mit Lübischem Recht sicher oder jedenfalls sehr wahrscheinlich ist.⁸

Die Städte und vielen Dörfer des magdeburgischen Rechtskreises zu zählen, ist hingegen – zumindest gegenwärtig – nicht möglich; ihre Zahl liegt jedenfalls um ein Vielfaches höher als die der Städte Lübisches Rechts. Ein Blick auf einschlägige historische Karten bestätigt dies sofort.⁹ Genannt seien nur die wesentlichen Landschaften: Im Westen strahlte das Magdeburgische Recht bis in das heutige Niedersachsen aus, doch war das zumeist eine spätere, nicht vor dem 15. Jh. einsetzende Erscheinung.¹⁰ Primärer Raum ist das Erzstift Magdeburg selbst¹¹ mit der angrenzenden Altmark. Die brandenburgischen Marken sind fast durchweg *terra iuris Magdeburgensis*, meist in der Spielart des Brandenburger Rechts. Pommern ist stadtrechtlich geteilt, die Grenze liegt etwa an der Oder; es gibt nicht selten ein Hin und Her zwischen Magdeburger und Lübischem Recht. Das Ordensland Preußen ist weitgehend magdeburgisch orientiert in der Spielart des Kulmer Rechts¹². Direkt mit der Elbestadt auch meist durch eine Oberhofbeziehung verbunden sind die Städte der Wettiner, der Lausitz¹³ und vor allem Schlesiens.¹⁴ Aber auch nach Böhmen¹⁵ und Mähren¹⁶ drang diese Form des Weichbildrechts. Von Polen¹⁷ und Litauen war bereits die Rede; dazu treten große Teile der Ukraine – in Kiew steht heute noch ein Denkmal, das an das Magdeburger Recht erinnert¹⁸ – und Einzelfälle in ungarischen Territorien.

Weit nach Osten vorgedrungen sind auch süddeutsche Stadtrechte, insbesondere die von Nürnberg und Wien, wobei der östlichste Punkt wohl mit Odessa am Schwarzen Meer erreicht ist. Auf die Auflistung innerdeutscher oder westeuropäischer Stadtrechtsfamilien sei verzichtet. Es gibt hier größere (so die der zähringischen Städte um Freiburg/Br.)¹⁹, auch wichtige kleinstädtisch/dörfliche (gut erforscht ist das Ingelheimer Recht²⁰). Vieles ist nur von der orts- und landesgeschichtlichen Forschung untersucht, eher versteckt denn veröffentlicht worden.

Die Gründe für den Erfolg der Exporte deutschen Stadtrechts müssen natürlich *in concreto* für jede einzelne Stadt ermittelt werden. Trei-

bende Kräfte in den östlich an Deutschland angrenzenden Reichen waren sicher zunächst die Fürsten, was zeigt, daß die Anwendung nationalstaatlicher Vorstellungen auf das Mittelalter insoweit anachronistisch ist²¹, doch leider lange die Diskussion verdunkelt haben, vor allem in den kaum „Dialog“ zu nennenden Äußerungen deutscher und polnischer Forscher.²² Auch die Kirche war nicht unerheblich beteiligt, besonders im Bereich der östlichen Expansion zu Lasten der griechisch/russisch-orthodoxen Glaubensgebiete. Vor allem die Klöster und Stifte waren mit Deutschen besetzt, anders als die Weltgeistlichkeit.

Es herrscht immerhin über einige Grundelemente Einigkeit. Schlagwortartig wird ein wesentlicher Aspekt zusammengefaßt von dem berühmten Satz des Privilegs Sobeslavs II. für die Deutschen in Prag (1176-1178): „*Noveritis, quod Theutonici liberi homines sunt*“.²³ Zu nennen ist das auch im Freiheitsbegriff liegende Lockargument für die namentlich nach dem Mongolendesaster 1241 benötigten Arbeitskräfte und das städtische Kapital. Zur Städtegründung selbst führten nicht selten die schlechten militärischen Erfahrungen dieses Debakels.²⁴ Wirtschaftliche Gründe waren letztlich Motor, weil nur in Städten die Umwandlung der Natural- in Geldwirtschaft möglich war, was insbesondere im Interesse der fürstlichen Einnahmen lag.

Die Landesherren konnten weiterhin den Einfluß der Magnaten durch selbständige freie Städte mindern. Hinderliche Beschränkungen alten Rechts wurden durchbrochen, dem deutschen Stadtbürger – Kaufmann wie Handwerker – gesicherte Verfassung und Rechtspflege garantiert und materielles Recht, das sich das Bürgertum eben für seine urbanen Bedürfnisse in Lübeck, Magdeburg und anderwärts geschaffen hatte.

Der magdeburgische Rechtskreis als Hauptbeispiel rechtlichen Kulturtransfers von der Elbe zum Dnjepr

Die Bewidmung einer Stadt mit dem Recht einer anderen hatte zu meist auch die Begründung einer heute sogenannten Oberhofbeziehung (eine in Anlehnung an mittelalterlich-westdeutsche Begriffe²⁵ schon von der frühen Neuzeit verallgemeinerte Bezeichnung²⁶) zur Folge. Einen echten Instanzenzug, in dem ein Rechtsmittel gegen ein ergangenes Urteil Revolutiv- und Suspensiveffekt haben konnte, gab es im deutschen mittelalterlichen Prozeßrecht nicht, zumal das Urteil nicht die *sententia definitiva* des gelehrten Rechts war, sondern ein

Spruch letztlich der Partei selbst über die Rechtslage.²⁷ Die Beteiligten konnten sich freilich häufig über das Urteil nicht einigen. „*Nu bete wir uns undirwisen, welche wir undir desin czweyn haldin sullin ...*“, „*Nu bete wir, das ir uns lutirt unde schribit, ab ...*“²⁸ sind Beispiele dafür, daß man schlicht Belehrung haben will. „Man“ sind hier die Schöffen des anfragenden Gerichts. Dann findet sich die Formulierung: „*In das magdeburgisch recht habin sich cleger und antwerter mit freyer wilkore ... gegeben*“²⁹ – eine Verabredung der Parteien, deren Grenze zur echten Schiedsvereinbarung nicht immer deutlich wird. Als Schiedsrichter treten die Oberhöfe, namentlich die Magdeburger Schöffen, nicht selten auf, vor allem im 15. Jh., entweder direkt gebeten: „*Bekennen ..., dat wy na dessen nagescreuen schulden unde antwerden vmb recht gefragt unde darupp vor recht gesproken hebben...*“³⁰, oder als Belehrungsinstanz vom Schiedsrichter bemüht: „*Dar uf so geben unde sprechen wir dese nachgeschreben rechte, als wir uns des flißklich erfarn haben unde von vorstendigen wissen des rechten gelernet sind*“, was nicht billig war: „*unde had gekost 24 rinsche gulden*“³¹. Häufiger wird offen gefragt: „*Konnen wir uns nicht geeynen und bitten euer ersame weysheit, uns czwischen beydin teilin czu vorschreibin, was recht sey*“³². Diese die Quellen füllende Begründung verweist auf die Gerechtigkeit eher gewährleistende Distanz des Oberhofs, nicht notwendig auf mangelhafte Rechtskenntnis der anfragenden Schöffen. Deutlich wird dies, wenn die Anfrage ausdrücklich dem Verdacht der Befangenheit begegnen will, vor allem wenn Mitglieder des anfragenden Gerichts am Verfahren beteiligt sind: „*Sulcher sachen haben wir vnuordocht wolt seyn ...*“³³.

Ein Zwang, so zu urteilen, wie der Oberhof entschied, bestand in der Regel nicht (wenn nicht das Recht der anfragenden Stadt dies vorsah, wie bei Helmstedt 1247³⁴, oder die Parteivereinbarung band). Eine Gerichtsgewalt des Oberhofs war nie begründet. Daß regelmäßig das Oberhofurteil, das ohne Richter erging, dennoch beachtet wurde (anschließende „Läuterung“³⁵ allerdings vorbehalten), ist dennoch verständlich. Es war die inhaltliche Autorität, die materielle Qualität der Rechtsprechung, die wirkte. Als sie nachließ, als dazu äußere Umstände wie die Territorialisierung der Länder negativ wirkten, war die große Zeit der Oberhöfe vorbei. Die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg überlebten nur diejenigen, die wie Leipzig sich als Konsultationsinstanz im Sinne der gelehrrechtlichen Aktenversendung wandelten.

*Die Magdeburger Stadt- und Gerichtsverfassung und ihre Adaption in den Städten Magdeburger Rechts*³⁶

Die Grundstrukturen der Magdeburger Stadt- und Gerichtsverfassung rühren noch aus dem 12., ihre wesentliche Ausformung hat sie an der Schwelle vom 13. zum 14. Jahrhundert erfahren. Um 975 gibt es Anzeichen für einen rechtsfähigen Kaufleuteverband, im 12. Jahrhundert sind Bürger (*cives*) zu fassen. Zeitgleich findet sich eine Herausbildung von patrizischen Oberschichten; aus ihnen rekrutiert, gewinnen Schöffen Einfluß auf die Gerichtsbarkeit neben den erzbischöflichen Organen, vor allem dem Burggrafen als Richter - die germanische Trennung von Richteramt und Urteilsfindern bleibt bis in das 19. Jahrhundert europaweit, für England bis heute, greifbar. Das Wirken des großen Erzbischofs Wichmann bezeugt eine Stadtrechtsurkunde von 1188, in der die Bedeutung des Schöffensstuhl und des *conventus civium* (*Burding*, s. u.) aufscheinen. 1294/1336 kommt es dann zu umfassenden (teilweise revolutionär veranlaßten) Änderungen. Die Ämter von Schultheiß und Burggrafen wurden von der Stadt erworben, die Schöffen verloren das Kooptationsrecht, zumindest vorerst, und maßgebliche Funktionen in der Verwaltung der Stadt. Typisch für das Magdeburger Stadtrecht wurde seitdem die Trennung von Schöffengericht und Stadtrat, letzterer dem ersten prinzipiell vorrangig, doch dies nicht im Sinne eines Instanzenzuges. Der Rat ist anfangs rein patrizisches Kollegium, seit 1330 bleiben nur noch für die fünf patrizischen Innungen Ratsstühle vorbehalten, zehn von gemeinen Innungen, zwei von gemeinen Bürgern besetzt. Das Ratmannenkolleg wird jährlich neu besetzt; vor dem dritten Jahr darf nicht wiedergewählt werden. Im 15. Jahrhundert gibt es den regierenden, den alten und den oberalten Rat mit jeweils zwölf Mitgliedern. Der Rat sorgt für die öffentliche Sicherheit, führt das städtische Siegel, ist Herr der Stadtmauer. Aufnahme in die Bürgerschaft und Stadtverweisung fallen in seine Kompetenz wie auch die Stellung des Richters und anderer Stadtbeamten. Dazu tritt namentlich die städtische Vermögensverwaltung. Rechtlich wichtig ist seine Befugnis, Willküren zu erlassen, d. h. die eigentliche städtische Rechtsetzung³⁷, sowie die Marktpolizei. Amtssitz ist seit dem 13. Jahrhundert das Rathaus (*pretorium, love, laube, radhus*). Eine Besonderheit des magdeburgischen Rechts waren die Innungsmeister, zunächst die der patrizischen Innungen, später auch die der *officia minora*. Abhängige Organe der Stadt seien nur zusammenfassend erwähnt.

So wurde die Magdeburger Verfassung Vorbild für die vielen Städte des Ostens und damit für die Stadt deutschen Rechts allgemein. Auch die lübischrechtliche Stadt unterschied sich davon – bei natürlich eigenständiger Wurzel - prinzipiell nicht. Zwar gab es auch Unterschiede in den Verfassungen und dem Recht der Städte, doch ist der norddeutsche Stadttypus im allgemeinen gleich. Zum einen betrafen die Unterschiede das Verhältnis zum Stadtherrn; kaum irgendwo kam es zu einer dem Status einer Reichsstadt fast gleichen Independenz wie zwischen Magdeburg und ihrem Erzbischof. Die Städte des Ostens (Ausnahme Lübeck) waren allesamt nicht reichsunmittelbar und diejenigen in Territorien außerhalb des Reichs errangen wohl nirgendwo eine ähnliche Stellung. Auch auf die Ämter wurden die Rechtssätze angepaßt: So ist im Ordensland der Komtur „Burggraf“ im Sinne des Magdeburger Rechts. Die Buß- und Gewettesätze konnten regional angepaßt werden; hinsichtlich der Sondererbfolgmassen Gerade und Heergewäte gab es mannigfache Unterschiede bis hin zur gänzlichen Abschaffung derselben. Doch blieb der Duktus unverändert: Die Bürger bildeten eine auf die *coniuratio* gegründete rechtliche Einheit, innerhalb der Stadt grundsätzlich frei, doch nicht gleich (Handwerker und Kaufleute gerieten deswegen nicht selten in kriegsähnliche Händel). Allgemeine Bürgerversammlung ist, vom 12. Jahrhundert bis in die Neuzeit bezeugt, das *Burding*. Zunächst nur Publikationsversammlung für die Erlasse der stadtherrlichen oder autonomen Gewalt, werden später seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auch Verhandlungen geführt und Beschlüsse gefaßt. Grundstücksverkehr und Erbrecht wurden privatautonomer Gestaltung nicht völlig anheimgegeben, doch jedenfalls insoweit, daß die Bildung privaten Kapitals bis zu gewaltigen Größenordnungen möglich wurde. Zur Ermöglichung solcher Ziele entwickelte sich ein immer spezieller differenziertes Stadtbuchwesen, bei dem der Eintrag etwa eines Grundstücksgeschäfts rechtskonstitutiv wirkte. Steuerverpflichtungen (der „Schoß“) und Wehrzwang sicherten die Stadtgemeinde ebenso wie ein stark entwickeltes Friedebewußtsein, das die landrechtlich bis in die frühe Neuzeit verbreitete Fehde zu beschränken suchte.

Diese Signaturen gelten für die Weichbildrechtsstadt magdeburgischen, mit wenigen Differenzierungen auch für diejenigen Lübischen Rechts. Kennzeichnend für letztere ist das Fehlen eines Schöffengerichts. Es ist der Rat, der sich (meist unter Abschiebung mancher Niedergerichtsfunktionen wie der Marktpolizei, nachbarrechtlicher Auf-

gaben u.ä.) als maßgebliches Gericht darstellt. Fast logisch ist in den Lübschen Städten die Rolle der Handwerker rechtlich wie politisch nicht so machtgreifend sichtbar wie im Binnenland. Die Ostseestädte sind mehr auf Fernhandel ausgerichtet als auf den Export ortsfertiger Manufaktur.

Stadtrecht/Landrecht: Rechtskreise und Begrifflichkeit

Stadt- und Landrecht sind im Mittelalter nicht nur personal unterschieden, sie sind auch qualitativ nicht identische Größen. Gleichheit ist ein dem Mittelalter fremder Gedanke, nicht nur im Rechtlichen. Der Mensch lebt gleichzeitig in verschiedenen Rechtskreisen: hat er Lehensgüter, gilt in dieser Hinsicht anderes Recht, als es für ihn als Mitglied der Kirche, als Stadtbürger, als Amtsträger seines Fürsten gelten würde³⁸. Das kann sich widersprechen. Die heute vielbeschworene Einheit der Rechtsordnung gab es nicht. Was kirchenrechtlich geboten oder zumindest erlaubt war – etwa ein Vermächtnis an den Altar der Pfarrkirche – konnte stadtrechtlich untersagt sein. Das Stadtrecht ist der Rechtskreis, den sich der Bürger, vor allem der rechnende Kaufmann, schafft. Er braucht Vorhersehbarkeit und Sicherheit vor unliebsamen Überraschungen in der Fremde – so wird die *vare* (Prozeßgefahr) früh abgeschafft (das Risiko des Prozeßverlustes bei geringstem Fehlverhalten im auswärtigen Prozeß). Die Haftung des Schiffers, Reeders, Befrachters für Schiff und Ladung bei den Fahrten über die gefährliche Ostsee mußte in Lübeck, Greifswald, Reval gleichmäßig geregelt sein. Alles dies garantierte das für die damalige Zeit moderne (Lübsche) Stadtrecht, und deswegen hatte es einen solchen Erfolg.

Der spezifisch lübschrechtliche Rechtszug

Der lübschrechtliche Rechtszug weist gegenüber etwa dem Magdeburger freilich einige Besonderheiten auf, die eine singuläre Geschlossenheit der Städte Lübschen Rechts begründen. Auch wenn Reval gerade hier Abweichungen zeigt, seien diese Besonderheiten genannt, denn sie zeigen einen Aspekt der übernationalen Gemeinsamkeiten des Ostseeraums, die sich im Bewußtsein der Völker wohl bis heute erhalten haben.

Eine nähere Darstellung hätte dem gültigen Werk Wilhelm Ebels zu folgen³⁹. Die meisten der lübschrechtlichen Städte haben sich zu Beginn ihrer Rechtsbeziehung eine Handschrift des Lübschen Rechts

beschafft, im Falle Revals durch Vermittlung eines fürstlichen Machthabers. Zwar gab es bis in die Neuzeit auch Auskünfte theoretischer Art (Attestate) über Lübisches Recht durch den Rat, der Rechtszug im engeren Sinne war jedoch anders beschaffen. Im Gegensatz zu den meisten übrigen deutschrechtlichen Städten setzte der Rechtszug nach Lübeck eine gerichtliche Entscheidung in der anfragenden Stadt voraus. Eigentlich war es bereits eine Appellation.⁴⁰ Dieser Art von Rechtszug war eine stadtrechtliche Neuschöpfung. Für 35 Städte ist der Rechtszug bezeugt, für manche lübischrechtlichen Städte war der Rechtszug an die Trave verboten. Im übrigen war Grundlage des Rechtszugs das Lübische Recht selbst, das die Schelte nach Lübeck ausdrücklich vorsah. Sie stand dem zu, dem der Rat seiner Stadt ein Urteil gefunden hatte, „*dat it eme nicht recht ne dunket*“⁴¹, war also auf die Parteien beschränkt - sicher eine lübische Neuschöpfung. Mit dieser Etablierung als „oberstes Recht“ errang der Lübecker Rat auch ein vorzügliches Mittel seiner Vormachtpolitik. Schriftliche Urteilsausfertigungen gab es zunächst noch nicht; Ausnahmen galten nur für Elbing und namentlich Reval wegen der damals gewaltigen Wegstrecke. Die Revaler haben sich diese Vergünstigung als jederzeit widerrufliche Gnade von Lübeck erbitten müssen. Immerhin war man dort gut aufgehoben: „*Wetet, leven frundes, dat unse recht is der worden kortlik, der saken witsichtig*“⁴², kann der Lübecker Rat 1402 feststellen, und er hatte Recht damit, wie die jahrhundertelange Erfolgsgeschichte des Lübischen Rechts beweist.

Ich breche hier die Schilderung des Rechtszugs Reval-Lübeck ab. Manches müßte hier zumindest angerissen werden: die lübische Rechtsverwaltung, die spezielle lübische Stadt- und Gerichtsverfassung, das lübische Seerecht (eigentlich ohne Anbindung an eine konkrete Stadt gewissermaßen „auf dem Wasser schwebend“)⁴³. Oder es wäre auf das deutsche/lübische materielle Strafrecht (Landfrieden, Stadtfrieden) einzugehen. Es ist erstaunlich, wie schnell sich Landfriedensrecht in den Städten verbreitete, dort zum Inhalt des stets wichtigen Stadtfriedens wurde. Verbote des Waffentragens sind Legion. Die Oberhöfe, namentlich Magdeburg, aber auch Lübeck, nehmen bei innerstädtischen Konflikten regelmäßig Partei der nicht aufständischen Seite, insbesondere der Stadtohrigkeit gegenüber rebellierenden Unterschichten. Hier wird die politische Dimension der Oberhofbeziehung deutlich.⁴⁴ Oder das innerstädtische Recht wäre zu betrachten, insbesondere das Privatrecht mit seinen Grundsätzen des freien Grund und Bodens

oder seinem hochentwickelten Kaufmannsrecht. Hierüber wurden Bücher geschrieben und es wären weitere nötig. Gerade das Privatrecht zeigt den Bürger als die tragende Form der Stadt als „Treibhaus moderner Staatlichkeit“, wie dies dann im historisierenden 19. Jahrhundert als politische Parole benutzt wurde.⁴⁵

Alles aber zeigt die (relative) Autonomie der Stadt, sichtbar im Verhältnis zum Stadtherrn oder des Verhältnisses der Bürger zur Feudalstruktur des Umlands. In dem Beitrag von Ulrich Simon über die spezielle Beziehung Revals zu Lübeck auf rechtlichem Gebiet ist in diesem Band vieles weitere davon zu lesen. Festzuhalten ist jedenfalls, daß für die Stadtgemeinde die Selbständigkeit der Bürger, gründend auf dem Bürgereid als Geltungsgrund städtischer Gemeindebildung, maßgeblich ist. 750 Jahre Stadt Lübischen Rechts heißt: 750 Jahre eine Stadt freier Bürger - diese historische Feststellung sei zugleich Forderung wie Prognose für das kommende Dreivierteljahrtausend! ■

Anmerkungen:

- ¹ Ebel, Wilhelm: Lübisches Recht, Bd. 1, Lübeck 1971, S. 86-88.
- ² Diestelkamp, Bernd: Quellensammlung zur Frühgeschichte der Deutschen Stadt (bis 1250), in: Diestelkamp, Bernd / Martens, Mina / Van de Kieft, C. / Fritz, Birgitta: *Elenchus Fontium Historiae Urbanae I*, Leiden 1967, Nr. 120, S. 189f.
- ³ Ebda., Nr. 123, S. 195f.
- ⁴ Ebda., Nr. 126, S. 201f.
- ⁵ Ebda., Nr. 153, S. 238-245.
- ⁶ Vgl. Schubart-Fikentscher, Gertrud: Die Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Osteuropa, Weimar 1942, S. 37ff., 255ff.
- ⁷ Ebel, Wilhelm: Lübisches Recht (wie Anm. 1), S. 27-29.
- ⁸ Ebda., §§ 3-7, S. 29-102.
- ⁹ Die wohl immer noch beste Karte ist hrsg. von der Stadt Magdeburg, entworfen von E. Marcks, Heidelberg-Berlin o. J. (doch ca. 1938).
- ¹⁰ Vgl. Ebel, Friedrich: *Magdeburger Recht*, Bd. 1: Die Rechtssprüche für Niedersachsen, Köln/Wien 1983.
- ¹¹ Viele Quellen bei Friese, Victor / Liesegang, Erich: *Die Magdeburger Schöffensprüche für Gross-Salze, Zerbst und Anhalt, Naumburg und aus dem Codex Harzgerodanus*, Bd. 1, Berlin 1901.
- ¹² Ebel, Friedrich: *Kulmer Recht - Probleme und Erkenntnisse*, in: Jähmig, Bernhart / Letkemann, Peter (Hrsg.): *750 Jahre Kulm und Marienwerder*, Beiträge zur Geschichte Westpreußens 8, Münster 1983, S. 9-26.
- ¹³ Becker, Walter: *Magdeburger Recht in der Lausitz, sein Geltungsbereich und seine Denkmäler: ein Beitrag zur Geschichte des Magdeburger Rechts*, Stuttgart 1931.
- ¹⁴ Hierzu vor allem die Editionen von Goerlitz, Theodor/Gantzer, Paul: *Die Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilungen für Schweidnitz*, in: Markmann, Fritz:

- Die Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilungen, Reihe 7: Schlesien, Bd. 1, Stuttgart/Berlin 1940; Ebel, Friedrich: Magdeburger Recht, Bd. 2: Die Rechtsmitteilungen und Rechtssprüche für Breslau, Teil 1: Die Quellen von 1261 bis 1452, Köln/Wien 1989, und Teil 2: Die Quellen von 1453 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, Köln/Weimar/Wien 1995.
- ¹⁵ Weizsäcker, Wilhelm: Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilungen für den Oberhof Leitmeritz, in: Markmann, Fritz: Die Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilungen, Reihe 9: Sudetenland, Bd. 1, Stuttgart/Berlin 1943.
- ¹⁶ Ebda.
- ¹⁷ Den wichtigen Teil Posen dokumentiert Goerlitz, Theodor: Das Rechtsbuch der Stadt Posen, insbesondere seine Verwandtschaft mit anderen deutschen Rechtslandschaften, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte: Germanische Abteilung (im Folgenden: ZRG GA) 60 (1949), S. 143-196; die Rechtsprechung des Krakauer Oberhofs deutschen Rechts nunmehr bei Łysiak, Ludwig: *Ius supremum Maydeburgense castri Cracoviensis 1356-1794: Organisation, Tätigkeit und Stellung des Krakauer Oberhofs in der Rechtsprechung Altpolens*, Frankfurt/Main 1990.
- ¹⁸ Lück, Heiner: Das Denkmal des Magdeburger Rechts in Kiew, in: Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde 12 (1990), S. 109.
- ¹⁹ Bastian, Johanna: Der Freiburger Oberhof, Veröffentlichungen des alemannischen Instituts, Bd. 2, Freiburg 1934
- ²⁰ Gudian, Günther: Ingelheimer Recht im 15. Jh., in: Erlen, Adalbert/Schlesinger, Walter/Wegener, Wilhelm: Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, N. F., Bd. 10, Aalen 1968, S. 23.
- ²¹ So zu einem bemerkenswerten Zeitpunkt auch Gertrud Schubart-Fikentscher (wie Anm. 6), S. 37ff.
- ²² Sporn, Thomas: Die „Stadt zu polnischem Recht“ und die deutschrechtliche Gründungsstadt, Frankfurt/Bern 1978.
- ²³ Wilhelm Weizsäcker: Quellenbuch z. Gesch. der Sudetenländer I, München 1960, Nr. 12 (c. 13).
- ²⁴ Schubart-Fikentscher, Gertrud: Die Verbreitung (wie Anm. 6), S. 242.
- ²⁵ Ebel: Friedrich, *Statutum* und *ius fori* im deutschen Spätmittelalter, in: ZRG GA 93 (1976), S. 100-153.
- ²⁶ Statt aller: Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532, *Constitutio Criminalis Carolina*, Art. 219.
- ²⁷ Landwehr, Götz: „Urteilsfragen“ und „Urteilsfinden“ nach spätmittelalterlichen, insbesondere sächsischen Rechtsquellen, in ZRG GA 96 (1979), S. 1-37; Ebel, Wilhelm: Lübisches Recht (wie Anm. 1), S. 103-127.
- ²⁸ Ebel, Friedrich: Magdeburger Recht, Bd. 2,1 (wie Anm. 14), Nr. 195, ca. 1363, S. 124f.
- ²⁹ Ebda., Nr. 288, S. 181f.
- ³⁰ So 1424; s. ebda., Bd. 1, I.5.1.c, S. 95.
- ³¹ Ebda., II.2.1.c u. d, S. 194 und S. 198.
- ³² 1420, Ebda., Bd. 2,1, Nr. 309, S. 206f.
- ³³ Ebel, Friedrich: Magdeburger Recht, Bd. 2,2 (wie Anm. 14), Nr. 625 (1466), S. 360-363.
- ³⁴ Ebel, Friedrich: *Statutum* und *ius fori* (wie Anm. 25).

- ³⁵ Buchda, Gerhard: Die Rechtsmittel im sächsischen Prozeß, in: ZRG GA 75 (1958), S. 274-348.
- ³⁶ Vgl. umfassend Schranil, Rudolf: Stadtverfassung nach Magdeburger Recht, Untersuchungen z. dt. Staats- u. Rechtsgeschichte 125, Breslau 1915.
- ³⁷ Ebel, Friedrich: Artikel „Willkür“, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 9, hrsg. von Bautier, Robert-Henri u.a., München 1998. Sp. 217ff.
- ³⁸ Leiser, Wolfgang: Schichtspezifisches Privatrecht, in: ZRG GA 93 (1976), S. 1-20.
- ³⁹ Ebel, Wilhelm: Lübisches Recht (wie Anm. 1), § 8, S. 103-127.
- ⁴⁰ Ebda., S. 106-127; die Angriffe gegen diese These bei Weitzel (Weitzel, Jürgen: Über Oberhöfe, Recht und Rechtszug, Göttinger Studien zur Rechtsgeschichte 15, Göttingen 1981, S. 135ff.) sind haltlos.
- ⁴¹ Nur in den deutschen Handschriften, z. B. bei Korlén, Gustav: Norddeutsche Stadtrechte, 2.: Das mittelniederdeutsche Stadtrecht von Lübeck nach seinen ältesten Formen, Lunder Germanistische Forschungen 23, Lund/Kopenhagen 1951, c. 112, S. 114f.
- ⁴² Zitat nach Ebel, Wilhelm: Lübisches Recht (wie Anm. 1), Vorblatt.
- ⁴³ Wilhelm Ebel: Revaler Frachtgerichtsurteile, in: Derselbe, Rechtsgeschichtliches aus Niederdeutschland, Göttingen 1978, S. 305.
- ⁴⁴ Ebel, Friedrich: Die Magdeburger Schöffen und die Politik, in: Festschrift für Rolf Lieberwirth, Köln/Weimar/Wien 1998, S. 29-40.
- ⁴⁵ Kroeschell, Karl: Stadtrecht und Landrecht im mittelalterlichen Sachsen, in: Koolman, Egbert / Gäßler, Ewald / Scheele, Friedrich (Hrsg.): Der sassen speyghel: Sachsenspiegel – Recht – Alltag, Bd. 1: Bilderhandschriften des Sachsenspiegels: Niederdeutsche Sachsenspiegel, Ausst.-Kat., Oldenburg 1995, S. 17-32.

Ulrich Simon

Appellationen von Reval nach Lübeck

Aus zurückgekehrten Akten des Archivs der Hansestadt Lübeck

Das Lübische Recht war ein Stadtrecht und verbreitete sich mit der deutschen Ostsiedlung in Städten vor allem des Ostseegebiets. Vielfach gab es dort bereits Ansiedlungen, so daß die Verleihung eines neuen Rechts, das eine Stadt gegenüber dem anders verfaßten Umland heraus hob, und der Zuzug deutscher Einwohner als Akt der Neugründung anzusehen sind. Kaufleute aus Lübeck waren an solchen Gründungen von Städten mehrfach beteiligt. Daß sie die ihnen gebräuchlichen Rechtsgewohnheiten anwandten, hat sicher auch die Entscheidung eines Landesherrn, Städte nach deren Vorbild zu verfassen, beeinflußt.

König Waldemar II. von Dänemark ließ im Jahr 1219 die Stadt Reval (estn. Tallinn) gründen. Nach bisheriger Meinung übertrug erst sein Nachfolger Erich IV. Plogpennig 1248 den Bürgern von Reval das Lübische Recht. Dieser spricht in der Urkunde von „allen Rechten, die die Lübecker Bürger besaßen“. Hervorgehoben wird vor allem die Zollfreiheit.¹ Die Verleihung wird mit dem Verb *remittere* ausgedrückt. Hiermit ist eine Bestätigung oder erneute Vergabe von zur Zeit oder früher einmal vorhandenem Recht gemeint. Wenn dieses Vorhandensein nicht auf die Regierungszeit Erichs IV. (1241-1250) zu beziehen ist, so kommt nur die Herrschaft Waldemars II. (1202-1241), der Reval gründete, in Betracht. Nach der Schlacht bei Bornhöved verlor Waldemar II. bis zum Jahr 1238 u.a. Reval an den Schwertbrüderorden.² In dieser Zeit könnte in der Stadt Lübisches Recht außer Gebrauch geraten sein. Nicht in der kurzen Regierungszeit Abels (1250-1252), aber durch dessen Nachfolger Christof I. (1252-1259) wurde Reval 1255 das Lübische Recht erneut bestätigt, indem speziell die Bereiche Bauwesen, Frieden und Recht genannt sind.³ Es hat den An-

schein, als ob der Landesherr jeweils Teile des Rechts gesondert verlieh, was damit zu erklären sein kann, daß beim Aufbau und Wachstum der Stadt zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Anforderungen bestanden. Daraus ist auch zu folgern, daß in Reval von Anfang an Grundzüge des Lübisches Rechts mit Willen des Stadtherrn in Gebrauch waren.⁴

Unter den mit Lübischem Recht bewidmeten Städten fungierte der Rat der Stadt Lübeck selbst als Oberhof. Das heißt, nachdem vor dem Rat einer solchen Stadt ein Verfahren mit einem Urteil abgeschlossen worden war, konnte die unterlegene Partei durch Appellation nach Lübeck dagegen vorgehen. Ein solcher Rechtszug zum Ausgangsort des Rechts gründete sich auf die Auffassung, daß dort die bessere Kenntnis und größere Erfahrung im Umgang damit vorlag.⁵ Die Tochterstädte holten in Lübeck z.B. allgemeine, nicht auf einen konkreten Prozeß bezogene Rechtsweisungen ein. Sie sollten auf Verfahren angewandt werden, in denen noch kein Urteil gesprochen war. Dieses Vorgehen entspricht der Urteilsschelte im deutschrechtlichen Prozeß. Andererseits konnte der Lübecker Rat auch von den streitenden Parteien nach einem abgeschlossenen Verfahren angegangen werden. Solche Vorgänge wurden als Appellationen bezeichnet.

Einzelfälle, die die Funktion des Lübecker Rats als Oberhof belegen, sind unter dem Stichwort Appellationen bei den Lübecker Senatsakten abgelegt. Dennoch liegt nach heutigen juristischen Verständnis damit keine Appellation vor, da vor dem Lübecker Rat der entsprechende Prozeß nicht noch einmal mit Beweisaufnahmen aufgerollt wurde. Indem der Rat nur über die korrekte Anwendung des Rechts entschied, lag nach heutigen Begriffen mit der Entscheidung des Lübecker Rats eine Revision vor.⁶ Nicht alle Tochterstädte Lübisches Rechts wandten sich an den Lübecker Oberhof; nur von 33 der über 100 mit Lübischem Recht bewidmeten Städten liegen Appellationen nach Lübeck vor, darunter eine große Anzahl aus Reval.⁷

Das Verfahren des Rechtszugs einer Tochterstadt nach Lübeck war normalerweise mündlich. Die streitenden Parteien hatten Bevollmächtigte (Prokuratoren) nach Lübeck zu senden oder dort zu wählen. Wegen der großen Entfernung wurde sehr „früh nur für Elbing (poln. Elbląg) und Reval die schriftliche Übersendung der Urteile hin und zurück“ gewährt. Lübeck sah die schriftliche Appellation Revals als „jederzeit widerrufliche Gnade“ an. Der früheste Beleg, der das schriftli-

che Verfahren aus Reval anzeigt, wie es aber wohl auch schon vorher gehandhabt wurde, datiert ins Jahr 1366, entstammt dem Revaler Stadtarchiv und ist ungedruckt.⁸ Ins Jahr 1390 datieren 21 Rechtsweisungen, die am Schluß eines Revaler Kodex⁷ des Lübischen Rechts aus dem Ende des 13. Jahrhunderts von den Händen mehrerer Revaler Stadtschreiber überliefert sind. Bunge vermutet, daß sie „vielleicht aus Lübeck nach Reval ergangene Rechtsprüche“ darstellen.⁹ Einblick in die Lebenswirklichkeit, wie sie in einem Prozeß aufscheint, geben sie nicht. Sie sind für den Rechtshistoriker von Interesse und sollen hier nicht eingehend untersucht werden.

Hier vorzustellen sind hingegen einige Revaler Appellationen, die sich unter diesem Betreff in den Lübecker Senatsakten erhalten haben und Einblick in konkrete Rechtsstreitigkeiten geben. Die wenigsten davon sind ediert oder registriert, alle der zu vier Konvoluten zusammengefaßten insgesamt 144 Fälle, die den Zeitraum von 1421-1610 umfassen, waren ausgelagert, und nur das erste sowie das letzte Konvolut mit zusammen 62 Fällen sind von der Auslagerung während des Zweiten Weltkriegs bisher zurückgekehrt.¹⁰ Die Forschung mag durch vorliegenden Beitrag auch deshalb angeregt werden, als nicht nur Lübeck, sondern auch Reval inzwischen wieder über sein Archivgut verfügt, was zu jeweils weiterer Beschäftigung einlädt.

Die erste in den fraglichen Lübecker Akten nachweisbare Appellation stammt vom 17. Dez. 1421 und wurde von Ebel auszugsweise im Regest bereits mitgeteilt.¹¹ Bei genauerem Einstieg in den Text, ergibt sich unschwer, daß für das Regest nur der juristische Sachverhalt interessierte, nämlich die Testierfähigkeit und geistige Gesundheit des Testators. Hierbei gingen, wie es bei einem Auszug naheliegt, durchaus erwähnenswerte Details, nicht nur zur Prosopographie, sondern auch zur Handelsgeschichte verloren. Der verstorbene Testator Hans van den Eycken stammte nämlich nicht aus Reval, sondern aus Dorpat (estn. Tartu); von dort kamen auch die Vormünder von dessen Witwe, als dortige Bürger bezeichnet. Ihre Namen waren Hartwich Houëman und Rötger Römer. Und diese bezweifelten nicht nur die Testierfähigkeit des kranken Hans van den Eycken, sondern sie beschuldigten zugleich die Testamentsvollstrecker der massiven Einflußnahme bei Abfassung des Testaments.¹² Diese namentlich nicht genannten Testamentsvollstrek-

ker teilten mit, daß in Dorpat Hans van der Eycken von seinen Vormündern mit Erreichen der Volljährigkeit sein Gut erhalten und damit selbständig vier Jahre Kaufhandel „seewärts“ getrieben hatte. Nachdem er nach Reval gekommen war, wurde er krank und setzte daher sein Testament auf, das von zwei Ratmännern bezeugt und besiegelt worden war. Die Vollstrecker behaupteten die geistige Gesundheit des Testators. Der Rat von Reval hatte das Testament als gültig angesehen. Auf Grund der Eingabe der Witwe bzw. von deren Vormündern ging die Appellation nach Lübeck. Der Lübecker Rat schloß sich dem Urteil des Revaler Rats an, d.h. das Testament wurde für gültig erklärt.¹³

Anders als sonst bei Appellationen, wo die unterlegene Partei bzw. deren Vertreter vor dem Lübecker Rat erschienen, fertigte stets der Rat der Stadt Reval das Schreiben an den Lübecker Rat aus, worin der Prozeßverlauf in Reval bis zum Urteil und dem Berufungswunsch beschrieben wurde. Die Antwort des Lübecker Rats wurde diesem Schreiben als Konzept in stark gekürzter Form beigelegt, da sie so für die eigenen Akten genügte, während die Ausfertigung nach Reval ging.¹⁴ Bemerkenswert erscheint, daß einmal eine Partei beglaubigte Prokuratoren in Lübeck wählte, obwohl dies bei dem durch Reval praktizierten schriftlichen Verfahren gar nicht notwendig war.¹⁵

Anfänglich lag stets die Antwort aus Lübeck in gekürzter Form dem Vorgang bei. Nach 1446 wurde dies nicht mehr praktiziert,¹⁶ daß es doch 1474 noch einmal vorkam, ist als Einzelfall anzusehen.¹⁷ Seit wann die Antwort aus Lübeck den eigenen Akten wieder beigegeben wurde, ist derzeit nicht zu überprüfen, da sie nicht vollständig zurückgeführt worden sind; der früheste Nachweis anhand des z.Z. vorhandenen Materials ist ein mit vollem Wortlaut abgefaßtes Konzept des Lübecker Rats an Reval aus dem Jahr 1537.¹⁸ Soweit ich überprüfen konnte, folgte der Lübecker Rat meist dem Urteil des Rats von Reval, d.h. nach Auffassung Lübecks hatte diejenige Partei, die als Urteilschelter auftrat, das Urteil meist „verloren“.¹⁹

Fragen, die hier nicht beantwortet werden, aber für zukünftige Forschungen interessant sein können, sind z.B., ob durch die schriftliche Fixierung, die ja der Rat in Reval vornahm, eine Entscheidung des Lübecker Rats von vornherein stärkerer Beeinflussung zugunsten der Vorinstanz unterlag, als wenn die Parteien ihre Positionen in Lübeck ausschließlich mündlich darzustellen gezwungen waren. Um hier zu einer relevanten Aussage zu kommen, wurden zunächst die wenigen aus El-

bing, das ja auch schriftlich appellieren durfte, erhaltenen Appellationen überprüft; dort liegt jedoch kein Lübecker Urteil der Akte bei.²⁰ Falls von den anderen Städten, von welchen Appellationen vorliegen, Urteile sowohl der Vorinstanz als auch des Lübecker Oberhofs enthalten sind, was nicht überprüft werden konnte,²¹ wäre zu untersuchen, ob dort die Urteile des Oberhofs öfter von denen der vorhergehenden Instanz abwichen. Daraus resultiert die Frage, mit welcher Aussicht auf Erfolg die in der Vorinstanz unterlegene Partei überhaupt in das Appellationsverfahren gegangen ist. Unter Umständen ist die Entscheidung, eine Revision in Lübeck anzustrengen, auch aus Gründen des Prestiges getroffen worden, wie dies bisweilen auch geschah, wenn die Reichsgerichte bemüht wurden.²²

Vor dem Revaler Rat selbst beobachtete Ebel innerhalb des Lübschen Rechtskreises die früheste „wahlweise“ Zulassung des schriftlichen Prozesses, während der Lübecker Rat ein schriftliches Klagebittell vor dem Rat zu Rostock, von welchem die Appellation nach Lübeck gelangte, noch im Jahr 1543 verwarf.²³ Dennoch entwickelte sich im 16. Jahrhundert auch „das lübische Rechtszugverfahren [...] in Richtung auf den allgemein verbreiteten Kammer- und Hofgerichtsprozeß“,²⁴ in welchem das schriftliche Verfahren vorherrschte.

Ein kurzes Regest über Inhalt des Revaler Urteils, über die Streitparteien oder auch nur ein Datum als Präsentatsvermerk findet sich von Anfang an fast durchgehend, meist auf dem Adressenfeld des aus Reval eingegangenen Schreibens. Ebendort brachten Lübecker Ratssekretäre bei drei verschiedenen Appellationen des Jahres 1469 Notizen mit etwa folgendem Wortlaut auf: „Dit ordel wart gesproken des vridages vor Galli confessoris anno etc. LXIX“,²⁵ Daraus kann geschlossen werden, daß entweder die Urteile nun in Lübeck in einem gesonderten Register nachgesehen werden konnten. In diesem Fall wäre wohl auch der Inhalt des Urteils von Interesse gewesen. Ein solches Register hat sich im Archiv der Hansestadt aber nicht erhalten. Oder die Notiz diente nur dem Nachweis, daß die Antwort aus Lübeck bereits erteilt worden war. Dann würde weniger der Inhalt selbst als die Einhaltung einer Frist den Anlaß zur Notiz gegeben haben.²⁶

In den frühesten der vorhandenen Appellationsprozesse nach Lübeck wird relativ häufig Flandernhandel berührt. Trotz der Auseinandersetzungen der Hanse mit den Holländern in der Ostsee seit 1417, des von Dänemark erhobenen Sundzolls und trotz des anschließenden

Kriegs der wendischen Hansestädte gegen König Erich den Pommern 1426-1435,²⁷ wurde weiter wegen Streitigkeiten, in welchen flandrische Produkte eine Rolle spielten, nach Lübeck appelliert. Wenn diese Ereignisse nicht als Zäsur wirkten, waren sie vielleicht indirekt sogar entscheidend dafür, daß der Handel Revaler Kaufleute mit Brügge zur Sprache kam. Nach der umfangreicheren Akte über den Streit zwischen Berthold Burhammer aus Danzig (poln. Gdańsk) und Hinrik Berke aus Lübeck sowie Meineke Verling aus den Jahren 1441-1443, worin mehrfach Geschäfte in Brügge (frz. Bruges) angesprochen werden,²⁸ wird dieses Thema längere Zeit nicht mehr genannt und erst 1469 wieder in einem Prozeß erwähnt.²⁹ Dafür sind es nun vermehrt Erbschaften, Nachlässe und Schulden, ohne daß überregionale Aspekte des Handels in der bisherigen Weise aufscheinen.

Wenn sich die Forschung oft wünscht, die Geschäftsbücher und -papiere der Hansekaufleute einsehen zu können, die nur in wenigen Fällen im Original überliefert sind, hier wird schlaglichtartig und manchmal sehr detailliert Einblick gewährt. Im Jahr 1422 wird sogar die Gründung einer Handelsgesellschaft mitgeteilt, in die beide Partner Kapital in derselben Höhe eingaben. Wer die Geschäftsführung besaß, ist allerdings nicht genau zu erkennen, so daß der Typ der Gesellschaft nicht bestimmt werden kann. An Waren werden fast nur die aus Flandern importierten Produkte Leinwand und Salz genannt,³⁰ in einem anderen Prozeß aus dem Jahr 1423 erscheint sogar die genaue Herkunft des Salzes, nämlich Brouage nahe der Ile de l'Oléron, in einem Prozeß von 1424 aus Flandern nach Preußen verhandelte Leinwand.³¹

Dieser letzte angesprochene Fall soll hier genauer betrachtet werden, da eine Menge von zusätzlichen Umschlagplätzen und Waren erwähnt werden. Der Revaler Kaufmann Bertold Zanders behauptete folgenden Sachverhalt: Er handelte mit Leinwand, die er nach Preußen verkaufte. Hierunter befanden sich Stücke aus Oudenaarde (Oldenarde). Sein Geschäftspartner, der die Leinwand aus Flandern absandte, hieß Hermann Nyehus, der Empfänger der Sendung in Preußen hieß Hildebrand van der Heyde; van der Heyde war mit der Zahlung von Silber und 1/16 der Schiffsladung in Schwierigkeiten: Zanders mußte gegen ihn klagen und erhielt die Schiffsladung schließlich vor Gericht in Danzig übertragen; Nyehus ließ sie aber bei Ankunft in Flandern beschlagnahmen. Daher klagte nun Zanders gegen Nyehus auf deren

Rückgabe. Nyehus entgegnete darauf, daß die nach Preußen gesandte Leinwand ihm und Johann van Vemeren gehörte, da er sie in Dortmund aus dem Arrest hatte lösen müssen. Die Bezahlung für die in Preußen verkaufte Leinwand hätte der Schiffer Vluwerke an Nyehus vornehmen sollen.³² Verhandelt vor dem Rat zu Reval wurde nicht die Frage, wem das Eigentumsrecht an der Leinwand zustand, denn Zanders hatte behauptet, er hätte Guthaben in Flandern besessen, womit wohl der Posten Leinwand oder das Geld für dessen Erwerb gemeint war; verhandelt wurde vielmehr über den rechtmäßigen Besitz des Anteils an der Schiffsladung. Hier entschied der Rat von Reval, Zanders solle in deren Besitz bleiben, wenn er beweisen könne, daß sie ihm in Danzig rechtmäßig übertragen worden war. Diesem Urteil schloß sich Lübeck im Verfahren der Appellation an. Da eine Urteilsbegründung fehlt, kann daraus nur geschlossen werden, daß die Nennung zumindest einer glaubwürdigen Gerichtsstanz, hier also der Rat der Stadt Danzig, dem Lübecker Rat genügte und nicht die Klärung sämtlicher Eigentumsverhältnisse. Für die Geschichte des Handels ist hervorzuheben, daß Revaler Kaufleute Tuchhandel nach Preußen betrieben, während die nach Flandern umgeschlagenen Güter unerwähnt blieben.³³ Der Revaler Kaufmann scheint allein in der Rolle des Kapitalgebers gestanden zu haben, die Geschäftsführung lag bei den Geschäftspartnern an den Zielpunkten der Waren.

Auch die Einfuhrverbote englischer Laken in das Gebiet der Hanse spiegeln sich in den Appellationsakten wider. Die Hansestädte hatten 1470 „die Einfuhr aller englischen Erzeugnisse [...] verboten“, was mit dem Frieden von Utrecht 1474 zwar aufgehoben war, doch dieser Friedensvertrag setzte „dem englischen Preußenhandel ein Ende“.³⁴ Inwieweit Reval, d.h. die livländischen Städte, davon profitierten bzw. ob die vermehrte Berührung des Lakenhandels in den Appellationsakten hiervon ein schriftlicher Niederschlag ist, bedarf weiterer Untersuchungen. Hier sei nur gesagt, daß die 1472 als Kaufleute der deutschen Hanse bezeichneten Kontrahenten Hans Schruckert und Hans Westhoff ausdrücklich damit Handel trieben.³⁵ Bei den nur als Terling „Westerlindesch“ bezeichneten Waren des Jahres 1473³⁶ handelte es sich ebenso um englische Laken.³⁷

Unter den Stücken des 15. Jahrhunderts ist auf die Liquidation der zwischen Burse Gravenhorst und Hermen Wenth zu Lübeck geschlossenen „vrye(n) selschop, sendynghe unde hantrekinge“ hinzuweisen,³⁸

die nach dem Tod Burses nicht liquidiert, sondern von dessen Frau und später von deren neuem Ehemann, Baltasar Bocholt, weitergeführt wurde. Der zweite Teilhaber, Wenth, hatte zwar die Absicht, nach Lübeck zu segeln, wo ein Teil der Waren unverkauft lagerte, und die Gesellschaft aufzulösen, doch ereilte ihn vorzeitig der Tod. Balthasar Bocholts Bruder Jasper sowie Dietrich Kregenvenger [in Reval] ließen den Nachlaß von Hermen Wenth zunächst mit Arrest belegen und sich in den Besitz einwältigen. Sie forderten außerdem, in dem Besitz zu verbleiben, da die Erben Wenths nicht fristgemäß Einspruch erhoben hatten. Jasper Bocholt klagte nun gegen Jakob Wenth, einen Priester, um die Echtheit bzw. Geltung von Auftrag bzw. Abrechnung des verstorbenen Gesellschafters Hermen Wenth. Der Revaler Rat war in diesem Fall noch zu keinem Urteil gelangt, sondern bat in Lübeck um Rechtsweisung und sandte in Kopie das Schreiben des Hermen Wenth mit. Auch die Antwort aus Lübeck ist dem Vorgang weder beigelegt noch ist sie marginal auf dem Eingangsschreiben selbst vermerkt. Der Tod beendete demnach nicht automatisch eine bestehende Handelsgesellschaft. Vielmehr war der Tod u.U. die „Chance“ für die Witwe, das Geschäft selbst bzw. später mit neuem Ehemann weiterzuführen.³⁹

Ein anderer Fall erweckt zunächst die Neugier, weil er in zwielichtige Machenschaften von Alchimisten Einblick gewährt: Ein als Arzt (medicus) bezeichneter „Meister“ Jakob van Horsten hatte Johann van Lunen versprochen, gegen 25 Mark rigisch die Kunst zu lehren, Gold von Silber zu scheiden. Nach Aussage des Lehrers hatte der Schüler kein Geld, sondern brachte Pelzwerk mit, das jedoch nur 20 Mark einbrachte. Während Horsten auf Erhalt der fehlenden Summe klagte, verteidigte sich Lunen, daß er seinem Lehrer das Pelzwerk als Sicherheit geben mußte, damit dieser nicht von seinem Schüler um den ausgemachten Lohn gebracht würde. Der Revaler Rat, dessen Urteil sich Lübeck auch hier wieder anschloß, betrachtete das Verhältnis der Kontrahenten zueinander als Lehrvertrag, den der Lehrer nicht erfüllt hätte, so daß dieser auch die Pelze bzw. den Erlös davon zurückgeben mußte. Für das Urteil hat es interessanterweise genügt, daß dieser sogenannte Lehrvertrag Geltung beanspruchen durfte, der beim gemeinsamen Zechen, also quasi am Stammtisch, abgeschlossen wurde, wofür weder ein Schriftzeugnis, Zeugen oder andere nachprüfbare Nachweise genannt werden. Es schien der Obrigkeit bekannt zu sein, daß entweder bei derlei Angeboten, schnelles Geld zu machen, die Kunden mit-

tels Abschluß von Bürgschaften um ihren Besitz gebracht wurden, oder der Lehrer, Jakob van Horsten, hatte bereits einen entsprechenden Ruf, wohnte er doch „uppe deme dome in myns heren houë“ in Reval, so daß er bestens bekannt gewesen sein dürfte.⁴⁰

Der durch das vor Reval gelegene Birgittenkloster Mariendal (estn. Piritä) angestrengte Rechtsstreit gegen den Revaler Bürger Tydeke von Bodeken aus dem Jahr 1425 gelangte ebenfalls als Appellation nach Lübeck. Er wird hier angesprochen, weil darin mehrere Verbindungen zu Lübeck aufscheinen. Brüdern aus Mariendal mißlang im Jahr 1412 zunächst die Gründung eines Klosters in Lübeck, weshalb sie ins Lauenburgische auswichen. Der von ihnen danach vor Mölln gegründete Konvent des Birgittenklosters Marienwohlde genoß aber von Anfang an den Schutz Lübecks. Nachdem das Kloster 1534 von Truppen eingeschert worden war, zogen die Nonnen in ein Haus nach Lübeck um.⁴¹ In dem hier vorgestellten Prozeß gab das Kloster Mariendal als Sachverhalt an, daß es früher von dem Lübecker Bürger Wilhelm Richerdes 120 englische Nobeln erhalten hatte, wofür das Mutterkloster in Vadstena bürgte. Richerdes gehörte zum Kollegium der Lübecker Novgorodfahrer,⁴² von Bodeken hatte im Auftrag von Richerdes beim Konvent in Reval das Geld eingefordert und erhalten. Während der Konvent den Lübecker Rat fragte, ob von Bodeken nun die Bürgschaft des Klosters Vadstena durch eine Schadloserklärung zu löschen hätte, stellte dieser den Sachverhalt so dar, daß er in Handelsgeschäften von Lübeck nach Reval gereist war, von Richerdes beauftragt worden war, das Geld erhalten und für einen Teil des Geldes Waren, u.a. 3 Schiffs-pfund Wachs und 2 Liespfund, an Richerdes gesandt hätte. Das übrige Geld wollte er ihm bar geben. Richerdes wünschte jedoch, es solle dem Konvent zurückgegeben werden. Tydeke von Bodeken war der Ansicht, der Konvent solle sich mit seinem Gläubiger direkt einigen und ihn als lediglich Beauftragten aus der Anklage entlassen. Der Revaler Rat entschied, von Bodeken müsse das Kloster schadlos halten, da es das Geld bezahlt hatte, er müsse ansonsten von Richerdes einen anderweitigen Nachweis erbringen. Der Lübecker Rat urteilte, daß von Bodeken das Urteil verloren habe.⁴³ Daß die Bürgschaft des Klosters Vadstena für Mariendal weiterbestand, scheint dieses belastet zu haben, während das Handeln von Bodekens im Auftrag des Lübecker Kaufmanns Richerdes von beiden Seiten an sich nicht in Frage stand. Wenn Richerdes auf einen Teil der Forderungen zugunsten des Revaler

Klosters verzichtete, so ist darin Vorsorge für sein Seelenheil zu sehen. Obwohl diese Schenkung zu frommen Zwecken nicht als Streitpunkt bezeichnet wird, scheint auch sie weder durch die Aussage der Kläger, nämlich Kloster Mariendal, noch eine Stiftungsurkunde oder eine entsprechende Vollmacht an von Bodeken abgedeckt gewesen zu sein, so daß ihr Wahrheitsgehalt durchaus fraglich sein könnte; unter Umständen ist die Schenkung aber durch einen Eintrag in ein Memorienbuch des Klosters zu verifizieren.

Die modernen Territorialstaaten begannen bereits um die Wende zum 16. Jahrhundert mit dem Aufbau einer eigenen Gerichtsorganisation, die für alle Untertanen verbindlich wurde. Damit fiel das Rechtszugverfahren an einen auswärtigen Oberhof weg, da nun eigene Obergerichte existierten. Im Heiligen Römischen Reich wurde 1495/1500 das Reichskammergericht geschaffen, wohin Prozesse aus Lübeck als Reichsstadt gezogen werden durften. Sogar auf Appellationen nach Lübeck von Städten mit Lübischem Recht hatte dies Auswirkungen: ein aus Reval nach Lübeck als Oberhof gelangtes Verfahren des Jahres 1552 wurde an das Reichskammergericht gezogen.⁴⁴ Als Reval 1561 mit Estland schwedisch geworden war, dauerte es aber noch bis zum Jahr 1584, um der Stadt anstelle der bisherigen Appellation nach Lübeck den Gang zu einem Ausschuß des schwedischen Reichsrats nach Stockholm vorzuschreiben. Dennoch gelangte die Revision des Lübischen Rechts, das 1586, also nach diesem Zeitpunkt, im Druck durch Johann Balhorn erschienen war, auch nach Reval,⁴⁵ und – darauf sei im folgenden besonders hingewiesen – es findet sich sogar zu einem erheblich späteren Zeitpunkt ein Vorgang, in welchem der Lübecker Rat bei der Rechtsfindung in Reval als Oberhof eingeschaltet wurde.⁴⁶

Wie oben erwähnt wurde, sind das zweite und dritte Konvolut der Revaler Appellationen unter den Rückführungsbeständen nicht aufgetaucht. Werfen wir daher nur noch einen Blick in das vierte und letzte Konvolut. In einem Prozeß des Jahres 1544 befürchtete der Rat der Stadt Reval bereits, daß die Krone Schweden sich in seine Gerichtsbefugnisse einmischte bzw. sie ihm abnehmen könnte, wie in einem Schreiben nach Lübeck verlautet („dat [...] wy unses gerichts und rechte, privilegien unnd gerechticheiden up de lengede darover wol solden berovet werden“).⁴⁷ Bei genauerer Betrachtung handelte es sich

jedoch um ein Verfahren, in welchem dem zuständigen Gericht Rechtsverweigerung vorgeworfen wurde.

Hans Scheper aus Reval glaubte nämlich, weil der Rat seiner Heimatstadt auf seine Klage gegen Hinrich Kone, Ratmann zu Narwa, nicht pflichtgemäß reagierte, ihm würde zu Hause kein Recht gewährt.⁴⁸ Scheper suchte daher beim König von Schweden nicht nur juristischen Beistand, sondern hielt sich auch persönlich dort auf, womit er sich dem Zugriff des zuständigen Gerichts entzog. Der Rat von Reval, der den König darum bat, Scheper dazu zu bringen, zu seiner Familie nach Reval zurückzukehren, verband damit den Wunsch, daß Scheper den bisherigen Rechtszug nach Lübeck respektieren möge,⁴⁹ sah also die Möglichkeit, daß dieser Rechtszug hiermit überhaupt in Gefahr geraten war. Der schwedische König Gustav I. hatte sich in der Annahme, daß Rechtsverweigerung vorlag, „wie das einer jedern christlichen obrigkeit gepürth“, jedoch noch nicht als Landesherr, der Hilfe suchenden Prozeßpartei angenommen.⁵⁰ Im Schreiben Lübecks an Reval, das als Konzept in vollem Wortlaut der Akte beiliegt, wird dieses Problem überhaupt nicht, sondern nur die Anwendung des Lübischen Rechts auf den ursprünglichen Prozeßgegenstand angesprochen.⁵¹

Für Verwirrung sorgt die Laufzeit der Appellation der Erben der Agneta Eilers gegen Barteld Möller aus Reval, da dessen Datierung im Findbuch mit 1662-1680 versehentlich um hundert Jahre zu spät angegeben ist.⁵² Tatsächlich liegen Beginn und Ende des Prozesses noch vor Einführung der neuen Berufungsinstanz, des Ausschusses des schwedischen Reichsrats, im Jahr 1584. Die Textpassage dieses Schreibens, „doch zu justificirung solchs urteils die ehrgangene gerichts acta wegen des gewesenen kriegs zwisschen der königlichen majestätt zw Schweden, unsern gnedigsten herrn, unnd der stadt Lübeck ahn ewer erbarkeit [...] bißahnhero den parten nicht gefolget worden“, deutet auf den nordischen Siebenjährigen Krieg Schwedens mit Dänemark 1563-1570 und den darauf folgenden schwedischen Krieg mit Rußland hin, in welche auch Reval hineingezogen wurde.⁵³ Die Aktenversendung zwischen Lübeck und Reval war durch diesen Krieg also zeitweilig gestört gewesen.

Wie stark die Verbindung mit Lübeck als Oberhof noch wirkte, nachdem der schwedische König Revals Landesherr geworden war, belegt der folgende Vorgang. Reval schrieb am 10. Juni 1605 nach Lü-

beck, daß die Witwe des Eberhard Kampfbecke zwar im Streit um den Nachlaß ihres Mannes schon zweimal um Vollstreckung des Urteils „der hern reichs rhete“ aus Schweden gebeten hatte, und Reval auch diesen „hirein zu willfehrigen tragender obricheit halben uns schuldig erkennen“, daß aber dann erst Mandat und Befehl des Herzogs Karl⁵⁴ „wegen der würcklichen execution seine crafft erreiche“, wenn der Lübecker Rat hierzu seine Erklärung bzw. „eigentliche resolution“ abgegeben hätte.⁵⁵ Reval war also der Ansicht, daß erst nachdem der Lübecker Rat den Sachverhalt entschieden hatte, das Urteil der zuständigen schwedischen Instanz, der Reichsräte, vollstreckt werden könne. Reval billigte allerdings eindeutig den Reichsräten Urteil und Exekution zu, so daß die „Resolution“ aus Lübeck auch wie eine Rechtsauskunft wirken mochte. Doch sie wird im Wortlaut des Revaler Rats quasi als obligatorisch dargestellt. Lübeck hatte wohl auch im Jahr 1606 die Revaler Schreiben beantwortet,⁵⁶ sie waren aber entweder nicht angekommen oder unterschlagen worden. Im Jahr 1610 scheint der Lübecker Rat in derselben Streitsache jedoch darum gebeten worden zu sein, seine Bürger „zur bezahlung habender pfandschafft [...] compelliren und zwingen“ zu lassen.⁵⁷ Hiernach hätte sich die Bitte an den Lübecker Rat von einer Rechtsweisung zu einem Rechtshilfeersuchen gewandelt, in welchem die Erben Kampfbecke aus Reval Forderungen an Lübecker Bürger stellten.⁵⁸ Damit endet nach Lage der Lübecker Akten die Appellationstätigkeit aus Reval an den Lübecker Rat. Dessenungeachtet blieb das Lübische Recht in Reval aber weiter in Gebrauch, da es nicht nur die schwedischen Könige, sondern auch die russischen Zaren (seit 1710) der Stadt bis 1827 bestätigten, so daß Ebel schreiben konnte: „Reval war unter den lübischen Städten die lübischste und blieb diesem Recht am längsten treu“.⁵⁹ ■

Anmerkungen:

¹ Der Hinweis bei Tiina Kala: Der Revaler Kodex des lübischen Rechts. Transkription und Übersetzung ins Estnische, Tallinn 1998, S. 21 Anm. 9 auf „LUB 1 Nr. 199“ kann den deutschen Leser leicht in die Irre führen; er zielt nicht auf das Lübeckische Urkundenbuch (in diesem Beitrag abgekürzt LUB), sondern – wie im baltischen Raum gebräuchlich – auf: Liv-, esth- und curländisches Urkundenbuch nebst Regesten / hrsg. von Friedrich Georg von Bunge, Bd. 1, Reval 1853, Nr. 199.– Die Passage über die Zollfreiheit („Et quia semper fuerunt liberi a thelonio“) folgt der Bestimmung „omnia iura, que habent cives Lybicensis“. Der Wortlaut der Urkunde von

- 1248 entstammt allerdings nicht der Zeit selbst, sondern einer Abschrift von 1347 (vgl. Kala, S. 21 Anm. 9).
- ² F.C. Dahlmann: Geschichte von Dänemark, Bd. 1, Hamburg 1840, S. 388.
- ³ Der Wortlaut „civitatem nostram in Revalia cum iure Libicensi decrevimus construendam“ deutet auf Bauvorschriften der sich ausdehnenden Stadt hin. Darauf folgen Bereiche des Friedens und der Justiz: „volumus [...], quod omnibus in memorata civitate aedificantibus et habitantibus iura civitatis Lybicensis cum augmento totius iustitiae ac pacis concesserimus“; Liv-, esth- u. curländ. UB, Bd. 1 (Anm. 1), Nr.284. Hieraus ergibt sich der Rückschluß, daß spätestens 1255 auch in Lübeck schon Vorschriften über Bauwesen, Justiz und Frieden vorhanden gewesen sein müssen.
- ⁴ Einerseits sagt Wilhelm Ebel: Lübisches Recht. Bd. 1, Lübeck 1971, S. 87, „nach welchem Recht die Stadt von 1219 bis 1248 gelebt hat“, sei „nicht sicher zu bestimmen“, rechnet jedoch weiter unten seit der Gründung Revals mit dem allerdings „ungenehmigten“ Gebrauch des lübischen Rechts.
- ⁵ D. Werkmüller: Oberhof, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 3, Berlin 1984, Sp. 1134 ff., bes. 1136.
- ⁶ G. Buchda: Appellation, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd.1, Berlin 1971, Sp. 196-200.
- ⁷ Wilhelm Ebel: Der Rechtszug nach Lübeck, in: Hansische Geschichtsblätter 85 (1967), S. 1-37, bes. S. 2 Anm. 6.
- ⁸ Ebda., S. 28 mit Anm. 119, erwähnt Ebel ein weiteres Schreiben Revals an Lübeck um die Wende zum 15. Jahrhundert, das im Druck vorliegt (LUB 5 Nr.3). Dort heißt es, daß „propter viam inter nos et vos [...] nimis longam et periculosam [...] nos et nostros cives in antiqua consuetudine [...] conservare velitis, ut cives nostri causas suas in litteris, prout hactenus fecerunt, ad vestram reverenciam ducere valeant terminandas“.
- ⁹ Die Quellen des Revaler Stadtrechts/hrsg von Friedrich Georg Bunge. Bd. 2, Dorpat 1846, S. XXIII-XXIX, mit Edition S. XXV-XXVII. Der Kodex stammt aus dem Nachlaß des Ratsherrn Wetterstrand – Vgl. Ebel: Lübisches Recht (wie Anm. 4), S. 105 mit Verweis auf Bunge.
- ¹⁰ Archiv der Hansestadt Lübeck (AHL), Altes Senatsarchiv Interna Appellationen Konv. 16-19. Anders Kala (wie Anm. 1) S. 23 Anm. 23, die nur von Konvolut 16 spricht. Inzwischen liegt auch Konvolut 19 vor. Vereinzelt finden sich zusätzliche Hinweise in der Urkundenabteilung „Livonica-Estonica“, während die außenpolitischen Senatsakten (ASA Externa Livonica) unergiebig scheinen. Einige frühe Appellationen von anderen Städten mit Lübischem Recht befinden sich heute in der betreffenden Urkundenabteilung. Für Reval trifft dies im wesentlichen nicht zu; ausgenommen sind einige Beglaubigungen von Prokuratoren (Livonica-Estonica 122 a, 144 a- e).
- ¹¹ Lübecker Ratsurteile/hrsg. von Wilhelm Ebel. Bd. 1, Göttingen 1955, Nr.1. Von den hier behandelten Revaler Appellationen ist nur noch eine weitere in dieser Sammlung ediert: Appellationen 16,3 = Lübecker Ratsurteile, Bd. 1, Nr. 2.
- ¹² „wante dat testament gemaket wart, do selige Hans van den Eyken in syme dodbedde lach und was geoliet und berichtet und lach in unmacht synes lyves und was nicht mechtich nae lubescheme rechte, een testament to makende, und dar en bouen dat testament gemaket mit vorzate, anschundyge [Anreiz zum Bösen; erster Buchstabe

- unleserlich, US], thoherdyng [Antreiben, Ermahnen, US] und ingevinge und nycht na syner egenen samwitticheit [Gewissen, US], den rechten eruen tho vorvange“.
- 13 AHL, ASA Interna Appellationen 16,1.
- 14 Vgl. zu diesen Formalitäten Ebel: Rechtszug (wie Anm. 7), S. 30 f., Ebel: Lübisches Recht (wie Anm. 4), S. 121.
- 15 Die Beglaubigung der Rechtsvertreter: Livonica-Estonica-Urkunde 122 a, 1422 Nov. 17, gehört zur Appellation 16,2 von 1422 Jan. 22.– Vgl. einen ähnlichen Fall von 1411: Ebel: Lübisches Recht (wie Anm. 4), S. 120
- 16 Bis zum Jahr 1446 liegen in der Regel die aus Lübeck ausgehenden Schreiben als Konzept bei (Appellationen 16,16).
- 17 Appellationen 16,32.– Möglicherweise gehört das von Lübeck ausgehende Schreiben jedoch zu einem anderen Vorgang (zu 16,33 ?).
- 18 Appellationen 19,2.
- 19 Abweichend: Appellationen 16,11: Willem up dem Orde ./ Johan Holemann sowie Tideke up dem Orde ./ Gerd Grymmerd: Reval an Lübeck, 1430 Apr. 21: „so sal Gerd Grymmerd by dem solte bliven“; Lübeck an Reval, 1430 Sep. 29: „segge wy vor recht, dat Tideke up dem Orde dat ordel gewonnen hebbe“.
- 20 Appellationen 15, 24-28 (1419-1504).
- 21 Nach Ebel: Rechtszug (wie Anm. 7), S. 2 Anm. 6, sind von folgenden Städten Lübkcker Oberhofurteile bekannt, davon liegen von den mit * versehenen Städten Appellationen in den Senatsakten Interna vor: Anklam*, Boizenburg*, Burg auf Fehmarn, Demmin*, Elbing*, Eutin, Gadebusch, Grabow*, Greifswald*, Grevesmühlen, Grimmen, Grube, Heiligenhafen, Itzehoe*, Kiel*, Kolberg*, Krempe, Lemkenhafen, Mölln*, Nusse, Oldenburg i.H., Oldesloe*, Plön, Rendsburg*, Reval*, Rostock*, Segeberg, Stolpe, Stralsund*, Wilster, Wismar*, Wollin, Zarpn. Auf welchen Quellen Ebels Liste basiert, ist nicht angegeben. Zusätzlich gibt es in den Senatsakten Appellationen aus den Städten Königsberg, Köslin und Stargard, die bei Ebel nicht erwähnt werden. Hierunter besaß Königsberg (Ebel: Lübisches Recht (wie Anm. 4), S. 81-86) gar kein lübsches Recht – Inwieweit das Material des Niederstadtbuchs, das von Ebel vorwiegend für seine Sammlung der Ratsurteile zugrundegelegt wurde, weitere Appellationen enthält und hier herangezogen werden müßte, ist offen.
- 22 Vgl. hierzu Friedrich Battenberg: Zur Territorialpolitik der Herren von Lichtenberg in Baden und im Elsaß, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde N.F. 34 (1976), S. 9-44, bes. S. 13 mit Anm. 19: „Je angesehener das Gericht war, desto besser“. Filippo Ranieri: Die Tätigkeit des Reichskammergerichts und seine Inanspruchnahme während des 16. Jahrhunderts, in: Forschungen aus Akten des Reichskammergerichts / hrsg. von Bernhard Diestelkamp, Köln, Wien 1984 (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im alten Reich; 14), S. 41-73 weist auf die große Prozeßfreudigkeit des beobachteten Zeitraums hin. Die schon sprichwörtliche lange Dauer der Prozesse am Reichskammergericht ist hinlänglich bekannt, das Verhältnis zwischen Revision und Bestätigung vorinstanzlicher Urteile dagegen offenbar nicht
- 23 Ebel: Lübisches Recht (wie Anm. 4), S. 124.
- 24 Ebda., S. 124 f.
- 25 Appellationen 16,24; mit gleichem Wortlaut 16,27. 16,25, 1469: „Dit ordel is Gerde Kalcar gestundet bet int vor jar, dat de anderen schepe na Reuall segelende werden umme siner notsake willen“.

- ²⁶ Ebel: Lübisches Recht (wie Anm. 4), S. 125, äußert sich nur zur Appellation als Urteilsschelte selbst, die stehenden Fußes erfolgte, während um die Wende zum 16. Jahrhundert „mancherorts auch schon die gemeinrechtliche Appellationsfrist von zehn Tagen [...] eingeführt“ wurde.
- ²⁷ Vgl. Dieter Seifert: *Kompagnons und Konkurrenten. Holland und die Hanse im späten Mittelalter* Köln, Weimar, Wien 1997 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte N.F. 43), S. 200 ff.
- ²⁸ Appellationen 16,13.
- ²⁹ Appellationen 16,24: Hans Tymmermann ./. Hinrik Sunnenschyn.– Baiensalz war erneut Gegenstand des Streits 1472, 1474/76 (Appellationen 16,38; 16,42); 1474 ließen die Hansekaufleute zu Brügge Güter des hansischen Kaufmanns Richard Loewart [in Reval] mit Arrest belegen (Appellationen 16,41).– Bei einer systematischen Durchsicht jedes Schreibens mögen sich durchaus noch weitere Bezüge zu Flandern ergeben.
- ³⁰ AHL, Appellation 16,2: 1422 Jan.22 (Vincencius dage des h. mertelers). Das Urteil Lübecks: 1423 Juni 11 (Sa, Barnaues dag; dieser ist jedoch 1423 freitags, 1422 donnerstags, 1424 sonntags).
- ³¹ 1423: AHL, Appellationen 16,4.- 1424: AHL, Appellationen 16,7.
- ³² Das Schiff gehörte Claus Bruns, und es unternahm außerdem Handelsfahrten in die Seinemündung.
- ³³ Waren aus dem Baltikum werden überhaupt selten genannt, z.B. 1423 Honig. Er wurde jedoch in diesem speziellen Fall offenbar nicht nach Flandern umgeschlagen (Appellationen 16,3 = Lübecker Ratsurteile (wie Anm. 11) Bd. 1 Nr.2).
- ³⁴ Stuart Jenks: *England, die Hanse und Preußen. Handel und Diplomatie 1377-1474*, Köln, Wien 1992 (Quellen und Forschungen zur hansischen Geschichte N.F. 38), Teil 1, S. 219.
- ³⁵ Appellationen 16,36: Zu Hans Westhoff sei Hans Schruckert mit Hinrik Jode gekommen und hätte gefragt: „off he ok enghelsche laken to kope hedde [...] dar to he geantwordet hebbe: ‚Ja, ik hebbe noch welke enghelsche laken‘ [...]“ usw.
- ³⁶ Appellationen 16,40 (1473) im Streit des Hans Help gegen Hermann Detmers.
- ³⁷ In den *Hanserezessen*, 2. Abt., Bd. 7, Leipzig 1892, Nr. 36 Punkt 19 von 1473 Juli 27 und Nr. 338 Punkt 224 von 1476 Mai 28 wird die Bezeichnung „westerlindesch“ im Wortlaut beidemals als Erläuterung für englischen Laken gebraucht. Ob die Laken, die wegen der Schulden des Jakob Tolck im Revaler Hafen 1471 mit Arrest belegt wurden, aus England stammten (Appellationen 16,28), ist nicht zu entscheiden.
- ³⁸ Die Beteiligungsverhältnisse werden in der Vorlage (Appellationen 16,47 [1477]) nicht angesprochen. Nach dem Wortlaut der Vorlage („eyne vrye selschopp ghemaket hebben, sendynghe unde hantrekinge holden“) handelte es sich um zwei nebeneinander bestehende Gesellschaftstypen. Albrecht Cordes: *Spätmittelalterlicher Gesellschaftshandel im Hanseraum*, Köln, Weimar, Wien 1998 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte N.F. 45), S. 139, gebraucht den Begriff „sendeve“, wie er im Lübecker Niederstadtbuch verwendet wird, für eine Gesellschaft, in der „der Kapitalführer [...] mit dem Sendegut allein auf die Gefahr und zum Gewinn des Kapitalgebers“ handelte. Es ist hierbei nur zu klären, ob in Reval dieselbe strenge Begrifflichkeit herrschte. Die in der Appellation genannte „freie Gesellschaft“ dürfte der „vera“ bzw. „recta“ oder auch „iusta societas“ nach Cordes (S. 119 ff.) entsprechen haben.

- ³⁹ Vgl. Ulrich Simon: Der Tod des Mannes war ihre Chance. Die Kauffrau in Lübeck, in: Der Lübecker Kaufmann. Aspekte seiner Lebens- und Arbeitswelt vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert/hrsrg. von Gerhard Gerkens und Antjekathrin Graßmann, Lübeck 1993, S. 123 ff., mit Lit.– Zur Beendigung und Abrechnung von Gesellschaften vgl. Cordes (wie Anm. 38), S. 147 ff., und S. 183 ff. Hiernach war z.B. der Kapitalführer jeweils zur Abrechnung verpflichtet (S. 183).
- ⁴⁰ 1425 April 22 (Appellationen 16,8).
- ⁴¹ Ernst Deecke: Marienwold, in: Einladungsschriften des Katharineums, Lübeck 1848, S. 9 f.; Reinhold Beranek: Das Birgittenkloster Marienwold im Norden von Mölln, in: Lauenburgische Heimat N.F. 146, S. 3-52, bes. S. 15.
- ⁴² LUB 5, Nr. 243 [1409] April 22.
- ⁴³ Appellationen 16,9.
- ⁴⁴ Ebel: Rechtszug (wie Anm. 7), S. 34 mit Anm. 151 mit Beleg in: Wilhelm Ebel, Das Revaler Ratsurteilsbuch (Register van affsproken) 1515-1554, Göttingen 1952 (Göttinger Arbeitskreis, Veröffentlichung; 64), Nr. 1049 (1552): „nachdem gie jwe boschweringe schriftlich overgeben, wor inne gie von der hir gesprochen und tho Lubeck confirmerten sentens wider ahn dat keyserlige kammergerichte tho appellern [...] gebeden“.
- ⁴⁵ Ebel: Lübisches Recht (wie Anm. 4), S. 88 (Zitat), und ders., Rechtszug (wie Anm. 7), S. 37: „Die Stadt Reval wurde schon im Jahre 1584 mit ihren Appellationen nach Stockholm verwiesen“. Diese Änderungen haben in den außenpolitischen Senatsakten Lübecks offenbar keinen Niederschlag gefunden (vgl. ASA Externa Livonica).
- ⁴⁶ Appellationen 19,13. Siehe hierzu unten. – Bei Ebel verlautet hierzu nichts.
- ⁴⁷ Appellationen 19,6.
- ⁴⁸ Appellationen 19,6: Reval am 18. Dez. 1544 an Lübeck: „wath gestalt berurtem Hansenn Scheper van uns afferkant is worden“, daß ihm sein Prozeßgegner Bürgen zu stellen habe, „dewile he noch nictes tho rechte up ohn gebracht, [...] vele weniger gewinnen“, so daß auch eine Appellation nach Lübeck noch nicht gerechtfertigt schien.
- ⁴⁹ Reval an den schwedischen König, 18. Dez. 1544 (Appellationen 19,6) „willwnn wy ihre konigliche majestät [...] gebeden hebbenn, de willenn [...] ubgedachtenn Hansenn Scheper inn gnaden dacheime holden und wisen, dat he sick herwertz an syn wiff und kinder tho ernerende bogeven doe, von synem vornemende affstae und syne sake, wo he sick ock vorwillkoret, ferner an einen erbaren radt der stadt Lübeck vorfordere, wo solckes nha older lofflicker herkumpt vortgestalt und etwes tho rechte thoerkant is worden. Wy werden ohme so woll else mennichlickem uperlechten amptshalven keines rechten weiern“.
- ⁵⁰ Gustav I. an Reval, 8. Febr. 1545 (Appellationen 19,6).
- ⁵¹ Appellationen 19,1; 19,2 und 3 enthalten nur die nach Reval ausgehenden Schreiben im Konzept.– Da die Konvolute 17 und 18 unter den Lübecker Rückführungsbeständen noch nicht vorliegen, kann über die in diesem Zeitraum stattgefundene Entwicklung der Formalien keine Beobachtung gemacht werden.
- ⁵² Appellationen 19,14.– Der Irrtum in der Datierung beruht vermutlich auf dem häufigen Gebrauch der Minderzahlen und des Oberdeutschen. Da nur einmal im gesamten Prozeß eine Jahreszahl ausgeschrieben erscheint, die neben der typischen Hand-

schrift auf das späte 16. Jahrhundert weist, wurden folgende Namen überprüft: Die Verfasserin des Testaments vom 11. Febr. [15]62, Agneta Eilers, wird in dem Schreiben Revals an Lübeck vom 5. Dez. [15]78 als „ettwan unnsers radts mitgliedis nachgelassene(r) wittwe“ bezeichnet. Nach Das Revaler Bürgerbuch 1409-1624/hrsg. von Otto Greiffenhagen, Reval 1932 (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv; 6), kommt hierfür nur Jochim Elers, 1537 (66 b), in Betracht. Unter den übrigen genannten Revaler Bürgern gehören u.a. Michael Kluting (1550, 47 b), Christoffer Viant (1550, 47 b), Barteld Möller (1563, 59 b) und Arend Packebusch (1537, 40 b) eindeutig ins 16. Jahrhundert, wie die Gegenprobe der genannten Namen anhand von Das Revaler Bürgerbuch 1624-1690 nebst Fortsetzung bis 1710/hrsg. von Georg Adelheim, Reval 1933 (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv; 7), ergab.

⁵³ Vgl. Heinz von zur Mühlen: Reval vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Gestalten und Generationen eines Ratsgeschlechts, Köln, Wien 1985 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte; 6), S. 51 ff.

⁵⁴ Vermutlich ist Karl von Södermanland gemeint, der Reichsverweser war und seit 1604 als schwedischer König Karl IX. regierte.

⁵⁵ Appellation 19,13.

⁵⁶ Der kaiserliche Notar und bestallte Sekretär des Bergener Kontors Magister Stephan Wacropus hielt auf Anfordern der Stadt Reval seine Recherche in Lübeck schriftlich fest. Hiernach erfuhr er am 11. Jan. 1606 vom Lübecker Bürgermeister Gotthard von Höveln, daß das Schreiben Revals „vorlengst gebuerlich beantwortet“ worden sei, der Notar jedoch die zugesagte Abschrift vom „secretario Friedrich Pöpping bis in dritten tag [...] doch nicht erlangen können“ (Appellationen 19,13). Ein Stephan Wacropus läßt sich unter den von Friedrich Bruns: Die Sekretäre des Deutschen Kontors zu Bergen, Bergen 1939 (Det Hanseatiske Museums Skrifter; 13), aufgeführten Personen nicht nachweisen.

⁵⁷ Reval an Lübeck, 1610 Mai 20 (Appellationen 19,13).

⁵⁸ Direkte genealogische Verbindungen zwischen Kampferbecke aus Reval und Lübeck sind im Archiv der Hansestadt Lübeck nicht zu belegen. Dennoch ist Evert, 1579 Ratmann in Reval, 1592, mit Nachweis aus „[Friedrich Georg] Bunge, Revaler Ratslinie, [Reval 1874], S. 108“ hier verzettelt.

⁵⁹ Ebel: Lübisches Recht (wie Anm. 4), S. 88.

Norbert Angermann

Das Hamburgische Recht in Nordosteuropa

Mit dem Namen Hamburgs verbindet sich für den historisch Interessierten die Vorstellung von hansezeitlichem Handel mit den Niederlanden und England. Man weiß, daß Hamburg im Mittelalter eine erheblich geringere Bevölkerungszahl besaß als Lübeck, im Vergleich zu dem es ganz generell viel weniger bedeutsam war. In Anbetracht der damit angesprochenen Westorientierung der Elbestadt und ihres Zurücktretens hinter Lübeck, dessen große historische Rolle sich auch in der Verbreitung seines Rechts manifestiert, mag es manchen überraschen, von Hamburgischem Recht in Nordosteuropa zu hören. Dem ist nun aber sogleich entgegenzuhalten, daß Hamburg mit dem *Ordeelbook* von 1270 eine qualitätsvolle Rechtskodifikation besaß, die in Riga, der ältesten und stets größten Stadt des Baltikums, rezipiert worden ist, womit im europäischen Nordosten ein sehr geeignetes Zentrum für eine Verbreitung des Hamburger Einflusses gewonnen war. Die damit gefallen Stichworte sollen im folgenden näher erläutert werden. Dabei wird auch zu verdeutlichen sein, unter welchen besonderen Bedingungen Riga nicht wie andere Küstenstädte der Ostsee das Lübische, sondern das Hamburgische Recht übernahm.

Über Hamburg braucht hier im Hinblick auf das Folgende nur gesagt zu werden, daß dieser alte politische und kirchliche Stützpunkt des Karolingerreiches nördlich der Elbe durch Zunahme an handeltreibender Bevölkerung seit etwa 1100 allmählich städtischen Charakter gewann.¹ Einen entscheidenden Entwicklungsschritt bedeutete es, als um 1188 neben der alten Domsiedlung unter Privilegierung mit lübischen Rechtssätzen die kaufmännische Neustadt gegründet wurde. 1216 vereinigten sich die Alt- und die Neustadt, und wenig später, bereits um 1220, erfolgte eine erste, lateinsprachige Fixierung des Hamburgischen Stadtrechts, das nun stiftsbremische, holsteinische, köln-lübische und soest-lübische Einflüsse aufwies.

Der im späten 12. Jahrhundert begonnene Aufstieg Hamburgs setzte sich in der Folgezeit fort. Im Laufe des 13. Jahrhunderts vervierfachte sich die Bevölkerungszahl Hamburgs auf 4000-5000, rein flächenmäßig hatte die Stadt sogar bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine Größe erreicht, die sie erst im 16. Jahrhundert überschreiten sollte. Durch Verträge mit Lübeck, namentlich durch ein Abkommen von 1241, wurde der Handel zwischen dem Ostsee- und dem Nordseeraum auf dem Wege über die Trave und die Elbe gesichert, und Hamburg erwarb in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Privilegien in England und Flandern. Eine große Rolle spielte dabei als Diplomat Magister Jordan von Boizenburg, der bis 1269 als erster Hamburger Ratsnotar fungierte. Nach der Beendigung dieser Tätigkeit, im Jahre 1270, vollendete er im Auftrage des Rates der Elbestadt das *Ordeelbook*, wörtlich also Urteilsbuch, das aber keine Sammlung von Rechtsprüchen, sondern eine systematische Rechtskodifikation darstellt.² Behandelt werden darin Personen-, Sachen-, Familien-, Erb- und Schuldrecht, das Prozeßverfahren, Strafrecht und Seerecht. Dies geschieht sorgfältig formuliert in 179 Artikeln, die sich auf zwölf „Stücke“ und einen seerechtlichen Anhang verteilen. Die Überschriften der „Stücke“ lauten beispielsweise „Van delinghe“ (Ehegüterrecht), „Van gift“ (Testamentsrecht), „Van slaghen“ (Körperverletzungen) usw. Wie daran ersichtlich, handelt es sich um eine Kodifikation in niederdeutscher Sprache. Die Einteilung des Ganzen ist von der Rechtslehre, wie sie an italienischen Universitäten vertreten wurde, beeinflusst. Im übrigen werden bei dieser selbständigen Bearbeitung des Rechts von 1220 neue Rechtssätze bzw. erstmalige Fixierungen bereits bestehender Hamburger Rechtsgewohnheiten und Material des Sachsenspiegels einbezogen.³ Abweichend von älterem Recht wird im *Ordeelbook* die Schuldknechtschaft zur Schuldhaft abgemildert, ja ihre Anwendung gegenüber Frauen verboten. Aus der Zahl weiterer fortschrittlicher Regelungen sei die Bestimmung erwähnt, daß Gelöbnisse nur gelten sollen, wenn sie aus freiem Willen abgelegt wurden.

Das *Ordeelbook* lag nicht nur den folgenden Rechtskodifikationen in Hamburg zugrunde, sondern wurde in beachtenswertem Umfang auch auswärts rezipiert. Bereits 1279 hat man es annähernd vollständig in der Hansestadt Stade als geltendes Recht übernommen; das Stader *Ordeelbook* repräsentiert den ältesten im Druck vorliegenden Text der Kodifikation.⁴ Von Stade aus wurde dieses Recht an Buxtehude und

Otterndorf weitervermittelt. In Bremen hat man zu Beginn des 14. Jahrhunderts aus dem *Ordeelbook* 45 Artikel für ein Gesetzbuch ausgewählt, das in der Folgezeit auch von Oldenburg, Wildeshausen, Delmenhorst und Verden übernommen wurde. Darüber hinaus hatte die spätmittelalterliche Praxis, das Lübecker Recht und das *Ordeelbook* zusammen zu tradieren und zu benutzen, zur Folge, daß in das revidierte Lübecker Stadtrecht von 1586 etwa 100 Hamburger Sätze aufgenommen wurden und damit sehr starke Verbreitung fanden.

Noch überraschender als dies alles ist nun aber die Tatsache, daß das Hamburgische Recht bereits im späten 13. Jahrhundert nach Nordosteuropa gelangte und dort Einfluß ausgeübt hat. Es wurde nämlich eine Ausfertigung des *Ordeelbooks* nach Riga gesandt, und um 1300, bald nach dem Erhalt des Hamburger Textes, wurden unter Berücksichtigung der Rigaer Rechtstradition daraus die „Umgearbeiteten Rigischen Statuten“ geschaffen. Ehe wir uns diesem Rezeptionsvorgang zuwenden, sollten wir nun aber einen Blick auf die vorangegangene Rigaer Rechtsentwicklung werfen.⁵

Wenn wir nach dem ältesten Recht des im Jahre 1201 gegründeten Riga fragen, dann stoßen wir dafür in den Quellen auf die Bezeichnungen *jus Gutorum* und *jura Gotlandiae*. Was damit gemeint ist, wird aufgrund von Quellenmaterial aus dem Jahre 1225 deutlicher. Damals weilte der päpstliche Legat Wilhelm von Modena in Livland, wobei eine seiner Hauptaufgaben in der Herstellung eines Ausgleichs zwischen den Interessen jener Kräfte bestand, die an der Eroberung und Christianisierung des Baltikums mitwirkten. So mußte der Legat auch einen Streit schlichten, der zwischen den Bürgern Rigas und ihrem Stadtherrn, dem Bischof Albert von Buxhövdén, um das Stadtrecht entstanden war. Dabei hielt Wilhelm von Modena fest, daß zum *jus Gutorum* das Recht der Bürger, sich einen Richter zu wählen, die Befreiung von der Eisenprobe und vom Zweikampf als Beweismittel sowie die Freiheit von Zöllen und die Aufhebung des Strandrechts gehören. Zugleich wurde den Rigaer Bürgern durch diesen Schiedsspruch ermöglicht, innerhalb von drei Jahren weitere Rechte nachzuweisen, die die auf Gotland lebenden Deutschen besaßen; diese Rechte sollten dann ebenfalls in Riga gelten.⁶ Mit den im Schiedsspruch genannten *Teutonici commorantes in Gutlandia* waren die seit den 1180er Jahren in Visby bzw. dessen Vorgängersiedlung ansässigen deutschen Kaufleute gemeint, die sich im 13. Jahrhundert als eigene Stadtgemeinde kon-

stituierten. Ebenso wie die frühe Warenvermittlung und der frühe Bevölkerungszug nach Riga über Wisby liefen, erhielt die Stadt an der Düna also auch ihr Recht von dort. Im übrigen gewinnt man aber den Eindruck, daß anfangs allgemeine kaufmännische Rechte, die in Wisby galten, übernommen worden waren, nicht aber eine schriftliche Rechtskodifikation. Aufgrund der Entscheidung Wilhelms von Modena dürfte dann der seit 1226 bezeugte Rigaer Rat das Stadtrecht der Wisbydeutschen umfassender rezipiert haben.

Daß dieses Recht aber den Bedürfnissen Rigas nicht völlig entsprach, geht aus einer Urkunde von 1238 hervor. Damals suchte der Rigaer Rat bei Nikolaus, dem Nachfolger Bischof Alberts, darum nach, die für Riga nicht passenden Bestimmungen des Rechtes der Wisbydeutschen ändern zu dürfen. Der bischöfliche Stadtherr stimmte zu,⁷ womit der rechtsschöpferischen Aktivität des Rigaer Rates freie Bahn gegeben war.

Aus dem 13. Jahrhundert sind zwei rigische Kodifikationen erhalten, beides Ausfertigungen für auswärtige Interessenten am Rigischen Recht. Zum einen handelt es sich um einen undatierten Text für Stadtgründer in Estland, den die ältere Forschung auf Reval (estn. Tallinn) bezog.⁸ Man meinte, daß Reval vor dem Erhalt des Lübisches Rechts durch den dänischen König Erik Plovpenning (1248 erstmals erwähnt) Rigisches Recht besaß, wofür aber zu wenig spricht.⁹ Zum anderen handelt es sich um eine Mitteilung des Rigischen Rechts für Hapsal (estn. Haapsalu), das 1279 vom Bischof von Ösel-Wiek zur Stadt erhoben wurde. Dieser umfangreichere Text zeugt von einer produktiven Entwicklung des Rechts von Riga, bei der weiterhin Satzungen des Wisbyer Stadtrechts und norddeutscher Rechte rezipiert worden waren. Im Jahre 1294 wurde auf der Grundlage jener Rechtsmitteilung eine eigene Ausfertigung des Rechts von Hapsal erstellt.¹⁰

Um dieselbe Zeit erhielt Riga das Hamburger *Ordeelbook* von 1270, was für die weitere Rechtsentwicklung in der Dünastadt von sehr wesentlicher Bedeutung war. Wie erklärt es sich nun, daß Riga eine Kodifikation aus Hamburg, nicht aber das von den Küstenstädten der Ostsee sonst so sehr bevorzugte Lübische Recht übernahm? Diese Frage bleibt zu beantworten, auch wenn zunächst einmal festzuhalten ist, daß das *Ordeelbook* als umfassende Rechtsschöpfung dem in Riga offenbar empfundenen Bedarf an einem solchen Werk von der Qualität her voll genügen konnte.

Wenn man nach Verbindungen zwischen Hamburg und Riga fragt, die eine Bedingung für die rechtliche Rezeption gebildet haben könnten, dann gelangt man zu keinem besonders beeindruckenden Befund. Sicher vollzog sich der Warenverkehr zwischen Livland und Flandern im 13. Jahrhundert ganz überwiegend über die Teilstrecke Lübeck-Hamburg, auch ist festzuhalten, daß die Rigaer 1251 (und später wiederholt) das Recht auf zollfreien Handel in Hamburg erhielten.¹¹ Einige Namen tauchen sowohl im Rigaer Schuldbuch von 1286-1352 als auch im Hamburger Pendant von 1288-1349 auf – diese Kaufleute waren am Verkehr zwischen der Düna- und der Elbestadt beteiligt. Das Material über diesbezügliche direkte Kontakte bleibt aber insgesamt dürftig und tritt sehr stark hinter den Zeugnissen über Verbindungen zwischen Lübeck und Riga zurück.¹² Die Lübecker bildeten unter den auswärtigen Kaufleuten auf dem Rigaer Markt die größte Gruppe, sie erhielten 1231 von Riga an dessen Stadtmauer einen eigenen Hof geschenkt, und seit 1282 waren Lübeck, Wisby und Riga durch einen besonderen Vertrag, der sie zum Schutz des Ostseehandels verpflichtete, miteinander verbunden.

Es blieb indes nicht nur bei der durch beiderseitigen Vorteil gebotenen Kooperation zwischen Riga und Lübeck. Daß die Dünastadt 1282 in jenes ursprünglich nur zwischen Lübeck und Wisby abgeschlossene Bündnis einbezogen wurde,¹³ verdeutlicht ihren Aufstieg zur drittstärksten Kommune an der Ostsee, der auch zum Widerstand gegen das Vormachtstreben Lübecks führen konnte. Und in der Tat liegen aus den 1290er Jahren entsprechende Zeugnisse über Spannungen vor. Als Lübeck seit 1293 darum bemüht war, den Rechtszug vom Nowgoroder Hansekantor von Wisby weg an die Trave zu lenken, verweigerte Riga im Gegensatz zu vielen anderen befragten Städten zunächst seine Zustimmung,¹⁴ ja in dem in Riga benutzten Exemplar der Nowgoroder Hofordnung (*Schra*) von 1295 wurde der dort aufgenommene Passus über den Rechtszug nach Lübeck weggeschabt.¹⁵ Erst als 1297 der länger als dreißig Jahre währende Krieg zwischen Riga und dem livländischen Zweig des Deutschen Ordens begann, gab die nunmehr unterstützungsbedürftige Dünastadt die Opposition gegen Lübeck auf.

Gemäß dem Gesagten fehlte in Riga im späten 13. Jahrhundert (zumindest vor 1297) die Bereitschaft für eine Übernahme des Lübisches Rechts. Da bot sich das dem Lübischen ähnliche Hamburgische Recht an, zumal auch Hamburg in der heiß umstrittenen Frage des

Oberhofes für das Nowgoroder Hansekontor dem an die Hansestädte verschickten Ersuchen um Zustimmung für Lübeck nicht entsprochen hatte.

Der Text aus Hamburg, den man in Riga zunächst als Subsidiarrecht neben den eigenen Satzungen benutzte, wies allerdings kaum Rücksichtnahmen auf den neuen Ort der Anwendung auf.¹⁶ Erhalten sind von diesem „Hamburgisch-Rigischen Recht“ nur Abschriften. Immerhin fällt auf, daß in ihnen durchweg das achte Stück des *Ordeelbooks* fehlt, in dem in einem humanen Sinne das Gesinderecht behandelt worden war. Man wird den Verdacht nicht los, daß die Hamburger Regelungen für Riga, in dem das Gesinde aus einheimischen Letten und Liven bestand, als zu großzügig erschienen und deshalb weggelassen wurden.

Vereinzelte findet man noch weitere Besonderheiten der Situation in Riga berücksichtigt. So enthielt das Hamburger *Ordeelbook* die weltweit älteste Bestimmung über eine Schiffsflagge. An dieser Stelle wurde im Hamburgisch-Rigischen Recht der Gebrauch der ältesten rigischen Flagge – weißes Kreuz auf schwarzem Grund – vorgeschrieben.

Wie bereits angedeutet, wurden um 1300 in der Dünastadt die sogenannten „Umgearbeiteten Rigischen Statuten“ erstellt, die dann dort bis zu erneuten Umgestaltungen im 17. Jahrhundert das dominierende Recht bildeten.¹⁷ Die Umarbeitung von ca. 1300 war erforderlich gewesen, weil viele Bestimmungen des *Ordeelbooks* auf die örtlichen Verhältnisse nicht optimal zutrafen. Von den 175 Artikeln des „Hamburgisch-Rigischen Rechts“ sind im neuen Text 74 unbeachtet geblieben, weitere wurden verändert. Gleichwohl bildet auch für diese 11 Teile aufweisende Kodifikation das Hamburgische Recht die wichtigste Quelle. Im übrigen wurden traditionelle Rigauer Rechtssatzungen, Regelungen des Gewohnheitsrechts, Willküren des Rigauer Rats und neue Einflüsse in die Kodifikation aufgenommen, auch einige Bestimmungen der zweiten *Nowgoroder Schra* integriert. Änderungen gegenüber dem Recht aus Hamburg bestehen beispielsweise darin, daß man nur für die Elbestadt geltende Vorschriften über die Dauer der Amtszeit von Bürgermeistern wegließ und daß bezüglich des Vogts, der in Riga eher vom Rat, in Hamburg stärker vom Stadtherrn abhängig war, entsprechende Bestimmungen geändert bzw. weggelassen wurden. Ergänzungen im Schiffsrecht beziehen sich unter anderem konkret auf den Dünahandel, und bei der Angabe von Strafen findet man jetzt die

in Riga üblichen Geldeinheiten Mark und Öre statt Pfund und Schilling genannt. Durch Umstellungen von Artikeln, etwa die Aussonderung der Bestimmungen über das gerichtliche Verfahren aus dem sonstigen Material, wurde eine noch bessere Systematik geschaffen; diese Kodifikation bildet ein einheitliches Ganzes.

Schon in der Zeit vor der Rezeption des Hamburgischen Rechts hatte dasjenige des aufsteigenden Riga durchaus Attraktivität besessen, wie das erwähnte Gesuch um Übermittlung des Rigischen Rechts nach Estland und seine Übernahme für Hapsal zeigten. Erwähnenswert ist außerdem, daß die Lübecker 1242 den Deutschen Orden gebeten hatten, im Samland eine Stadt „mit der Freiheit Rigas“ errichten zu dürfen,¹⁸ ohne daß es damals zu einer wirklichen Gründung kam. Diese Attraktivität des Rigischen Rechts gehörte zu den Umständen, unter denen der dänische König spätestens 1248 das Lübische Recht an Reval verlieh, womit er einer Abhängigkeit der Hauptstadt des dänischen Herzogtums Estland von Riga entgegenwirkte. Ohne daß wir dies genau verfolgen können, erhielten alle Städte des mittelalterlichen Livland Rigisches Recht; Ausnahmen bildeten nur Reval mit seinen Tochterstädten Wesenberg und Narva sowie Memel (lit. Klaipėda), das im 13./14. Jahrhundert eine Zeitlang zu Livland gehörte und ebenfalls zum Lübischen Recht übergegangen war.¹⁹ Sogar das kleine Roop (lett. Lielstraupe), die einzige – dem Geschlecht von Rosen gehörige – Vasallenstadt Livlands, bekam das Recht von Riga, und zwar gegen eine Zahlung von 100 Mark an der Stadtherrn, zahlbar in Höhe von 5 Mark pro Jahr bis zur Begleichung des Gesamtbetrages.²⁰ In den Städten mit Rigischem Recht wurden seit dem 14. Jahrhundert sicher überwiegend nicht die älteren Kodifikationen, sondern die „Umgearbeiteten Rigischen Statuten“ benutzt, wie die erhaltenen Handschriften mit diesem Text – in manchen Städten erhielten sich mehrere – bezeugen. Für all jene Städte fungierte der Rigaer Rat als Appellationsinstanz.²¹ Hamburg beanspruchte nie die Stellung eines Oberhofs. Für das in geistliche Kleinstaaten zersplitterte Livland bildete die Rigaer Rechtsfamilie einen einigenden Faktor. Das vom Deutschen Orden oder von den bischöflichen Landesherren zu respektierende Recht und die Verbindung mit Riga waren prinzipiell auch geeignet, die generell relativ schwache Stellung der Städte im politischen Gefüge Altlivlands zu stärken.

In rechtsgeschichtlichen Publikationen ist zu lesen, daß das Rigische Recht Einflüsse auf das Stadtrecht von Wisby, auf das Stockholmer

Recht und auf die dritte *Nowgoroder Schra* ausübte. Hierbei ist Skepsis am Platz, denn als plausibler erscheint die Möglichkeit, die begrenzten Übereinstimmungen zwischen diesen Kodifikationen mit Einflüssen des Rechts von Wisby, das zu verschiedenen Zeiten auch für Riga wichtig war, zu erklären.²²

Erwähnt sei abschließend noch, daß im Vertrag zwischen dem litauischen Großfürsten Gedimin (lit. Gediminas) mit Livland vom 2. Oktober 1323 den willkommen geheißenen deutschen Besuchern des Litauischen Reiches der Gebrauch des Rigischen Rechtes zugesagt wird.²³ Dies könnte vorübergehend praktische Folgen gehabt haben; seit dem Abschluß der polnisch-litauischen Union von 1385 verbreitete sich jedoch in Litauen das Magdeburger Recht.

Das Nachwirken des hamburgisch beeinflussten Rigaer Rechts in kleineren livländischen Rechtsdenkmälern wie den *Burspraken* und in den größeren Kodifikationen seit dem 17. Jahrhundert kann hier nicht mehr ins Auge gefaßt werden. Auf jeden Fall haben wir es beim Hamburgischen Recht in Nordosteuropa, an das hier nur knapp erinnert werden konnte, mit einem von der neueren Forschung fast vergessenen, aber beachtenswerten Thema zu tun. ■

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. (auch zum Folgenden) Hamburg: Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner, hrsg. v. Werner Jochmann und Hans-Dieter Loose, Bd. 1, Hamburg 1982; Maike Hauf: Hamburgs Weg in die praktische Unabhängigkeit vom schauenburgischen Landesherrn, Hamburg 1986.
- ² Textausgabe: Johann Martin Lappenberg: Die ältesten Stadt-, Schiff- und Landrechte Hamburgs, Hamburg 1845 (Neudruck Aalen 1966), S. 1-86; zur Frage der Autorschaft vgl. Heinrich Reincke: Das hamburgische Ordeelbook von 1270 und sein Verfasser, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 22 (1955), S. 83-110.
- ³ Vgl. ders.: Die ältesten hamburgischen Stadtrechte und ihre Quellen, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 25 (1924), S. 1-40; ders.: Kölner, Soester, Lübecker und Hamburger Recht in ihren gegenseitigen Beziehungen, in: Hansische Geschichtsblätter 69 (1950), S. 14-45.
- ⁴ Publikation des Textes: Gustav Korlén, Norddeutsche Stadtrechte: 1. Das Stader Stadtrecht vom Jahre 1279, Lund/Kopenhagen 1950, S. 63-107.
- ⁵ Zu allem Folgenden vgl. Friedrich Georg von Bunge: Einleitung in die liv-, esth- und curländische Rechtsgeschichte und Geschichte der Rechtsquellen, Reval 1849 (Neudruck Amsterdam 1971), S. 133 ff.; J. G. L. Napiersky (Hrsg.): Die Quellen des Rigischen Stadtrechts bis zum Jahr 1673, Riga 1876, Einleitung; Oswald Schmidt: Rechtsgeschichte Liv-, Est- und Curlands, Dorpat 1894 (Nachdruck Hannover-Döhren 1968), S. 48 ff.

- ⁶ Hansisches Urkundenbuch, Bd. 1, Halle 1876, Nr. 194, S. 60-61.
- ⁷ Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch, Abt. 1, Bd. 1, Reval 1853, Nr. 155, Sp. 199.
- ⁸ Publiziert bei Napiersky (wie Anm. 5), S. 3-12.
- ⁹ Vgl. die Auseinandersetzung mit dieser Problematik bei Heinrich v. zur Mühlen: Studien zur älteren Geschichte Revals. Gründung – Einwanderung – Bürgerliche Oberschicht, Zeulenroda 1937, S. 24-26.
- ¹⁰ Paralleler Abdruck dieser Texte bei Napiersky (wie Anm. 5), S. 15-49.
- ¹¹ Hansisches Urkundenbuch (wie Anm. 6), Nr. 407, S. 132; Nr. 467, S. 168.
- ¹² Vgl. die an sich durchaus förderlichen Ausführungen in einem Abschnitt über „Riga und Hamburg im 13. Jahrhundert“ bei Friedrich Benninghoven: Rigas Entstehung und der frühhansische Kaufmann, Hamburg 1961, S. 107-109.
- ¹³ Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch (wie Anm. 7), Nr. 481, Sp. 595-596.
- ¹⁴ Näheres bei Ferdinand Frensdorff: Das statutarische Recht der deutschen Kaufleute in Nowgorod, 1. Abt., Göttingen 1887, S. 26-29.
- ¹⁵ W. Schlüter (Hrsg.): Die Nowgoroder Schra in sieben Fassungen vom XIII. bis XVII. Jahrhundert, Dorpat 1911, S. 112.
- ¹⁶ Druck dieses Textes bei Napiersky (wie Anm. 5), S. 53-127.
- ¹⁷ Publikation ebda, S. 133-200.
- ¹⁸ Urkundenbuch der Stadt Lübeck, T. 1, Lübeck 1843, Nr. 98, S. 97.
- ¹⁹ Vgl. Arthur Methner: Das Lübische Recht in Memel, in: Altpreußische Forschungen 10 (1933), S. 262-298.
- ²⁰ Napiersky (wie Anm. 5), S. LXIV, Anm. 30.
- ²¹ Vgl. als Beispiel die Zeugnisse für Rechtsbeziehungen zwischen Dorpat (estn. Tartu) und Riga bei Axel von Gerner: Verfassungsgeschichte des Bisthums Dorpat bis zur Ausbildung der Landstände, Jurjew 1896, S. 157-158.
- ²² Vgl. Wilhelm Ebel: Über skandinavisch-deutsche Stadtrechtsbeziehungen im Mittelalter, in: Acta Visbyensia 1, (1965), S. 152-165, hier S. 156-157, 159.
- ²³ Gedimino Laiškai, hrsg. v. V. Pašuto und I. Štal, Vilnius 1966, Nr. 8, S. 64-75, hier S. 73 (... *so geve wi an unseme lande eme jeweliken menschen, de tho uns kumpt ofte van uns varet, Ryges recht.*). Zum damaligen starken Interesse Gedimins an der Verbindung mit Riga vgl. neuerdings Alvydas Nikžentaitis: Wirtschaftliche und politische Motive in den Briefen des Großfürsten Gedimin an die norddeutschen Städte sowie an die Orden der Dominikaner und Franziskaner (26. Mai 1323), in: Zwischen Lübeck und Novgorod: Wirtschaft, Politik und Kultur im Ostseeraum vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert; Norbert Angermann zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Ortwin Pelc und Gertrud Pickhan, Lüneburg 1996, S. 121-129.

Mika Kallioinen

Der deutsche Einfluß im mittelalterlichen Finnland

Obwohl Finnland im Mittelalter von Europa aus als eine periphere Region angesehen werden mußte, war es nicht von der übrigen Welt abgeschnitten. Im Gegenteil – durch Einwanderung und die staatliche Anbindung an Schweden war Finnland vielfältigen Einflüssen ausgesetzt. Auch die Studenten, die an den verschiedenen Universitäten des Kontinents studiert hatten, brachten bei der Rückkehr in ihr Heimatland neue Kenntnisse und ein neues Bewußtsein mit. Das wichtigste Bindeglied waren jedoch die Handelsverbindungen mit den zahlreichen Hansestädten des Ostseeraums. Auf diesen Handelswegen wurden sowohl Handelsgüter als auch Menschen, Bücher und Ideen transportiert. Obwohl Finnlands Küstenregionen in enger Verbindung mit der Welt der Hanse standen, ist doch keine finnische Stadt Mitglied der Hanse geworden. Aber auch der Deutsche Ritterorden hat seine Herrschaft nicht über den Finnischen Meerbusen hinaus nach Norden ausdehnen können. In diesem Beitrag wird der deutsche Einfluß in Finnland insbesondere unter dem Gesichtspunkt untersucht, warum Finnland außerhalb des Machtbereichs dieser beiden Institutionen blieb, die unter anderem in Livland zentraler Faktor des deutschen Elements waren.¹

In den Beziehungen zwischen Schweden – mit seinem Reichsteil Finnland – und der Hanse kann man mindestens drei Perioden unterscheiden. In der ersten – vom 12. bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts – versuchten die Herrscher Schwedens, Deutsche nach Schweden und Finnland zu locken, damit die sich dort gerade entwickelnden neuen Städte Nutzen aus deren Kapital und deren Handelsverbindungen ziehen konnten. In der nächsten Periode – von der Mitte des 14. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts – änderten sich die bisherigen Praktiken etwas. Der Einfluß der Deutschen in Schweden und Finnland war in einem solchen Maße angewachsen, daß er Gegenstand von Besorgnis wurde. Das Verhältnis zu dem deutschen Bevölkerungsanteil nahm

„nationale“ Züge an, und jetzt wurde z. B. ihr Anteil an den Sitzen des Rats begrenzt. Auch sonst versuchten die Herrscher, die den Deutschen gewährten Privilegien und Zollfreiheiten zu begrenzen.

Schließlich – im 16. Jahrhundert unter König Gustav Wasa und seinen Söhnen – wurden die bereits eingeleiteten Beschränkungen weiter als je zuvor ausgedehnt. Vor allem der Entzug der den Hansekaufleuten traditionell gewährten Zollfreiheit bedeutete eine große Veränderung in den Handelsbeziehungen. Gustav Wasa strebte eine wahrhaft neue Handelspolitik an, die den einträglichen West-Ost-Handel über Schwedens und Finnlands Häfen an den Hansestädten vorbei lenken sollte. Zu diesem Zweck gründete der König im Jahre 1550 Helsinki (schwed. Helsingfors) als Konkurrenz für Reval (estn. Tallinn).

In der Expansionsphase des deutschen Ostseehandels hatten der schwedische Herrscher Birger Jarl und seine Nachfolger die in ihr Reich eingewanderten deutschen Kaufleute und Handwerker besonders willkommen geheißen. Obwohl die Deutschen wohl in keiner Stadt des Reiches die Mehrheit der Bürger stellten, war ihr Einfluß doch sowohl im Außenhandel als auch in der Handwerksproduktion, speziell im Zunftwesen stark. So nahmen die Deutschen z. B. in Finnlands ältester Stadt, dem in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gegründeten Turku (schwed. Åbo) von Anfang an eine zentrale Stellung ein.

Es ist bezeichnend, daß die beiden ersten namentlich bekannten Bürger deutsche Namen trugen. Der 1316 genannte Hartmannus war offensichtlich schon einige Zeit in der Stadt ansässig, denn er besaß vier Grundstücke auf dem Lande. Zur gleichen Zeit begegnet in der Stadt auch ein Mann namens Gottschalk, dessen Tochter mit einem Revaler Kaufmann verheiratet ist. Von den in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Turku bekannten 16 Bürgern trugen immerhin elf einen deutschen Namen. Deutsche ließen sich auch in anderen finnischen Städten, besonders in Wiborg (finn. Viipuri, russ. Vyborg) nieder. Sie siedelten sich auch in den ländlichen Gebieten an – u. a. am Kokemäenjoki und den großen Lachsflüssen im Norden.

Der Einfluß der Deutschen war indessen am größten in den Städten. Wie überall im Ostseeraum baute die Stadtverfassung von Anfang an auf den Vorbildern der Hansestädte auf. In Turku wird ein Rat seit 1324 genannt, aber er entstand wahrscheinlich schon in den Jahren kurz nach 1280. Die niederdeutsche Sprache sowie die Sitten und

Handelspraktiken der Hansekaufleute waren ebenso ein wesentlicher Teil des Stadtlebens. Dieser starke ausländische Einfluß gründete sich natürlich auf die herrschende Stellung der deutschen Kaufleute im Ostseehandel. Man könnte sagen, daß durch die Hanse Finnland in den europäischen Wirtschaftsraum integriert wurde.

Die Handelsfahrten aus den Städten Finnlands ebenso wie die seiner Bauern an der Südküste führten vor allem nach Reval, das wegen seiner Nähe gut auf dem Seeweg zu erreichen war. Der Umfang des Revalhandels ist wegen der unvollständigen Quellenbasis schwer abzuschätzen. Man darf jedoch annehmen, daß jährlich von Turku und Wiborg mehrere Dutzend Schiffe fuhren; der Handelsverkehr der Bauern waren sogar noch lebhafter.

Für Turku war auch Danzig (poln. Gdańsk) ein wichtiger Handelspartner. Der Gütertausch mit Danzig war schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebhaft, und anhand der Zollbücher („Pfahlkammerbücher“) kann man darauf schließen, daß die Verbindungen auch im darauffolgenden Jahrhundert ihre Intensität bewahrten. Zwischen 1460 und 1530 verkehrten zwischen den beiden Städten durchschnittlich 15 Schiffe jährlich, aber im Rekordjahr 1476 brachen sogar 20 Schiffer zu dieser Fahrt auf. Andere finnische Orte werden in den Danziger Zollbüchern überhaupt nicht erwähnt, aber der lebhafte Schriftwechsel des Wiborger Schloßhauptmanns gibt Hinweise auf einen regelmäßigen Schiffsverkehr auch zwischen diesen beiden Städten.²

Lübeck war die größte und älteste der Hansestädte, und seine Position im Ostseeraum war besonders im 14. Jahrhundert unumstritten. Die Handelsbeziehungen Turkus und der übrigen finnischen Städte waren denn auch nach Lübeck ausgerichtet, was man daraus schließen kann, daß im 13. und 14. Jahrhundert eine auffällig große Zahl von Bürgerfamilien gerade durch Lübeck nach Finnland einwanderten. Der Verkehr zwischen Finnland und Lübeck war dennoch ziemlich gering. In den Lübecker Pfundzollbüchern des 14. Jahrhunderts taucht z. B. Finnland kein einziges Mal auf, und in den Aufzeichnungen für 1492-1494 werden nur in zwei Jahren je vier Schiffe aufgeführt, die alle aus Turku kamen.

Aus Finnland fuhr man außer den genannten Plätzen auch viele andere Häfen an. Mehr oder minder regelmäßige Verbindungen bestanden u. a. mit Riga, Königsberg (russ. Kaliningrad), Stettin (poln. Szczecin),

Stralsund, Greifswald und Rostock. Dennoch kann man sagen, daß Finnland mit der Welt der Hanse vor allem über Reval und Danzig verbunden war. Diese Städte ließen Finnlands Außenhandel anwachsen, und es ist kaum übertrieben, zu sagen, daß die Hanse Finnlands wirtschaftliches Wachstum das ganze Mittelalter hindurch stimulierte.

Die meisten Städte des Ostseeraums gehörten der Hanse an. Finnland und Schweden bildeten jedoch eine Ausnahme, obwohl alle Küstenstädte des schwedischen Reichs intensive Verbindungen zur Hanse hatten. Sie waren aber überhaupt nicht auf den Hansetagen vertreten, was als klares Zeichen der Mitgliedschaft gelten würde. Genausowenig konnten sie sich auf die Privilegien eines Hansekaufmanns stützen, selbst wenn sie deutscher Herkunft waren.

Wie wichtig die Mitgliedschaft in der Hanse war, zeigt ein Beispiel vom Ende des 14. Jahrhunderts. Die Seeräuberbanden der Vitalienbrüder hatten auf der Ostsee Waren des Revaler Bürgers Ulfard Rosendal geraubt, der in der Zwischenzeit nach Turku gezogen war. Obwohl der Bürgermeister von Reval ihm gern geholfen hätte, konnte er dies nicht, weil „he were borger to Abo und wonde dar mit wive und mit kinderen und hedde dar egen roek und sete dar vor borgermester, und is vient“.³ Daß die Städte des schwedischen Reiches außerhalb der Hanse blieben, ist überraschend, denn die Hanse war klar daran interessiert, den Handel in der ganzen Region zu kontrollieren, insbesondere den lebenswichtigen Seeweg durch den Finnischen Meerbusen nach Nowgorod und weiter nach Rußland.

Über die genauen Pläne der Hanse gibt es keine Nachrichten, aber statt dessen weiß man, daß der Deutsche Ritterorden plante, sich nach Finnland auszubreiten. Das ist ein bedeutender Punkt, weil in Livland der Orden neben der Hanse der hauptsächliche Vertreter der deutschen Kultur war, nachdem er 1347 auch Estland erworben hatte. Spätestens seit dieser Zeit bestanden regelmäßige Kontakte zwischen den Schloßhauptleuten Finnlands und dem Livländischen Ordensmeister. Ein klares Zeichen für die Intensität der wechselseitigen Verbindungen ist der zwischen Schweden und dem Orden 1375 geschlossene Vertrag, der gegenseitige Hilfeleistung in den gemeinsamen Grenzgebieten vorsah.⁴

Als ein konsequentes Weiterverfolgen der Finnlandinteressen des Ordens kann man werten, daß er in den 90er Jahren des 14. Jahrhunderts mit dem schwedischen König Albrecht von Mecklenburg über

den Kauf ganz Finnlands oder zumindest einiger Burglehen verhandelte. Obwohl sich der Plan nie verwirklichte, zeigt er doch, daß der Ritterorden ernsthaft die Erweiterung seiner Gebiete über den Finnischen Meerbusen hinweg betrieb. Den Grund für das Scheitern der Pläne kennt man nicht, aber offenbar wollte der damals mächtigste Mann in Finnland, Bo Jönsson, das Gebiet geschlossen beieinander halten. Das war bei ihm sicher kein Zeichen von Nationalbewußtsein, sondern das Bestreben, seine Machtbasis Finnland in eigenen Händen zu behalten.

Bleibt die wichtige Frage, warum die Expansion der Hanse und des Deutschen Ordens bei Reval stehen blieb. Hierfür kann man nicht einen alleinigen Grund angeben, aber es gibt einige mögliche Erklärungen. Vor allem gab es in Finnland und Schweden eine gute einheimische Getreide- und Viehproduktion, so daß man nicht in dem Maße von dem von der Hanse kontrollierten Getreidehandel abhängig war wie z. B. in Norwegen. Obwohl Finnland und Schweden in der Hauptsache einfache Naturprodukte wie Fisch, Felle und Eisen auf den Markt brachten, waren sie trotz allem gleichwertige Handelspartner der Hanse.

Vielleicht noch wichtiger ist, daß die Herrscher Schwedens von Anfang an danach strebten, die Deutschen mit der einheimischen Bevölkerung zu verschmelzen. Das erwies sich als die bessere Alternative, als den Deutschen Privilegien zu erteilen, die sich im Lauf der Zeit als schädlich für die eigene Einwohnerschaft erwiesen. Schon im Jahre 1251 hat Birger Jarl in dem Vertrag mit Lübeck festgelegt, daß die in Schweden und Finnland wohnenden Lübecker den schwedischen Gesetzen unterworfen sein und Schweden genannt werden sollen.⁵ Zweck des Vertrags war klar, das Entstehen eines privilegierten deutschen Gemeinwesens wie im norwegischen Bergen zu verhindern. Der Vertrag ist auch ein klares Zeichen für die Bestrebung, die Ausländer in die Bevölkerung des eigenen Landes zu integrieren.

Schon vom Beginn des 14. Jahrhunderts an wurden Bestimmungen erlassen, die die Stellung der Deutschen in den Räten der Städte einschränkten. Die ersten waren in der um 1350 entstandenen Städteordnung König Magnus Erikssons enthalten, und nach ihnen durften höchstens die Hälfte der Bürgermeister und Ratsherren geborene Deutsche sein. Noch weiter ging man 1471, als die Deutschen völlig aus den Räten ausgeschlossen wurden. Die Bestimmung erwies sich als schicksalhaft für die deutschen Kaufleute, da die Mitgliedschaft im Rat

eine Schlüsselposition für weitergehenden Einfluß war. Viele Deutsche zogen aus den Städten Schwedens und Finnlands fort, weswegen in den meisten Städten aus dem 16. Jahrhundert nur eine Handvoll deutsche Namen von Bürgern überliefert sind.

Die politische Entwicklung im Ostseeraum hat sich auch allgemein bemerkbar gemacht. Finnland war wirtschaftlich fast völlig von der Hanse abhängig bis in die 70er Jahre des 14. Jahrhunderts, aber die Konflikte zwischen der Hanse und Nowgorod und das Entstehen der Kalmarer Union änderten diese Lage. Besonders im 15. Jahrhundert lenkte der Kampf zwischen den Unionskönigen aus dem Haus der Folkunger mit dem deutschen Haus Mecklenburg um die Herrschaft über den Norden die Aufmerksamkeit von der nördlichen Ostsee ab, und damals konnte Finnland als relativ selbständige Einheit handeln. Vom Standpunkt Finnlands aus betrachtet nahmen die Hansestädte keine so entscheidende Stellung mehr ein wie früher.

Obwohl die Städte Schwedens und Finnlands niemals zur Hanse gehört haben, darf man den Unterschied zwischen ihnen und den Hansestädten nicht überbewerten. Für sich selbst genommen waren die Städte des Nordens ihren Vorbildern aus dem deutschen Kulturbereich ziemlich gleich. Schon allein wegen der intensiven Handelsbeziehungen waren die Praktiken städtischen Lebens, das Stadtbild und sogar der Alltag weitgehend gleich an allen Küsten der Ostsee.

Der Verbleib außerhalb der Hanse und des Territoriums des Deutschen Ordens hatte jedoch bedeutende Konsequenzen. Die Städte der Nordischen Länder waren beispielsweise alle demselben König und seinem jeweiligen Vertreter, dem Schloßhauptmann, untertan. Obwohl für die Städte Finnlands und Schwedens das gleiche Städtegesetz galt, sind sie niemals gemeinsam in einem Städtebund aufgetreten wie die Hansestädte. Vielleicht am bedeutsamsten war, daß sich die Rechtsbegriffe des Nordens erhielten. Die Bauern blieben Freie, und es hat sich nicht wie in Livland die Gutsherrschaft mit der damit verbundenen Leibeigenschaft ausgebreitet. Es ist möglich, daß die Entwicklung in Finnland in dieselbe Richtung gegangen wäre wie in Estland, wenn der Deutsche Ritterorden dort Fuß gefaßt hätte. ■

Anmerkungen:

¹ Ohne dies im einzelnen zu belegen, stützt sich dieser Beitrag auf folgende Darstellungen: Brandt, Ahasver von: Die Hanse und nordischen Mächte im Mittelalter, in: Lü-

beck, Hanse, Nordeuropa: Gedächtnisschrift für Ahasver von Brandt, Köln/Wien 1979, S. 80-95; Dencker, Rolf: Finnlands Städte und hansisches Bürgertum (bis 1471), in: *Hansische Geschichtsblätter* 77(1959), S. 13-93; Dollinger, Philippe: Die Hanse, Stuttgart 1966; Friedland, Klaus: Finnland – Partner der Hanse, in: *Lübeckische Blätter* 125 (1965), H. 11, S. 157-164; Hubatsch, Walther: Der deutsche Orden und Finnland, in: *Turun Historiallinen Arkisto* 28 (1973), S. 78-87; Kallioinen, Mika: The Burgthers of Medieval Turku and Their Foreign Contacts, in: *Studien zur Geschichte des Ostseeraumes II: Die Städte des Ostseeraumes als Vermittler von Kultur 1240-1720*, Odense 1997, S. 21-30; Kerkkonen, Gunvor: Borgare och bondeseglare: Handelssjöfart på Reval genom och i SV-Finlands skärgård under tidigt 1500-tal, Helsingfors 1977; Keyser, Erich: Danzigs Handel mit Finnland, in: *Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins* Jg. 21(1922), S. 60-62; Kumlien, Kjell: Sverige och den tyska Hansan, Uppsala 1943; Lauffer, Victor: Danzigs Schiffs- und Waarenverkehr am Ende des XV. Jahrhunderts, in: *Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins*, 23 (1894), S. 1-44; Magnus Erikssons Stadslag: i nusvensk tolkning av Åke Holmbäck och Elias Wessén, Lund 1966 (Rätts-historiskt bibliotek; bd. 7); Niitemaa, Vilho: Det nordiske syn på forbindelsen mellem Hansestaederne og Norden: Finland, in: *Det nordiske historikermøde i Århus 7.-9. August 1957, Århus 1957*, S. 123-164; Vahtola, Jouko: Erstreckte sich der deutsche Handel im Mittelalter bis an die finnische Küste am Ende des Bottnischen Meerbusens? *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F.* 38 (1990), S. 161-199; Vogelsang, Reinhard: Reval und Deutsche Orden: zwischen städtischer Autonomie und landesherrlicher Gewalt, in: *Stadt und Orden: das Verhältnis des Deutschen Ordens zu den Städten in Livland, Preußen und im Deutschen Reich*, Marburg 1993 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens; 44), S. 34-85; Weinauge, Eberhard: Die deutsche Bevölkerung im mittelalterlichen Stockholm, Leipzig 1942. – Anm. des Hrsg.: Hier zu nennen, aber nach Redaktionsschluß des Textes erschienen: Hermann Beyer-Thoma: Deutsche in Finnland während des Mittelalters, in: *Der Finnische Meerbusen als Brennpunkt: Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten*; [I.] Internationales Symposium zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten, Tallinn, Estland, 6.-10. September 1995/hrsg. von Robert Schweitzer und Waltraud Bastman-Bühner, Helsinki 1998 (Veröffentlichungen der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur; 9), S. 43-87.

² Archiwum Panstwowe w Gdańsku [Staatsarchiv Danzig], 300, D/11; 300, 19, 1-11. S. auch Lauffer (wie Anm. 1), S. 7.

³ Finnland war damals auf Seiten der Königin Margarethe und stand somit den die Mecklenburger unterstützenden Hansestädten feindlich gegenüber; vgl. Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch III. Hrsg. von F. G. von Bunge. Dorpat 1857, Nr. 1340.

⁴ Sverges traktater med främmande magter, udg. O. S. Rydberg, Bd. 2, Stockholm 1883, no. 405.

⁵ Ebda., Bd. 1, Stockholm 1877, Nr. 94.

Tiina Kala

Das Dominikanerkloster von Reval/Tallinn und die lutherische Reformation

Die religiösen Erneuerungsbewegungen des 16. Jahrhunderts umfaßten die verschiedensten Bereiche, u. a. auch solche, die weit von Religion und Kirche entfernt lagen. Dies gilt auch für die lutherische Reformation im deutschen Kulturraum, die den Hintergrund für die vorliegende Betrachtung bildet. Die Reformation ist in diesem Zusammenhang ein gesellschaftlicher Umbruch, eine Liminalsituation, die nicht nur von den 95 Thesen Luthers, der Agitation evangelischer Prediger oder der wirtschaftlichen Lage der unteren Bevölkerungsschichten verursacht war.

In der livländischen Kirche der letzten vorreformatorischen Jahrzehnte hat die historiographische Tradition schon von Balthasar Russow an Niedergang und Abschwächung der Disziplin gesehen. Parallel dazu hat man aber auch manche Neuerungsversuche bemerkt – z. B. die Synodalstatuten von Bischof Orgas oder die Visitation von Bischof Kievel.¹ Diese beiden Tendenzen darf man jedoch nicht überschätzen: den Disziplinproblemen haben die Kirchenkonzile aller Zeiten viel Aufmerksamkeit geschenkt, und die religiösen Orden haben von Zeit zu Zeit versucht, durch Neuerungen eine strengere Lebensführung anzustreben. Außerdem sind die Quellen aus der Zeit, die der Reformation unmittelbar vorausging, in unvergleichlich größerer Menge erhalten als die aus früheren Zeiten. Demzufolge ist es möglich, die Fragen des Kirchenlebens im 16. Jahrhundert im Verhältnis viel ausführlicher zu behandeln – z. B. wissen wir nichts über die Synodalstatuten im Estland des 14. Jahrhunderts. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich ähnliche Tendenzen schon früher geäußert hatten.

Diejenigen Aspekte in der Lebensordnung des vorreformatorischen Reval (estn. Tallinn), die mit der Kirche verbunden waren, sind uns meistens aus den Dokumenten des Rates und der städtischen Korpora-

tionen bekannt. Die Dokumente der kirchlichen Institutionen aus der katholischen Zeit sind nur in einem geringen Umfang erhalten.

Die wichtigsten Institutionen der mittelalterlichen Stadt Reval, also der Revaler Unterstadt, waren im Prinzip die gleichen wie in anderen Städten, die zu demselben Kulturraum gehörten: der Rat, die Gilden, die Kirchen und die Klöster. Alle diese Einrichtungen waren durch institutionale und persönliche Kontakte eng miteinander verbunden. Die Kirchen, das Dominikanerkloster² und die Siechenhäuser hatten Vorsteher, die aus der Mitte der Ratsherren gewählt wurden. Die Altarstiftungen, die Benutzungsbedingungen des Altarkapitals und dessen Zinsen sowie die Belohnung der Vikare aus diesen Zinsen wurden in den städtischen Kämmereibüchern festgehalten. Der Rat und die Bruderschaften unterhielten einige Vikarien, sie waren Teilhaber an Altarkapitalien. Die kirchlichen Zeremonien spielten in dem gesellschaftlichen Leben eine sehr bedeutende Rolle. Der Anteil der Kirche an der städtischen Fürsorge war im Vergleich zu der späteren Zeit viel höher. Auch als Arbeitgeber für einen beachtlichen Teil der Stadtbevölkerung spielte die Kirche eine viel größere Rolle als nach der Reformation.

Die Beteiligung des Rates an der Berechnung der kirchlichen Einnahmen und Ausgaben bot ihm als der weltlichen Macht einen guten Überblick über das innere Leben der kirchlichen Institutionen. Diese Kontrolle war nicht gesetzlich geregelt, sondern wurde nur durch die Praxis gewährleistet. Natürlich hatte auch die lutherische Kirche wirtschaftliche Beziehungen mit den weltlichen Strukturen. Auch sie hatte ihre weltlichen Patrone und mußte ihre Einnahmen und Ausgaben berechnen und verteilen. Das alles kann man aber mit dem System der katholischen Zeit nicht vergleichen: z. B. waren einige Immobilien vor der Reformation von Generation zu Generation mit Verpflichtungen der einen oder der anderen kirchlichen Institution gegenüber belastet. Auch waren das gesellschaftliche Leben und die Fürsorge später nie so untrennbar mit der Kirche verbunden.

Das Folgende ist ein Versuch, am Beispiel des Revaler Dominikanerklosters den Ablauf der Zerstörung dieses Systems zu beschreiben. Diese Studie könnte eine Vorarbeit dazu sein, einige tiefere Ursachen der Reformation zu analysieren; dies geht jedoch über den Rahmen dieser Darstellung hinaus.

Zwischen den geistlichen und weltlichen städtischen Strukturen hat es in Reval vor der Reformation nie grundsätzliche Auseinandersetzungen

gen gegeben. Größere Meinungsverschiedenheiten wurden innerhalb der geistlichen Strukturen ausgetragen – z. B. sind die Streitigkeiten zwischen den Dominikanern und den Weltgeistlichen seit Mitte des 14. Jahrhunderts dokumentiert.³ Unser bisheriges Wissen über die letzten Monate und die Auflösung des Revaler Dominikanerklosters beruht auf den Forschungen von Gotthard von Hansen und Leonid Arbusow.⁴ Ihre Arbeiten sind auch von späteren Forschern benutzt worden.⁵ Sowohl Hansen als auch Arbusow haben einzelne Dokumente des Klosters, die während der Reformation in die Hände des Rates fielen, sowie das Ratsprotokoll über die Auflösung des Klosters vom Januar 1525 ausgewertet.⁶

Die schriftliche Überlieferung des Dominikanerklosters ist außergewöhnlich lückenhaft und enthält nur einen Bruchteil von dem, was im Kloster während der letzten Jahre vor der Auflösung vorlag. Sowohl Hansen als auch Arbusow lehnen sich in der Strukturierung ihrer Forschungen an die jahrhundertelange lutherische Tradition an. Ihre Beschreibungen geben den Inhalt der Quellen treu wieder, zeigen aber nicht immer die eigentlichen Proportionen und Schwerpunkte, die sich aus diesen Quellen ergeben und damit zu neuen Ergebnissen führen könnten.

Im folgenden werden die bekannten und mehr als einmal referierten Archivalien noch einmal herangezogen, um durch eine inhaltliche und vergleichende Analyse dieser Quellen die eigentliche Rolle und die Motive aufzuklären, die die an den damaligen Ereignissen Beteiligten hatten. Als sich das Schicksal des Klosters entschied, standen sich auf der einen Seite der Rat und formal auch die Stadtgemeinde, auf der anderen Seite aber die führenden Amtsträger des Klosters – Prior Augustinus Emsickhoff, Lektor Thomas de Reken und Prokurator David Sliper – gegenüber. Welche Rolle spielten in den Ereignissen von 1524-1525 die drei genannten Klosterbrüder? Wie kann man das Verhalten des Rates, das bisher in der Literatur ziemlich neutral beschrieben worden ist, bewerten? Die Antworten auf diese Fragen könnten vielleicht die Bestrebungen des Rates und die Position des Klosters unter dem zunehmenden Druck der evangelischen Prediger erklären. Ob dieser Druck nur ein konfessionelles Problem war, bleibt noch dahingestellt.

Obwohl die Auflösung des Klosters im Zuge der Reformation stattfand, spielten laut Auskunft der Dokumente, die über die Gespräche zwischen den beiden Parteien berichten, die Religionsfragen eine er-

staunlich kleine Rolle. Die ersten bedeutenden schriftlich dokumentierten Verhandlungen zwischen den Ratsgesandten und den Predigerbrüdern fanden am 28. Mai 1524 statt.⁷ Im Zusammenhang mit diesen Verhandlungen kann man jedoch vermuten, daß sie für die Brüder nicht überraschend waren.

Gerade im Frühjahr 1524 sprach man in Reval über einige neue, d. h. evangelische Prediger. Am 10. März 1524 plünderten einige jüngere Schwarzhäupterbrüder in Riga die dortige Petrikerche.⁸ Diese bereits in der näheren Umgebung in Erscheinung getretenen Warnungen konnten die Brüder keineswegs unterschätzen. Außerdem hat man zumindest seit Beginn der 1520er Jahre in den Ordenskapiteln des Dominikanerordens ständig von der zunehmenden Gefahr gesprochen.⁹

Am 28. Mai 1524 kamen während des Hochamtes die Kloostervorsteher Johan Kock und Hinrick Stumme als Vertreter des Rates und die Ältermänner von dreien größeren Gilden (u. a. auch der Maler Michel Sittow aus der Kanutigilde) als Vertreter der Gemeinde in das Kloster. Die Gesandten stellten an die Brüder die folgenden Forderungen:

- 1) das mit den Testamenten dem Kloster überlassene Gut soll man dem Lübischen Recht entsprechend für ein Jahr und einen Tag unberührt lassen;
- 2) die Klosterbewohner dürfen Fisch nicht direkt an der See bei den Fischern, sondern nur auf dem Markt kaufen;
- 3) die Siechen, in erster Linie die Pockenkranken müssen im Kloster untergebracht werden;
- 4) die Brüder dürfen während des Terminierens keine Klage außerhalb des Lübischen Rechts erheben;
- 5) die Brüder dürfen keine Toten in ihr Kloster tragen, um diese dort zu begraben, mit Ausnahme von denjenigen, die selbst das Kloster als Begräbnisstätte gewählt haben;
- 6) die Brüder dürfen bei ihren Predigten keine eigenen Träume und Exempla erzählen. Predigten auf deutsch und undeutsch sind den Brüdern sowohl im Kloster als auch außerhalb verboten. An drei aufeinanderfolgenden Sonntagen müssen die evangelischen Prediger in das Kloster hereingelassen werden, damit die Brüder auch die richtige Lehre empfangen können;
- 7) der Gottesdienst muß im Kloster um 7 Uhr beendet werden, so daß die evangelischen Prediger danach mit ihrer Predigt beginnen können;

8) das Klostergut muß noch einmal inventarisiert werden.¹⁰

Die Antworten der Brüder sind nur teilweise erhalten:

- 1) das Gut, das mit Testamenten dem Kloster überlassen ist, gehört dem Kloster dem kaiserlichen und kanonischen Recht gemäß;
- 2) der Einkauf von Fisch direkt an der See ist vom Revaler Ordenskomtur genehmigt worden;
- 3) es gibt genug eigene Sieche im Kloster und die Stadt hat genug eigene Siechenhäuser. Hingegen muß ein mit königlichen und päpstlichen Privilegien versehenes Kloster solche Pflichten nicht erfüllen.¹¹

Hier bricht die Übersicht über die Antworten ab.

Der Bericht über die Verhandlungen sowie die vom Rat gestellten Forderungen und Antworten der Brüder sind durch eine Aufzeichnung des letzten Prokurators David Sliper überliefert. Es ist nicht klar, ob Sliper diese Aufzeichnungen im Auftrag des Subpriors (der vorige Prior Johan Buxtrup war zu dieser Zeit gestorben und Emsickhoff war noch nicht zum Prior erkoren) oder auf eigene Initiative gemacht hat. Der Stil der Aufzeichnungen weist aber deutlich darauf hin, daß Sliper sie nur für den inneren Gebrauch des Klosters oder sogar für sich selbst gemacht hatte.

Sliper hatte eventuell die ganze Zeit selbst an den Gesprächen teilgenommen. Die von ihm verfaßte Übersicht ist wahrscheinlich unmittelbar nach den Verhandlungen entstanden. Vielleicht hat Sliper auf die Notizen zurückgreifen können, die er bei den Gesprächen gemacht hatte, oder aber er hat alles aus dem Gedächtnis niedergeschrieben.

Das Verhalten des Rates macht laut der Beschreibung Slipers einen ziemlich negativen Eindruck, obwohl Sliper seine Emotionen und Beurteilungen nicht direkt ausdrückt. Die Gesandten waren während des Hochamtes ins Kloster gedrungen und hatten ohne Aufschub einen Empfang gefordert. Die Anforderungen waren ungeachtet der Bitte des Subpriors, diese schriftlich zu übergeben, mündlich vorgetragen worden. Weil manche der Forderungen rechtlich sehr fraglich waren, kann der Rat die schriftliche Version bewußt vermieden haben: z. B. ist es juristisch höchst unklar, in welchem Maße man von dem Konvent die Berücksichtigung des Lübischen Rechts fordern konnte. Kein einziger in Reval erhaltener Kodex des Lübischen Rechts regelt die Pflichten der in der Stadt befindlichen kirchlichen Institutionen. Die Forderung des Rates, die Pockenkranken im Kloster zu behandeln, kann

aber darauf hinweisen, daß die Stadt versucht hat, sich von den unangenehmen Verbindlichkeiten zu befreien. Es ist bemerkenswert, daß Forderungen von geringer Bedeutung von Sliper gründlich beschrieben werden, während z. B. die Forderung, die evangelischen Prediger ins Kloster zu lassen, nur kurz notiert wird. Ob es an der Gewichtung Slipers liegt oder ob dies tatsächlich die eigentlichen Schwerpunkte bei den Verhandlungen zeigt, bleibt unklar.

Die nächsten ausführlichen Nachrichten über eine Visite der Ratsgesandten im Kloster datieren vom November 1525. Diesmal handelt es sich um ein vom Rat erstelltes Protokoll.¹² Die Gesandten waren wieder die Kloostervorsteher Kock und Stumme und die Ältermänner von drei größeren Gilden. Jetzt war die Hauptforderung, die Klosterkleinodien und die in der Gervekammer aufbewahrten Privilegien auszuliefern. Besonders nachdrücklich wurden die Privilegien verlangt, die zuvor auch inventarisiert worden waren. In der Gervekammer wurde in der Gegenwart des Priors und des Lektors nur ein Verzeichnis der Privilegien vorgefunden. Darauf forderte man, daß die Privilegien unverzüglich zurückgebracht werden müßten. Die drei Privilegien des Dominikanerklosters aus der Zeit der dänischen Herrschaft sind heute nur in einer Kopie vom Anfang des 16. Jahrhunderts erhalten.¹³

Die Forderung, die Privilegien zu übergeben, wird im Protokoll mehrmals wiederholt. Man kann vermuten, daß der Rat in diesen Dokumenten wirklich eine juristische Drohung sah, d. h., die Ratsherren selbst die Rechtmäßigkeit ihres Verhaltens bezweifelten (obwohl die weltliche städtische Obrigkeit seit dem Spätmittelalter überall in Europa bei der Regelung der kirchlichen Angelegenheiten eine zunehmend größere Rolle spielte). Die weltliche Macht hatte ja keinen legitimen Grund für die Durchführung der Reformation. Die Vollmachten des Rates, die Funktionen einer städtischen Selbstverwaltung auszuüben, waren mit ähnlichen Privilegien bestätigt, wie die Rechte der Dominikaner. Obwohl die Bestätigungen der städtischen Privilegien vielleicht neueren Datums waren, als die des Dominikanerklosters, hat kein Landesherr, soweit es bekannt ist, die Privilegien des Klosters für ungültig erklärt.

Die Verhandlungen wurden von der Seite des Klosters meistens von Augustinus Emsickhoff, der zu dieser Zeit schon zum Prior gewählt worden war, und vom Lektor und Subprior Thomas de Reken geführt. Besonders beim letzteren betont der Rat seine feindliche Gesinnung

und die Widerspenstigkeit. Reken war kurz vor diesen Ereignissen aus Paris, wo er studiert hatte, nach Reval gekommen. Das Ratsprotokoll titulierte ihn „Doktor von Paris“,¹⁴ während er selbst sich nur als Baccalaureus nennt.¹⁵ Die Verhandlungen mit den Kaufleuten und Handwerkern einer Stadt, die im Grenzgebiet der westlichen katholischen Kirche lag, müssen für ihn ziemlich ungewohnt gewesen sein, was auch teilweise sein Betragen erklären kann.

Der nächste dokumentierte Besuch der Gesandten des Rats und der Gemeinde im Kloster fand am 12. Januar 1525 statt. An demselben Tag wurde der Beschluß des Rates über die Auflösung des Klosters proklamiert.¹⁶ Dies geschah unter dem Vorwand, daß die Mönche die Privilegien beseitigt hätten und eigensinnig, unnachgiebig seien. Die Gesandten waren noch einmal die Ratsherren Kock und Stumme, aber auch Johan Selhorst und Both Schröder und die Ältermänner der drei Gilden mit einigen Bürgern. Der Konvent empfing sie im alten Remter. Die Gesandten machten im Kloster einen Rundgang, um das Gut des Klosters zu besichtigen, und drangen in die Gervekammer, die Kammer des Priors, die Gästekammer und das neue Refektorium ein. Danach wurde dem Prior samt allen Brüdern befohlen, Sack und Pack zu nehmen und das Kloster zu verlassen. Jedoch wurden der Prior, der Lektor und der Prokurator gefangengenommen, um sie über das Klostersgut und die Privilegien zu befragen. Alle drei waren in Einzelhaft, und nach einigen Verhören wurden sie mit Papier und Tinte versehen, damit jeder einen schriftlichen Bericht über das Klostersgut und die Privilegien anfertige.

Über das eigentliche Betragen der genannten Brüder während der Auflösung des Klosters geben ihre aus dem Gefängnis an den Rat gerichteten Briefe Auskunft.¹⁷ Der Ton der Briefe ist höflich und demütig. Alle drei Briefe enthalten am Ende eine jämmerliche Bitte um die Entlassung aus dem Gefängnis, wenn man aber diese Briefe aufmerksam liest, bleibt es doch fraglich, ob der Rat mit den Verhören sein Ziel erreicht hatte. Der Prior gibt in der Einleitung seines Briefes zu, daß man die Privilegien und Schuldbriefe aus dem Kloster wirklich weggeführt hatte und nennt danach einige Schuldbriefe, spricht aber weiter nichts über die Privilegien und erwähnt auch nicht ihren jetzigen Aufbewahrungsort. Es kann sein, daß die leitenden Brüder des Konvents bis zum letzten Moment die Hoffnung hatten, daß sich die Zeiten noch ändern.

Der Ton von Reken ist im Brief viel milder als seine mündlichen Äußerungen nach dem Zeugnis des Ratsprotokolls. Sein Brief gibt aber keine Auskunft über das Klostergut. Wenn Reken behauptet, daß er erst im Herbst 1524 ins Kloster gekommen sei und die Privilegien zu dieser Zeit schon erloschen waren, kann man ihm seine Unwissenheit sogar teilweise glauben, aber sicherlich hat Reken manche ihm bekannte Tatsachen verschwiegen. Als Lektor mußte er mindestens über das Schicksal der Bücher Bescheid wissen, als Subprior aber höchst wahrscheinlich auch etwas über das ganze Klostergut.

Der Brief von Sliper enthält mehrere Details und Hansen hält ihn für eine sehr ausführliche Nachricht.¹⁸ Die Aussage dieses Briefes darf man jedoch nicht überschätzen. Nach den schriftlichen Beratungen mit dem Prior stellte Sliper etwa am 4. Februar, nachdem er schon rund 3 Wochen in Gefängnis gesessen hatte, für den Rat einen Bericht zusammen, in dem er die vom Kloster ausgeliehenen kleineren Summen mit den Namen der Schuldner, sowie weggeführte Kleider, Lebensmittel und Eßgeschirr aufführt mit den Namen von den Personen, die diese Sachen bei sich untergebracht hatten. An alle solchen Einzelheiten kann sich Sliper ausgezeichnet erinnern (in Einzelhaft standen ihm dafür keine Hilfsmittel zur Verfügung). Die größeren Schulden und Schuldner nennt Sliper jedoch nicht und weist dabei nur auf die schriftliche Rechnungsführung des Klosters hin. Zugleich weiß man aber nicht, ob die von Sliper genannten Dokumente zu dieser Zeit überhaupt noch existierten oder dem Rat zur Verfügung standen. Sliper konnte hoffen oder sogar sicher wissen, daß der Rat keine Möglichkeit hatte, die Angaben zu überprüfen oder die verborgenen Sachen ausfindig zu machen. Eine Fortsetzung der Befragung erschien dem Rat wohl hoffnungslos, und so wurden die drei Brüder aus dem Gefängnis entlassen. Wahrscheinlich sind sie danach, wie die anderen Brüder, in das Bischofsschloß Borkholm gegangen.

So versuchten die führenden Personen des Konvents bis zum Ende, auch in einer hoffnungslosen Situation, das wertvolle Gut des Klosters zu verbergen. Über die Privilegien, über die man seit November 1524 so heftig gestritten hatte, gaben zumindest die Klosterbewohner dem Rat letztendlich keine Auskunft. Der Prior, der Lektor und der Prokurator hatten ihr Betragen für eine mögliche Gefahr und Not während der unruhigen Monate des Jahres 1524 wahrscheinlich miteinander abgestimmt. Im Gefängnis gingen alle drei

um ihrer Freilassung willen einen scheinbaren Kompromiß ein, tatsächlich legten sie aber nichts von dem an den Tag, was für die beiden Parteien (d. h. das Kloster und den Rat) wirklich wichtig war (die Privilegien und größere Geldsummen). So wies Sliper mehrmals auf die unklaren Geschäfte hin, die zur Zeit des seligen Priors Johan Buxtrup gemacht worden waren; da der genannte Prior aber schon 1524 gestorben war, gab es keine Hoffnung mehr, über diese Geschäfte ohne Hilfe Slipers, der spätestens von 1520 an als Prokurator tätig gewesen war, Genaueres zu erfahren.

Hätte man das ganze Klostergut im Kloster aufbewahrt und nach der ersten Forderung dieses dem Rat ausgeliefert, hätte es für die Nachwelt nur den Vorteil gehabt, daß die Bibliothek und das Archiv des Klosters, die von keinem direkten Interesse waren, eventuell noch heute vorliegen könnten. Das Kloster selbst wäre aber sicherlich unter die Kontrolle des Rates gekommen. Bei Verhören und Durchsuchungen wurden geistliche Personen, die sicherlich zur intellektuellen Elite der Stadt gehörten, mißhandelt.

Obwohl die Ereignisse von 1524-1525 als Reformation bezeichnet werden, sind die Religionsfragen in Reval in Wirklichkeit zweitrangig und treten auch in den Beziehungen zwischen dem Rat und dem Kloster in den Hintergrund. Daß man das Kloster zwang, die evangelischen Geistlichen dort predigen zu lassen, kann für den Rat nur eine Möglichkeit gewesen sein, seine Überlegenheit dem Kloster gegenüber zu zeigen.

Unbestreitbar spielten sowohl religiöse als auch wirtschaftliche Fragen im Laufe der Reformation eine Rolle, deren Bedeutung der Zeit und dem Ort entsprechend variierte; eine der Zentralfragen der Reformation war aber – wie das Beispiel Revals zeigt – die Machtfrage. Diese Behauptung darf man natürlich nicht übermäßig kategorisch nehmen und nicht auf jede einzelne Situation automatisch anwenden. Im weiteren Sinne kann sie nur ein Aspekt des Reformprozesses sein, der in Reval einfach eine dominierende Rolle spielte; z. B. war die städtische Obrigkeit in den deutschen Reichsstädten anfangs keine eifrige Befürworterin der Reformation. Auch schließt das Revaler Beispiel nicht aus, daß sowohl die Obrigkeit als auch die kleinen Leute die religiösen Momente als Rechtfertigung ihrer Machtansprüche ernst nahmen. Dabei verbreitete sich das eigentliche Verständnis für den Inhalt der Religionsneuerungen offensichtlich recht langsam. Noch im April

1527 behauptete der Revaler Rat: „Wir wissen unter uns von keiner lutherischen oder anderen Sekte zu sagen.“

Während der Reformation standen die Revaler Predigerbrüder dem Wechsel der Machtverhältnisse und der damit verbundenen Säkularisation im Wege. Somit war der Verfall des Klosters nicht aufzuhalten. Die Revaler Brüder haben ihn hingenommen, ohne daß sie ihrerseits grundsätzliche Zugeständnisse gemacht hätten. ■

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Reinhard Wittram: Die Reformation in Livland, in: Baltische Kirchengeschichte/hrsg. v. Reinhard Wittram, Göttingen 1956, S. 35-55, hier S. 35-36.
- ² Das Revaler Zisterzienserinnenkloster stand unter dem Schutz der Harrisch-Wierischen Ritterschaft und des livländischen Zweiges des Deutschen Ordens. Der Vermittler zwischen dem Kloster und der weltlichen Macht war der Klostervogt, und die Beziehungen zwischen der Stadt und dem Kloster waren im Vergleich mit anderen städtischen kirchlichen Institutionen ganz bescheiden (vgl. Gotthard von Hansen: Die Kirchen und ehemaligen Klöster Revals, Reval, 1885, S. 93-114).
- ³ Siehe Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch (im folgenden zitiert als: LECUB) nebst Regesten, Bd. 2 / hrsg. v. Friedrich Georg von Bunge, Reval 1855, Nr. 1015, Mai 29, 1365; ebda., 2. Abt., Bd. 3 / hrsg. v. Hermann Hildebrand, Philipp Schwartz, Leonid Arbusow, August von Bulmerincq, Riga / Moskau 1914, Nr. 948-949 [1509-1517].
- ⁴ Hansen (wie Anm. 2), S. 115-162; Leonid Arbusow: Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland, Leipzig / Riga, 1919, S. 72-75, 316-318, 357-360, 367-372.
- ⁵ Vgl. Gertrud von Walther-Wittenheim: Die Dominikaner in Livland: die Natio Livoniae, Romae 1938 (Institutum Historicum FF. Praedicatorum, Dissertationes Historicae; Fasc. 9).
- ⁶ Tallinna Linnaarhiiv/Stadtarchiv Tallinn (im Folgenden zitiert als: TLA), B. (Bestand) 230, Verz. (Verzeichnis) 1, Nr. Bk 3.
- ⁷ Vgl. Hansen (wie Anm. 2), S. 134-135, Arbusow (wie Anm. 4), S. 316-317, Alfred Ritscher: Reval an der Schwelle zur Neuzeit, T. 1: Vom Vorabend der Reformation bis zum Tode Wolters von Plettenberg (1510-1535), Bonn 1998, S. 116; TLA, B. 230, Verz. 1, Nr. Bk 3, fol. 65r-65v, 74v-75r.
- ⁸ Siehe Arbusow (wie Anm. 4), S. 293 ff., Wittram (wie Anm. 1), S. 39-40.
- ⁹ Walther-Wittenheim (wie Anm. 5), S. 122-123.
- ¹⁰ TLA, B. 230, Verz. 1, Nr. Bk 3, fol. 65r-65v.
- ¹¹ Ebda, fol. 74v-75r.
- ¹² Ebda, fol. 68r ff.
- ¹³ Ebda, fol. 1r, LECUB, Bd. 1 (wie Anm. 3), Nr. 370, Dez. 1262; Nr. 382, Okt. 5, 1264; Nr. 558, März 1, 1295.
- ¹⁴ TLA, B. 230, Verz. 1, Nr. Bk 3, fol. 90r.
- ¹⁵ Ebda, fol. 79r.
- ¹⁶ Ebda, fol. 87r ff.

¹⁷ Hansen, (wie Anm. 2), S. 142-149; TLA, B. 230, Verz. 1, Nr. Bk 3, fol. 110r-111v, 112r, 113v, 114r, 116r.

¹⁸ Ebda., S. 145.

Anu Mänd

Die Festkultur des livländischen Kaufmanns im Mittelalter am Beispiel der Fastnacht

Feste und Feiern sind Phänomene, die wohl in auffallendster Weise die Eigenheiten von Kultur und Mentalität der Gesellschaft in einer bestimmten Epoche widerspiegeln. Diese Gesellschaften unterscheiden sich jedoch nicht nur nach dem Inhalt ihres Festbrauchtums, sondern auch danach, in welchem Grade sie ein Fest (oder eine Sitte) als Bestandteil ihrer Kultur ansahen.

Es gibt kaum ein anderes Fest, dem im deutschsprachigen Raum so viel Aufmerksamkeit gewidmet worden ist, wie die Fastnacht. Die jahrzehntelangen Diskussionen über den Namen und Ursprung des Festes haben alle Kontinuitätskonstruktionen zwischen den vorchristlichen (antiken oder altgermanischen) Festen und der im Hochmittelalter erscheinenden Fastnacht als unhaltbar bezeugt, und die letztere als durch die kirchliche Fastenzeit bedingtes, aus dem christlichen Jahresrhythmus neu erwachsenes Brauchtum erwiesen.¹ Die Studien zum Fastnachtstreiben in einzelnen Gebieten sowie die generellen Fragestellungen über die kirchlichen oder weltlichen Determinanten des Festinhalts und über die Funktion der verschiedenen Bräuche haben darauf aufmerksam gemacht, daß Fastnacht ein sehr komplexer Problemkreis ist, und daß die Abhängigkeit der Sitten von zeitlichen, regionalen und sozialen Rahmenbedingungen in Zukunft noch gründlicher untersucht werden sollte.²

Die Forschung zur mittelalterlichen Fastnacht hat sich vor allem auf den süd- und südwestdeutschen Raum konzentriert, was ohne Zweifel dem reichen Quellenmaterial aus Nürnberg, München, Basel, Zürich und anderen Städten zu verdanken ist.³

Die Beschäftigung mit der Fastnacht im ehemaligen niederdeutschen Kulturraum ist mit einigen Ausnahmen – wie der Studie von Norbert Humburg über West- und Ostfalen⁴ oder den Beiträgen über

die Lübecker Fastnachtspiele⁵ – verhältnismäßig bescheiden geblieben. Doch beweisen die erwähnten Abhandlungen sowie die Untersuchungen zum Fastnachtsbrauchtum in den Niederlanden⁶, Skandinavien⁷ und Preußen⁸, daß sich auch im niederdeutschen Raum im Spätmittelalter ein lebhaftes Fastnachtstreiben entwickelte, und daß die Fastnacht auf keinen Fall als weniger relevanter Bestandteil der dortigen (Stadt)kultur anzunehmen ist.

Die Aufgabe des vorliegenden Beitrages besteht darin, das Fastnachtstreiben im spätmittelalterlichen Livland zu behandeln, und damit weitere Belege für die reiche und eigenartige Festkultur im ehemaligen Hanseraum zu liefern. Vor allem werde ich die Fastnachtsfeiern in den zwei wichtigsten Städten der Region – Riga und Reval (estn. Tallinn) – untersuchen, weil die Quellenzeugnisse aus den anderen Städten sehr gering sind oder überhaupt nicht existieren. Im vorliegenden Beitrag werde ich mich auf die Festkultur der Kaufleute, das heißt der städtischen Oberschichten Livlands, beschränken und mich mit den Fastnachtstrünken der Ratsherren, der Brüder der Großen Gilde und der Schwarzhäupter beschäftigen. Dabei liegt das Hauptinteresse nicht darin, die einzelnen Bräuche genauer zu betrachten (eine gründlichere Analyse von ihnen muß in Zukunft geliefert werden), sondern eher die folgenden Aspekte zu berücksichtigen: die allgemeine Stellung der Fastnacht im jährlichen Festkreis des Kaufmanns, das Organisieren und Finanzieren der Trünke, die Dauer des Festes und die besonderen Termine, die Besuchspraktiken und die kommunikative Funktion der Fastnachtszeit.

Die Quellen und die bisherige Forschung

Für die Untersuchung der kaufmännischen Fastnacht⁹ in Livland stehen uns zwei Arten von Zeugnissen zur Verfügung. Die erste Gruppe besteht aus normativem Quellenmaterial wie den Schragen der Großen Gilde und der Schwarzhäupter¹⁰ sowie den Verordnungen des Rats.¹¹ Außerdem ist aus Riga ein ganz seltener Quellentyp vorhanden, nämlich die Fastnachtsordnungen, welche die Aktivitäten der einzelnen Tage während der Fastnachtstrünke behandeln und damit wertvolle Auskunft über das Organisieren des Festes und verschiedene Gebräuche anbieten. Im Kontext dieses Beitrages sind vor allem die zwei Ordnungen der Rigaer Schwarzhäupter von besonderem Interesse, die aus der Zeit vor der Reformation stammen. Die erste von ihnen ist zu

Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts verfaßt worden und besteht aus 144 Artikeln.¹² Die aus dem Jahre 1510 stammende Ordnung ist noch detaillierter und enthält 216 Artikel.¹³ Die neueren Fastnachtsordnungen (1576 für die Schwarzhäupter, 1613 für die Große Gilde)¹⁴ werden im Rahmen dieses Aufsatzes nicht behandelt.

Mit den oben erwähnten Fastnachtsordnungen aus Riga ist der Schafferschragen der Revaler Schwarzhäupter aus dem Jahre 1514 vergleichbar, der, obwohl bemerkenswert kürzer, ebenso die verschiedenen Veranstaltungen veranschaulicht (s. Anhang).¹⁵

Der zweite wichtige Quellentyp sind andererseits die Rechnungsbücher der Vereinigungen, aus denen die eigentliche Praxis der Feste – und besonders ihre finanzielle Seite – hervortritt. Die Kämmererbücher des Rigaer und Revaler Rats sind zum Großteil veröffentlicht¹⁶, mit Rechnungen der Gilden und Bruderschaften muß man sich in verschiedenen Archiven in Estland, Lettland und Deutschland auseinandersetzen.¹⁷ Hinsichtlich der Fastnachtsfeier sind die Rechnungen und Brüderverzeichnisse der Revaler Großgildebrüder und Schwarzhäupter die detailliertesten und informationsreichsten.¹⁸

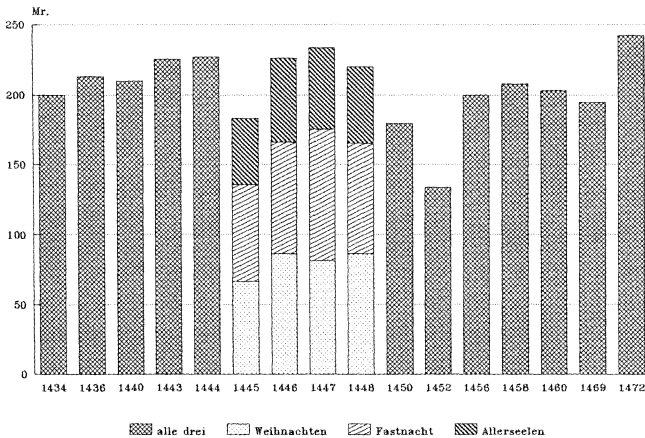
Die Fastnacht und andere Festlichkeiten in den livländischen Städten sind keine unberührten Themen. Entsprechende Übersichten der Feste der Revaler Schwarzhäupter und der Großen Gilde sind im Rahmen der generellen Geschichte der genannten Vereinigungen von Friedrich Amelung und Eugen von Nottbeck geliefert worden.¹⁹ Die Feiern der Rigaer Schwarzhäupter sind von Herbert Spliet untersucht.²⁰ Als die umfangreichste Behandlung verdient jedoch die Dissertation von Friedrich Alexander Redlich, „Sitte und Brauch des livländischen Kaufmanns“ (1935) genannt zu werden, in der die Feste der Kaufleute in den drei wichtigsten Hansestädten – Riga, Reval und Dorpat (estn. Tartu) – betrachtet wurden.²¹ Alle diese erwähnten Arbeiten beruhen allerdings zum größten Teil auf den normativen Quellen und versuchen, mit deren Hilfe den Inhalt der Fastnachtsfeier zu rekonstruieren. Im folgenden möchte ich mich weniger mit den Bestimmungen beschäftigen, und eher die Daten aus den verschiedenen Rechnungsbüchern ausführlich erörtern, weil diese bis jetzt so gut wie nicht analysiert worden sind. Da kein Fest isoliert von anderen untersucht werden kann, beginne ich mit einem Überblick zur Stellung der Fastnacht im jährlichen Festkreis des Kaufmanns.

Die Stellung der Fastnachtstrünke im Festkreis des livländischen Kaufmanns – Kosten der Trünke – Struktur der Ausgaben und Einnahmen

Die Fastnacht in den livländischen Städten wurde in Form der jährlichen Fastnachtstrünke (*vastelauendes drunke*) der Gilden und Bruderschaften gefeiert. Wie sich aufgrund ihrer Schragen und Rechnungsbücher herausstellt, gehörten sie neben den Weihnachtstrünken (*winachten drunke*) zu den wichtigsten Feierlichkeiten des Jahres.²² Diese zwei Trinkgelage wurden in den Dokumenten oft als Haupttrünke bezeichnet – im Kontrast zu den anderen Zusammenkünften (Vogelschießen, Maigrafenfest, Martinstag usw.) oder zu den wöchentlichen Pfennigtrünken. Nur während dieser zwei Feste wurden neue Brüder in die Große Gilde und in die Schwarzhäupterkompanie aufgenommen und neue Amtsträger der Vereinigungen gewählt.

Weihnachts- und Fastnachtstrünke waren eng miteinander verbunden und in vielen Aspekten sehr ähnlich. Die Vorbereitungen für die

Die Kosten der Trinkgelage
des Rats von Reval 1434–72



Grafik 1

Fastnacht begannen zu Weihnachten und die meisten Bestimmungen sind fast übereinstimmend.²³ Auch die Sitten und Bräuche der beiden Feste sind miteinander vergleichbar. Eigentlich kann man die gesamte Periode von Weihnachten bis Fastnacht als eine ununterbrochene Festperiode betrachten, und erst der Beginn der vorösterlichen Fastenzeit markierte das Übergehen in eine andere Zeitqualität (jedoch auch dann nicht sofort, wie unten gezeigt werden wird).

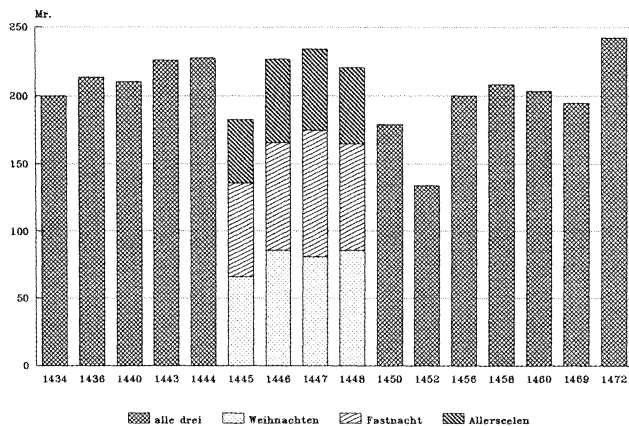
Der hervorragende Platz von Fastnacht und Weihnachten läßt sich auch vom finanziellen Gesichtspunkt aus beobachten. Wenn in den ältesten erhaltenen Kämmereibüchern aus dem 14. Jahrhundert nur einzelne Eintragungen zur Fastnacht²⁴ und anderen Feste zu finden sind, erhalten die Rechnungen aus den folgenden zwei Jahrhunderten regelmäßige Ausgaben für die jährlichen Hauptfeste, die eine gute Möglichkeit für eine vergleichende Analyse bieten. Als erstes Beispiel möchte ich die Daten aus den Kämmereirechnungen des Rats zu Riga aus den Jahren 1405 bis 1474 präsentieren (Grafik 1).²⁵

Der Rigaer Rat feierte vier große Trinkgelage pro Jahr: zu Martini, zu Weihnachten, zur Fastnacht und zu Pfingsten (*sunte mertens drunke, winachtendrunke, vastelauenddrunke, pingesten drunke*). Wie es aus der Grafik hervorgeht, kosteten die Weihnachts- und Fastnachtstrünke immer mehr als die übrigen zwei Feste. Im Laufe der Zeit wurden die ausgegebenen Summen für die Fastnacht am höchsten, was wahrscheinlich auf die zunehmende Popularität und Wichtigkeit des Festes hinweist.

Die Ausgaben der Revaler Rats lassen sich nicht so eindeutig vorstellen, weil in seinen Kämmereibüchern oft die gesamte Summe für die drei Trinkgelage – zu Weihnachten, zur Fastnacht und zu Allerseelen (Grafik 2a)²⁶ – oder für die zwei Haupttrünke (Grafik 2b)²⁷ eingetragen ist. Außer den Gesamtkosten sind die Summen für einige Gegenstände (z.B. Beleuchtung, Wein, Becher) sowie die Löhne der Spielleute getrennt in verschiedenen Eintragungen des Buches zu finden. Trotzdem geht aus den Kämmereibüchern hervor, daß auch in Reval die beiden Trinkgelage viel mehr kosteten als jene zu Allerseelen, zu Martini oder zu Pfingsten, und daß die Ausgaben für das Fastnachtsfest generell höher waren als die für Weihnachten.

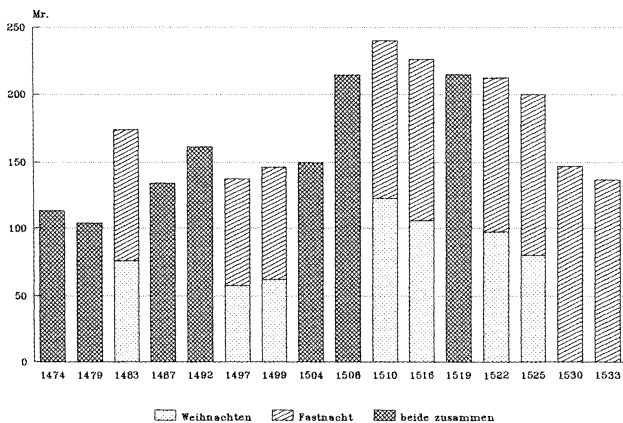
Dasselbe ist hinsichtlich der Feste der Großen Gilde zu Reval feststellbar: Ihre Trünke zu Weihnachten und zur Fastnacht kosteten etwa dreimal mehr als ihr Maigrafenfest zu Pfingsten (Grafik 3).²⁸

Die Kosten der Trinkgelage
des Rats von Reval 1434-72



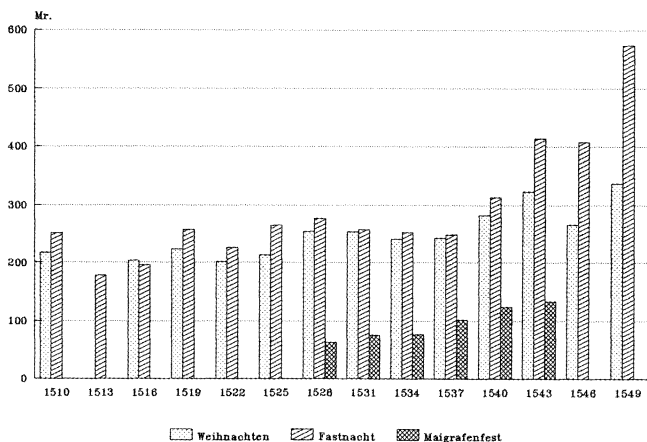
Grafik 2a

Die Kosten der beiden Haupttrünke
des Rats von Reval 1474-1533



Grafik 2b

Die Kosten der Trinkgelage der Grossen
Gilde zu Reval 1510–1549

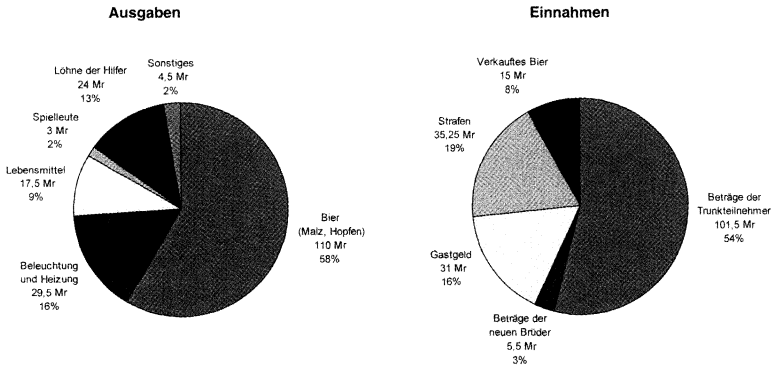


Grafik 3

Diese Beispiele mögen genügen. Einerseits kann man die hohen Kosten zu Weihnachten und zur Fastnacht damit erklären, daß diese Feste länger dauerten als die anderen. Gleichzeitig ist es ein Beweis für die Wichtigkeit dieser Feste.

Aus den Rechnungsbüchern der Revaler Großen Gilde aus dem 16. Jahrhundert läßt sich auch die Struktur der Ausgaben feststellen: Die Feste der Kaufleute wurden sorgfältig geplant, und jede ausgegebene Summe wurde in ihren Büchern genau eingetragen. Wenn wir die Rechnungen der Trünke genauer betrachten, wird klar, daß die generelle Struktur der Ausgaben (sowohl die einzelnen Gegenstände als auch ihre Menge) jahrzehntelang fast unverändert blieb. Deswegen mag das Beispielsjahr von 1514 (Grafik 4)²⁹ für die gesamte erste Hälfte des 16. Jahrhunderts als repräsentativ vorgestellt werden. Es ist zu ersehen, daß die Summen für Bier (eigentlich für Malz und Hopfen) mehr als die Hälfte der Gesamtkosten ausmachten, was ja schon vom Namen des Festes her – die Trünke (*drunke*) – anzunehmen wäre. Unter anderen Kosten machten die Ausgaben für Beleuchtung und Heizung einen relativ großen Teil aus, und selbstverständlich mußte man

Die Struktur der Ausgaben und Einnahmen
der Fastnachtstrünke der Grossen Gilde zu Reval
im Jahre 1514



Grafik 4

während der Winterfeste dafür mehr ausgeben als während der Frühlings- oder Sommerfeste. Dagegen hat man verschiedene Lebensmittel zum Fastnachtsfest nur für einige Tage gekauft, weil ein festliches Essen nicht jeden Abend, sondern nur zu einzelnen speziellen Terminen während der gesamten Fastnachtsperiode serviert wurde.³⁰ Aus dieser letztgenannten Sicht unterschieden sich die Fastnachtstrünke nicht bemerkenswert von den anderen Trinkgelagen des Jahres. Die übrigen Kosten des Festes sind die Löhne der Spielleute und verschiedener Vorbereiter der Feier, wie des Kochs, des Brauers, der Gildeknechte, der Helfer, u.a.

Die Kosten wurden am Ende des Festes wieder kompensiert: Jeder Trunkteilnehmer mußte seinen Betrag bezahlen (in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts etwa 1,5 Mark pro Bruder), außerdem ergaben sich Einnahmen aus Beiträgen der neuen Brüder, vom Gastgeld, von verschiedenen Strafen, und vom verkauften Bier.

Jeder Gildebruder war berechtigt, ein oder zwei Gäste zu den Trünken zu bitten, mußte aber in der Regel selbst für seinen Gast bezahlen und war auch für sein Benehmen verantwortlich. Aus den Rechnungen der Großen Gilde läßt sich nicht feststellen, aus welchem Grund man

gestraft wurde. Dagegen ist das Bruderbuch der Revaler Schwarzhäupter aus derselben Periode in dieser Hinsicht sehr detailreich. Als strafbar galt das unanständige Verhalten während der Trünke, und die öfters vorkommenden Fälle bezogen sich auf Bierausschütten, Zerschlagen der Becher, Versäumen der allgemeinen Versammlung und/oder der Messe, und Schuldigbleiben für seinen Gast.³¹ Glücksspiel und ernstere Streitigkeiten kommen relativ selten im Bruderbuch vor. Es ist höchst wahrscheinlich, daß solche Fälle auch in der Großen Gilde bestraft wurden, weil sie in ihren Schragen als strafbares Benehmen aufgelistet sind.³²

In den meisten Jahren überstiegen die Einnahmen der Großen Gilde die Ausgaben, aber es gab auch Jahre, in denen es der Gesellschaft nicht gelang, ihre Finanzen ins Gleichgewicht zu bringen. Doch war die Summe, die man schuldig blieb, meist nicht bemerkenswert, und es gibt keinen Beweis dafür, daß sie die finanzielle Seite der kommenden Trünke irgendwie beeinflußt hätte.

Die Dauer der Fastnachtstrünke und die besonderen Termine – verschiedene Aktivitäten

Das Fastnachtsfest der Vereinigungen dauerte ungefähr zwei Wochen. Nach dem Zeugnis der ältesten Schragen der Rigaer Schwarzhäupter von 1416 fingen die Brüder am Mittwoch vor Fastnacht mit ihren Fastnachtstrünken an und feierten bis zum ersten Sonntag in der Fasten (Invocavit).³³ Später mußten die Feiern jedoch offenbar verlängert werden, denn laut Fastnachtsordnung von 1510 beendeten die Schwarzhäupter ihre Trünke am Dienstag nach dem ersten Sonntag in der Fasten.³⁴ Die Revaler Schwarzhäupter beschlossen im Jahre 1513, daß ihre Trünke vom Sonntag vor dem kleinen Fastelabend³⁵ bis zum ersten Sonntag in der Fasten dauern sollten (d.h. vom Sonntag Sexagesima bis Sonntag Invocavit).³⁶ Wie aus diesen Bestimmungen hervorgeht, endete die Fastnachtsfeier in Livland nicht am Vorabend des Aschermittwochs, sondern wurde noch für eine ganze Woche fortgesetzt. Dies ist möglicherweise mit zwei konkurrierenden Fastnachtsterminen im Mittelalter zu erklären. Ursprünglich begann die Fastenzeit am Dienstag nach Invocavit, aber laut den Regelungen des Konzils von Benevent im Jahre 1091 wurden die Sonntage als Gedächtnistage der Auferstehung Christi vom Fastenverbot ausgenommen, so daß der Beginn der Fastenzeit um 6 Tage vorrückte und auf Mittwoch vor Invoca-

vit, den Aschermittwoch, festgelegt wurde.³⁷ Doch blieben die beiden Termine, die „alte“ und „junge Fastnacht“, in einzelnen Städten oder Gebieten jahrhundertlang nebeneinander bestehen, so daß die Fastnacht ebenso wie früher bis *Invocavit* oder bis zum folgenden Montag gefeiert wurde (z.B. in Basel, Konstanz, Luzern, Bayern, Münster, aber auch mancherorts in den Niederlanden).³⁸ Möglicherweise war auch Livland von dieser alten Brauchtradition beeinflusst.

Die zweiwöchige Fastnachtsperiode bedeutete jedoch nicht, daß die Brüder während dieser Zeit jeden Tag von morgens bis abends nur tranken und feierten. Wie im Weihnachtszyklus gab es auch im Laufe der Fastnachtstrünke einige Tage, die als Höhepunkte des Festes gefeiert wurden, und an denen jeder Bruder zur Teilnahme an den Geselligkeiten verpflichtet war; und zugleich gab es Tage, die nicht besonders wichtig waren, und an denen man nach Belieben in die Gildestube trat. Das Niveau der Wichtigkeit hing auch von der Position der Brüder ab: einige Veranstaltungen – zum Beispiel das Bierschmecken vor der offiziellen Eröffnung des Festes, um die Qualität des Biers zu schätzen – waren dem Ältermann und den Ältesten vorbehalten.³⁹

Um die Ereignisse der verschiedenen Tage besser zu veranschaulichen, habe ich die Haupttätigkeiten der Rigaer Schwarzhäupter laut ihrer Fastnachtsordnung von 1510 in einer kurzen Tabelle zusammengefaßt (Tabelle 1). Die Nummern in der letzten Spalte weisen auf die entsprechenden Artikel der Ordnung hin.

Ich habe den Anfang des Dokumentes (Artikel 1-16) aus der Tabelle ausgeschlossen: Die Ordnung beginnt eigentlich mit Weihnachten, weil hier die ersten Vorbereitungen für das Fastnachtsfest durchgeführt wurden. Zu Weihnachten wurden zwei Fastnachtsschaffer gewählt, die für die Organisation der kommenden Trünke verantwortlich sein sollten.⁴⁰ Vor allem waren sie verpflichtet, alles für das Fest Nötige zu besorgen, wie Holz, Licht, Bier usw. Parallelen für solche frühe Vorbereitungen sind auch aus den anderen Gebieten des Ostseeraumes bekannt: Aus den Statuten der Lübecker Zirkelbrüder und der Kaufleutekompanie wissen wir, daß diese zwei führenden Einungen der Kaufleute ihre Fastnachtsdichter schon zu Weihnachten wählten,⁴¹ und aus dem Schragen der Fronleichnamsgilde (*Guds Legems Lav*) zu Aalborg in Dänemark geht hervor, daß auch dort die Vorbereitungen für die Fastnachtsfeier am Ende der Weihnachtsperiode (am Dreikönigstag) begannen.⁴² Das weist nochmals auf die enge Verbindung der beiden Feste hin.

Tabelle 1: Das Programm des Fastnachtsfestes der Schwarzhäupter zu Riga laut der Fastnachtsordnung aus dem Jahre 1510

Montag	Morgens um 7 Uhr: Aushängen der Fahne mit dem Schwarzhäupterwappen; Bierschmecken im Neuen Hause; allgemeine Pfennigtrünke.	Artikel 17-20, 22
Dienstag	Ausschmücken des Festsaaes; Versammlung der Ältesten; allgemeine Pfennigtrünke.	17-21, 23
Mittwoch	Um 12 Uhr: feierliche Öffnung der Fastnachtstrünke (Trompeten, Pauken, usw.) Um 4 Uhr nachmittags: Versammlung im Festsaal; Ausholen der Silberbecher; der Ältermann hält 2 Aufrufe; Musik; Glockenläuten; Trinken; Gastmahl. Um 8 Uhr: Anzünden aller Lichter; der Ältermann hält 4 Aufrufe; Willkommensgruß an die Gäste; die Wahl der Schenken und des Bierältermannes; Feier.	24-55
Donnerstag, der kleine Fastelabend	Mittag: berittener Aufzug aus der Stadt heraus und wieder zurück (=Einholen der Fastnacht); Kranzstechen auf dem Marktplatz. Abend: gemeinsame Trünke; Tanz; Umzug mit Fackeln durch die Stadt; Tanz in die Große Gilde, um den Großgildebrüdern „die Fastnacht zu bringen.“	56-92
Freitag	Fortsetzung der Trünke: Bierkeller vom 1 bis 10 Uhr geöffnet.	93-96
Sonnabend	Fortsetzung der Trünke: Bierkeller vom 12 bis 11 Uhr geöffnet.	97-100
Sonntag Estomihi, (Quinquagesima) Beginn des sog. großen Fastelabends	Um 12 Uhr: Beginn der Feier; Einladung der Frauen und Jungfrauen; Tanz im Neuen Haus; Austanz auf den Markt und weiter zum Rathaus; Tanz im Rathaus; Tanz in die Große Gilde; zurück auf den Markt und ins Neue Haus.	101-45
Fastnachtsmontag	Fortsetzung der Feier; weibliche Gäste; Tanz; Austanz zum Rathaus wie am Sonntag.	90, 146-47
Fastnachtsdienstag	Abend: allgemeines Festessen; der Ältermann hält Aufrufe; Tanz. Später: Anbieten der Heringe, um „in den Fasten zu gehen.“ Fest bis Mitternacht oder bis 1 Uhr nachts.	148-55
Aschermittwoch	Morgens um 8 Uhr: allgemeine Versammlung (<i>steven</i>); Vorlesen des Schragens; Wahl der neuen Kämmerer; Schlichten der Streiten und Klagen; Sammlung des Strafgeldes. Abend um 6 Uhr: Fortsetzung der Trünke; Einladung der Frauen und Jungfrauen; Tanz; Gewürz angeboten.	151, 156-73
Donnerstag	Morgens um 8 Uhr: Seelmesse in der St. Petrikirche. Abend: die Brüder der Großen Gilde besuchen die Schwarzhäupter im Neuen Haus. Tanz; Umzug mit Fackeln durch die Stadt bis zur Sandpforte: „Ausführen der Fastnacht.“	174-88
Freitag	Ratsherren, der Stadtschreiber, der Hauskomtur und die Ältesten der Großen Gilde besuchen die Schwarzhäupter im Neuen Haus. Aufrufe; Bierschmecken; Gewürz und Konfekt angeboten.	189-206
Sonnabend	Fortsetzung der Trünke: Bierkeller vom 1 bis 11 Uhr geöffnet.	207-09
Sonntag Invocavit (Quadragesima)	Um 5 Uhr: Bewirtung der Geistlichen, Chorschüler und Schulmeister (Fischgerichte).	208, 210-12
Montag	Fortsetzung der Trünke: Bierkeller vom 1 bis 11 Uhr geöffnet.	213
Dienstag	Abend: der Ältermann hält die letzten Aufrufe. Um 1 oder 2 Uhr in der Nacht: Verbrennen des Baumes auf dem Marktplatz. Ende der Fastnachtsfeier.	214-15

Obwohl die Fastnachtstrünke der Rigaer Schwarzhäupter am Mittwoch anfangen, sind auch die Aktivitäten der zwei vorhergehenden Tage in ihrer Ordnung gelistet. An diesen Tagen beschäftigte man sich meist mit den unmittelbaren Vorbereitungen, wie dem Aushängen der Fahne, Bierschmecken, Ausschmücken des Festsaaes mit Teppichen, usw. Die Feste der Schwarzhäupter fanden im Neuen Haus statt, auch König Artus Hof genannt.

Die Trünke wurden am Mittwoch um 12 Uhr mit Trompetenmusik und Paukenschlagen feierlich eröffnet. Am selben Abend fand ein festliches Gastmahl statt; das Silbergerät der Kompanie, nur während der hervorragendsten Ereignisse benutzt, wurde herausgeholt; der Ältermann hielt Aufrufe und die Gäste wurden begrüßt.

Die Aktivitäten des folgenden Donnerstages, des kleinen Fastelabends, sind in der Fastnachtsordnung von c.1500 detailreicher beschrieben. Gegen Mittag ritten die Brüder aus der Stadt und kehrten nach einer Weile feierlich zurück – dies war „das Einholen der Fastnacht.“⁴³ Der gleiche Begriff, am Klein-Fastelabend „die Fastnacht einholen“, ist auch mancherorts aus dem norddeutschen Raum bekannt, zum Beispiel aus Danzig (poln. Gdańsk) (1495).⁴⁴ Es gibt keine Belege dafür, ob die Rigaer Schwarzhäupter irgendeine symbolische Figur, eine Personifikation der Fastnacht, mit sich trugen, wie es in einigen Städten Deutschlands und auch anderswo nachweisbar ist. In Münster brachten z.B. die Mitglieder der St.-Annen-Bruderschaft, die Söhne der reichen Bürger, eine mit Stroh gefüllte Puppe (genannt Geck oder Doctor) am Klein-Fastelabend in die Stadt.⁴⁵ Falls eine solche Sitte in Riga üblich gewesen wäre, würden die Fastnachtsordnungen jedoch wohl darüber berichten.

Dem Einholen der Fastnacht folgten die Stechspiele auf dem Marktplatz, und danach wurden die Trünke im Neuen Haus fortgesetzt. Am Abend fand ein feierlicher Umzug mit brennenden Fackeln und Paukenmusik zur Großen Gilde statt, und damit wurde „die Fastnacht den Großgildebrüdern gebracht, nach der alten Gewohnheit.“⁴⁶

Der folgende Freitag und Sonnabend waren relativ ruhige Tage, welche die Möglichkeit boten, sich vor dem Sonntag Estomihi ein wenig zu erholen. An diesem Sonntag begann der sogenannte große Fastelabend, der bis Dienstag dauerte: Weibliche Gäste wurden eingeladen, und die Festlichkeiten kulminierten mit dem Austanz auf dem Marktplatz und zum Rathaus.

Am Fastnachtsdienstag fand ein allgemeines Festmahl statt, es wurde wieder mit Frauen und Jungfrauen getanzt und bis Mitternacht gefeiert. Am selben Abend wurde aber Hering angeboten, und damit sollten die Brüder „in den Fasten gehen.“⁴⁷ Obwohl die Trünke noch für eine Woche fortgesetzt wurden, bedeutete der Fastnachtsdienstag, der Fastelabend, im direkten Sinn den Vorabend der Fasten, weil ab diesem Fleischgerichte nicht mehr angeboten werden durften.

Am Morgen des Aschermittwochs fand eine allgemeine Versammlung (Steven) statt, an der jeder Bruder verpflichtet war teilzunehmen. Dort wurden der Schragen vorgelesen und die Klagen und Streite der Brüder behandelt.⁴⁸ Am Abend wurde mit den Fastnachtstrünken fortgesetzt: Frauen und Jungfrauen wurden wieder ins Neue Haus eingeladen, um mit den Schwarzhäuptern zu tanzen, und Bier wurde in großer Menge ausgeschenkt. Als Imbiß wurden jedoch, charakteristisch für die Fastenzeit, Fisch und teure Gewürze (Paradieskörner, Muskatnüsse, Ingwer) angeboten.⁴⁹

Am Donnerstagmorgen sollten die Brüder an der Seelmesse in der Petrikirche teilnehmen. Am Abend besuchten die Großgildebrüder das Neue Haus, und dort wurden zusammen getanzt und getrunken. Danach folgte ein ähnlicher Umzug mit brennenden Fackeln wie am vorigen Donnerstag; diesmal jedoch wurde die Fastnacht aus der Stadt geführt. Sogar die Route des Umzugs war dieselbe; sie endete an der Sandpforte.⁵⁰ Auch in Münster wurde die Puppe, das Symbol der Fastnacht, am Donnerstag nach dem Aschermittwoch verurteilt und verbrannt.⁵¹

Obwohl die Fastnacht jetzt aus der Stadt war, wurden die Trünke immer noch fortgesetzt. Am Freitag wurde das Neue Haus durch die Anwesenheit besonders wichtiger Personen geehrt: Bürgermeister und übrige Ratsherren, der Stadtschreiber, der Hauskomtur und die Ältesten der Großen Gilde besuchten die Schwarzhäupter.⁵² Der Sonnabend im Gegensatz war nicht besonders relevant und enthielt keine allgemeine Veranstaltungen. Am Sonntag Invocavit wurden die Geistlichen, der Kaplan, der Schulmeister, die Chorschüler und die sechs Priester, die an den Schwarzhäupteraltären in den verschiedenen Kirchen Rigas dienten, ins Neue Haus zum Abendessen eingeladen. Natürlich wurden auch sie mit Fischgerichten bewirtet.⁵³

Dienstag nach Invocavit war der letzte Tag der Fastnachtstrünke. Am Abend hielt der Ältermann seine letzten Aufrufe, und um eins oder

zwei Uhr in der Nacht brachten die Angehörigen der Bomerwoldbank einen geschmückten Baum auf den Marktplatz und verbrannten ihn. Damit waren die zweiwöchigen Fastnachtsfeiern zu Ende: „... unde dar mede is de vastelavent beslaten.“⁵⁴

Der Verlauf des Festes in Reval variierte von dem in Riga nur wenig. Obwohl die Trünke der Schwarzhäupter schon am Sonntag Sexagesima anfangen, fand die feierliche Einholung der Fastnacht ebenso am Donnerstag, am Klein-Fastelabend, statt, hier mit Umfahrt der Schlitten und mit Paukenmusik.⁵⁵ Die weiteren Höhepunkte des Festes waren ebenfalls der Sonntag Estomihi, Fastnachtsmontag und Fastnachtsdienstag mit feierlichen Umzügen, Austanzen und Festessen. Obwohl die Revaler Schwarzhäupter ihren Steven am Sonntagmorgen hielten⁵⁶ und nicht nach dem Fastnachtsdienstag wie in Riga, geht aus den langen Listen der Abwesenden in ihren Bruderbüchern hervor, daß an diesem Morgen der Kopf so manchen Mannes geschmerzt haben muß. Zum Beispiel nahmen im Jahre 1543 71 Brüder an den Fastnachtstrünken teil, und 30 von ihnen haben offensichtlich den folgenden Steven verschlafen.⁵⁷

Wie aus den Quellen von Riga und Reval hervorgeht, waren die wichtigsten Tage der Fastnachtsperiode die folgenden: der Eröffnungstag der Trünke, der Donnerstag, der Klein-Fastelabend mit dem feierlichen Einholen der Fastnacht, und die drei Haupttage des Festes vom Sonntag Estomihi bis Fastnachtsdienstag. In Livland ist eine interessante Kombination und Koexistenz von Fastnacht und Fasten zu beobachten. Der Aschermittwoch bedeutete einen Wechsel im Lebensrhythmus und in den Essengewohnheiten, wie von der Kirche verlangt. Aber obwohl man mit dem Fasten begann, hörte man nicht auf mit dem Feiern; die Einungen setzten ihre Trünke fort. Obwohl der Begriff „alte Fastnacht“ m. W. nirgendwo in den livländischen Quellen vorkommt, beendeten sie ihr Fest nach der alten Berechnungsart der Fastnachtszeit.

Maskentragen und Verkleidung – Fastnachtsgebote

An dieser Stelle wäre vielleicht zu fragen, ob livländische Kaufleute sich zur Fastnachtszeit auch zu maskieren und zu verkleiden pflegten. Die Quellenzeugnisse sind in dieser Hinsicht nicht besonders zahlreich. Einen der ältesten Hinweise auf Maskieren enthält die Bursprake des Rigaer Rats aus dem Jahre 1384. Dort wird festgestellt, daß „niemand *schoduvel* oder mit vedecktem Gesicht laufen sollte.“⁵⁸

Der Begriff *schoduvcl*, vielerorts im deutschen Kulturraum bekannt (besonders im Niederdeutschland), ist meist als „Schauteufel“, d.i. eine umherlaufende Dämonengestalt interpretiert worden.⁵⁹ Der früheste Beleg für *schoduvcl* kommt in der Quellen von Braunschweig im Jahre 1293 vor.⁶⁰ Gewaltakte während der Festlichkeiten einerseits und die generelle Sorge der städtischen Obrigkeiten um die öffentliche Ordnung zusammen mit wachsenden Kontrollierungsversuchen andererseits führten dazu, daß seit dem zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts die ersten Verbote der Fastnachtsummerei und besonders des Gesichtsmaskierens im deutschsprachigen Raum überliefert wurden, zum Beispiel 1340 in Göttingen⁶¹, 1372 in Hamburg⁶² oder 1403 in Köln.⁶³ Es läßt sich auf Grund des Rigaer Belegs nicht feststellen, ob das Schauteuffellaufen dort tatsächlich verbreitet war, oder ob dieses in der Bursprake vorkommende Verbot aus einigen deutschen Städten übernommen wurde und damit bloß präventiven Charakter gehabt haben könnte.

Näheres über *schoduvcl* geht aus den Quellen von Dorpat hervor. Der älteste Schragen der dortigen Großen Gilde (1387) enthält einen Artikel, nach dem „diejenigen, die zu Schauteufel gewählt werden, sich höflich benehmen, niemand belästigen, und keinen Unfug treiben sollen.“⁶⁴ In einem anderen Artikel wurde festgelegt, daß „diejenigen, die zu Schauteufel gewählt werden, und auch ihre Knechte, am Vormittag nicht zur Kirche gehen sollen.“⁶⁵ Drittens erfahren wir, daß der Ältermann und die Weisen (Ältesten) der Gilde die Schauteufel bei sich zu Gast hatten, weil dazu die Zahl der Gerichte und Schüssel in ihrem Schragen reglementiert wurde.⁶⁶

Die Schwarzhäupter zu Dorpat haben sich auch mit Schauteuffellaufen beschäftigt: Im Januar 1445 haben sie vier Stücke blaues Tuch gekauft, das sie für ihre Kleidung beim Schauteuffellaufen (*scoduvclschop*) benötigten.⁶⁷

Das Problem ist, daß keine der zitierten Quellen den Schauteufel mit der Fastnacht in Zusammenhang bringt, mit Ausnahme des indirekten Beweisstückes, daß die Dorpater Schwarzhäupter das Tuch Anfang Januar besorgten. Die Studie von Humburg über West- und Ostfalen hat gezeigt, daß die Schauteufel nicht nur in der Fastnachtszeit, sondern ebenso häufig zu Weihnachten herumliefen (z.B. 1407 in Hildesheim, 1408 in Braunschweig), und daß es sogar möglich ist, daß die Fastnacht diesen Maskentyp aus dem Weihnachtsbrauchtum über-

nommen haben könnte.⁶⁸ Deshalb muß man vorsichtig sein, die erwähnten livländischen Quellenzeugnisse automatisch mit dem Fastnachtstreiben zu verbinden. Alles, was sich aus den Bestimmungen folgern läßt, ist, daß die Schauteufel aus den Reihen der Gildebrüder ausgewählt wurden, und daß die Ältesten der Gilde sich um das anständige Benehmen solcher Personen kümmerten, und jede Art öffentlicher Zwischenfälle zu verhindern wünschten.

Die Rigaer Burspraken aus dem 15. und 16. Jahrhundert erwähnen *schoduvcl* nicht mehr, sie untersagen aber zu Fastnacht mit verdecktem Gesicht, mit verkehrten Kleidern oder mit Waffen herumzulaufen.⁶⁹ Solche Verbote waren auf die ganze Stadtgemeinschaft ausgerichtet und nicht nur auf einzelne Gruppen oder Schichten.

Die Fastnachtsordnungen der Rigaer Schwarzhäupter enthalten kein Wort über Maskieren oder Verkleiden. Ebenso ist die Nachricht von Amelung, daß die Revaler Schwarzhäupter beim Einholen der Fastnacht am Klein-Fastelabend maskiert umherfuhren, die auch Redlich von ihm übernommen hat,⁷⁰ nichts mehr als eine Annahme – die Quellen enthalten nichts Entsprechendes. Es ist zu vermuten, daß die Verkleidungspraktiken bei Kaufleuten, die als städtische Oberschichten für die öffentliche Ordnung verantwortlich waren, in relativ bescheidender Weise betrieben wurden, und daß solche Mummerei mehr als Belustigung für die niedrige Stadtbevölkerung diente.

Aus Livland sind keine Konflikte oder öffentlichen Unruhen im Zusammenhang mit der Fastnacht bekannt. In den mittelalterlichen Gerichtsprotokollen, die für Reval vorhanden sind, ist nur ein Beleg enthalten, den man direkt mit dem Fastnachtstreiben ins Verbindung bringen kann: Im Jahre 1484 nahm man einige Fastelabendgänger gefangen, doch wurden sie, nachdem sie Uhrfehde schworen, wieder freigelassen.⁷¹

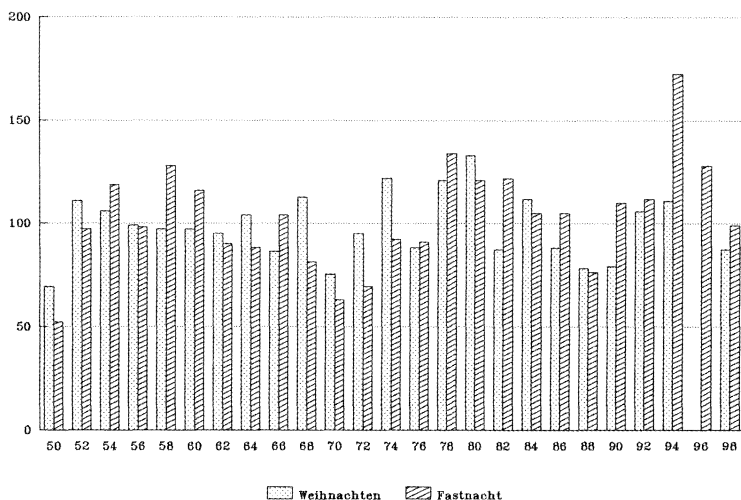
Es läßt sich vermuten, daß in der katholischen Zeit die Kirche und der Rat in bezug auf Verkleidung relativ tolerant waren. Die strengen Verbote gegen die Fastnachtsmummerei wurden in Livland erst nach der Reformation erlassen (z. B. 1526 und c.1528 in Reval, 1548 in Pernau (estn. Pärnu)), wobei Argumente wie „heidnisch“, „unchristlich“ und „teuflisch“ benutzt wurden.⁷² Dieselbe Tendenz ist um diese Zeit im ganzen protestantischen Norddeutschland zu beobachten.⁷³ Doch scheinen die Obrigkeiten in den Städten Livlands nicht gegen das Feiern der Fastnacht als solches gewesen zu sein, denn die Fast-

nachtstrünke des Rats und der Gilden wurden auch in der evangelischen Zeit fortgesetzt. Man versuchte augenscheinlich die potenzielle Gefahr für die öffentliche Ordnung auf ein Minimum zu reduzieren und verbot deswegen das Maskentragen und Festwesen auf der Straße. Natürlich spielte dabei die veränderte Einstellung gegen die Fastnacht und die Wandlung der Funktionen des Festes in der frühen Neuzeit eine wichtige Rolle.

Die Trunkteilnehmer und ihre Pflichten

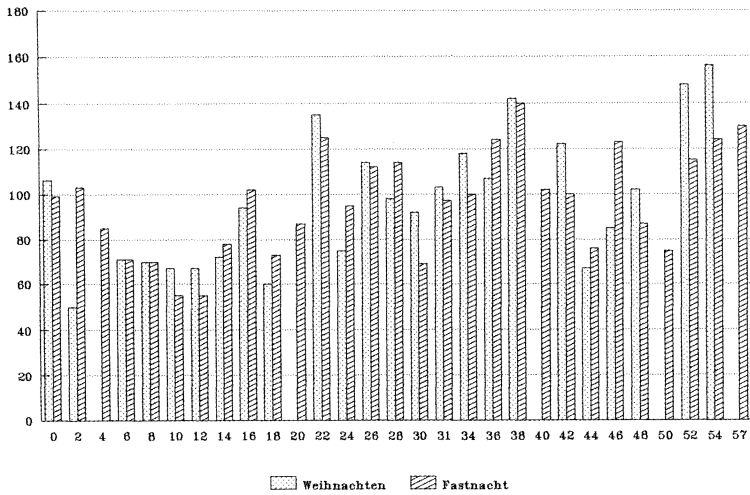
Wie oben erwähnt, war das Teilnehmen an den Haupttrünken für alle Brüder verpflichtend, und die Namen der Anwesenden wurden in den Bruderbüchern einzeln aufgelistet. Aufgrund dieser Verzeichnisse läßt sich deshalb die ungefähre Zahl der Mitglieder der Einigungen feststellen. Ungefähr, weil es immer einige Brüder gab, die nicht in der Stadt anwesend waren oder aus anderen Gründen (z.B. Krankheit, hohes

Die Schwarzhäupter zu Reval
Die Zahl der Trunkteilnehmer 1450–98



Grafik 5

Die Schwarzhäupter zu Reval
Die Zahl der Trunkteilnehmer 1500–57



1532 fehlt, deshalb gegeben 1531

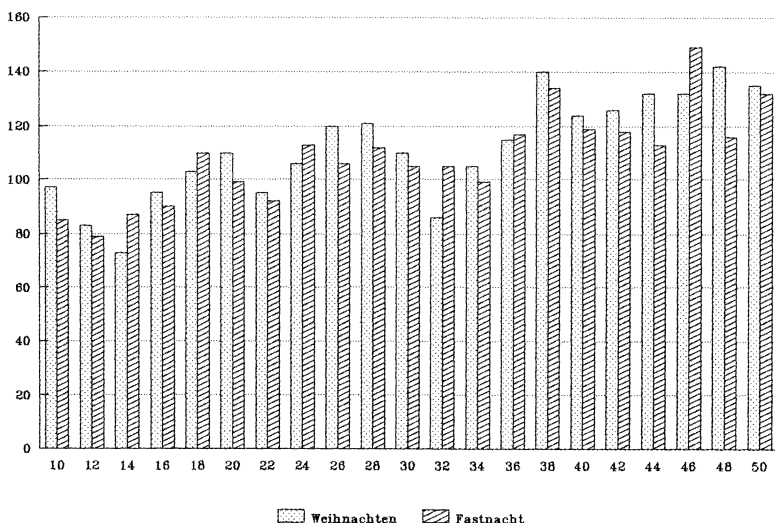
Grafik 6

Alter) nicht mittrinken konnten. Außerdem enthalten diese Listen auch einige Namen von Gästen, wie später genauer diskutiert werden wird.

Die Grafiken (Grafik 5-6)⁷⁴ zeigen die Zahl der Anwesenden an den Haupttrünken der Revaler Schwarzhäupter, und es wird offenbar, daß diese Zahlen im Laufe der Jahre sehr schwankend waren; sogar in ein und demselben Jahr konnten sie für die Weihnachts- und Fastnachts-trünke bemerkenswert abweichen. Dieselbe Tendenz geht aus den Rechnungen der Revaler Großen Gilde hervor (Grafik 7).⁷⁵

Um die Zahl der Mitglieder genauer festzustellen, muß man die Namensverzeichnisse längerer Perioden miteinander vergleichen. Aus prosopographischer Sicht sind diese Bruderbücher zweifellos von großem Interesse, und es wäre nötig, sie in der Zukunft vertiefend durchzuarbeiten.

Die Grosse Gilde zu Reval
Die Zahl der Trunkteilnehmer 1510–50



Grafik 7

Einige Verzeichnisse der Revaler Schwarzhäupter, nämlich die seit dem Jahre 1522, sind aber aus einem anderen Aspekt her bemerkenswert: Sie deuten verschiedene Pflichten oder Ämter der Brüder während der zwei Haupttrünke an.⁷⁶ Nehmen wir zum Beispiel die Liste des Fastnachtsfestes von 1522, so lassen sich etwa zwanzig verschiedene Ämter aufzählen (Tabelle 2).⁷⁷ Die wichtigsten unter ihnen waren die zwei Fastnachtsschaffer, die als Organisatoren des ganzen Festes fungierten. Außerdem finden wir mehrere Trommelschläger (oder Paukenschläger), verschiedene Tänzer, die Bitter oder Einlader für die Kirchspiele von St. Nikolai und St. Olai, die Schenken und Kannenwächter, Schreiber für den Steven etc. Nur zwei Papageienschaffer sollten nicht an diesem Fest dienen, sondern an kommenden Schützentrünken.⁷⁸ Alles in allem hatten 52 Brüder spezielle Verpflichtungen

Tabelle 2: Die Ämter der Revaler Schwarzhäupter während des Fastnachtsfestes von 1522

Schaffer (2) <i>schaffers</i>	Hermen van Ymeren Hans Baede
Trommelschläger für den Umzug in der Stadt (2) <i>twe bungenslegers vmme de stadt</i>	Karsten Wettegroue Peter Snelle
Trommelschläger für den Austanz zum Rathaus (2) <i>twe bungenslegers vp dat rathus</i>	Jochim Wilman Hinrick Appelbeck
Vortänzer (2) und Nachtänzer (2) zum Rathaus <i>vp dat rathus vor vnd achter dansser</i>	Euert van Rentelen, Didrick Munstermann Hans Witte, Peter Emschehof
Fackeltänzer (4) <i>feer toertyssyen densser</i>	Hinrick Fressel, Hans Mueter Didrick Ladthusen, Andres Warneken
Bitter zu St. Olai (2) <i>twe bidders in sunte oleues karspell</i>	Kort tor Telt Hans Frilinc
Bitter zu St. Nikolai (2) <i>(twe bidders) in sunte clawes karspell</i>	Hinrick Klenow Hans Drekopp
Frauen- und Jungfrauentänzer (2) <i>frouwen vnd junckfrouwen densser</i>	Clawes Findt Wilm Holtappel
Frauenschenken (2) <i>twe frowen schenckk</i>	Mauriss Schomaker Lambert Fischer
Jungfrauenschenken (2) <i>twe junckfrowen schenckk</i>	Hans Rotgers Jurgen Felt
Türwächter (2) <i>twe doeren wechter</i>	Hans Knipper de weger Jurgen Plaenman
Kannenwächter (2) <i>twe kannen wechter</i>	Hans Rode Jacob Witte
Trommelschläger (2) <i>twe bungen sleger</i>	Hans Holthusen Lutke Lulberdes
Nachtänzer zum Rathaus (4) <i>achter densser vp dat radt hus</i>	Cristoffer van Arpen, Euert Rotert Hans Barke, Harmen Smit
Tänzer für den anderen Tanz (4) <i>(densser) in den anderen dans</i>	Klingenborch Karkrinck, Bernt Lensink Steffen Steuens, Didrick van Lessen
Papageienschaffer (2) <i>twe papegoyen schaffer</i>	Steffen Steuens Bernt Lense (identisch mit B. Lensink)
Baumträger (4) <i>veer bom dregers</i>	Karsten Holm, Hans Westfelinc Hinrick Greue, Harmen Trippenmaker
Bannerträger (2) <i>twe de den banner in halden</i>	Hans van Kollen Lutke Hesse
Trommelschläger (2) <i>twe bungen slegers</i>	Gert Molner Reinolt Reimers
Kannenträger (2) <i>twe kannen dregers</i>	Hans Ossenbrugge Hinrick Hinteman
Lichtträger (2) <i>twe lychte dregers</i>	Didrick van Schotten Bernt Winckelmann
Schreiber (2) <i>twe schryuers</i>	Hinrick Hulshorst Jasper Resse

Zahl der Ämterhalter (ausgenommen Papageienschaffer): 52

Gesamtzahl der Trunkteilnehmer: 125

im Laufe des Festes. Wenn wir diese Zahl mit der Gesamtzahl der Trunkteilnehmer an dieser Fastnacht vergleichen – es waren 125⁷⁹ –, so stellt sich heraus, daß mehr als ein Drittel der Brüder nicht nur feierten, sondern mit dem Organisieren und der Durchführung des Festes eng verbunden waren. Das beweist nochmals, daß die Gildefeste einen stark korporativen Charakter hatten und der Einheit und Zusammengehörigkeit der Gesellschaft dienten.

Aus dieser Liste von 1522 ist zu ersehen, daß während des Fastnachtsfestes acht Trommelschläger tätig waren: zwei beim Umzug durch die Stadt, zwei beim Austanz zum Rathaus, und die übrigen Paare vermutlich für die Veranstaltungen im Schwarzhäupterhaus. Daraus wird offenbar, daß Trommelschlägen nicht nur zum Tanzen, sondern auch (oder sogar vor allem) für zeremonielle Zwecke diente: nämlich die öffentlichen Veranstaltungen der Gesellschaft hervorzuheben und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die feierlichen Umzüge der Kaufleute mit Trommel und mit brennenden Fackeln durch die Straßen waren nicht bloße Feierlichkeiten, sondern hatten eine wichtige repräsentative Funktion: die städtischen Oberschichten demonstrierten ihre Gemeinschaft und Macht und stellten sich als Stand gegenüber den Handwerkern und den übrigen Stadtbewohnern dar. Solche feierlichen Umzüge und Austänze sind natürlich nicht nur aus Riga und Reval, sondern auch aus vielen norddeutschen Städten bekannt, man denke etwa an ein solches markantes Beispiel wie den Umzug der führenden Lübecker Kaufleutegesellschaften zum Ratsweinkeller am Abend des Fastnachtsdienstags.⁸⁰

Die Zahl und Benennungen der Festämter der Revaler Schwarzhäupter blieben jahrzehntelang beinahe dieselben. Wenn man die im Jahre 1522 genannten Ämter mit den im Schafferschrage von 1514 gelisteten Aufgaben vergleicht, findet man in letzterem mehr Tänzer als im ersterem, darunter auch Pikentänzer (s. Anhang). Manchmal kommen in den Bruderbüchern einige früher als Träger bezeichnete Ämter später (etwa seit 1550er Jahren) als Tänzer vor: So können wir statt Banner-, Licht- oder Kannenträgern Bannertänzer, Lichttänzer, Kannentänzer und vereinzelt sogar Trommeltänzer finden.⁸¹

Die Revaler Quellen mit ihrer reichen Information über die verschiedenen Pflichten zur Fastnachtszeit sind einzigartig im ganzen Ostseeraum. Die Statuten der Lübecker Zirkelbrüder und der Kaufleutekompanie deuten einige ähnliche Aufgaben an, wie Schenken, Vortän-

zer und Nachtänzer,⁸² aber derart detaillierte Ämterlisten wie aus Reval sind bisher nirgendwo anders bekannt geworden.

Wenn man über die oben erwähnten Ämter nachdenkt, kann man vielleicht fragen, ob einige von diesen auch ein spezielles Talent erforderten, man denke vor allem an Tanzen oder Musizieren. Sonja Dünnebeil hat gezeigt, daß die Lübecker Zirkelbrüder einige offensichtlich literarisch begabte Mitglieder sogar vier oder fünf Mal als Fastnachtsdichter wiederwählten.⁸³ Deshalb versuchte ich herauszufinden, ob es auch in Reval Schwarzhäupterbrüder gab, die mehrmals für dasselbe Amt genannt wurden.

Die Trommelschläger bestätigten meine Vermutung nicht: es gab nur einzelne Brüder, die dieses Amt zweimal innehatten (Tabelle 3). Offensichtlich konnte jeder Gildebrüder die Funktion übernehmen. Bei den verschiedenen Tänzern aber ergibt sich eine ganz andere Situation; hier wiederholen sich oft dieselben Namen. In die Tabelle habe ich einige Brüder eingetragen, die mehr als zweimal die Führertänzer gewesen sind. Wahrscheinlich waren sie nicht nur gut im Tanzen, sondern auch populär unter den Damen, mit einem Wort – die damaligen Gesellschaftslöwen. Im allgemeinen haben jedoch die Ämterinhaber in verschiedenen Jahren und Festen gewechselt, was auf das Prinzip der Gleichheit zwischen den Brüdern hinweist: alle konnten (und alle sollten) verschiedene Ämter ausführen.

Besuchspraktiken zur Fastnachtszeit

Schon aus den Fastnachtsordnungen der Rigaer Schwarzhäupter geht hervor, daß die Schwarzhäupter im Laufe des Festes mehrmals zum Rathaus und zur Großen Gilde tanzten, und daß die Ratsherren und Großgildebrüder ihrerseits die Schwarzhäupter im Neuen Haus besuchten. Das weist darauf hin, daß der gesellige Verkehr zwischen den Kaufleuten und Kaufgesellen sehr lebhaft war. Norbert Schindler hat die Besuchspraktiken in der Fastnachtszeit am Beispiel der Schweiz gründlicher betrachtet, und er hat unter anderem gezeigt, daß die Fastnacht als eine relativ arbeitsarme Zeit günstige Gelegenheiten nicht nur für geselliges Leben, sondern für allerlei Diplomatie, Geschäfte und Handel geboten hat, und damit als der kommunikative Höhepunkt des Jahres diente.⁸⁴

Die Quellen aus Reval spiegeln gleichfalls den aktiven geselligen Verkehr wider. Die Brüderverzeichnisse der Revaler Schwarzhäupter

Tabelle 3: Die Schwarzhäupter zu Reval

Abkürzungen: f. = Fastnachtstrünke, w. = Weihnachtstrünke

a) Mehrfache Trommelschläger (Bungenschläger)

Otte Meier	1522 w.	1523 f.
Gert Molner	1522 f.	1524 f.
Karsten Sten	1524 w.	1525 f.
Hinrick Schroder	1547 w.	1548 w.
Jochim Schroder	1537 w.	1550 f.
Hinrick Moller	1546 f.	1549 f.

b) Mehrfache Tänzer

Hinrick Fressel	1522 f.	Fackeltänzer
	1523 f.	Frauentänzer
	1524 w.	Vortänzer zum Rathaus
Goschalck Becker	1523 w.	Fackeltänzer
	1524 f.	Tänzer für den anderen Tanz
	1525 f.	Jungfrauentänzer
	1528 w.	Jungfrauentänzer
Victor Bretholt	1524 w.	Fackeltänzer
	1526 w.	Jungfrauentänzer
	1527 f.	Vortänzer zum Rathaus
Jacob Gruter	1523 f.	Nachtänzer
	1526 w.	Fackeltänzer
	1528 w.	Fackeltänzer
Andres Snider	1528 f.	Nachtänzer
	1528 w.	Frauen- und Jungfrauentänzer
	1531 f.	Nachtänzer
Baltser Torck	1547 w.	Fackeltänzer
	1548 w.	Frauen- und Jungfrauentänzer
	1550 f.	Vortänzer zum Rathaus
	1551 w.	Frauen- und Jungfrauentänzer

enthalten, wie schon oben erwähnt, die Namen der Gäste, die an ihren Haupttrünken teilgenommen haben. Öfters waren einige Revaler Ratsherren anwesend, aber auch einige Edelleute. Die letzteren waren nicht nur lokaler Herkunft, sondern kamen aus verschiedenen Ländern. Zum Beispiel hat bei den Weihnachts- und Fastnachtsfeiern von 1471 ein Ritter aus Dänemark⁸⁵ teilgenommen, und am Fastnachtsfest von 1512 ein Ritter aus Schweden.⁸⁶ Regelmäßig finden wir die Namen von Schiffern, im Jahre 1541 sind es sogar neun gewesen.⁸⁷ Manchmal wurde in den Bruderbüchern auch die Stadt präzisiert, aus welcher der besuchende Kaufmann oder Schiffer nach Reval gekommen war: So finden wir Gäste aus Riga, Lübeck, Bremen, Brügge (frz. Bruges), Deventer, Enkhuizen, usw.⁸⁸ Es ist zu sehen, daß die Kontakte der hanseatischen Kaufleute nicht nur einen offiziellen, d.h. geschäftlichen, sondern auch sozialen Charakter hatten.

Ebenso geht aus der Quellen hervor, daß die Fastnachtszeit ein Termin wichtiger politischer Ereignisse war: So huldigte die Stadt Riga dem Ordensmeister Wolter von Plettenberg im Jahre 1495 am Sonnabend vor dem großen Fastelabend (Estomihi), und danach benutzte Plettenberg die Gelegenheit, die Fastnachtszeit fröhlich mit den Ratsherren zu verbringen (*He ... was mit uns den fastelavent aver frolich*).⁸⁹ Öfters sind die livländischen Ordensmeister Gäste der Rigaer Rats zu Weihnachten gewesen, wie es aus den Kämmererechnungen hervorgeht⁹⁰, zu Fastnacht aber pflegten sie manchmal dem Rat einen Hirsch oder ein Reh zu senden.⁹¹ In Reval dagegen ist der dortige Komtur ein häufiger Gast des Rats zu Fastnacht gewesen.⁹² Ähnliche Einladungen von Ordensbeamten zu den Fastnachtsgelagen des Rats sind auch aus dem Deutschordensland Preußen bekannt.⁹³

Unter den Besuchspraktiken während der Fastnachtszeit sollte auch die Anwesenheit verschiedener Unterhalter betrachtet werden. Die Revaler Kämmererbücher und die Rechnungen der Großen Gilde enthalten regelmäßige Ausgaben für ihre eigenen – d.h. städtische – Spielleute, aber vereinzelt finden wir in den Rechnungen des Rats zu Riga und Reval auch Zahlungen an fahrende Gaukler (*ioculatores, gerende, goeklere*).⁹⁴ Zur Fastnacht 1493 sind Schiffer Gäste des Revaler Rats gewesen und dort mit einem Schwerttanz aufgetreten.⁹⁵ Manchmal sind die Schulmeister mit ihren Schülern oder jungen Gesellen am Fastnachtsfest des Rats oder der Kaufleutegesellschaften mit einigen Vorstellungen aufgetreten. So haben die Rigaer Schwarzhäupter im Jahre 1519

die Schüler bezahlt, die zur Fastnacht Verse rezitierten,⁹⁶ und der Revaler Rat hat im Jahre 1529 dem Schulmeister und seinen Gesellen 6 Mark „Trinkgeld“ gegeben, weil sie eine Komödie von Terenz, „Andria“, am Fastnachtmontag im Rathaus vor den Ratsherren und dem Komtur präsentiert hatten.⁹⁷ Für die Schulmeister, Schüler und allerlei Artisten boten Fastnachtsfeiern eine gute Gelegenheit, ihre Beutel ein wenig zu füllen und natürlich am Fastnachtsbier Anteil zu haben. In Lübeck inszenierten die Brüder der Zirkelgesellschaft und der Kaufleutekompanie selbst die Fastnachtsspiele. Eine solche Tradition des Fastnachtstheaters hat es in Livland nie gegeben.

Zusammenfassende Bemerkungen

Wie aus den normativen Quellen sowie aus Rechnungsbüchern hervorgeht, waren die Fastnachtstrünke der Kaufleute in Riga und Reval keine spontanen Lustbarkeiten, sondern sorgfältig geplante und kontrollierte Feste. Das Überwachen berührte sowohl die Finanzen und das Organisieren des Festes, als auch passendes Benehmen im Laufe der Feiern.

Einerseits wurde offenbar, daß die Fastnacht den Charakter eines stark korporativen Festes hatte. Die verschiedenen Veranstaltungen fanden meist in den Gildehäusern statt, und waren zum großen Teil für einen engen Kreis von Mitgliedern bestimmt. Die öffentlichen Veranstaltungen wie Umzüge, Austänze und Schlittenumfahrt, wurden ebenso gesellschaftsweise durchgeführt, und waren für die Einheit und Zusammengehörigkeitsgefühl der Einigungen wichtig. Dieselbe Aktivitäten waren zugleich Macht- und Statusdemonstrationen der Kaufleute und dienten damit als Repräsentationsmittel.

Andererseits war die Fastnacht auch eine Zeit lebhafter Kommunikation. Die Mitglieder der drei Elitekorporationen – des Rats, der Großen Gilde, und der Bruderschaft der Schwarzhäupter – nahmen jeweils an den Fastnachtsfeiern der anderen aktiv teil: Die Schwarzhäupter tanzten zum Rathaus und in die Große Gilde, die Brüder der Großen Gilde besuchten die Schwarzhäupter, und die Ratsherren waren in den Gesellschaftshäusern anwesend. Außer dem geselligen Verkehr innerhalb des Kaufmannsstandes einer Stadt nahmen auch verschiedene Gäste an den Fastnachtsfeierlichkeiten teil. Diese Gäste konnten sowohl aus der eigenen Stadt (z.B. Komtur, Junker, Ämterleute im Schloss, usw.) oder auch aus verschiedenen Orten, sowohl innerhalb

Livlands (der Ordensmeister, livländische Kaufleute) als auch anderswoher (Edelleute und Kaufleute aus Skandinavien oder aus norddeutschen und holländischen Hansestädten) kommen.

Das Fastnachtstreiben in den livländischen Städten verdient bestimmt eine viel gründlichere Behandlung, als es in diesem kurzen Aufsatz möglich war. Die verschiedenen Bräuche (Tänze, Stechspiele, Baumverbrennen u.a.) sind bis jetzt wenig untersucht worden. Auf viele Aspekte, wie die Kritik an der Fastnacht und allerlei Verbote, konnte hier nur hingewiesen werden. Ein weiteres Thema wäre der Einfluß der Reformation und des Livländischen Krieges auf Kontinuität oder Wandel der Fastnachtstraditionen. Um die entsprechenden Sitten und ihre Funktion besser zu verstehen, wäre es nötig, sie im weiteren Kontext der Festkultur in den Ostseeländern zu erforschen. ■

Anmerkungen:

- ¹ Es sei hier nur auf einige wichtige Studien hingewiesen: Karl Meisen: Namen und Ursprung der Fastnacht, in: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 17/18 (1967) S. 7-47; Hellmut Rosenfeld: Fastnacht rund Karneval: Name, Geschichte, Wirklichkeit, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 51 (1969) S. 175-81; Hans Moser: Fasnacht, Fassnacht, Faschang, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 68/69 (1972/73) S. 433-53; Dietz-Rüdiger Moser: Fastnacht – Fasching – Karneval: das Fest der „verkehrten Welt“, Graz-Wien-Köln 1986; Werner Mezger: Narrenidee und Fastnachtsbrauch: Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur, Konstanz 1991, hier S. 10-12.
- ² Zum historiographischen Überblick und zu aktuellen Diskussionen, s. Mezger (wie Anm. 1) S. 9-25.
- ³ S. vor allem die Veröffentlichungen des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung (im Jahre 1961 gegründet): Fasnacht, hrsg. von Hermann Bausinger, Tübingen 1964 (Volksleben; Bd. 6); Masken zwischen Spiel und Ernst, hrsg. von H. Bausinger, Tübingen 1967 (Volksleben; Bd. 18), hier besonders der Beitrag von Hans Moser: Städtische Fasnacht des Mittelalters, S. 135-202. Zum Nürnberger Fastnachtstreiben, s. Hans-Ulrich Roller: Der Nürnberger Schembartlauf: Studien zum Fest- und Maskenwesen des späten Mittelalters, Tübingen 1965 (Volksleben; Bd. 11).
- ⁴ Norbert Humburg: Städtisches Fastnachtsbrauchtum in West- und Ostfalen: die Entwicklung vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, Münster 1976.
- ⁵ Carl Friedrich Wehrmann: Fastnachtsspiele der Patrizier in Lübeck, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 6 (1880) S. 1-5; Christoph Walther: Ueber die Lübecker Fastnachtsspiele, ebda., S. 6-31; Eckehard Simon: Organizing and Staging Carnival Plays in Late Medieval Lübeck: a New Look at the Archival Record, in: *Journal of English and Germanic Philology* 92 (January 1993) S. 57-72; ders.: Die Lübecker Fastnachtsspiele (1430-1523), in: *Jeux de Carnaval et Fastnachtsspiele*, Greifswald 1994, S. 153-63.

- ⁶ Marjoke de Roos: Carnival Traditions in the Low Countries (c.1350 – c.1550), in: Custom, Culture and Community in the Later Middle Ages: A Symposium, hrsg. von Thomas Pettitt und Leif Søndergaard, Odense 1994, S. 17-36; ders.: Battles and Bottles: Shrovetide Performances in the Low Countries, in: Festive Drama, hrsg. von Meg Twycross, Cambridge 1996, S. 167-79.
- ⁷ Leif Søndergaard: Fastelavnsspillet i Danmarks senmiddelalder: om *Den utro hustru* og fastelavnsspillet tradition, Odense 1989; ders.: Two Carnival Plays from Late Medieval Denmark, in: Festive Drama, hrsg. von Meg Twycross, Cambridge 1996, S. 203-11.
- ⁸ Erhard Riemann: Fastnachtsbrauchtum in Ost- und Westpreußen, in: Festschrift Matthias Zender, hrsg. von Edith Ennen und Günter Wiegelmann, Bonn 1972, Bd. 1, S. 195-226.
- ⁹ Der mittelalterliche Begriff für das Fest, wie es in livländischen Quellen (und im ganzen norddeutschen Raum) vorkommt, ist Fastelabend (*vastelavend*). In diesem Aufsatz werde ich jedoch das im modernen Sprachgebrauch übliche „Fastnacht“ durchgehend benutzen.
- ¹⁰ Die Rigaer Schragen sind veröffentlicht in: Schragen der Gilden und Aemter der Stadt Riga bis 1621, bearb. von Wilhelm Stieda und Constantin Mettrig, Riga 1896. Die Schragen der Großen Gilde zu Reval hat Eugen von Nottbeck publiziert: Die alten Schragen der Grossen Gilde zu Reval, Reval 1885. Die Schragen der Revaler Schwarzhäupter findet man in: Die Quellen der Revaler Stadtrechts, hrsg. von Fr. G. von Bunge, Bd. 2, Dorpat 1847, S. 56-57 (Schragen von 1407), und in: Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch (im Folgenden zitiert als LECUB), Bd. 4, Nr. 1738 (Schragen von 1407), Bd. 9, Nr. 696 (Schragen von 1441).
- ¹¹ Stadtarchiv Tallinn (estn. Tallinna Linnaarhiiv, im folgenden TLA), Bestand 230: Revaler Magistrat, Verz. 1, Nr. B.s. 1: Ratswillküren 1405-1620. J.G.L. Napiersky: Die Quellen des Rigischen Stadtrechts bis zum Jahr 1673, Riga 1876.
- ¹² Stieda und Mettrig (wie Anm. 10), S. 559-79.
- ¹³ Ebda., S. 579-623.
- ¹⁴ Ebda., S. 326-35 (1613), S. 625-31 (1576).
- ¹⁵ Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg, Bestand Nr. 612-2/6: Bruderschaft der Schwarzenhäupter aus Reval, Stück Nr. F 3: Schafferschragen und Gesetzbuch 1514-1535, pag. 2-30.
- ¹⁶ Kämmerer-Register der Stadt Riga 1348-1361 und 1405-1474, bearb. von August von Bulmerincq, Bd. 1-2, Leipzig 1909, 1913; Zwei Kämmerer-Register der Stadt Riga, bearb. von A.v. Bulmerincq, Leipzig 1902; Die ältesten Kämmererbücher der Stadt Reval 1363-1374, hrsg. von Otto Greiffenhagen (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv; Nr. 3), Reval 1927; Dieter Heckmann (Bearb.): Das Revaler Kämmererbuch von 1376-1380, in: Zeitschrift für Ostforschung 41 (1992) S. 186-247; Reinhard Vogelsang (Bearb.): Kämmererbuch der Stadt Reval 1432-1463, Köln 1976 (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte; Bd. 22, 1-2); ders.: Kämmererbuch der Stadt Reval 1463-1507, Köln 1983 (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte; Bd. 27, 1-2).
- ¹⁷ Eine ganz komplizierte Situation besteht hinsichtlich der Archivalien der Schwarzhäupter zu Riga und Reval: Im ersten Fall sind die Dokumente teils in Riga, im Historischen Staatsarchiv Lettlands (Latvijas Valsts Vēstures Arhīvs, LVVA), teils in der

Dokumentensammlung des Herder-Instituts in Marburg/Lahn, und teils in Bremen, im Besitz der neugegründeten Schwarzhäupter-Kompagnie. Die Archivalien der Revaler Schwarzhäupter sind teils in Stadtarchiv Tallinn /Tallinna Linnarhiiv) und teils im Staatsarchiv Hamburg aufbewahrt. Die Autorin ist der *Central European University* (CEU) in Budapest sehr dankbar für ein Stipendium, welches eine Forschungsreise nach Hamburg und Marburg ermöglicht hat.

- ¹⁸ TLA, B. 191: Revaler Kaufmanns- oder Große Gilde, Verz. 2, Nr. 15: Rechnungen und Brüderverzeichnisse 1509-1603; B. 87: Die Bruderschaft der Schwarzhäupter zu Reval, Verz. 1, Nr. 20: Bruderbuch 1446-1499; Nr. 21: Bruderbuch 1500-1570; Nr. 21a: Bruderbuch 1500-1581.
- ¹⁹ Friedrich Amelung und Georges Wrangell: Geschichte der Revaler Schwarzenhäupter, Reval 1930, über die Fastnacht S. 66-68. Nottbeck (wie Anm. 10), S. 25-26.
- ²⁰ Herbert Splier: Geschichte des rigischen Neuen Hauses, des später sogenannten König Artus Hofes, des heutigen Schwarzhäupterhauses, Riga 1934, über die Fastnacht S. 255-81.
- ²¹ Friedrich Alexander Redlich: Sitte und Brauch des livländischen Kaufmanns, Riga 1935, über die Fastnacht S. 53-77.
- ²² Die Schragen der Grossen Gilde zu Dorpat, hrsg. von Constantin Mettig, Riga 1907, S. 41: „Welch unse gildeböder ... sal holden de ij meistenn gedrencke, also tho wynachten unnd tho fastelavende“, S. 46: „Unse gildebodernn ... sollen beide hovet druncke holdenn, also tho wynachten und vastelavende.“ Vgl. Nottbeck (wie Anm. 10), S. 47 § 64, S. 49 § 75, S. 57 § 66.
- ²³ Dies wird am besten aus dem Schafferschragen der Revaler Schwarzhäupter aus dem Jahre 1514 (wie Anm. 15) sichtbar, dessen erster Teil die Bestimmungen für Weihnachten, der zweite jene für Fastnacht enthält: neben den Ähnlichkeiten im Inhalt der beiden Teile wird an mehreren Stellen erwähnt, daß die Fastnachtsschaffer sich auf dieselbe Weise zu verhalten haben wie die Weihnachtsschaffer.
- ²⁴ Die ältesten mir bekannten Ausgaben für das Fastnachtsfest in Livland kommen 1349 in den Rigaer Kämmererechnungen vor: Kämmerer Register der Stadt Riga 1348-1361 (wie Anm. 16) S. 19: „Item 5 fert. et 4 sol. pro melle ad bibendum in carnispruiuo. Item in carnispruiuo 7 fert. pro ceruisia et pro cratheribus. Item 2.5 or. pro humulo ad medonem. ... Item 21 or. pro melle Kerstiano boren anno preterito consumpto in carnispruiuo.“
- ²⁵ Daten aus der Quelle: Kämmerer Register der Stadt Riga 1405-1474 (wie Anm. 16).
- ²⁶ Daten aus den Quellen: Kämmererbuch der Stadt Reval 1432-1463 und 1463-1507 (wie Anm. 16). Die in den Grafiken 2a und 2b angegebenen Daten betreffen die den Schaffern kompensierten Gesamtkosten, enthalten aber nicht die einzelnen Nebenkosten wie Beleuchtung, Becher, Spielleute.
- ²⁷ Daten aus den Quellen: Kämmererbuch der Stadt Reval 1463-1507 (wie Anm. 16); TLA, B. 230, Verz. 1, Nr. A.d. 32: Städtische Kämmerer-Rechnungen 1507-1533.
- ²⁸ Daten aus den Quellen: Rechnungen und Brüderverzeichnisse 1509-1603 (wie Anm. 18); TLA, B. 191, Verz. 2, Nr. 19: Maigrafenbuch 1527-1543.
- ²⁹ Daten aus der Quelle: Rechnungen und Brüderverzeichnisse 1509-1603 (wie Anm. 18), fol. 46-47.
- ³⁰ Genaueres über das Festessen im mittelalterlichen Livland (darunter über das Fastnachtessen), s. Anu Mänd: Festive Food in Riga and Reval, in: *Medium Aevum Quotidianum* 41 (1999), S. 43-93.

- ³¹ Bruderbuch 1500-1570 (wie Anm. 18), fol. 1r-51r. Die Namen der Unfugtreibenden sind im Bruderbuch einzeln gelistet, und die Namen derjenigen, die ihr Strafgeld bezahlt haben, sind später durchgestrichen.
- ³² Nottbeck (wie Anm. 10), S. 40 § 5-6, S. 44 § 42, S. 45 § 46, 50, S. 50 § 78, S. 54 § 6-7, S. 55 § 41, u.a.
- ³³ Stieda und Mettig (wie Anm. 10), S. 551 § 9: „Item so schal men de vastelavendesdrunke andrynken des mydwekens vor vastelavende, unde des ersten sundages in der vasten scolen se ute syn.“
- ³⁴ Ebda., S. 584 § 24: „Item des mytwekensz vor vastelavende so gan de vastelavendesdruncke an, ... unde de drunke solen duren 8 dage in de vasten, dat isz desz ersten dynxtedages in der vasten.“ Vgl. S. 623 § 214-15.
- ³⁵ Kleiner Fastelabend (*luke vastelauend*) = Donnerstag vor Estomihi. In einigen Ländern, zum Beispiel in den Niederlanden, fiel der kleine Fastelabend zwischen Estomihi und Invocavit, aber in Norddeutschland, wie auch in Livland, bezeichnete der Begriff den Donnerstag vor Estomihi. Vgl. Hermann Grotefend: *Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit*, Bd. 2, Hannover 1892-98, Neudruck 1984, S. 194-95.
- ³⁶ Schafferschragen von 1514 (wie Anm. 15), pag. 22: „... dat men sal an drincken des sondaghes vor kleyne vasthelauent vnde sal vth drincken des ersten sondaghes in der vasthene.“
- ³⁷ Dietz-Rüdiger Moser (wie Anm. 1), S. 19.
- ³⁸ Ebda., S. 19-20; Jürgen Küster: *Fastnachtsgebote als Quellen*, in: *Jahrbuch für Volkskunde N.F. 6* (1983) S. 53-74, hier S. 56-57, 67; Hans Moser: *Die Geschichte der Fasnacht im Spiegel der Archivforschungen*, in: *Fasnacht* (wie Anm. 3) S. 15-41, hier S. 26; Humburg (wie Anm. 4), S. 19, 21; de Roos: *Carnival Traditions* (wie Anm. 6), S. 19, Anmerkung 5.
- ³⁹ Stieda und Mettig (wie Anm. 10), S. 583 § 18.
- ⁴⁰ Ebda., S. 579 § 1.
- ⁴¹ Sonja Dünnebeil: *Die Lübecker Zirkel-Gesellschaft: Formen der Selbstdarstellung einer städtischen Oberschicht*, Lübeck 1996 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck; Reihe B, Bd. 27), S. 99; Antjekathrin Grassmann: *Die Statuten der Kaufleutekompanie von 1500*, in: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 61* (1981), S. 19-35, hier S. 27.
- ⁴² Danmarks Gilde-og Lavsskraaer fra Middelalderen, hrsg. von Camillus Nyrop, Bd. 1, København 1899-1900, Neudruck 1977, S. 621-22 § 20-21.
- ⁴³ Stieda und Mettig (wie Anm. 10), *Fastnachtsordnung von c.1500*, S. 564 § 30 (am Mittwoch): „Wy dencken morgen den fastelavendt inthohalen na older gewahnheit“, § 35-37 (Beschreibung des Aufzugs am Klein-Fastelabend).
- ⁴⁴ Riemann (wie Anm. 8), S. 197: „Auf klein fastelobent zuvor war zu Dantzck eingeholt der fastelobent.“
- ⁴⁵ Humburg (wie Anm. 4), S. 18-19, 21, 24.
- ⁴⁶ Stieda und Mettig (wie Anm. 10), *Fastnachtsordnung von c.1500*, S. 566 § 46: „Wy dencken den bröders up den groten gildtstaven den fastelavendt tho bringen na older gewahnheit.“ S. 567 § 51: „Hier kamen der ehrliken schwarten hövede unnd bringen yuw den Fastelavendt na der olden gewahnheit.“ Vgl. *Fastnachtsordnung von 1510*, S. 593-95 § 71-75.

- ⁴⁷ Ebda., Fastnachtsordnung von c.1500, S. 573 § 108: „Item des dingstedages na der aventmahltidt ... dar gahn se den mede in de faste.“ S. 574 § 109: „Item up den sulven aventd höret den vastelavendt schafferen tho hebben twe watt heringes uth den pekell unndt so vele brodes, als men dar tho behoff; dar gahn se mede in de fasten.“ Vgl. Fastnachtsordnung von 1510, S. 611-12 § 150, § 153-54.
- ⁴⁸ Ebda., S. 574 § 111, S. 611 § 151, S. 612 § 156-60. Vgl. auch Schragen der Revaler Schwarzhäupter von 1441, in: LECUB, Bd. 9, Nr. 696, § 10.
- ⁴⁹ Ebda., S. 575 § 118, S. 614 § 165-66, § 168. Zu dieser Thematik s. Gerhard Jaritz: Fasten als Fest? Überlegungen zu Speisebeschränkungen im späten Mittelalter, in: Geschichte und ihre Quellen: Festschrift für Friedrich Hausmann zum 70. Geburtstag, hrsg. v. R. Härtel, Graz 1987, S. 157-68.
- ⁵⁰ Ebda., S. 577 § 134-35, S. 617 § 185-86.
- ⁵¹ Humburg (wie Anm. 4), S. 19, 21, 26.
- ⁵² Stieda und Mettig (wie Anm. 10), S. 618-20 § 188, § 190-201.
- ⁵³ Ebda., S. 621 § 208-209.
- ⁵⁴ Ebda., S. 623 § 215.
- ⁵⁵ Schafferschragen von 1514 (wie Anm. 15), pag. 23; Amelung (wie Anm. 19), S. 67.
- ⁵⁶ Amelung (wie Anm. 19), S. 68.
- ⁵⁷ Bruderbuch 1500-1581 (wie Anm. 18), fol. 304; Bruderbuch 1500-1570 (wie Anm. 18), fol. 58v-59: „... hebbden dusse na ffolgende broder de steffen vorslappen.“ Die Namen von elf Personen sind jedoch unter- oder durchgestrichen, möglicherweise sind sie zur Versammlung verspätet gekommen.
- ⁵⁸ LECUB, Bd. 3, Nr. 1213 (29. Sept., 1384) § 26: „Ok so schal nemant schoduvell edder met vordecken antlate ... lopen, bi 3 mark Rig.“
- ⁵⁹ Zu den verschiedenen Erklärungen der *schoduvell* s. Dietz-Rüdiger Moser (wie Anm. 1), S. 213-14.
- ⁶⁰ Humburg (wie Anm. 4), S. 51, 257.
- ⁶¹ Ebda., S. 257.
- ⁶² Ernst Finder: Hamburgisches Bürgertum in der Vergangenheit, Hamburg 1930, S. 307: Die Bursprake Thomae (21. Dez., 1372): „Dar en schal nen man schoduvell lopen, riden edder ghan.“
- ⁶³ Harry Kühnel: Die städtische Fasnacht im 15. Jahrhundert: das disziplinierte und öffentlich finanzierte Volksfest, in: Volkskultur des europäischen Spätmittelalters, hrsg. von Peter Dinzelbacher, Stuttgart 1987, S. 109-27, hier S. 114.
- ⁶⁴ Mettig, Die Schragen zu Dorpat (wie Anm. 22), S. 41-42: „Wer tho scho duvell worde gekorenn, de scholenn hovesche lopenn und nemant ful makenn offte unngemack dhoenn, dar klage van komen mochte, by eynem halvonn ferdynnck.“
- ⁶⁵ Ebda., S. 45: „Vort mer we tho scho du(v)elenn wert gekorenn, de ehnn schollenn vor middage nicht yhnn de kerkenn nicht komen, noch ehre knechte dar tho, by eynem ferd.“
- ⁶⁶ Ebda., S. 38 § 8: „Vort so sal de olderman unnd syne wisesten, wenn se de schoduvele to gaste hebbenn, 16 schoteleonn hebbenn mit den schoduvellen, unnd nicht mher by 5 mrc., unnd ock nich mher gevonn dann 4 gerichte.“
- ⁶⁷ LECUB, Bd. 10, Nr. 113 (5. Jan., 1445): „... daß die 4 blawe lakene ... weren vorkoft hir den swarten hoveden unde sin gekomen to erer cledinghe in der schoduvellschop.“

- ⁶⁸ Humburg (wie Anm. 4), S. 51, 53, 258-59, 261.
- ⁶⁹ Napiersky (wie Anm. 11), S. 221 § 81 (Bursprake von 1412), S. 226 § 97 (Bursprake aus dem 15. Jh.), S. 239 § 74 (Bursprake aus der Mitte des 16. Jh.).
- ⁷⁰ Amelung (wie Anm. 19), S. 67. Redlich (wie Anm. 21), S. 55.
- ⁷¹ Eugen von Nottbeck: Die alte Criminalchronik Revels, Reval 1884, S. 58 (fol. 75).
- ⁷² Revaler Ratswillküren 1405-1620 (wie Anm. 11), fol. 28 (c.1528), fol. 41 (1615-20), fol. 53 (1526). Paul Schneider: Aus dem Denkelbuch der Stadt Neu-Pernau, in: Sitzungsberichte der Altertumsforschenden Gesellschaft zu Pernau, Bd. 2 (1901), S. 103-27, hier S. 117-18: „... dat vastelouenth lopen nicht alleine heidensch is sundern heel duuelß, dat sik ein man wedder de scheppinge des alder hogesten tho einem wiue vnd ein wiues bilde tho einem mane vorkleidet vnd verwantschapet, sodans is, also wy klarlich in der schriffte leßen, ein Gruwell vor Godt.“
- ⁷³ S. dazu Küster, Fastnachtsgebote (wie Anm. 38), S. 61-62.
- ⁷⁴ Daten aus den folgenden Quellen: Bruderbuch 1446-1499, und Bruderbuch 1500-1581 (wie Anm. 18). In den Grafiken sind die aufeinander folgenden Weihnachts- und Fastnachtstrünke mit ein und derselben Jahreszahl bezeichnet, weil ein solcher Markierungsverfahren auch in den Rechnungsbüchern üblich war (Das neue Jahr begann mit Weihnachten!). Zum Beispiel weist die Jahreszahl 1450 nach den Weihnachtstrünken hin, daß diese Trünke zu Weihnachten 1449 anfangen und am Dreikönigstag 1450 endeten. S. dazu auch K. Schiller und A. Lübben: Mittelniederdeutsches Wörterbuch, Bd. 5, Bremen 1880, S. 724.
- ⁷⁵ Daten aus der Quelle: Rechnungen und Brüderverzeichnisse 1509-1603 (wie Anm. 18).
- ⁷⁶ Bruderbuch 1500-1570 (wie Anm. 18), fol. 144 ff.
- ⁷⁷ Ebda., fol. 144r-144v.
- ⁷⁸ Das Vogelschießen (Papageienschießen) und damit verbundene Schützentrünke fanden gewöhnlich um Pfingsten statt. S. dazu Anu Mänd: Shooting the Bird and the *Maigraf* Festival in Medieval Livonian Towns, in: *Medium Aevum Quotidianum* 38 (1998), S. 46-65.
- ⁷⁹ Bruderbuch 1500-1581 (wie Anm. 18), fol. 141-45. Die Liste enthält eigentlich 123 Namen, aber die Namen der zwei Schaffer sind dabei nicht aufgenommen.
- ⁸⁰ Dünnebeil (wie Anm. 41), S. 108-10; Statuten der Kaufleutekompanie (wie Anm. 41), S. 29-30.
- ⁸¹ Bruderbuch 1500-1570 (wie Anm. 18), fol. 71r, 74v, 79v, 81v, 88v, 90v, usw.
- ⁸² Statuten der Kaufleutekompanie (wie Anm. 41), S. 26, 29; Simon, Organizing and Staging (wie Anm. 5), S. 68.
- ⁸³ Dünnebeil (wie Anm. 41), S. 99-101.
- ⁸⁴ Norbert Schindler: Willkommen Besucher und ungebetene Gäste: Besuchspraktiken im Karneval des 15. und 16. Jahrhunderts, in: *Mittelalter und Moderne: Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt*, hrsg. von Peter Segl, Sigmaringen 1997, S. 55-76, hier S. 60-62.
- ⁸⁵ Bruderbuch 1446-1499 (wie Anm. 18), fol. 178, 183: „her Andrewes den rydder vt Dennemarken.“ Möglicherweise identisch mit Andreas Nielsson, einem dänischen Ritter, der Besitz in Wierland hatte, und der mehrmals in den städtischen Kämmererechnungen Revels vorkommt. S. Kämmerereibücher der Stadt Reval 1432-1463 (wie Anm. 16), Nr. 925, 935, 955, 994, 995, 1130, 1185; Kämmerereibücher der Stadt Reval 1463-1507 (wie Anm. 16), Nr. 1445.

- ⁸⁶ Bruderbuch 1500-1581 (wie Anm. 18), fol. 71: „her Ackke Jurszen, eyn rydder vt Sweden.“
- ⁸⁷ Ebda., fol. 289.
- ⁸⁸ Ebda., fol. 227: schipper Jacob van Brugge (1533), fol. 230: schipper Hans Moller van Lubeke (1534), fol. 233 u. 239: Jacob van Rige sturman (1535), fol. 260: Johannes van Bremen (1538), fol. 266: Hinrick van Deunter (1538), fol. 271: schipper Pawell van Eckhussen (1539).
- ⁸⁹ LECUB, 2. Abt., Bd. 1, Nr. 158.
- ⁹⁰ Kämmerer-Register der Stadt Riga 1405-1474, Bd. 1 (wie Anm. 16), S. 100 (1411), S. 131 (1420), S. 169 (1428), S. 173 (1429).
- ⁹¹ Ebda., S. 117 (1417), S. 126 (1419), S. 129 (1420).
- ⁹² Städtische Kämmerer-Rechnungen 1507-1533 (wie Anm. 27), fol. 180v (1525), fol. 202v (1527), fol. 215r, 217r (1528), fol. 225r (1529).
- ⁹³ Riemann (wie Anm. 8), S. 197.
- ⁹⁴ Kämmerer-Register der Stadt Riga 1348-1361, Bd. 1 (wie Anm. 16), S. 24 (1350): „Item in carnisprivio dedimus ioculatoribus 5 fert. et 1 or.“ Kämmererbücher der Stadt Reval 1363-1374 (wie Anm. 16), S. 31 (1372): „It. 3.5 verdince den gerenden de dar speleden to dem Vastelavende op deme rathus.“ Kämmererbücher der Stadt Reval 1432-1463 (wie Anm. 16), Nr. 697 (1447): „... unde deme goeklere 2 lichte guldene.“
- ⁹⁵ Kämmererbücher der Stadt Reval 1463-1507 (wie Anm. 16), Nr. 2199: „Item betalt vor 1 t. bers den schipluden ghegeven, de mit den swerden dantzedden.“ Es sei hier erwähnt, daß die erste Nachricht über mittelalterliche Schwerttänze aus Brügge stammt (zu Fastnacht 1389), und daß dort ebenso die Schiffer als Ausfühler belegt sind. Weitere Quellenangaben, die Schiffer als Schwerttänzer nennen, kommen in einigen anderen niederländischen Städten (Damme 1419, Dordrecht 1450) und in Danzig (1570) vor, s. Kurt Meschke: Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis, Leipzig 1931, S. 20-21; und Stephen D. Corrsin: Sword Dancing in Europe: a History, Enfield Lock 1997, S. 17-20. Während in meisten europäischen Gebieten (besonders in Zentral-Europa) Handwerker als Trägergruppe des Schwerttanzes waren, traten im Ostseeraum Schiffer in der Rolle auf, die nach Kurt Meschke's Meinung auf eine hanseatische Tradition zurückzuführen ist (Meschke, S. 21).
- ⁹⁶ Herder-Institut in Marburg/Lahn, Dokumentensammlung, DSHI 120 Schwarzhäupter Riga 1-42 (frühere Signatur: Bestand Nr. 414: Baltikum: Archiv der Schwarzhäupter zu Riga), Stück Nr. 5: Das Buch der Oberkämmerer 1441-1526, fol. 313 (1519): „noch geffen den scollerß dede rymden in deme faßtelaffent 2 mr.“
- ⁹⁷ Städtische Kämmerer-Rechnungen 1507-1533 (wie Anm. 27), fol. 225r (1529): „Betalet dem scholmeister vor de comedie Andria Terencii up dem rathuße in dem mandage im Vastellavende vor dem cumptur presentereth und gespelet tho dranckgelde mith synen gesellen 6 mr.“

ANHANG

Auszug aus dem Schaffersbragen der Revaler Schwarzhäupter von 1514, die Fastnachtstrünke betreffend.¹

[pag. 22] De schaffers in deme Vastelauende sollen sick dar na richten, so van den schaffers in deme Wynachten ghescreuen steit, dat se sick sollen vp guth ber sathen vnde dat se nyn vadderen edder modderen ber in nemen.

Item so salme smecken in den Vastelauendes druncken des frigidaghes vor lutke Vastelaenth.² So salme den Ersamen Rath bidden, so vor in deme boke ghescreuen steith in den Wynacht es druncken, vnde anders nummende van ghesten, sunder so dar ghescreuen steyt. Godt gheue em eyn guth iar, de sick hir na richtet.

Item int iar 1500 vnde 13 do worden des ghemeynen swarten Houeden eyns in der ghemeynen steuen, dat men sal an drincken des sondaghes vor kleyne Vasthelaent, vnde sal vth drincken des ersten sondaghes in der vasthene.³

[pag. 23] So sollen sick de schaffers ok dar^a na richten den banner vth to stekende, so in deme Wynachten ghescreuen is.

Item des middewekens vor kleyne Vastelaent so sal men af luden vor der auent maltidt also de klokke 5 gheslaghen hefft: Ffrundes, wyl gy idt ok holden vp dat olde den Vastelaenth yn to halende, so behoue wy 2 gude ghesellen, de de bunghen vmme de stadt slan. Dar kese wy den vnde den to. Dar to sollen se bidden etlyke gude ghesellen, de in den sleden sollen sitten so me den Vasthelaent in halt.

Item des donnerdaghes vor der auent maltidt sollen de schaffers af luden vnde sollen segghen: Frundes, wyl wy idt ok holden vp dat olde mit deme vth dansende vp dat Rathaus, so behoue wy 2 gude ghesellen, de de bunghen slan. Dar kese wy den vnde den to by namen.

Item so lut echter de schaffer de klokken vnde secht:

[pag. 24] Noch behoue wy 2 gude ghesellen to vordanssers, dar kese wy den vnde den to. Noch behoue wy 2 achter danssers, den vnde den. Godt gheue em eyn gudt iar^b, de gudt willich is, vnde eyn elck kome vor 7 vren.

Item des auendes also de klokke by 7 is, so sall de schaffer aff luden vnde segghen: Frundes, part iw, to deme ersten male. Nicht langhe dar na so sal he aff luden: Part iw, to deme anderen male. Dar na sal he af luden: Part iw, to

deme drudden male. Vnde eyn elck gudt gheselle wachte vp syn par, vnde nummenth gha sitten vp deme Rathuse, sunder de borghermestere hebbe de klokke ghelut, vnde eyn elck gudt gheselle hebbe sick temeliken, vnde so men van deme Rathuse gheit, so sal eyenn yewelck deme Ersamen Rade dancken.

Item so wemme van deme Rathuse geyt, so salme vor de swarten Houede wedder gan vnde sol

[pag. 25] len dar denne twe reise vor ouer dansen, vnde denne in de swarten Houede in de dornsse sollen se ghan stan by paren vnde dansen denne eyns edder drye vmme. So sal de schaffer de klokke luden vnde de vordansers vnde achter dansers sollen se setten by de oldesten vnnd de schaffers sollen em vaken to drinken.

Item des frigidaghes vor grothe Vastelauende⁴ so salme smecken, vnde so salme de tortysien vp halen vnde sollen de entfenghen vnde setten de tortysien an den bom. Vnde de schaffers sollen sick dar nha richten, so in den Wynachtes druncken steyt ghescreuen, vnde ok so aff luden, so dar steyt.

Item des sonauendes vor grote Vasthelauende so sollen de schaffers de oldesten vp de kamer esken vnde sollen ethlike gude ghesellen vp eyne scriff setten, dar me vth kesen mach 4 gude ghesellen to tortysien dansers, int erste 2 gude ghesellen in den ersten dans, vnde 2 gude ghesellen in den an

[pag. 26] deren dans. Vnde desse 4 gude ghesellen sal men aff luden des sondaghes, so men de anderen mede af luth.

Item des sondaghes vor der auenth maltidt so de klokke by 5 ys vnde de spellude af ghespelt hebben, so sal de schaffer af luden vnde spreken: Aldus frundes, wyl wy idt ock holden vp dath olde frowen vnde junckfrowen to biddende. So segghen se Ja, so behoue wy 2 gude ghesellen in Sunte Nicolaues kaspel⁵, den vnde den by namen. Noch behoue wy twe gude ghesellen in Sunte Olaues kaspel⁶, den vnde den by namen. Godt gheue em eyn gudth iar, dath se gudt wyllich syn.

Item noch behoue wy 2 gude ghesellen, de mit den frowen vnde junckfrowen dansen, den vnde den. De vor af ghelut wert, de sal mit den frowen dansen, vnde de anderen myt den junckfrowen.

Item noch behoue wy 2 gude ghesellen, de den frowen schencken, den vnde den. Vnde denne noch 2

[pag. 27] gude ghesellen, de den junckfrowen schencken, den vnde den. Vnde sollen anders nicht schencken, sunder so in deme Wynachtes druncken steit ghescreuen.

Item so sal de schaffer af luden vnde segghen: Noch so behoue wy 2 kanen wechters vnde noch 2 dor wechters, den vnde den by namen.

Item noch behoue wy 2 gude ghesellen, de de bunghen slan, den vnde den. Vnde de schaffer sal ersten aff luden.

Item noch behoue wy 2 gude ghesellen, de mit den piken danssen. Vnde noch 2 gude ghesellen, de den piken schencken, den vnde den bi namen. Vnde desse schenckers sollen den piken de koken vnde appele vor dreghen by erme broke, de dar vp ghesetteth vnde bestemmeth is.

Item so salme de frowen vnde junckfrowen so pleghen mit koken vnde myt appelen vnde nothen, so in den Wynachtes druncken ghescreuen steit.

[pag. 28] Item des dinstedaghes in deme Vastelauende so de klokke by viuen ys, so sal de schaffer af luden seggende: Ffrundes, wil gy idt ok hollen vp dath olde mit deme vth dansende vp dat Rathus. So segghen se Ja, so behoue wy 2 gude ghesellen tho vordansers in den ersten dans, den vnde den. Noch behoue wy 2 gude ghesellen to achter dansers, den vnde den. Noch behoue wy 2 gude ghesellen in deme anderen anderen^c dansse tho vor dansers, den vnde den. Noch behoue wy twe gude ghesellen to achter dansers, den vnde den. So dansseth^d men myt den tortisien, vnde so gheit dat grothe spill vor in deme ersten dansse, vnde myth der luten in deme anderen danse.

Item szo sollen de schaffers aff luden, so hyr vor steit ghescreuen, so de klokke by 7 ysz beide in den Wynachtes druncken vnde ok

[pag. 29] des donnerdaghes in deme Vastelauende.

Item so se wedder van deme Rathuse komen, so sollen sick de schaffers so richten, so hir vor her ghescreuen steith. Vnde sollen de tortisien dansers by de oldesten setten mith den vordansers vnde achterdansers.

Item so salme de schaffers kesen des sonauendes vor grothe Vastelauende. Also int erste 2 gude ghesellen vor Papeghoyen schaffers, den vnde den by namen.

Item noch behoue wy 2 gude ghesellen tho Winachten schaffers, den vnde den, de dat ienne verbeterer dath wy ghebroken hebben. So sollen de schaffers vor dan segghen: Ffrundes, wil gy idt ok holden vp dat olde mith deme Papeghoyen to schetende⁷, so segghen se Ja. Vnde in den Winachtes druncken so sol

[pag. 30] len se aff luden, so hir vorghescreuen steith, vnde drincken denne em eynen fullen tho.

Item vppe grothe Vastelaenthen so sollen de schaffers ere dynghe vppe scriften setten vnde so salmen rekenen. So sollen de oldesthen vp de kameran heten gan. Vnde so salme de nyghen schaffers mede vp esken vnde sollen sick ok so richten, so in deme Wynachten ghescreuen steith. Darne ock rekenthen

dar se in den keller gan, vnde de nyghen schaffers ok in den keller werden
ghesant, so dar ghescreuen steyt.

Ecce vana est gloria huius mundi
Ex meritis vite dependit lex ite
in veritate venite

Anmerkungen:

- ¹ Der Text des Schragens ist von Autorin normiert worden und die Interpunktion ist nachgetragen. Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg, Bestand 612 - 2/6; Bruderschaft der Schwarzenhäupter aus Reval, Nr. F 3: Schafferschragen und Gesetzbuch 1514-1535, pag. 22-30.
- ² Der lutke Fastelabend (auch kleiner Fastelabend) = Donnerstag vor Estomihi.
- ³ Sonntag Invocavit.
- ⁴ Großer Fastelabend = Sonntag Estomihi.
- ⁵ Kirchspiel St.Nikolai in Reval.
- ⁶ Kirchspiel St.Olai in Reval.
- ⁷ S. Anmerkung 78 im Haupttext.
- ^a *dar* ist unter der Zeile nachgetragen.
- ^b *iar* ist über der Zeile nachgetragen.
- ^c sic!
- ^d korrigiert aus *dasset*.

Christian Krötzl

Über die Ostsee: Pilger und Studenten als Faktoren des Kulturtransfers im Mittelalter

Kommunikation, Informationsvermittlung und Migration können als entscheidende historische Faktoren angesehen werden, welche die politische und gesellschaftliche Entwicklung, die Verbreitung von ideellen und kulturellen Einflüssen sowie die Herausbildung kollektiver Mentalitätsstrukturen in wesentlichem Maße beeinflussten und damit auch die Grundlage bildeten für die Ausbildung und Formierung lokaler, regionaler nationaler und europäischer Identitätsstrukturen.¹

Wer vermittelte im Ostseeraum des Mittelalters kulturelle Einflüsse über weitere Strecken? Welche der städtischen Bevölkerungsgruppen waren daran beteiligt? In welcher Richtung bewegten sich diese Einflüsse? Diese Fragen sind von grundsätzlicher Bedeutung bei der Bewertung des Stellenwertes der urbanen Kultur im Ostseeraum. Problemstellungen dieser Art sind in der bisherigen Forschung kaum je in umfassender – d.h. sowohl die skandinavischen, baltischen, slawischen und deutschen Ostseegebiete berücksichtigender – Weise behandelt worden. Lediglich zu einigen geographischen Teilbereichen liegen kleinere Untersuchungen vor.²

Bei der Beantwortung dieser Fragen denkt man für den Ostseeraum selbstverständlich und in erster Linie an den deutschen Kaufmann, der sich zu Handelsreisen in die Ostseestädte begab und sich dort für kürzere oder längere Zeit niederließ. Eine weitere Gruppe sind die deutschen Handwerker und anderen Fachleute, die sich im Gefolge der Kaufleute in den Ostseeraum begaben. Vor allem im baltischen Raum sind sodann die Ritter und ihre Gefolgsleute anzuführen, die sich jedoch zum überwiegenden Teil in Burgen und Festungen außerhalb der Städte aufhielten.

Als eine sehr wichtige und an sich bekannte Gruppe, deren Bedeutung für die gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung der Städte des Ostseeraumes noch nicht systematisch erforscht worden ist, sind jedoch auch die Mönche und Nonnen der verschiedenen im Ostseeraum tätigen Orden anzusehen.

Neben diesen bekannteren Gruppen lassen sich jedoch noch weitere nennen, die in der bisherigen Forschung nur geringe Beachtung gefunden haben. Ich möchte mich in diesem Zusammenhang vor allem mit zwei weiteren Gruppen befassen, mit den Pilgern und den Studenten. In welcher Richtung verliefen die Kommunikations- und Migrationsbewegungen der Pilger und Studenten? Welches Ausmaß und welche Auswirkungen hatten sie? Es gibt wohl Untersuchungen zu den Pilgern bzw. Studenten aus einem bestimmten Teil des Ostseeraumes, diese Personengruppen sind jedoch noch nie insgesamt bzw. vergleichend für den gesamten Ostseeraum untersucht worden.

1. Pilger

Das Pilgerwesen kann im Ostseeraum in starkem Maße als ein urbanes Phänomen angesehen werden. Ein großer Teil der Pilger stammte aus den Städten, und die Wallfahrtsziele lagen zum großen Teil in städtischen Kirchen und Klöstern. Der Ostseeraum bietet dabei jedoch bei weitem kein einheitliches Bild: die unterschiedlichen Perioden und Arten der Einführung des Christentums schlagen sich auch in den Quellen zum Heiligenkult und zum Pilgerwesen nieder. Während sich für Pilgerfahrten von Skandinavien aus den früh christianisierten Gebieten Dänemarks und Norwegens bereits Quellenhinweise aus dem 11. Jahrhundert – einige eher unsichere Belege gar aus dem 10. Jahrhundert – finden, sind die ersten Pilger aus den schwedischen, finnischen sowie aus den baltischen Gebieten erst Jahrhunderte später belegt.³

Es waren die skandinavischen Pilger nach Jerusalem, Rom und Santiago de Compostela sowie zu anderen, zumeist in Städten gelegenen Wallfahrtszielen, welche die ersten Eindrücke urbaner Kultur nach Skandinavien vermittelten – lange vor den ersten eigentlichen Städtegründungen in Nordeuropa. Dies belegen beispielsweise die Anführungen in Sagatexten oder der höchst aufschlußreiche Pilgerführer des isländischen Abtes Nikolaus von Munkathvera aus dem 12. Jahrhundert mit seinen vielfältigen Hinweisen auf die Städte und deren Se-

henswürdigkeiten entlang der Pilgerroute nach Rom und weiter ins Heilige Land.⁴ Ausführlichere Informationen dieser Art – Itinerarien bzw. Reiseführer oder persönliche Reiseberichte von Pilgern – haben sich jedoch aus späteren Jahrhunderten kaum erhalten.

1.1. Fernpilgerfahrten

Die Fernpilgerfahrten nach den mittel- und südeuropäischen Zielen sind aus allen Teilen Skandinaviens bis zum Ende des Mittelalters belegt und bildeten ein wesentliches Moment der Vermittlung europäischer, urbaner Kultur in den Norden. Gegen Ende des Mittelalters deuten die Quellen einerseits auf die vermehrte Teilnahme unterer Schichten der skandinavischen Bevölkerung an den Fernpilgerfahrten, andererseits auf eine gewisse geographische Eingrenzung: Zielorte im Bereich nördlich der Alpen – gerade auch im deutschen Bereich – treten nun gegenüber den früher dominierenden Mittelmeerorten stärker in Erscheinung.⁵

Wie reiste man aus dem nördlichen Ostseeraum zu den großen Wallfahrtszielen des Mittelmeerraumes? Erstaunlich ist, daß sich kaum irgendwelche Quellenbelege zur Benutzung des Seeweges erhalten haben. So hören wir beispielsweise aus Schweden nur in einem einzigen Falle von einem Pilgerschiff, wie es Diderik Pasche im Jahre 1501 in Stockholm für die Fahrt nach Santiago de Compostela bzw. La Coruna ausrüstete. Es ist allerdings anzunehmen, daß sich zumindest ein Teil der schwedischen bzw. finnischen Pilger in den südlichen Ost- und Nordseestädten einschiffte, wo im Spätmittelalter regelmäßig Pilgerschiffe ausgerüstet wurden.

Quellenbelege für Pilgerfahrten aus dem baltisch-livländischen Bereich nach Wallfahrtsorten Mittel- und Südeuropas haben sich mit wenigen Ausnahmen erst aus dem 15. Jahrhundert erhalten. Neben der im Vergleich zu Skandinavien später einsetzenden und mit wesentlich stärkeren Gegenreaktionen verknüpften Christianisierung dürften dabei vor allem die Verkehrsverhältnisse eine Rolle gespielt haben: das Weiterbestehen des heidnischen litauischen Staates bis zum Ende des 14. Jahrhunderts verunmöglichte weitgehend die Benutzung des Landweges. Eine Schiffspassage konnten sich nur die vermögenden Pilger leisten.

So finden wir neben der Nachricht über eine Bußwallfahrt der Bürgerschaft von Riga nach Rocamadour im Jahre 1312⁶ weitere ver-

gleichbare Informationen erst wieder im 15. Jahrhundert und selbst dann in weit geringerem Maße als für Skandinavien. 1429 versprachen Bürger von Reval (estn. Tallinn), im Falle der Errettung aus Seenot Pilgerfahrten nach Rom sowie nach Santiago de Compostela zu unternehmen.⁷ 1457 wird von einem Revaler Bürger berichtet, der auf der Pilgerreise nach Rom verstorben sei.⁸

Einen Hinweis darauf, daß Fernpilgerfahrten aus Livland doch ein größeres Ausmaß aufwiesen, als aus den Quellen zu ersehen, könnte man in der Bestimmung des Livländischen Ständetages von 1443 sehen, wonach Pilgerreisen ins Heilige Land nicht mit Handelsgeschäften in Lissabon und Venedig verknüpft werden dürften.⁹

Selbst die für Livländer nähergelegenen und weit besser erreichbaren norddeutschen Orte wie Wilsnack, Aachen oder Düren werden in den Quellen selten verzeichnet,¹⁰ wobei jedoch gerade bei diesen Wallfahrtsorten davon auszugehen ist, daß Pilgerfahrten aus dem Baltikum nicht mit der Ausstellung schriftlicher Dokumente verknüpft waren und somit auch keine Spuren hinterließen.

Sämtliche in den schriftlichen Quellen erscheinenden livländischen Pilger scheinen der deutschen Oberschicht angehört zu haben; Fernpilgerfahrten von einheimischen Esten, Liven oder Letten lassen sich in den Quellen nicht belegen. Dies steht in einem klaren Gegensatz zu Skandinavien mit Einschluß Finnlands, wo sich wesentlich breitere Schichten der Bevölkerung an Fernpilgerfahrten beteiligten.

1.2. Pilgerfahrten innerhalb der Region

Der zahlenmäßig weitaus größte Teil der Pilger reiste jedoch über kürzere Strecken, d.h. zu den lokalen und regionalen Wallfahrtsorten. Kürzere Pilgerfahrten dieser Art, bei denen im Gegensatz zu den Fernpilgerfahrten auch Frauen und Kinder in größerem Maße beteiligt waren, lassen sich in den skandinavischen Quellen des 12.-16. Jahrhunderts gut nachweisen. Trondheim (Nidaros), Vadstena sowie eine Vielzahl kleinerer Orte sind durch dokumentarische Quellen, Mirakelsammlungen und andere Quellen in vielfältiger Weise belegt.¹¹

Für den livländischen Bereich sind kürzere Pilgerfahrten in weit geringerer Anzahl verzeichnet. Die wenigen schriftlichen Belege stammen vom Ende des 14. sowie aus dem 15. Jahrhundert und berichten von Pilgerfahrten zum heiligen Blut im Dom zu Riga oder zum heiligen Kreuz in der Schloßkirche von Neuhausen (estn. Vastseliina). Die

für die Motive, die Teilnehmerschaft sowie den Ablauf der lokalen Pilgerfahrten Skandinaviens sehr aufschlußreichen Mirakelsammlungen haben sich für Livland nicht erhalten.

1.3. Pilgerfahrten von außerhalb in den Ostseeraum?

Begaben sich auch ausländische Fernpilger in größerem Maße in den Ostseeraum, um dort Wallfahrtsorte aufzusuchen? Skandinavien lag für Mittel- und vor allem für Südeuropäer stets am äußersten Rand der ihnen bekannten Welt und wurde in Anlehnung an antike Autoren als abgelegen, fern, fremd, unwirtlich, bedrohlich und von den absonderlichsten Monstren bewohnt angesehen. Zumindest die päpstliche Kurie sowie süd- und mitteleuropäische Fernhändler verfügten über genauere und realistischere Kenntnisse, die jedoch keine weitere Verbreitung fanden.¹² Diese Einstellungen und Vorurteile dürften von wesentlicher Bedeutung für die Wahl des Wallfahrtszieles gewesen sein.

Ein weiterer Faktor war der allgemeine Bekanntheitsgrad der Heiligenkulte. Skandinavien bildete dabei sowohl geographisch als auch wegen seiner späten Christianisierung ein Randgebiet. Es ist davon auszugehen, daß die skandinavischen Kulte nur in den benachbarten Grenzgebieten bzw. im Einflußbereich der Hanse einen größeren Bekanntheitsgrad erreichten, der auch mit Voten und Pilgerfahrten verbunden war. Der Besuch dänischer Orte durch Norddeutsche ist aus vereinzelt Belegen in Testamenten und anderen Quellen ersichtlich; das tatsächliche Ausmaß dieser Pilgerfahrten ist hingegen kaum abzuschätzen, da es nur geringe Spuren in dokumentarischen Quellen hinterließ.

Eine Reihe von Quellen bezeugen Pilgerfahrten von Nicht-Skandinaviern nach Trondheim (Nidaros) zum heiligen Olaf, dessen Kult im gesamten Ost- und Nordseeraum bis nach England verbreitet und der als Heiliger bis in den Mittelmeerraum bekannt war. Bereits Adam von Bremen führt Pilger „aus weit entfernten Regionen“ an, die sich in Trondheim eingefunden hätten und erwähnt auch zwei verschiedene Pilgerwege. Es wird jedoch nicht angegeben, woher diese Pilger kamen.¹³

Einige Hinweise finden sich in den generellen, durch die weltlichen Behörden erlassenen Schutzbestimmungen für Pilger. In den Verordnungen der norwegischen Könige Magnus Erlingsson und Erik Magnusson aus den Jahren 1163 und 1297 werden die ausländischen Pilger

ausdrücklich mit einbezogen.¹⁴ Die Bestimmung König Hákon Magnussons aus dem Jahre 1303 ist gegen Ausländer gerichtet, die sich als Pilger verkleidet und Plünderungen ausgeführt hatten. Jeder unbekannte Ausländer habe aus diesem Grunde ein Empfehlungsschreiben einer geistlichen oder weltlichen Autorität mit sich zu führen, andernfalls sei er aus dem Lande zu verweisen.¹⁵

Die detaillierten Untersuchungen der Lübecker Bürgertestamente ergaben sowohl für die Zeit vor als auch nach der Großen Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts nur sehr spärliche Hinweise auf Pilgerfahrten nach Trondheim. Von 704 Pilgerfahrten in Lübecker Bürgertestamente des Spätmittelalters wurden lediglich deren vier nach Skandinavien, zum heiligen Olaf nach Trondheim angeordnet.¹⁶ Besonders im Falle der Einwohner Lübecks kann dies nicht auf fehlenden Kenntnissen Skandinaviens beruhen, da die Handels- und Verwandtschaftsbeziehungen bis hinauf nach Finnland über Jahrhunderte sehr eng und für Lübeck von großer Bedeutung waren. Es ist jedoch nicht auszuschließen, daß Pilgerfahrten ins gut bekannte Norwegen – Bergen war ein wichtiger Teil des hansischen Handels- und Verkehrsnetzes – weniger Quellenbelege hinterließen als Fahrten zu anderen, entfernter bzw. außerhalb der Grenzen des hansischen Einflusses gelegenen Orten.

Das für Skandinavier im Spätmittelalter zu den beliebtesten Wallfahrtsorten gehörende schwedische Vadstena scheint von Nicht-Skandinaviern nur selten aufgesucht worden zu sein, obschon die dort verehrte heilige Birgitta durch ihre vielgelesenen *Revelationes*, ihre religiösen und kirchenpolitischen Stellungnahmen sowie die bis nach Deutschland, den Niederlanden, England, Spanien und Italien verbreiteten Klöster ihres Ordens in ganz Europa bekannt wurde.¹⁷ Belege für die liturgische Verehrung Birgittas liegen aus vielen Teilen Europas vor,¹⁸ und Reliquien der schwedischen Heiligen gelangten auch an Fürstenhöfe sowie in Kirchen und Klöster Mittel- und Südeuropas.

Einige verstreute Hinweise finden sich auch für andere Wallfahrtsorte, wie die wundertätige *Defixio-Domini*-Skulptur im Stockholmer Dominikanerkloster: ein Schiffer überbrachte im Auftrag eines Bürgers und einer Bürgerin von Danzig Wachs und Silber als Dank für zwei Heilungen.¹⁹

Die bedeutenderen skandinavischen Wallfahrtsorte waren im Mittelalter sicher auch in Livland bekannt; dies ergibt sich schon allein aus den engen politischen und kirchlich-administrativen Verbindungen

über Jahrhunderte hinweg. Die Periode der dänischen Herrschaft im nördlichen Livland, die noch länger dauernde Zugehörigkeit des Bistums Reval zum Erzbistum Lund sowie die schwedische Besiedlung an der Nordküste Estlands schufen mit Sicherheit auch Kontakte beim Heiligenkult und bei den Pilgerfahrten.

Die Olafskirche war eine der ältesten Kirchen Revals; dokumentarische Belege für Pilgerfahrten von Livländern nach Trondheim sind jedoch nicht überliefert. Eine der wenigen Belege für eine Pilgerfahrt von Livländern nach Skandinavien findet sich in den Akten des Kanonisationsprozesses der hl. Birgitta von Schweden; der Bericht wurde in den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts aufgezeichnet. Drei Esten, offenbar schwedischer Muttersprache, wurden von Räufern, die als *pagani* bezeichnet werden, angegriffen. Die Anrufung Birgittas bewahrte sie vor dem sicheren Tod; zum Dank unternahmen sie eine Pilgerfahrt nach Vadstena.²⁰

1.4. Schutz- und Förderungsbestimmungen als Quellen zum Pilgerwesen

Als wichtiger Indikator für die gesellschaftliche und in weiterem Sinne auch kulturelle Bedeutung des Pilgerwesens können die rechtlichen Schutz- und Förderungsbestimmungen angesehen werden. Zu den meisten skandinavischen sowie zu sämtlichen baltischen Wallfahrtsorten haben sich keine eigentlichen Schutz- oder Förderungsbestimmungen erhalten. Pilger zu diesen Orten waren auf die allgemeinen kanonischen bzw. auf die Schutzbestimmungen der skandinavischen Landschaftsrechte angewiesen.

Bedeutende Ausnahmen stellen jedoch die beiden bedeutendsten Wallfahrtszentren Skandinaviens dar, Trondheim (Nidaros) mit den Reliquien des hl. Olaf sowie Vadstena mit den Reliquien der hl. Birgitta und ihrer Tochter Katharina. Für beide Orte lassen sich längere, auch im Vergleich zu anderen europäischen Wallfahrtsorten bemerkenswerte Reihen von Schutz- und Förderungsbestimmungen nachweisen. Vor allem im Falle Trondheims hat sich eine höchst interessante Reihe von Rechtsbestimmungen erhalten, die das Zusammenwirken verschiedener Autoritäten belegen: der Kurie bzw. der Päpste, der Bischöfe oder Erzbischöfe sowie der norwegischen Könige.

Die erste erhaltene Schutzbestimmung stammt aus dem Jahre 1164. Damals erließ der norwegische König Magnus Erlingsson einen Privilegienbrief für die norwegische Kirche und stellte das Königreich unter

den ausdrücklichen Schutz des Landespatrons Olaf. In der gleichen Urkunde verkündete er auch umfassende Schutzbestimmungen für die Olafpilger. Die wichtigsten Elemente dieses Pilgerschutzes sind: allgemeiner Schutz für Pilger, die in die Nidaroser Kirche kamen um zu beten oder um Opfergaben darzubringen, sowohl bei der Hin- als auch bei der Rückreise; Schutz sowohl für einheimische als auch für fremde Pilger; Schutz der Pilger sowohl in Friedens – als auch in Kriegs- bzw. Unruhezeiten. Bei verbalen oder tätlichen Angriffen, Betrug oder anderweitiger Schädigung soll der Aggressor vor den Erzbischof oder die Nidaroser Kanoniker zitiert und dann des Landes verwiesen werden, und stirbt der Angreifer an den Folgen einer tätlichen Auseinandersetzung mit dem Pilger, wird ihm das kirchliche Begräbnis verweigert, zudem soll er bezüglich einer allfälligen Entschädigungsforderung einem Dieb gleichgestellt werden.²¹ Die auch im europäischen Vergleich bemerkenswerte Reihe von weiteren norwegischen Schutzbestimmungen aus den Jahren 1194, 1270, 1273, 1277, 1303 und 1328 kann als Erweiterung oder Veränderung dieser ersten ausgelegt werden.

Das Kloster Vadstena konnte die ersten päpstlichen Pilgerschutzbestimmungen im Jahre 1379 erwirken, d.h. wenige Jahre nach der Ankunft der Reliquien der 1373 in Rom verstorbenen Birgitta und bereits lange vor der 1391 erfolgten Kanonisation. Urban VI. drohte am 4.1.1379 all jenen „Räubern und Dieben“, die Vadstenapilger angriffen, die Exkommunikation an, von der nur der jeweilige Bischof von Linköping oder der *Penitenciarius* des Klosters Ablösung gewähren könne.²²

Höchst interessant sind jedoch im Falle von Vadstena die verschiedenen Maßnahmen und Bestimmungen zur Unterstützung der Wallfahrt, die hier in einer einzigartigen Breite belegt sind; für keinen anderen skandinavischen Wallfahrtsort liegt eine solche Fülle von Informationen zu Förderungsmaßnahmen vor. Dabei tritt deutlich hervor, daß das Städtchen Vadstena in wesentlichem Maße vom Pilgerverkehr profitierte und seine Existenz recht eigentlich den Pilgern verdankte.

Eigentliche Marktprivilegien für Wallfahrtsorte sind nur selten ausdrücklich belegt. Am 6.11.1444 erhielt die Stadt Vadstena auf Antrag der Äbtissin des Birgittenklosters vom König das Recht zur Abhaltung eines Marktes am Tage nach dem Fest der hl. Birgitta (d.h. am 23. Juli).²³ Die Pilger werden im Privilegienbrief nicht ausdrücklich genannt, der Zusammenhang zwischen Markt und Wallfahrt ist jedoch

eindeutig. Pilgerfahrten zum erw. Datum werden in den Mirakelberichten aus Vadstena häufig erwähnt. Eine weitere Marktprivilegierung im Zusammenhang mit Pilgerfahrten betrifft das kleine finnische Städtchen Naantali (schwed. Nådendal) beim gleichnamigen Birgittenkloster. Im Gründungsbrief aus dem Jahre 1441 wird die Beherbergung und Verköstigung der Pilger und ihrer Pferde ausdrücklich als Motivation für die Stadtgründung angeführt. Es handelt sich dabei um die erste Bestimmung über Pilger in den erhaltenen Privilegienbriefen für die Städte des schwedischen Reiches.²⁴ Dies stellt jedoch eine Ausnahme dar, bei anderen Wallfahrtsorten läßt sich dies nur vermuten bzw. indirekt erschließen.

Für livländische Wallfahrtsorte liegen mit Ausnahme von Ablassprivilegien keine Quellenbelege zu systematischeren Schutz- oder Förderungsmaßnahmen weltlicher bzw. kirchlicher Autoritäten vor. Es kann auch bis zum Vorliegen eingehenderer Untersuchungen nicht nachgewiesen werden, ob gewisse livländische Städte ihre Existenz – wie Trondheim oder Vadstena – in wesentlichem Maße dem Pilgerverkehr verdanken.

1.5. Bestimmungen in Gildenstatuten als Wallfahrtsförderung

Eine interessante, gesondert zu betrachtende Form der Wallfahrtsförderung sind die Regelungen in dänischen, zumeist städtischen Gildenstatuten. Aus den übrigen skandinavischen Ländern haben sich zwar einige Gildenstatuten oder deren Fragmente erhalten, diese enthalten jedoch kaum irgendwelche Bestimmungen zu Pilgerfahrten.²⁵

In den dänischen Gildenstatuten des 13. bis 16. Jahrhunderts werden hingegen wiederholt Bestimmungen zur Bruder- bzw. Schwesternhilfe bei einer geplanten Pilgerfahrt angeführt, die einen Einblick in die Art der Förderung der Wallfahrt durch diese einflußreichen Gemeinschaften erlauben. Die erste der dänischen Gildenbestimmungen zu Pilgern datiert aus dem Jahre 1245, die letzte von 1515, d.h. aus den Jahren kurz vor der Reformation.²⁶

Ein Hauptbestandteil dieser Gildenbestimmungen war die finanzielle Unterstützung der Gildenmitglieder, die zu einer Pilgerfahrt aufbrachen. Der Unterstützungsbetrag konnte allgemein formuliert sein, d.h. alle Pilgerorte betreffend, oder abgestuft nach den einzelnen Orten. Die bedeutenden Wallfahrtsorte – wie Jerusalem, Santiago, Rom, Nidaros – wurden mit den höchsten Beträgen bedacht.

Berücksichtigt man die Mitgliederzahl der Gilden, so ergaben sich dabei recht ansehnliche Summen, da der Unterstützungsbetrag – zumindest laut den Statuten – von jedem Gildenmitglied zu entrichten war. Dies wird auch dadurch unterstrichen, daß der Unterstützungsbetrag für Pilgerfahrten in einigen Gildenstatuten (1245, 1417) genauso hoch eingestuft wird wie der Unterstützungsbetrag bei einem Hausbrand oder Verlust eines Schiffes. So heißt es beispielsweise bereits in der ersten, für die späteren Formulierungen typischen Bestimmung der Odenseer Knudsgilde aus dem Jahre 1245, daß jeder Gildenbruder beim Brand seines Hauses, bei Schiffsverlust oder einläßlich einer Pilgerfahrt jeweils drei Pfennige von den anderen Gildenmitgliedern erhalten solle.²⁷

Höchst interessant ist die ausdrückliche Anführung von sowohl Männern als auch Frauen in der Mehrzahl der dänischen Gildenbestimmungen zur Unterstützung bei einer geplanten Pilgerreise: 1388 (*eum vel eam*), 1417 (*brodher eller soester*), 1491 (*brother eller soesther*), 1512 (*brodher ellir soesther*). In einem Falle (Mariagilde Herslev, 1515) betrifft die Bestimmung gar nur Frauen, die zu einer Pilgerfahrt aufzubrechen gedenken.

Eine Bestimmung befaßt sich auch mit der Unterstützung fremder Pilger. Die Statuten der Gertrudsgilde in Flensburg aus dem Jahre 1379 vermerken, daß jedes Gildenmitglied (*fratres et sorores*) die Pflicht habe, arme Pilger, die in die Stadt kämen, in gleicher Weise wie die eigenen Gildenmitglieder zu unterstützen.

1.6. Das Pilgerwesen im Spiegel der Testamente

Neben Gildenbestimmungen lassen auch andere spätmittelalterliche Quellen Bedeutung des Pilgerwesens für die urbane Kultur erkennen. Ehepaare konnten die auszuführenden Pilgerfahrten in einem gemeinsamen Testament bestimmen. Die Ausführungsbestimmungen der Pilgertestamente waren meist an gewisse Bedingungen gebunden. Man regelte darin seine Hinterlassenschaft definitiv oder mit dem Vorbehalt der Rückkehr.²⁸

Die Fernpilger mußten nicht nur Geldmittel für ihre eigenen Reisekosten vorsehen. War der Pilger verheiratet, hatte er für den Unterhalt des Ehepartners, d.h. in den meisten Fällen der Ehefrau, sowie seiner Kinder während der Zeit seiner Abwesenheit vorzusorgen.²⁹

Am 27.3.1454 wird im Denkelbuch – dieser livlanddeutsche Terminus trifft das schwed. *tänkebok* (Memorienbuch, Stadtbuch) am besten – der schwedischen Stadt Arboga von einem Mann berichtet, der zu einer Pilgerfahrt nach Rom aufbrach und seiner Ehefrau für die Zeit seiner Abwesenheit die Summe von neun Mark zur Verfügung stellte.³⁰ Im Jahre 1488 veräußerte ein Schwertschleifer aus dem finnischen Turku (schwed. Åbo) sein Grundstück für 48 Mark und bestimmte, daß 20 Mark seiner zuhause bleibenden Frau zu überlassen seien.³¹

Neben der Sicherung des Unterhaltes zurückbleibender Familienangehöriger, d.h. bei Fernpilgerfahrten zumeist der Ehefrau und der Kinder, mußten auch allfällige Vormundschaftsverpflichtungen geregelt werden. Im Jahre 1315 übergab ein norwegischer Rompilger seiner zurückbleibenden Schwester ein Grundstück und übertrug gleichzeitig einem Priester die Vormundschaft über sie. Der Grund der Vormundschaft wird nicht angegeben.³² Eine Stockholmer Bürgersfrau, die als Hausfrau (*hustru*) bezeichnet wird, plante eine Pilgerfahrt nach Rom und bat aus diesem Grunde die Bürgermeister und den Rat der Stadt Stockholm, den Vormündern ihrer Kinder Unterstützung zukommen zu lassen und insbesondere bei der Überführung ihres Vermögens aus Lübeck behilflich zu sein.³³

1.7. Bußpilgerfahrten

Die Bußpilgerfahrten nehmen sowohl bei den innerskandinavischen als auch bei den Fernpilgerfahrten eine bedeutende Stellung ein. Der größte Teil der Quellen betrifft dabei Stadtbürger bzw. -bewohner. Bußpilgerfahrten durften nicht mit anderen Wallfahrtsarten verbunden werden; zumindest deutet dies eine weltliche Quelle aus dem Jahre 1310 an. König Erik von Dänemark bestätigt, daß die Bürgerschaft der Stadt Lund zur Sühnung eines Totschlages verschiedene Verpflichtungen auf sich genommen hatte, darunter die Entsendung von je zwei gutbeleumdeten Männern nach Rom sowie nach Santiago de Compostela. In der königlichen Urkunde wird nun ausdrücklich festgelegt, daß diese Männer ihre Pilgerfahrt „ausschließlich zum Gedenken an die Seele des Getöteten und nicht um Handel zu treiben“ unternehmen durften.³⁴

In einer Notiz des Stockholmer Denkelbuches aus dem Jahre 1496 heißt es lediglich, der Betreffende habe die wegen eines Totschlages verordnete Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela „vor seinem

Tode“ zu unternehmen.³⁵ Andererseits wird im gleichen Denkelbuch in einer Notiz aus dem Jahre 1491 angeführt, daß ein wegen einer Vergewaltigung zu einer Bußwallfahrt nach Santiago verurteilter Knecht „mit dem erstmöglichen Schiff“ abzureisen habe.³⁶

Natürlich scheint, daß Bußpilger nach fernen Zielen Beweise für die tatsächliche Ausführung mitzubringen hatten. Im Stockholmer Denkelbuch findet sich aus dem Jahre 1496 die Eintragung einer wegen Totschlages angeordneten Bußwallfahrt nach Santiago de Compostela, wobei ein Beweisbrief mitzubringen war.³⁷

Eine Kategorie der Bußpilgerfahrten, bei der Stellvertretungen üblich waren, sind die kollektiven Verurteilungen der Bürgerschaft oder anderer größerer Gruppen. Dabei wurde Wert darauf gelegt, daß es sich nicht um Missetäter, sondern um gutbeleumdete Bürger handelte, wie im Falle der 1310 erfolgten kollektiven Verurteilung der Bürgerschaft von Lund zu Pilgerfahrten nach Santiago und Rom.³⁸

Quantitative, auf den Quellen beruhende Aussagen zum Ausmaß des mittelalterlichen Pilgerwesens werden sich weder für Skandinavien noch für das Baltikum je machen lassen. Pilgerfahrten stellten jedoch zweifelsohne einen höchst bedeutenden Faktor des Kulturtransfers dar – insbesondere auch für die urbane Gesellschaft.

2. Studentische Mobilität und Kommunikation

Die studentische Mobilität des späteren Mittelalters kann trotz der an sich geringen Zahl der daran beteiligten Menschen – bei denen es sich ja ausschließlich um Männer handelte, weil Universitätsstudien damals und weit bis ins 19. und 20. Jahrhundert Frauen verschlossen blieben – als ein höchst bedeutender Faktor des Kulturtransfers angesehen werden. Dies muß vor allem auch im Hinblick auf die Entwicklung des nördlichen Ostseeraumes hervorgehoben werden. Studenten aus diesen Gebieten waren bis zum Ende des Mittelalters auf Universitäten außerhalb ihrer Herkunftsgebiete angewiesen. Die Universitäten von Uppsala und Kopenhagen (dän. København) wurden erst in den 1470er Jahren – Uppsala 1477 und Kopenhagen 1478 – gegründet und blieben auch danach bis zum Reformation von eher lokaler Bedeutung: sie zogen kaum Studenten aus weiter entfernten Gebieten an.

Sowohl Dänen als auch Norweger, Schweden, Finnen und Livländer hatten sich Jahrhunderte hindurch für ihre Universitätsstudien ins Ausland zu begeben. Neben den italienischen und französischen Uni-

versitäten waren dabei gegen Ende des 14. sowie im 15. Jahrhundert in immer stärkerem Maße die Universitäten des deutschsprachigen Gebietes Ziel dieser Studienreisen.

Die Curricula und Lehrbücher der mittelalterlichen Universitäten glichen sich weitgehend und vermittelten überall die abendländisch-lateinische Kultur mit dem Schwerpunkt auf Theologie, kanonischem und zivilen Recht sowie den sog. Artes-Studien. Der Unterricht erfolgte weitgehend in lateinischer Sprache. Die sprachlich-kulturelle Lage der Universität – im italienischen, französischen, englischen oder eben im deutschen Kulturbereich – hatte somit auf den eigentlichen Inhalt der Studien keinen großen Einfluß.

Die Studien bestanden jedoch nicht nur in der Aneignung der lateinischen Lehrbücher und Curricula. Die oft viele Jahre dauernden gemeinsamen Studien schufen Verbindungen, Bekanntschaften und Eindrücke, die von wesentlicher Bedeutung waren für den Kulturtransfer sowohl zwischen den Studenten aus den verschiedenen Herkunftsländern als zwischen den Studienorten und den Heimatgebieten.³⁹ Dies mußte von ganz besonderem Gewicht sein für ein Gebiet wie die nördliche Ostsee, das einerseits über wesentliche sprachliche und kulturelle Gemeinsamkeiten, jedoch andererseits bis zum Ende des Mittelalters über keine eigenen Universitäten verfügte.

In der bisherigen Forschung sind die Studien an mittelalterlichen Universitäten meist nur jeweils ausgehend von einem bestimmten Herkunftsland oder -gebiet aus untersucht worden. So liegen für den skandinavischen Bereich aus dem letzten bzw. aus diesem Jahrhundert eine Reihe von Einzeluntersuchungen bzw. Monographien zu den dänischen, norwegischen oder schwedischen Studenten an den verschiedenen europäischen Universitäten vor.⁴⁰ Zu den mittelalterlichen Studenten aus dem baltisch-livländischen Bereich liegen außer älteren, sehr unvollständigen Arbeiten kaum neuere Studien vor.⁴¹

Was bisher jedoch sowohl für Nordeuropa als auch für andere Teile des Abendlandes weitgehend fehlt, sind übergreifende Untersuchungen zu Studenten aus einem größeren geographischen Herkunftsgebiet. Lediglich zu den Studenten aus den nordischen Ländern liegen einige kleinere, meist ältere und teils überholte Studien vor.⁴²

Aufgrund einer neueren Untersuchung von Elisabeth Mornet lassen sich für die skandinavischen Studenten im Mittelalter insgesamt 3974 Immatrikulationen belegen, davon 3711 an deutschen Universitäten.

Wegen der größeren Zahl von Doppel- bzw. Mehrfachimmatrikulationen entspricht dies einer Anzahl von 3302 Studenten.⁴³ 154 dieser skandinavischen Immatrikulationen betrafen Finnen, davon 106 an deutschen Universitäten. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts lassen sich insgesamt ca. 720 livländische Studenten nachweisen, davon 680 an deutschen Universitäten.⁴⁴ Es muß jedoch von einer wesentlichen Dunkelziffer ausgegangen werden, d.h. aufgrund der fragmentarischen Matrikelüberlieferung läßt sich ein großer Teil der skandinavischen bzw. livländischen Studenten in den Quellen nicht belegen.

2.1. Die Bedeutung der Universität Prag

Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts war Paris die von Skandinaviern am häufigsten aufgesuchte Universität. Dies änderte sich jedoch schlagartig mit der Gründung der ersten Universität im deutschen Kulturbereich. 1348 wurde die Universität Prag durch den böhmischen König und späteren Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Karl IV. gegründet; Papst Clemens VI. hatte ihn zu der Gründung autorisiert. Prag (tschech. Praha) war damit die erste Universität außerhalb von Italien, Frankreich und England. Paris hatte sich offen auf die Seite der Avignoner Päpste gestellt, was man im Deutschen Reich sowie im gesamten nordeuropäischen Bereich nicht akzeptieren wollte. Dies kann mit als ein wesentlicher Grund der Umorientierung auf Prag gesehen werden.

Die ersten Informationen zu skandinavischen sowie zu livländischen Studenten in Prag liegen aus den 60er Jahren des 14. Jahrhunderts vor, allerdings sind Nachrichten aus der Zeit der ungeteilten Universität noch mit einigen Vorbehalten verknüpft, da die Quellenüberlieferung zu dieser Frühzeit sehr fragmentarisch ist. 1372 erfolgte die Abspaltung einer separaten Juristenuniversität, so daß wir von nun an von zwei Prager Universitäten zu sprechen haben, einer artistischen mit drei Fakultäten sowie einer juristischen.⁴⁵

Insgesamt 250 Skandinavier finden sich bis zum Jahre 1409 in den Prager Matrikeln, wobei der überwiegende Teil – nach Elisabeth Mornets Berechnungen 192 Studenten – an der Juristenuniversität studierte.⁴⁶ Fast 10 % dieser skandinavischen Studenten, mit Sicherheit 23 (hinzu kommen noch einige unsichere Fälle), stammten aus Finnland, das somit im Vergleich zur damaligen Einwohnerzahl einen bedeutenden Teil stellte.⁴⁷

In der gleichen Zeitperiode finden wir mit einiger Gewißheit die Namen von 34 Livländern in den Prager Matrikeln.⁴⁸ 15 stammten aus Riga, 5 aus Reval und zwei aus Dorpat (estn. Tartu).

Das Interessante ist nun, daß wir für diese Periode, d.h. im wesentlichen von den 1370er Jahren bis 1409, kaum Studenten aus diesen Ländern an anderen Universitäten finden. Lediglich eine Handvoll hielt sich in Paris auf, aus Finnland beispielsweise nur deren zwei. Dies trifft jedoch nicht bloß für Skandinavien und für Livland zu. So wird beispielsweise auch für die Stadt Hamburg und für die umliegenden Gebiete belegt, daß sich während dieser Periode kaum Studenten an andere Universitäten als Prag begaben. Laut einer älteren Untersuchung von Rudolf Ohlbaum immatrikulierten sich allein an der Artistenfakultät jährlich ca. 80 Niederdeutsche, davon 4 Hamburger. Das Prag Karls und Wenzels sei „Landesuniversität für Hamburg“ gewesen und bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts sei „in den Bürger- und Lateinschulen, in der Predigt, in Disputationen und Vorlesungen vorzugsweise Prager Wissenschaft gelehrt“ worden.⁴⁹

Selbst wenn für andere Ostseegebiete m.W. noch keine vergleichbaren Untersuchungen vorliegen, kann doch ziemlich sicher behauptet werden, daß Prag während dieser Jahre die „Ostseeuniversität“ war; die gesamte geistige Elite des Ostseeraumes holte sich während dieser vier Jahrzehnte ihre Bildung in Prag und die geistige Wirkung dieser Bildung setzte sich zumindest bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts fort, bis die Generation der in Prag Ausgebildeten langsam ausstarb.

Die Studenten aus dem Ostseeraum stellten auch einen bedeutenden und gewiß sichtbaren Teil der Prager Studentenschaft. Unter den insgesamt 3563 an der Juristenuniversität von 1372 bis 1418 eingetragenen Studenten machten die 192 Skandinavier und 23 Livländer ca. 6 % aus, bei Berücksichtigung der übrigen Ostseeländer ergibt sich ein noch wesentlich größerer Prozentsatz.⁵⁰

Von den Skandinavien und Livländern in Prag waren fast alle bei der sächsischen Nation eingeschrieben, der zahlenmäßig größten der vier Nationen. Dies trifft auf die Finnen ausnahmslos zu. Auch dies schuf gemeinsame Erfahrungen und soziale Verbindungen. Die Prager „Seilschaften“ beherrschten das geistige Leben der Ostseeländer während mehrerer Jahrzehnte.

Von den Livländern, die in Prag studierten, gelangte ein wesentlicher Teil zu höheren geistlichen Würden, mehrere wurden Domherren

oder Prokuratoren und Abgesandte des Erzbischofs von Riga. Zwischen 1418 und 1424 finden wir vier dieser Livländer, die in den 1390er Jahren sowie zu Beginn des 15. Jahrhunderts in Prag studiert hatten, als Bischöfe von Kurland, Ösel und Reval sowie zwei weitere als Domherren zu Dorpat und zu Reval.⁵¹

2.2. Leipzig und Erfurt, Rostock und Greifswald

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts verschärften sich die Gegensätze zwischen den böhmisch-tschechischen sowie übrigen Studenten und Magistern, und 1409 erfolgte der Auszug aller deutschen und nordeuropäischen Studenten nach dem eben gegründeten Leipzig, das nun für einige Jahrzehnte die Funktion der „Ostseuniversität“ übernahm. Auch hier läßt sich, wie im Falle von Prag, mehrfach belegen, wie sich die Skandinavier zusammenschlossen: als der schwedische Magister Petrus Brant 1439 zum *Tractatus* von Petrus Hispanus unterrichtete, hörten sieben Finnen, zwei Schweden, aber nur ein einziger Deutscher seine Vorlesung.⁵²

Neben Leipzig zog auch die 1392 gegründete Universität Erfurt eine größere Anzahl von Studenten aus den Ostseeländern an. Wenn jedoch eine Universität nach Prag als eigentliche „Ostsee- und Hanseuniversität“ angesehen werden kann, dann war es Rostock. Bereits unmittelbar nach der Gründung im Jahre 1419 setzte ein während des Mittelalters nicht mehr abreißender Strom von Studenten aus den Ostseeländern ein.

Rostock war selbst Hansestadt, und neben den Herzögen von Mecklenburg, dem Bischof von Schwerin und – natürlich – dem Rostocker Rat setzten sich gerade auch livländische Hansestädte für die Gründung ein. Riga bewilligte auf fünf Jahre eine jährliche Zahlung von hundert Gulden und Reval ebenfalls auf fünf Jahre hundert Thaler.⁵³ Kein Wunder, daß Rostock bald den größten Teil der Studenten aus dem Ostseeraum an sich zog.

Über vierhundert Livländer besuchten die Universität Rostock, d.h. weit mehr als die Hälfte aller bekannten livländischen Studenten des Mittelalters. Bei den Skandinaviern war es ähnlich; von den 3711 Immatrikulationen an deutschen Universitäten betrafen 1750 Rostock, ebenso bei den Finnen, wo 41 Rostocker Studenten nachgewiesen sind.⁵⁴

Die 1456 gegründete Universität Greifswald konnte an Attraktivität für die Ostseestudenten zwar nie mit Rostock mithalten, übte jedoch

ebenfalls eine bedeutende integrierende Funktion aus. Prag, Leipzig, Rostock und Greifswald waren somit die Orte, wo sich im Verlauf von ca. 150 Jahren, von der zweiten Hälfte des 14. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, ein wesentlicher Teil der geistigen Elite des gesamten Ostseeraumes versammelte, gemeinsam studierte, gemeinsame Erfahrungen machte und Bekanntschaften schloß. Diese integrative Funktion der mittelalterlichen „Ostseeuniversitäten“ war von wesentlicher Bedeutung gerade auch für die urbane Entwicklung – der überwiegende Teil der Studenten stammte aus Städten und kehrte wieder dahin zurück – und verdient in der zukünftigen Forschung eine eingehende Betrachtung. ■

Anmerkungen:

- ¹ Zur Informationsvermittlung s. La circulation des nouvelles au moyen âge: Congrès de la Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public, Paris 1994. Zur Migration s. Gerhard Jaritz & Albert Müller (Hrsg.): Migration in der Feudalgesellschaft (Studien zur Historischen Sozialwissenschaft, Bd. 8), Frankfurt 1988.
- ² So zu den deutsch-finnischen Beziehungen Christian Krötzl: Migrations- und Kommunikationsstrukturen im finnischen Mittelalter, in: Christian Krötzl & Jaakko Masonen (Hrsg.): Quotidianum Fennicum: Daily Life in Medieval Finland (Medium Aevum Quotidianum 19), Krens, 1989, S. 13-28, sowie als neuere Zusammenfassung des Forschungsstandes zum deutschen Einfluß in Finnland Hermann Beyer-Thoma: Deutsche in Finnland während des Mittelalters, in: Robert Schweitzer & Waltraud Bastman-Bühner (Hrsg.): Der finnische Meerbusen als Brennpunkt (Veröffentlichungen der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur 9), Helsinki 1998, S. 43-87.
- ³ Zur zeitlichen Entwicklung des skandinavischen Pilgerwesens s. Christian Krötzl: Pilger, Mirakel und Alltag: Formen des Verhaltens im skandinavischen Mittelalter (Studia Historica 46), Helsinki 1994, S. 99-135.
- ⁴ Cf. dazu Christian Krötzl: Wallfahrt und Ferne, in: Wallfahrt und Alltag in Mittelalter und früher Neuzeit (Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit Nr. 14; Österreichische Akademie der Wissenschaften/Philosophisch-Historische Klasse: Sitzungsberichte, Bd. 592), Wien 1992, S. 219-235.
- ⁵ Zu dieser Verschiebung s. Krötzl (wie Anm. 3), S. 133-135.
- ⁶ Liv-, Esth- und Kurländisches Urkundenbuch (im Folgenden zitiert als LECUB) II, Nr. 637, siehe auch Paul Johansen: Rocamadour et la Livonie, in: Annales du Midi LXXIII (1961), S. 230-231.
- ⁷ LECUB VIII, S. 62.
- ⁸ LECUB XI, Nr. 671, S. 537
- ⁹ Cf. Leonid Arbusow: Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland, Leipzig 1921, S. 102.
- ¹⁰ So Wilsnack, 1457: LECUB XI, Nr. 689, S. 548. Vgl. außerdem Arbusow (wie Anm. 9), S. 102.

- ¹¹ S. dazu Krötzl (wie Anm. 3), S. 99-135.
- ¹² Als eingehende Untersuchung zum Bild des Nordens in der mittelalterlichen Kultur s. Luigi de Anna: *Conoscenza e immagine della Finlandia e del Settentrione nella cultura classico-medievale* (Annales Universitatis Turkuensis B 180), Turku 1988; Franco Cardini: *Mito del Nord e conoscenza del Settentrione europeo in alcune fonti fiorentine del Trecento*, in: ders.: *Minima mediaevalia*, Firenze 1987, S. 211-234. Zur Entwicklung der kartographischen Darstellung Skandinaviens und des Nordens s. Anna-Dorothee von den Brincken: *Die kartographische Darstellung Nordeuropas durch italienische und mallorquinische Portolanzeichner im 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 92 (1974), S. 45- 58; dies.: *Finis Terrae: die Enden der Erde und der vierte Kontinent auf mittelalterlichen Weltkarten* (Schriften der Monumenta Germaniae Historica; 36), Hannover 1992, zum Norden insbes. S. 167-171.
- ¹³ „... a longinquis illic regionibus confluent hii, qui se meritis sancti non desperant iuvari.“, Adam von Bremen: *Hamburgische Kirchengeschichte* IV,32 (Monumenta Germaniae historica: Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum, ed. B. Schmeidler, 1917).
- ¹⁴ „... quicunque pecierit hanc ecclesiam oraturus vel eleemosynam oblaturus, tam advene quam indigene ... pacifice in pace suscipiantur et dimittantur.“ (E. Vandvik (Hrsg.): *Latinske dokument till norsk historie*, Oslo 1959, Nr. 10); „... at ver hafum tekit alla pilagrima ... haerlandsker aeda utlaendzker j guds haegnad ...“ (Diplomatarium Norvegicum (im Folgenden zitiert als DN) I, Nr. 87).
- ¹⁵ 29.5.1303, *Regesta Norvegica* (im Folgenden zitiert als RN) III, Nr. 83. In einem weiteren Brief König Magnus Erikssons aus dem Jahre 1328, in dem er Pilger vor Angriffen in Schutz nimmt, werden ausländische Pilger nicht mehr erwähnt, DN II, Nr. 164, cf. RN IV, Nr. 610. In einem Schreiben Papst Benedikts XII. aus dem Jahre 1336 werden die schwedischen Olafspilger aus den Provinzen Angermanland und Helsingland unter päpstlichen Schutz genommen, DN I, Nr. 235.
- ¹⁶ Norbert Ohler: *Zur Seligkeit und zum Trost meiner Seele: Lübecker unterwegs zu mittelalterlichen Wallfahrtsstätten*, in: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 63 (1983), S. 97-98. Zum Olafskult im Hanseraum cf. M. Zehnder: *Heiligenverehrung im Hanseraum*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 92 (1974), S. 1-15 sowie den Beitrag von Knuutila in diesem Band.
- ¹⁷ Zu den Birgittenklöstern Mitteleuropas s. Tore Nyberg: *Birgittinische Klostergründungen des Mittelalters* (Bibliotheca Historica Lundensis 15), Lund 1965.
- ¹⁸ Zur Verehrung Birgittas außerhalb Schwedens s. Ortrud Reber: *Die Gestaltung des Kultes weiblicher Heiliger im Spätmittelalter: die Verehrung der Heiligen Elisabeth, Klara, Hedwig und Birgitta*, Hersbruck 1963, insbes. S. 61-62.
- ¹⁹ *Miracula Defixionis Domini*, ed. T. Lundén, in: *Göteborgs Högskolas Årsskrift* 1949:4, S. 20.
- ²⁰ *Acta et processus canonizationes beate Birgitte*, ed. I. Collijn (Samlingar utg. av Svenska Fornskriftsällskapet, ser. 2:1), Uppsala 1924-31, S. 134-135.
- ²¹ E. Vandvik (Hrsg.) (wie Anm. 14), Nr. 10; RN I, S. 11.
- ²² *Riksarkivet Stockholm* (RA), Cod. A 19, f. 26v-27r.
- ²³ „Wi Cristoffer ... konung ... thet borgarena i Watzstenom mgho hafva een frij marghnad daghen naest aeppter sancte Birgitte dagh om hostin aarlica maedh alle the

- friihet oc articulis, som andre ware kopstaedher hafve i waart rike Swerike.“, Privilegier, resolutioner och förordningar för Sveriges städer I (1251-1523), ed. N. Herlitz, Stockholm 1927, S. 103.
- 24 „... skal ok maghe byggias et koptorp, ther herbergherera, kroghara ok fodhermarska agha utj wara, som pelagrimum ok waeghfarande folke skulu skepa thera barning til sik och sinna haesta.“, ebda., S. 87.
- 25 S. Klaus Friedland (Hrsg.): *Gilde und Korporation in den nordeuropäischen Städten des späten Mittelalters* (Quellen und Forschungen zur hansischen Geschichte, N.F., Bd. 29), Köln 1984.
- 26 Die dänischen Gildenstatuten sind ediert in C. Nyrop: *Danmarks Gilde- og Lavskraaer fra Middelalderen* (im Folgenden zitiert als DGL), I-II, Kopenhagen 1895-1904. Vgl. auch Krötzl (wie Anm. 3), S. 163-166.
- 27 „Om noger broders hus vorder brent, aller han haver mist siit skip, aller han vil farae i pelaegrimis reysae, om han thet vederthorff, tha scal han havae III pennynge samningh af hver“, DGL I, S. 28.
- 28 Eine testamentarische Güterabtretung eines schwedischen Jerusalempilgers an das Benediktinerkloster Nydala aus der Zeit 1248-1259, mit Rückkaufsrecht seines Bruders, *Diplomatarium Suecicum*, im Folgenden zitiert als DS I, Nr. 842, S. 697, dazu auch DS I, Nr. 453. Die Erneuerung eines früher gemachten Testaments vor Antritt einer Pilgerfahrt nach Rom, 22.7.1321, DS III, Nr. 2309, S. 513. Weitere Testamente vor Fernpilgerfahrten: Rom, 21.3.1389, Svenska Riks-Archivets Pergamentsbref II, S. 159; Rom, 14.7.1400, DN XVI, Nr. 42, S. 60; Rom, 28.5.1438, Svenska medeltidsregister, Nr. 749, S. 237.
- 29 Der umgekehrte Fall – d.h. die Mittelbeschaffung durch die Ehefrau zugunsten des zurückbleibenden Ehemannes – ist in den untersuchten Quellen nicht belegt.
- 30 „... thet her jonis gaff sinae dea katrina ena kope swa godh som ix mark then tidh han for til room ...“, *Arboga Stads Tånkebok I*, Uppsala 1935-37, S. 24.
- 31 *Stockholms stadsböcker från äldre tid: 2. Serien: Tånkeböcker* (im Folgenden zitiert als SSTB), 2, Stockholm 1917, S. 291.
- 32 DN III, Nr. 103, S. 103.
- 33 SSTB II:1, S. 183.
- 34 „Item ad conducendum sepedicti consules et cives obligant quatuor (sic!) viros bone fame, ad peregrinandum pro anima ipsius domini Iosephi solummodo, et non pro mercimonio, duos ad sanctum Iacobum, et duos ad apostolorum Petri et Pauli limina beatorum.“, *Diplomatarium Danicum* (im Folgenden zitiert als DD) II:6, Nr. 305, S.259.
- 35 „... at han schal ghanga ena resa til Sancte Jacob i Compostella fore hans dodh och anner stadis ...“, SSTB II:3, S. 285.
- 36 „... stodh up i retten Lambrecht Dare ok viderkendes, at han hade belegreth Hans Falkenstens hustru ... ok sade sig vilia vandra til sancte Jacob j Compostella ... ok medh forste skypp, heden fore ok han kunne viderqwekies, skulle han ryme rykit.“, SSTB II:2, S. 522-523.
- 37 „... och forordh, at han schal ghanga ena resa til Sancte Jacob i Compostella fore hans dodh och anner stadis och haffve ther breff och skell, at han ther varit haffver.“, SSTB II:3, S. 285.
- 38 „... viros bone fame ...“, DD II:6, Nr. 305, S. 259.

- ³⁹ Zu den sozialen Aspekten der mittelalterlichen Universitätsstudien liegen bisher nur ansatzweise Untersuchungen vor; cf. Arno Seifert: *Studium als soziales System*, sowie Rainer Christoph Schwinges: *Sozialgeschichtliche Aspekte spätmittelalterlicher Studentebursen in Deutschland*, in: Johannes Fried (Hrsg.): *Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters* (Vorträge und Forschungen, Bd. 30), Sigmaringen 1986, S. 527-564, 601-619.
- ⁴⁰ Oluf Kolsrud: *Presteutdaningi i Noreg*, Oslo 1962, S. 41-54; Clara Thörnqvist: *Svenska studenter i Prag under medeltiden*, in: *Kyrkohistorisk Årsskrift* 29 (1929), S. 235-293. Zu Finnland sei neben einigen älteren Artikeln und Untersuchungen vor allem auf die neue, zusammenfassende Monographie von Jussi Nuorteva verwiesen, der die Studien der finnischen Studenten an ausländischen Universitäten bis zur Gründung der ersten Universität auf den Boden Finnlands in Turku im Jahre 1640 behandelt. Die mittelalterlichen Studien werden dabei auf den ersten 150 Seiten behandelt; die restlichen 280 Seiten sind den Studien und Kontakten nach der Reformation gewidmet (Jussi Nuorteva: *Suomalaisten ulkomainen opinkäynti ennen Turun Akatemian perustamista 1640* (Suomen Kirkkohistoriallisen Seuran Toimituksia 177), Helsinki 1997).
- ⁴¹ Cf. nach wie vor die Untersuchung von Heinrich Julius Böthführ: *Die Livländer auf auswärtigen Universitäten, Riga 1884*, die jedoch sehr unvollständig bleibt, da der Verfasser beispielsweise die Leipziger Universitätsmatrikel nicht einsehen konnte. S. außerdem Leonid Arbusow: *Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert*, als Teilpublikationen erschienen im *Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik*, Mitau, 1900, 1901, 1902, 1904, 1911, 1912, 1913, 1914; Rudolf Ohlbaum: *Johann Rode aus Hamburg: Von deutschem Geistesleben in Böhmen um 1400*, in: *Sudetendeutsches Historisches Archiv*, Bd. 5, Prag 1943, S. 32-36; Hartmut Boockmann: *Die Rechtsstudenten des Deutschen Ordens*, in: *Festschrift für Hermann Heimpel*, Bd. 2, Göttingen 1972; Zenon Hubert Nowak: *Bemühungen um die Gründung einer Universität in Kulm im 14. und 15. Jahrhundert*, in: Udo Arnold & Marian Biskup (Hrsg.): *Der Deutschordensstaat Preußen in der polnischen Geschichtsschreibung der Gegenwart* (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens Bd. 30): Marburg 1983, S. 189-199.
- ⁴² L. Daae: *Matrikler over nordiske studerende ved fremmede universiteter*, Oslo 1885; Ellen Joergensen: *Nordiske Studierejser i Middelalderen*, in: *Historisk Tidsskrift* 8:5, (1914-15). Die Studien der skandinavischen Studenten an den europäischen Universitäten waren wohl ein Hauptthema des skandinavischen Historikertages von Jyväskylä 1981, die Beiträge konzentrierten sich jedoch bezeichnenderweise in „nationaler“ Aufteilung auf die Studenten aus den einzelnen Ländern, s. *Ur nordisk kulturhistoria. Universitetsbesöken i utlandet före 1660* (*Studia Historica Jyväskyläensia* 22:1), Jyväskylä 1981. Als neuere Untersuchungen mit vergleichendem Ansatz bisher lediglich Sverre Bagge: *Nordic Students at Foreign Universities until 1660*, in: *Scandinavian Journal of History* (1984), S. 1-29 sowie Elisabeth Mornet: *The Peregrinatio Academica in the Later Middle Ages: a Scandinavian Database*, in: Peter Denley (Hrsg.), *Computing Techniques and the History of Universities*, St. Katharinen 1996, S. 15-34.
- ⁴³ Ebda., S. 16.
- ⁴⁴ Cf. die Zusammenstellung bei Juha Valtonen: *Liivinmaan koululaitos keskiajalla*,

Pro-gradu-Arbeit in Allgemeiner Geschichte (unpubl. Manuskript), Hist. Institut der Universität Tampere, Tampere 1998, S. 46.

⁴⁵ Cf. Peter Moraw: Die Juristenuniversität in Prag (1372-1419), verfassungs und sozialgeschichtlich betrachtet, in: J. Fried (Hrsg.) (wie Anm. 39), S. 438-486.

⁴⁶ Mornet (wie Anm. 42), S. 17, 24.

⁴⁷ Siehe Liste der finnischen Prager Studenten bei Nuorteva (wie Anm. 40), S. 494-495.

⁴⁸ Bothfür (wie Anm. 41), S. 3-8.

⁴⁹ Ohlbaum (wie Anm. 41), S. 54.

⁵⁰ Moraw (wie Anm. 45), S. 457.

⁵¹ Bothfür (wie Anm. 41), S. XXIII.

⁵² Nuorteva (wie Anm. 40), S. 112.

⁵³ Bothfür, (wie Anm. 41), S. X.

⁵⁴ Mornet, (wie Anm. 42), S. 16.

Tapio Salminen

Bücher, Konzepte und Briefe: Schriftlichkeit in der Kommunikation des Revaler Rates von Stadtschreiber Hermannus bis Joachim Muter (1375-1456)

Die Schriften der mittelalterlichen Stadtverwaltung werden gemeinhin in zwei Hauptgruppen eingeteilt: Stadtbücher sowie Briefe. Die Stadtbücher umfassen dabei verschiedene Merk- oder Denkelbücher zu Verwaltung, Rechts- und Wirtschaftsleben, die in ihren ältesten Formen auf das 13. Jahrhundert zurückgehen. In den bedeutenderen Städten des Ostseeraumes scheint sich die Verwendung solcher, in Heft- oder Codexform gebundener Bücher spätestens in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eingebürgert zu haben. Die ersten Stadtbücher, die von den Zeitgenossen einfach als „*liber civitatis*“ (Stadtbuch), „*liber memorialis*“ (Denkelbuch) oder „*liber de diversis articulis*“ (Bücher zu verschiedenen Bereichen) bezeichnet wurden, beinhalten in dieser Frühphase vermischte Aufzeichnungen aus allen Tätigkeitsgebieten des Rates, während sich später eine Aufspaltung in Bücher der verschiedenen Verwaltungszweige erkennen läßt. Dies war sowohl praktisch als auch organisatorisch bedingt. Das quantitative Wachstum der verschiedenen Verwaltungszweige führte zu einer zunehmenden Differenzierung der Tätigkeitsbereiche der damit betrauten Ratsmitglieder. Gleichzeitig wurde es immer wichtiger, die städtischen Einnahmen und Ausgaben sowie die Entscheidungen und Verpflichtungen des Rates und der Beamten zu dokumentieren und zu kontrollieren. Die ständige Ausweitung der Finanz- und Rechtsverwaltung führte vor allem in den größeren Städten zu einer quantitativen Zunahme und Differenzierung der Amtsbücher gemäß den neugeschaffenen Verwaltungsbereichen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts

befreite die zunehmende Verbreitung und beginnende Massenherstellung des Papiers die Ratsherren und Schreiber vom Gebrauch des teuren Pergamentes und anderer Notierungsmethoden wie der mühsam zu handhabenden Wachstafeln sowie der Kerbhölzer.¹

Neben den Stadtbüchern haben sich aus der Tätigkeit der mittelalterlichen Stadträte vor allem verschiedene Arten von Dokumenten und Briefen erhalten. Es handelt sich dabei um Privilegien und Verträge der Stadt in ihrer Gesamtheit und der einzelnen Verwaltungszweige, Dokumente zu Grundstücken und Institutionen sowie verschiedene Arten von Missiven, die in eigentliche Missive, d.h. Briefe, sowie missivartige Zeugnisse, wie z.B. Toversichtsbriefe, eingeteilt werden können.² Bei einer gesamthaften Betrachtung des Schriftenwesens der mittelalterlichen Städte fällt auf, daß die erstmalige Verwendung von Missiven in der politischen und administrativen Korrespondenz zeitgleich mit den ersten Stadtbüchern erfolgt. Im Ostseeraum scheint sich eine bedeutendere Veränderung zu Beginn des 14. Jahrhunderts abzuzeichnen, als neben den früheren offenen Briefen und Urkunden sowohl verschiedene Arten von Missiven als auch Stadt- und Amtsbücher.

Die zunehmende Verwendung von Stadtbüchern und Missiven steht in Verbindung mit der im 13. Jahrhundert einsetzenden Professionalisierung der städtischen Verwaltung, deren erste Anzeichen in der Anstellung von Stadtschreibern gesehen werden können. Den Ausgangspunkt dürfte dabei oft das Amt des Ratssekretärs gebildet haben, das sich zu einem eigenen Amtsbereich entwickelte, der das gesamte Schriftenwesen des Rates umfaßte. Da jedoch viele der Ratsschreiber von Anbeginn an auch als Rechtsberater des Rates wirkten und die Ausformulierung und Auslegung rechtskräftiger Texte und Dokumente besorgten, müssen bei der Entstehung dieses Amtes noch andere Gründe mitgewirkt haben als nur das Bedürfnis zur Notierung der gefaßten Beschlüsse und Amtsgeschäfte. Bei den Ratsschreibern handelte es sich um die ersten eigentlichen Verwaltungsfachleute, die in einer anderen Beziehung zur Stadt standen als die mit den Amtsgeschäften betrauten Ratsleute. In dieser Beziehung können die entlohnten Stadtschreiber als eine Art Konsulenten angesehen werden, die den Rat in rechtlichen und administrativen Belangen unterstützten und in der alltäglichen Arbeit ihr Fachwissen in einer Weise einsetzten, daß daraus mit der Zeit allgemeine Routinen und schlußendlich ein ganzer Verwaltungsbereich entstand.³

Die Stadtschreiber des Ostseebereiches scheinen sich zu Beginn vor allem aus den schreib- und lateinkundigen kirchlichen Kreisen rekrutiert zu haben, während der Anteil der Laien – oder besser gesagt: von gebildeten Personen, die sich von den kirchlichen Institutionen absonderten – gegen Ende des Mittelalters zunahm. Es gab jedoch Ausnahmen. Viele Stadtschreiber hatten eine Universitätsbildung, einige hatten tatsächlich die Rechte studiert; vielfach aber hatten sie sich an der Artistenfakultät in Rhetorik mit der *Ars dictandi* beschäftigt und danach den Grad eines Magisters erlangt. Vom Ende des 14. Jahrhunderts an wurden vorwiegend solche Personen zu Stadtschreibern ernannt, die bereits das Recht besaßen, als öffentliche Notare zu wirken und neben ihrer eigentlichen Arbeit sowohl für den Rat als auch für Privatpersonen Notariatszeugnisse ausfertigen konnten. Die Häufigkeit dieser Kombination in den spätmittelalterlichen Städten des Ostseeraumes läßt die doppelte Funktion der Ratsschreiber sowohl bei der professionellen Ausfertigung von Texten als auch bei der juristischen Konsultation des Rates erkennen. Die Stadtschreiber fungierten als Sekretäre der Ratssitzungen, besorgten die wichtigsten Stadtbücher sowie den Schriftverkehr des Rates und waren daneben auch mit der Aufbewahrung der wichtigen Ratsdokumente, der Stadtbücher und des übrigen schriftlichen Materials betraut. Die Stadtschreiber umgaben sich mit der Zeit mit einer Kanzlei, deren Größe vom Tätigkeitsbereich des Rates abhing. In den kleineren Städten besorgte der Stadtschreiber persönlich fast die gesamte Schreibearbeit, während ihm in den größeren Städten Gehilfen und anderes Personal zur Seite standen. Die Größe der Archive reichte von der Truhe im Ratszimmer bis zu großen Schränken oder ganzen Zimmern.⁴

Das Schriftenwesen im mittelalterlichen Reval (estn. Tallinn)

Wie verliefen nun die Anfangsphasen des Schriftenwesens im mittelalterlichen Reval? Die Stadtschreiber des mittelalterlichen Reval sind uns von der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an gut bekannt. Als Quelle stehen dabei in erster Linie die von 1312 an erhaltenen wichtigsten Stadtbücher dar. Diese Informationen lassen sich von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an durch Dokumente, Briefe und Konzepte ergänzen. Die meisten Revaler Stadtschreiber lassen sich damit namentlich identifizieren, während Herkunft und weitere Tätigkeit in vielen Fällen nicht zu eruieren sind. Aus den Stadtbüchern läßt

sich auch mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß ein großer Teil der darin verstreut aufscheinenden oder unbekanntenen Handschriften auf den Rat oder auf den Umkreis der Ratsschreiber zurückgehen. Neben dem eigentlichen Stadtschreiber treten in den meisten Fällen noch weitere, dem Rat zugehörige Schreiber auf, deren eigene Tätigkeit die Beherrschung der Konzeptions- und Schreibtechniken bedingen.⁵

Die frühesten Revaler Stadtbücher sowie die bekannten Stadtschreiber aus der Zeit vor 1456 sind aus der Tabelle Nr. 1 ersichtlich. Beim ersten Revaler Stadtbuch handelt es sich um das sogenannte Wittschopbuch von 1312 bis 1360, das Eintragungen über Rechtsvorgänge wie Grundstücksgeschäfte, Erbvergleiche, Stiftungen, Rentengeschäfte und Nutzungsrechte umfaßt. Die Erbgeschäfte werden in direkter Folge durch die sog. zweit- und drittältesten Erbebücher weitergeführt, die die Jahre bis 1458 abdecken.⁶ Neben dem Wittschopbuch begannen sich die Schreiber von 1333 an eines kleinen (ca. 15 x 11 cm) Pergamentbuches zu bedienen, das in der Tasche eines Mantels oder Umhanges verstaut werden konnte. Es deckt die Zeit bis 1374 und wurde 1935 durch Paul Johansen mit zwei weiteren Fragmenten als „*Libri de diversis articulis*“ veröffentlicht.⁷ Wie der Name besagt, umfaßt es neben einigen Urkundenkopien vor allem vermischte Aufzeichnungen zur städtischen Buchhaltung und zur Tätigkeit des Rates. Der von Paul Johansen gewählte Name findet sich in dem zu Ostern 1373 begonnenen sog. neuen Denkelbuch, das einen ähnlichen Inhalt aufweist, jedoch wesentlich umfassender ist.⁸ Die Aufzeichnungen dieses Buches setzen sich bis zum Beginn der 30er Jahre des 15. Jahrhunderts fort.

Von den 20er Jahren des 14. Jahrhunderts bis hin zur Mitte des 15. Jahrhunderts wirkten im Revaler Rat insgesamt sieben vollamtliche Stadtschreiber sowie 4-5 Stellvertreter, die das Schriftenwesen bei Abwesenheit der vollamtlichen Schreiber besorgten. Zusätzlich sind die Namen einiger kurzzeitig angestellten Stellvertreter bekannt. Der früheste bekannte Revaler Stadtschreiber besorgte die Eintragungen im Wittschopbuch von 1312 bis 1328. Laut Leonid Arbusow handelte es sich dabei um den 1331 verstorbenen Johannes Scriptor.⁹ Danach wurde das Amt des Stadtschreibers einige Jahre von einer unbekanntenen Person ausgeübt, die bereits vor 1320 als Gehilfe des Stadtschreibers aufscheint. Es handelte sich dabei möglicherweise um ein Ratsmitglied, da sich seine Eintragungen noch aus den Jahren 1343 und 1346

Tabelle 1:

Revaler Stadtbücher und Stadtschreiber bis 1456

Stadtbücher

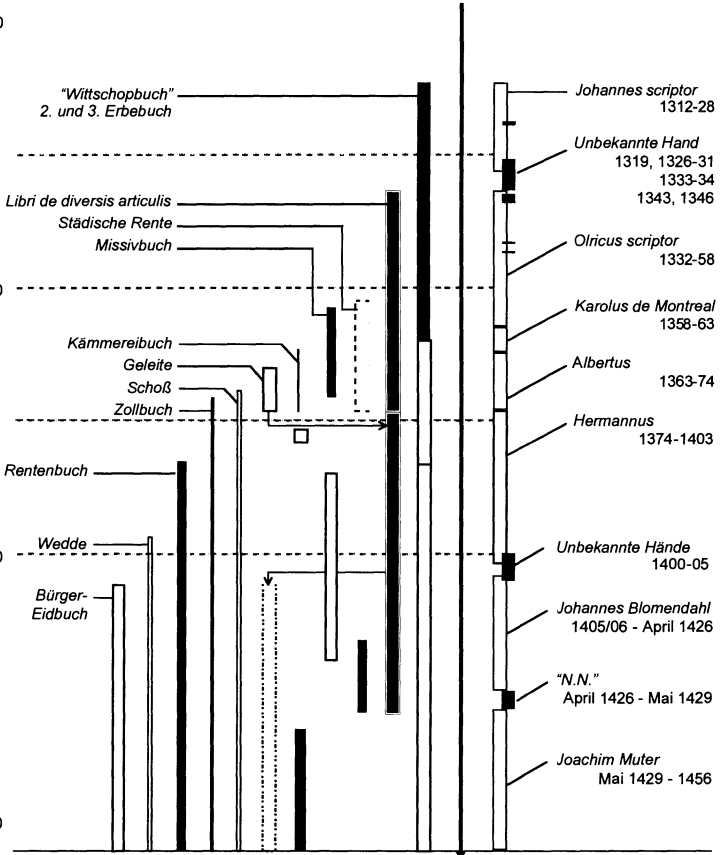
Stadtschreiber

1300

1350

1400

1450



- Schwarz = Pergament Weiß = Papier
- □ hauptsächlich von Stadtschreibern geführtes Buch
- □ hauptsächlich von Ratsbeamten geführtes Buch
- □ Teilweise oder total verlorengegangenes Buch
- ■ Namentlich bekannt / Namentlich nicht bekannt

erhalten haben.¹⁰ Spätestens im Jahre 1333 wurde das Amt von einer Person übernommen, die im gleichen Jahre mit der Führung des ersten eigentlichen Denkelbuches begann und dieses Amt bis zum Frühling des Jahres 1358 ausübte. Laut Arbusow handelte es sich dabei möglicherweise um den 1344-48 erwähnten *Olicus dictus Scrivere*.¹¹

Die Differenzierung der Stadtbücher gemäß den verschiedenen Bereichen setzte bereits gegen Ende der Periode des Stadtschreibers *Olicus* ein und verstärkte sich unter seinen Nachfolgern *Karolus de Montreal* (Herbst 1358-Frühling 1363), *Albertus* (Frühling 1363-Frühling 1374) und *Hermannus* (1374-1403). Eine unbekannte Hand, möglicherweise ein Gehilfe des Schreibers, begann im Jahre 1353 mit dem Kopieren der Ratsmissive in ein Heft, welches der Stadtschreiber *Albertus* dann bis zum Jahre 1371 fortführte.¹² Um die gleiche Zeit begann *Olicus* im Jahre 1352 mit der Übertragung der städtischen Einnahmen (Rente) in ein eigenes Heft, in dem seine Nachfolger weitere Einträge zu den städtischen Finanzen machten. Der größte Teil dieser Handschrift aus den Jahren 1352-72 ist jedoch verlorengegangen. Die verbliebenen Teile wurden später mit einem Heft zusammengebunden, in dem die ersten zusammenhängenden Informationen zu den von der Stadt gewährten Geleiten aufscheinen.¹³

Karolus de Montreal begann im Jahre 1360 ein vollkommen neues Erbebuch, das *Hermannus* dann fortführte. *Albertus* begann im Jahr 1373 ein neues Denkelbuch, in dem die Schreiber auch die Geleite der Stadt bis zum Jahre 1406 notierten. *Hermannus* begann im Jahr 1382 ein neues Rentenbuch, 1384 ein Missivbuch und 1383 wiederum ein neues Erbebuch.¹⁴ Aus seiner Zeit stammen auch die ersten gesicherten Belege für eine eigenständige Führung des Kämmereibuches (1376), die durch den als Stadtschreiber sowie als Kämmerer fungierenden Ratsherrn besorgt wurde. Die ältesten Fragmente des Kämmereibuches stammen aus den Jahren 1363-1374.¹⁵ Die mit der Schoß beauftragten Ratsherrn scheinen mit seiner Führung spätestens 1369 begonnen zu haben.¹⁶ Zusammenhängende Eintragungen setzen mit dem durch die Ratsherrn geführten Zollbuch 1373 und der Wedde 1394 ein.¹⁷ Der nach *Hermannus* als Stadtschreiber amtierende *Johannes Blomendahl* begann im Jahr 1406 ein neues, gesonderes Geleitsbuch und bald danach (1409) ein neues Bürger-Eidbuch. Im Jahre 1415 nahm er auch einen großen Pergamentband in Gebrauch, in dem die jährlichen Renten der Stadt eingetragen wurden. Dies erfolgte jedoch nur bis zum

Beginn der 30er Jahre des 15. Jahrhunderts, und der leer gebliebene Rest des Buches wurde 1471 als neues Denkelbuch zur geordneten Eintragung der Ratsbeschlüsse in Gebrauch genommen.¹⁸ Joachim Muter, der im Frühling 1429 das Amt des Stadtschreibers antrat, begann 1432 mit der Führung eines völlig neuen Kämmereibuches.¹⁹

Aus den bewahrten Stadtbüchern kann geschlossen werden, daß die Stadtschreiber in der Zeit von 1350 bis ca. 1385 eine Neuordnung des Revaler Schriftenwesens vornahmen. Dies war zweifelsohne durch die veränderte Stellung Revals und die neuen Aufgaben der städtischen Verwaltung bedingt. Vom Jahre 1346 an unterstand die Stadt formell dem Deutschen Orden, und der Rat erhielt nun verhältnismäßig freie Hand zur Verfolgung seiner Interessen. Gleichzeitig nahm die Bedeutung Revals im Transit zwischen Nowgorod und Lübeck zu, was den Durchgangsverkehr und die Einflußmöglichkeiten des Rates in der nördlichen Ostsee vergrößerte. König Waldemar IV. Atterdag von Dänemark führte 1361 einen Raubzug gegen Wisby, was die Stellung Revals stärkte. Mit der Kölner Konföderation 1367 und dem Stralsunder Frieden 1370 begann die hansische Vormachtstellung ihren Höhepunkt zu erreichen, in der Reval sowie den livländischen Städten eine hervorragende Rolle zukam.²⁰

Wie rekrutierte der Rat seine Schreiber? Die Revaler Stadtschreiber scheinen in der Regel von außen gekommen zu sein. Vom ersten Schreiber Johannes sind keine weiteren Informationen bekannt. Paul Johansen hat in der Hand des Olicus skandinavischen Einfluß bemerkt und nimmt an, er stamme aus Wisby. Falls es sich bei dem Schreiber der Jahre 1333-58 wirklich um den in den 40er Jahren erwähnten Olicus handelte, kann er nicht Kleriker gewesen sein, da seine Frau 1344 erwähnt wird.²¹ Der Stil des Karolus de Montreal verweist nach Johansen auf das Rheinland, während die Herkunft des Albertus und des Hermannus im Dunkeln bleiben.²² Der vom Herbst 1405 bis zum April 1426 als Stadtschreiber wirkende Johannes Blomendahl stammte möglicherweise aus Danzig (poln. Gdańsk). Er wird am 20.8.1428 als tot bezeichnet, als der Danziger Rat der Revaler Bürger Bernd Bogel darum bat, einer von dem Danziger Bürger Lefard Blomendahl betrauten Person Unterlagen zu den hinterlassenen Papieren und der Korrespondenz von dessen Bruder, dem vormaligen Revaler Stadtschreiber, auszustellen. Johannes Blomendahl scheint ebenso wie Olicus dem Laienstand angehört zu haben, da er zumindest eine

Tochter hinterließ, deren Vormundschaft der Bruder Lefard noch im Jahre 1442 ausübte.²³ Nach Blomendahl wirkte als Stadtschreiber vom April 1426 bis Mai 1429 eine unbekannt gebliebene Hand, die in der Forschung mit „N.N.“ bezeichnet wird.²⁴ Es handelte sich möglicherweise um ein Ratsmitglied, an dessen Stelle man 1429 den Lübecker Notar Joachim Muter zum Stadtschreiber bestellte. Muter hatte sich bereits im Frühling 1427 in Reval aufgehalten, als der Prior des Revaler Dominikanerkonventes, Johann Lange, ihn für seine Reisespesen entschädigte und ihn für 20 Rheinische Florine als Notar in Livland anstellte. Der Vertrag wurde auf dem Friedhof der Lübecker Marienkirche aufgesetzt, als sich Lange auf dem Rückweg von Rom befand, wo er als Prokurator des Revaler Rates am Schulstreit zwischen dem Rat und dem Bischof von Reval teilgenommen hatte.²⁵ Lange verfügte ebenfalls über die Notariatsbefugnis; er und der Revaler Dominikanerkonvent waren jedoch Streitparteien. Damit der Rat und die Dominikaner ihre Sache bei verschiedenen Gerichtshöfen betreiben konnten, benötigte man einen außenstehenden Notar, der die benötigten Zeugnisse ausstellen konnte. Mit dieser Aufgabe beauftragte Lange unter den in Lübeck zur Verfügung stehenden Notaren Joachim Muter. Zwei Jahre später wurde Muter zum Revaler Stadtschreiber bestellt und übte diese Funktion bis zum Jahre 1455 aus.

Wir wissen verhältnismäßig wenig über die Entlohnung der Revaler Schreiber. Karolus de Montreal verfügte vom Dezember 1360 über das Vikariat der St. Johannis-Siechenkapelle, das er im Dezember 1364 wieder aufgab. Es handelte sich dabei eindeutig um einen Teil der Schreiberlohnes, denn Karolus verzichtete auf das Vikariat ungefähr ein Jahr nach der Aufgabe der Stadtschreiberamtes im Herbst 1363. Von den übrigen Schreibern scheint lediglich Joachim Muter während einiger Zeit (nach 1445) über die Rente der Margaretenaltars der Nikolaikirche verfügt zu haben.²⁶ Der Lohn der Schreiber wurde offenbar zum größten Teil in Geld entrichtet, welches zum Teil für Kleider und Schuhe bestimmt war. Albertus und Hermannus wurden in Geld entlohnt und Geldbeträge für den Kauf von Kleidern sind im Fragment des Kämmereibuches aus den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts aufgeführt.²⁷ Auch der Lohn des Joachim Muter bestand offenbar aus vierteljährlich entrichteten Geldbeträgen: anfänglich 4 Mark Rigisch und vom Dezember 1434 an 6 Mark.²⁸ Zu Beginn seiner Amtsperiode scheint Muter auch nach den ausgefertigten Missiven entlohnt werden

zu sein. Auf der Rückseite eines am 29. Juli 1429 ausgefertigten und bereits besiegelten, jedoch nicht abgesandten Briefes findet sich nämlich mit der Hand Muters Vermerk „Rescripta Gratis“. ²⁹ In 1455, als Muter nicht mehr als Stadtschreiber amtierte, stellte der Rat ihn noch für 12 Rigische Mark ab, um während eines Jahres Schreibarbeiten auszuführen. ³⁰ Nach der Aufgabe der Stadtschreiberamtes im Jahre 1456 durfte Muter weiterhin die jährlich 6 Mark betragende Rente des Margaretentars der Nikolaikirche behalten. Dazu bezahlte ihm der Rat noch von 1461 an eine jährliche Pension von 24 Mark, was dem Jahresverdienst eines Stadtschreibers entsprach. ³¹

Schriftverkehr

Die Tätigkeit der Revaler Stadtschreiber bestand von der frühesten Zeit an aus der Führung der Stadtbücher und der Ratskorrespondenz sowie aus der Aufbewahrung von Dokumenten. In gewissen Fällen fungierten die Stadtschreiber auch als Abgesandte des Rates bei verschiedenen Verhandlungen. In den erhaltenen Kämmereibüchern finden sich Informationen zu den im Auftrag des Rates ausgeführten Reisen von Albertus zu Beginn der 70er Jahre des 14. Jahrhunderts nach Wiborg (finn. Viipuri, schwed. Viborg, russ. Vyborg) sowie von Joachim Muter zum Landmeister von Livland nach Narva während des Krieges zwischen dem Orden und Nowgorod im Jahre 1444. ³² Aus Reval liegen hingegen vor der Mitte des 15. Jahrhunderts keine Informationen zur Teilnahme der Schreiber als Ratsgesandte am Hansetagen oder an anderen wichtigen Verhandlungen vor, wie dies in Lübeck, Danzig und Dorpat (estn. Tartu) des öfteren der Falle war. ³³ Die Beteiligung der Schreiber an den auswärtigen Beziehungen des Rates war nur natürlich, da ein bedeutender Teil ihrer Tätigkeit mit der Ratskorrespondenz verknüpft war. Die im Revaler Ratsarchiv aufbewahrten Konzepte und Kopien von Missiven zu politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten stellen denn auch einen der interessantesten Aspekte der Schreibertätigkeit dar.

Nach dem Fragment des Kopiaibuches mit Missiven begann der Schreiber Hermannus in Herbst 1384 mit der Führung des ersten Missivbuches der vom Revaler Rat expedierten Briefe, welches dann von Johannes Blomendahl bis zum Jahre 1420 fortgeführt wurde. Aus der Zeit danach finden sich in dem großen Papierkodex in Folioformat lediglich einige von Bolmendahl und seinen Nachfolgern N.N. und

Joachim Muter eingetragene Kopien aus den Jahren 1422, 1425, 1427 und 1430. Danach hat sich bis zum Jahre 1481 kein einziges Kopiaibuch des Rates erhalten.³⁴ Vom Ende der Amtsperiode Johan Blomendahls in Jahre 1421 bis zum Beginn der Amtsperiode Joachim Muters im Frühling 1432 haben sich hingegen eine größere Anzahl von losen Fragmenten von Briefkonzepten und reingeschriebenen Kopien erhalten, wie sie sich aus der vorhergehenden und folgende Zeit nur in sehr geringer Zahl erhalten haben.³⁵

Im Zusammenhang mit der Arbeit an meiner Dissertation zur Kommunikation im nördlichen Ostseeraum habe ich eine Inventarisierung aller im Revaler Stadtarchiv aufbewahrten und aller gedruckten Missive und expeditierten Briefe des Revaler Rates vom Beginn des 14. Jahrhunderts bis zum Jahre 1455 vorgenommen. Die früheste Information zu einer vom Revaler Rat expeditierten Missive stammt aus dem Jahre 1325, als der Revaler Schloßvogt und der Rat dem schwedischen Drost Knut Jonsson den Streit zwischen den Revaler Bürgern und dem finnischen Statthalter Matias Kettilmundsson erläuterten.³⁶ Bei Berücksichtigung aller den expeditierten Missiven vergleichbaren Zeugnisse und der schriftlichen Appellationen an den Lübecker Rat sind aus den Jahren 1325 bis 1455 insgesamt 714 expedierte Dokumente bekannt. Aus der gleichen Periode vom Beginn des 14. Jahrhunderts bis zum Jahre 1455 sind insgesamt 2.656 Missive oder missivartige Zeugnisse bekannt, die der Rat empfangen hatte. Die Privilegien, Missivtranssumpte und Begleitkopien sowie vergleichbare Zeugnisse und offene Briefe, die nicht mit Sicherheit vom Rat als Missive empfangen wurden, sind in diesen Jahren nicht enthalten.

Falls man die in den Kopiaibüchern enthaltenen verstreuten Kopien und das aus den Jahren 1353-1371 überlieferte Fragment nicht mit berücksichtigt, haben sich Konzepte und Kopien zu den Missiven des Revaler Rates erst aus den 1370er Jahren erhalten. Dies bekräftigt die bereits zuvor aufgrund der Stadtbücher entstandene Auffassung von einer wesentlichen Ausweitung des städtischen Schriftenwesens in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

In der Revaler Korrespondenz ist es, wie auch bei den anderen Städten des Ostseeraumes, von besonderem Interesse festzustellen, welcher Anteil der expeditierten Briefe in die Missivbücher kopiert oder als Konzept und Reinschrift im Ratsarchiv aufbewahrt wurde. Dies läßt sich herausfinden, indem man das Verhältnis aller bekannten und expedier-

ten Missive mit jenen Briefen vergleicht, deren Existenz bekannt ist, die jedoch in der Folge verschwunden sind. In der Tabelle 2 sind in Fünfjahresperioden alle bekannten und expediten Missive des Revaler Rates von 1371 bis 1455 aufgeführt. Daraus wird zum einen das Ausmaß der aus den Jahren 1421-1432 erhalten Kopienbestandes im Vergleich zum Missivbuch der Jahre 1384 bis 1420 ersichtlich. Dies läßt den Schluß zu, daß im Missivbuch nicht alle expediten und empfangenen Materialien eingetragen wurden. In Tabelle 3 sind alle verlorenen sowie alle bekannten, durch den Revaler Rat expediten Missive zahlenmäßig eingeführt.

Aus den Tabellen 2 und 3 läßt sich eindeutig schließen, daß in den Perioden, aus denen sich ein reichhaltiges Konzept- und Kopienmaterial erhalten hat, wie aus den Jahren 1384-1390, 1406-1420 sowie

Tabelle 2:

Revaler Rat - Bekannte ausgesandte Missive 1371-1455

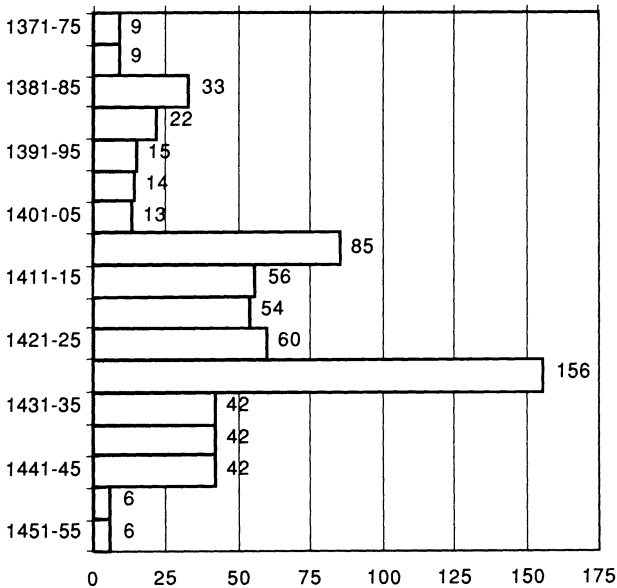
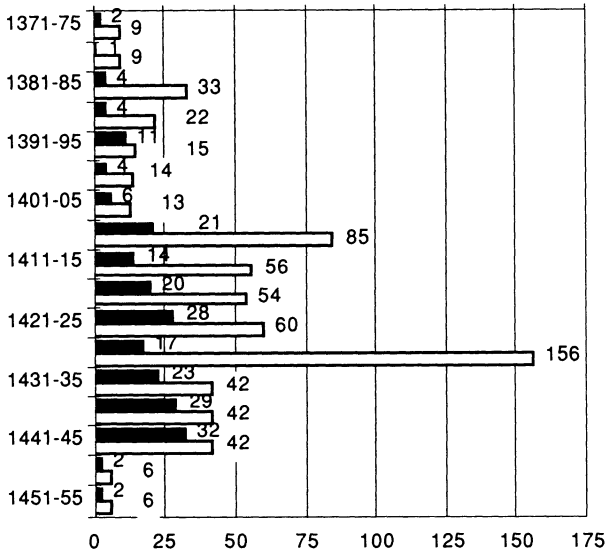


Tabelle 3:

Revaler Rat - Verlorene und bekannte ausgesandte Missive 1371-1455



1426-1430, die im Revaler Stadtarchiv erhaltenen Konzepte und Kopien den größten Teil aller ausgefertigten und expediten Missive abdecken. Vom Jahre 1432 an nimmt dann der Anteil der völlig verlorengegangenen Briefe in starkem Maße zu, während sich gleichzeitig die Zahl der im Ratsarchiv erhaltenen Konzepte stark verringert. Dies läßt sich nur dadurch erklären, daß ein großer Teil der nach 1432 ausgefertigten Konzepte völlig verlorengegangen ist, oder daß bei der Archivierung der Missivtexte eine Veränderung eingetreten ist. Es ist anzunehmen, daß der größte Teil der nach 1432 expediten Briefe in das damals begonnene neue Missivbuch eingetragen wurde, welches vermutlich die Zeit bis 1480 abdeckte und in der Folge gänzlich verlorengegangen ist. Diese starke Verringerung der Anzahl der überlieferten Konzepte und die angenommene Einführung des neuen Missivbuches

erfolgte interessanterweise zeitgleich mit der Ingebrauchnahme des neuen Kämmererbuches durch Stadtschreiber Joachim Muter am 18. Oktober 1432. Die Einführung des neuen Missivbuches kann demzufolge als Teil der von Joachim Muter in die Wege geleiteten Neuordnung des Schriftenwesens des Revaler Rates gesehen werden, die möglicherweise auch in Verbindung stand mit der Einführung eines neuen Denkelbuches gegen Ende der 20er oder zu Beginn der 30er Jahre des 15. Jahrhunderts. In diesem Sinne geben sowohl die erhaltenen als auch die nicht erhaltenen Materialien des Revaler Stadtarchives Auskunft über den Anteil der Stadtschreiber an der Tätigkeit des Rates im spätmittelalterlichen Reval. ■

Anmerkungen:

- ^{*} Ich danke Dr. Christian Krötzl für die Übersetzung meines Vortrages.
- ¹ Vgl. z.B. Heinz-Dieter Heinemann: *Mittelalterliches Briefwesen und moderne Schreibmedienkultur – Praxis und Tagungsthematik*, in: *Kommunikationspraxis und Korrespondenzwesen im Mittelalter und in der Renaissance*. Hrsg. von Heinz-Dieter Heimann, Paderborn, 1998, S. 9-15; Ernst Pitz: *Schrift- und Aktenwesen der städtischen Verwaltung im Spätmittelalter* (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln; 54), Köln 1959; M. Kintzinger: *Stadtbücher*, in: *Lexikon des Mittelalters VIII* (1997), Sp. 12; Eberhard Isenmann: *Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250-1500*, Stuttgart 1988, S. 166. Nach Isenmann sind die frühesten Stadtbücher im Ostseeraum nachweisbar aus Lübeck (1227-84, schon Anf. 19. Jh. verloren), Rostock (1258-1323), Stralsund (1270-1310), Kiel (1264-89) und Greifswald (1291).
- ² Über Toversichtsbriefe vgl.: *Toversichtsbriefe für Soest 1325-1639*. Bearb. von Emil Dösseler. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission Westfalens; 31), Münster 1969, S. 10 ff.
- ³ Isenmann (wie Anm. 1), S. 143; Klaus Wriedt: *Das gelehrte Personal in der Verwaltung und Diplomatie der Hansestädte*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 96 (1976), S. 19, 23.
- ⁴ M. Kintzinger: *Stadtschreiber, -syndicus*, in: *Lexikon des Mittelalters VIII* (1997), Sp. 27; Isenmann (wie Anm. 1), S. 143-144; Wriedt (wie Anm. 3), S. 19-20. Der Ausdruck „notarius“ bezeichnet in den Quellen oft einen einfachen Schreiber und läßt keine Rückschlüsse auf die mögliche Befugnis als öffentlicher Notar zu.
- ⁵ Theodor Schieman: *Revaler Stadtbücher*, in: *Archivalische Zeitschrift* 11 (1886), S. 53-65. – Zur Identifikation der Stadtschreiber vgl.: *Das älteste Wittschopbuch der Stadt Reval (1312-1360)*. Hrsg. von Leonid Arbusow. (*Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands*; Folge 3, Bd. 1), Reval 1899, (zit. im Folgenden als: Arbusow 1888), S. VIII-IX; *Das zweitälteste Erbebuch der Stadt Reval, 1360 bis 1383*. Hrsg. von Eugen von Nottbeck. (*Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands*; Folge 3, Bd. 2), Reval 1890, (zit. im Folgenden als: von Nottbeck 1890), S. 5-6; *Das drittälteste Erbebuch der Stadt Reval (1383-1458)*. Hrsg. von Eugen von Nottbeck. (*Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands*; Folge 3, Bd. 3), Reval 1892, (zit.

hier: von Nottbeck 1892), S. VIII-X; Revaler Geleitsbuch-Bruchstücke 1365-1458. Hrsg. von Paul Johansen. (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv; 4), Reval 1929, (zit. im Folgenden als: Johansen 1929), S. XXX-XXXIII; Das Revaler pergament Rentenbuch 1382-1518. Hrsg. von Artur Plaesterer. (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv; 5). Reval 1930, (zit. im Folgenden als: Plaesterer 1930), S. XVI-XX; Libri de diversis articulis 1333-1374. Hrsg. von Paul Johansen, (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv; 8), Reval 1935, (zit. im Folgenden als: Johansen 1935), S. X-XIII, XVII-XVIII, XXI-XXIII; Kämmereibuch der Stadt Reval 1432-1463. Bearb. von Reinhard Vogelsang. (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte; N. F. Bd. 22,1-2), Köln-Wien 1976, (zit. im Folgenden als: Vogelsang 1976), S. 3-4; Konzepte: Revaler Stadtarchiv (zit. im Folgenden als: RstA), BA 1:1.

⁶ RstA, A.a.1, Publ.: Arbusow 1888. Der als Wittschopbuch bekannte Codex besteht aus zwei später zusammengebundenen Teilen; RstA, A.a.6b, Publ.: v. Nottbeck 1890; RstA, A.a.6c, Publ.: v. Nottbeck 1892.

⁷ RstA, A.a.2., A.d.4 und A.a.6d, Publ.: Johansen 1935.

⁸ RstA, A.d.5, fol. 2r, „Anno domini millesimo trecentesimo septuagesimo tertio in festo pasche inceptus est iste liber de diuersis articulis primo de redditibus ciuitatis“. Arbusow 1888, S. IX.

⁹ Arbusow 1888, S. IX.

¹⁰ Arbusow (1888, S. IX) ist der Meinung, daß es sich bei der unbekanntten Hand um ein späteres Ratsmitglied handelt. Gemäß Johansen (1935, S. IX) wirkte er bis zu Jahre 1337 als hauptamtlicher Stadtschreiber.

¹¹ Arbusow 1888, S. IX.

¹² RstA, A.a.6d; Johansen 1935, S. XVII-XXIII.

¹³ RstA, A.d.4; Johansen 1935, S. XVII-XVIII; Johansen 1929, S. XXX.

¹⁴ RstA, A.a.6b, Publ.: v. Nottbeck 1890; RstA, A.d.5; Johansen 1929, S. XXX; RstA, A.a.3, Publ.: Plaesterer 1930; RstA, A.a.4; RstA, A.a.6c, Publ.: v. Nottbeck 1892.

¹⁵ RstA, A.d.7, Das Revaler Kämmereibuch von 1376 bis 1380. Bearb. von Dieter Heckmann, in: Zeitschrift für Ostforschung 41 (1992), (zit. im Folgenden als: Heckmann 1992), S. 205-240; RstA, A.d.1 und 2, A.d.3. Publ.: Die ältesten Kämmereibücher der Stadt Reval 1363-1374. Hrsg. von O. Greiffenhagen (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv; 3), Reval 1927, (zit. im Folgenden als: Greiffenhagen 1927).

¹⁶ RstA, A.d.12-13; Johansen 1929, S. XVI; Vgl. Schiemann (wie Anm. 5), S. 61.

¹⁷ RstA, A.d.6, Publ.: Revaler Zollbücher und -Quittungen des 14. Jahrhunderts. Hrsg. von Wilhelm Stieda (Hansische Geschichtsquellen; 5), Halle 1887, (zit. im Folgenden als: Stieda 1887); RstA, A.a.4a. Vgl. Schiemann (wie Anm. 5), S. 55.

¹⁸ Johansen 1929, S. XXX-XXXIII; RstA, A.a.5, Publ.: Das Revaler Bürgerbuch 1409-1624. Hrsg. von O. Greiffenhagen (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv; 6), Reval 1932, (zit. im Folgenden als: Greiffenhagen 1932); RstA, A.a.7.

¹⁹ RstA, A.d.15, Vogelsang 1976.

²⁰ Paul Johansen – Heinz von zur Mühlen: Deutsch und Undeutsch im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval. (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart; 15), Köln 1973, S. 45-46; Reinhard Vogelsang: Reval und der Deutsche Orden: zwischen städtischer Autonomie und landesherrlicher Gewalt, in: Stadt und Orden: das Verhältnis des Deutschen Ordens zu den Städten in Livland, Preußen und im Deutschen Reich, hrsg. von Udo Arnold, (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens; 44), Marburg 1993, S. 34-35, 40-41.

- ²¹ Johansen 1935, S. IX; Arbusow 1888, S. IX und Nr. 602.
- ²² Johansen 1935, S. XII-XIII.
- ²³ Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch I-XII (zit. im Folgenden als: LECUB), hrsg. von Friedrich Georg von Bunge, Hermann Hildebrand, Philipp Schwartz und August von Bulmerincq, Reval, Riga, Moskau 1853-1910, Bd. 7, Nr. 703, RstA, BB 38:II, 30; Liselotte Feyerabend; Die Rigaer und Revaler Familiennamen im 14. und 15. Jahrhundert. (Quellen und Studien zur Baltischen Geschichte; 7), Köln-Wien 1985, S. 118. Der Name Blomendahl wird sowol in West- als Ostelbien angetroffen; LECUB IX 861, RstA, BB 38:II, 62 (Orig.) und Stadtarchiv Danzig (Konz.).
- ²⁴ RstA, BA 1:1c.
- ²⁵ LECUB VII 577. Muter machten sich zusammen mit Lange am 9.3.1427 nach Reval auf. Beide trafen dort spätestens am 20.4.1427 ein (LECUB VII 599), wonach Muter im Auftrage des Rates zumindest bis gegen Ende Juni 1427 Zeugnisse ausstellte (LECUB VII 635, RstA, BA 1:Id, 143r). Es ist unklar, ob er danach in Reval blieb oder ob er im Herbst nach Lübeck zurückkehrte, von wo ihn der Revaler Rat im Frühling 1429 in den Dienst holte. Zum Schulstreit vgl. Bernd-Ulrich Hergemöller; Der Revaler Kirchenstreit (1424-1428), in: Hansische Geschichtsblätter 109 (1991), S. 13-36.
- ²⁶ Vogelsang 1976, Nr. 612 (10.4.1445), 747, 790, 852, 921, 959, 978.
- ²⁷ Albertus: Greiffenhagen 1927, S. 17, 27, 20, 28, 31, 35, 47, 54, 57, 59; Hermannus: Greiffenhagen 1927, S. 79, 81, 86.
- ²⁸ Vogelsang 1976, Nr. 12, 24, 55, 80, 123, 171, 193, 205, 221, 241, 257, 301, 327, 356, 399, 410, 412, 436, 444, 463, 479, 510, 517, 525, 537, 567, 578, 594, 601, 607, 620, 632, 645, 652, 670, 683, 691, 700, 713, 725, 737, 741, 751, 780, 786, 794, 799, 810, 820, 824, 837, 848, 861, 872, 885, 894, 905, 912, 915, 928, 937, 943, 946, 955, 960, 967, 973, 983, 998, 1006, 1015.
- ²⁹ LECUB VIII 45, RstA, BA 1:Id, 157.
- ³⁰ Vogelsang 1976, Nr. 1021: „Hiir van Joachime 12 mr. vor 1 jar dar mede bi to scrivende (11.6.1455).“ Es handelte sich um eine Übergangszeit, während der Reinhold Storning als hauptamtlicher Ratsschreiber angestellt wurde. Er übte diese Funktion bis zum Jahre 1463 aus.
- ³¹ Vogelsang 1976, Nr. 1050, 1070, 1091, 1171; Vogelsang 1976, Nr. 1160: „Item gegeven heren Joachime umme synes olden truwen denstes willen upp dyt maell 24 mr (19.12.1461)“ und 1189: „Item noch gegeven her Joachim, dat em de raed jarlikes van guden willen plecht to gevende, 24 mr (20.12.1462).“
- ³² Greiffenhagen 1927, S. 31: „Item Albertuse 10 mrc. do he to Viborg vor (1372)“, S. 33: „Item Claus van der Hove 21 ore vor stocvis de den Albertes mit sic nam do he to Viborg vor vnde 4 marc vor 1 pert minus 1 verdinc (1372)“; Vogelsang 1976, Nr. 590: „Item kostede de reise 8 mr. unde 10 s., do de scriver Joachim an den meister was gesant (19.9.1444).“
- ³³ Der Dorpater Stadtschreiber Hermen Butenschone nahm als Vertreter der Stadt an Hansetagungen im März 1423 in Wismar (LECUB VII 1) sowie im Juli desselben Jahres in Lübeck (LECUB VII 14) teil. Bereits im Frühjahr 1423 hatte er sich im Rahmen einer Gesandtschaft der livländischen Städte nach Nowgorod begeben, vgl. Akten und Rezesse der livländischen Ständetage I. Hrsg. von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands, Gesellschaft für Ge-

schichte und Altertumskunde zu Riga. Bearb. von Oskar Stavenhagen und Leonid Arbusow, Riga 1907-33, Nr. 327. Zur Tätigkeit von Butenschon und der übrigen Dorpater Stadtschreiber als Vertreter und Gesandte der Stadt vgl. LECUB VII 38, LECUB IX 805.

³⁴ RstA, A.a.6d, A.a.4 und A.a.10.

³⁵ RstA, BA 1:1b-d.

³⁶ LECUB II 717, RstA, Urk. nro 76.

Boris Volodin

Stadt – Residenz – Bibliothek

Zur Bibliothekslandschaft und der Erhaltung des schriftlichen kulturellen Erbes im Ostseeraum

Die mittelalterliche europäische Stadt ist ein Gegenstand vielfältiger Untersuchungen. Dabei wird nicht selten die Aufmerksamkeit darauf gewendet, daß jede Stadt immer etwas beherrscht. Und dies, wie der französische Gelehrte Fernand Braudel bemerkt hat, bedeutet, daß es für die Definition von Stadt und die Einordnung einer Stadt darauf ankommt, welche Fähigkeit sie hat, Einfluß auszuüben, und auf welchen Raum sich dieser erstreckt.¹ Daraus läßt sich schließen, daß die Hansestädte sich von anderen Städten durch den Raum unterscheiden, den diese Städte beeinflussen.

Der vorliegende Beitrag setzt sich die Aufgabe, zwei Fragenkomplexe zu betrachten, die mit dem Phänomen der Hansestadt verbunden sind: erstens die Bibliothek als den Bestandteil des wissenschaftlichen, Bildungs- und Kulturlebens der Hansestadt seit der Reformationszeit, und zweitens die Rolle von sehr großen, in der Aufklärungszeit entstandenen Bibliotheken der Nationalstaaten des Ostseeraums für die Erhaltung des Erbes dieses Raums.

Hansestädte und ihre Stadtbibliotheken.

Im Hinblick auf viele Länder Europas ist in den Zeiten des späteren Mittelalters die Entwicklung eben der Stadt als einer Einheit des gesellschaftlichen Lebens kennzeichnend. Aber im Norden Europas nimmt die Entwicklung der Stadt und entsprechend die Entwicklung des Stadtlebens eine durchaus andere Schattierung an. Dies ist einerseits durch die Verbreitung der Ideen der Reformation in diesem Gebiet Europas und andererseits durch die Verstärkung besonderer und sehr enger wechselseitiger Verbindungen zwischen den Städten des Ostseeraums bedingt.

Aber unter den Bedingungen einer räumlichen Einheit, die durch ein Meer als klassischem Weg des Austauschs und der gemeinsamen Kommunikationen bestimmt worden ist, bilden sich fast unumgänglich Verbindungen zwischen den Städten als Verkehrsknoten, ohne daß diese Städte auch zu diesem oder jenem Staat desselben Raums gleich intensive Beziehungen knüpfen. Es war geradezu typisch für den Hansabund, daß die zwischenstädtischen Verbindungen eher den zwischenstaatlichen vorausgingen und nicht unbedingt mit ihnen koordiniert waren. Längerfristig führten sie jedoch auch zu einer Intensivierung der Beziehungen zwischen den entsprechenden Territorien.

Dies trat im Zusammenhang mit der Eröffnung von Universitäten im Ostseeraum zutage, deren Tätigkeit nicht nur auf die Bürger der eigenen Stadt wirkte. Bekanntlich entstanden im 15. Jh im Ostseeraum 4 Universitäten, z.B. wurde 1419 die Universität Rostock gegründet, die anfangs mit einigen Unterbrechungen tätig war und dabei zeitweise nach Lübeck, Wismar und Greifswald verlegt wurde. Die 1456 durch die Stadt Greifswald gegründete Universität wurde für das Herzogtum Pommern von Bedeutung. 1477 und 1479 entstanden die Universitäten Uppsala und Kopenhagen (dän. København). Etwas später wurden die Universitäten in Königsberg (russ. Kaliningrad) (1544), Turku (schwed. Åbo) (1640) und Lund (1668) etabliert. Eine bedeutende Rolle im Leben der Städte und Länder des Ostseeraums haben auch die in den nicht am Meer gelegenen Städten gegründeten Universitäten gespielt, neben Uppsala diejenigen in Wilna (lit. Vilnius) (1579) und in Dorpat (estn. Tartu) (1632)². Alle diese Universitäten entwickelten sich noch immer auf der Basis des Systems von Werten, die für die Wissenschaft seit der Antike bezeichnend waren.³

Eine besonders bedeutende Rolle spielte in der ersten Periode ihres Bestehens die Universität Rostock, in der neben den deutschen auch Studenten aus Dänemark, Schweden, Finnland, Estland, Livland und Kurland ihre Ausbildung erfuhren. Nach Ansicht von Matti Klinge war in der Entwicklung der Universität Rostock der Beitrag von Daniel Kramer – einem der größten Gelehrten Nord-Europas im späteren 16. Jh. – von größter Bedeutung, der dort in der Zeit von 1588 bis 1595 lehrte und in der lutherischen Welt der erste war, der an einer Universität Vorlesungen über die Metaphysik des Aristoteles hielt.⁴

Die schnelle Entwicklung der Universitäten konnte ihre Auswirkung auf die Bibliotheken nicht verfehlen. Da die Bildung des Hansa-

bundes für die Entwicklung von nicht nur für die eigenen Städte, sondern für viele Orte des Ostseeraums tätigen Buchdruckzentren sowie für die Bücherverbreitung die besten Voraussetzungen geschaffen hatte, begann auch die Bibliothek der Stadt, sich als Bildungszentrum und als Instrument der Wissenschaftsentwicklung nicht nur im Hinblick auf ihre eigene Stadt zu erweisen.

Da die Hansestädte eine bedeutsame Rolle in der Entwicklung des Buchdrucks gespielt hatten, trat die Verstärkung ihrer wechselseitigen Verbindungen auch im Bereich der Bücherverbreitung zutage. Zu einem der großen Zentren des Buchdrucks wurde die Druckerei von Bartholomäus Ghotan in Lübeck, den am Ende des 15. Jh. der russische Zar Iwan III. speziell für die Organisation des Buchdrucks nach Rußland eingeladen hat. Darüberhinaus wurden von Ghotan auch Übersetzungen einzelner Werke vorbereitet – unter anderem der „Geschichte von Troja“ nach Homer⁵ – um sie auf Russisch zu drucken. Zum Kreis der größten Buchdruckzentren gehörten auch Rostock, Danzig (poln. Gdańsk) und Riga.

In den Reformationszeit bekam die Wissenschaft neue Impulse. Obwohl sie sich weiterhin dem Wertesystem der Antike verpflichtet fühlte und sich dies in den Jahren der Reformation noch verstärkte, wuchsen die Geschwindigkeit und der Expansionsraum der Wissensverbreitung. Dies zeitigte mittelfristig dann doch – natürlich im Maßstab der damaligen Zeit – auch einen neuen Anstoß in der Wissenschaftsentwicklung. Diese Veränderungen betrafen auch die Bibliotheken, die zwar wie früher die Funktion der „Schatzkammer der Kenntnisse“ weiter erfüllten, aber auch mehr und mehr am Prozeß der Bildungsentwicklung beteiligt worden sind, der im 16. Jh. für Nordeuropa, wo Luthers Reformation durchgeführt wurde, charakteristisch war.

Der lutherische Norden Europas wird zu dem Raum, in dem einerseits eine schnelle Entwicklung der Universitäten selbst geschieht, die zugleich eine Vermehrung und Vergrößerung ihrer Bibliotheken mit sich bringt. Andererseits erscheint im Ostseegebiet ein neuer Bibliothekstyp, der den bereits vorhandenen Bibliotheksformen gar nicht gleicht. Neben den Universitätsbibliotheken spielen weiterhin eine bedeutende Rolle solche Bibliotheken, die auf die Initiativen von Stadtverwaltungen entstanden. Besonders interessant scheinen die Prozesse zu sein, die sich im Norden Deutschlands und in seinen Nachbarländern abspielten, wo die Einflüsse der lutherischen Lehre besonders

stark waren. Hierbei standen die führenden Städte der Hanse in vorderster Linie. Gerade in diesen Städten trat besonders stark die Rolle der Stadt selbst in der Entwicklung der Bibliothek zutage. Dies war vor allem für den Zeitraum kennzeichnend, der der Bildung zentralistischer Nationalstaaten voranging, in denen sich später die moderne Wissenschaft und die modernen wissenschaftlichen Bibliotheken entwickelten.

In einzelnen Städten des Baltikums vollzog sich in dieser Zeit ein Prozeß der geistlichen Erneuerung, der in der Bildungsentwicklung und in der Entwicklung der Stadtkultur seine Ausprägung fand. Dieser Prozeß hat sich in den deutschsprachigen Städten verbreitet, in denen die Reformen durchgeführt worden sind, zu deren Bestandteil auch die Bibliotheksreform wurde. Die Bibliotheken wurden von Martin Luther als wichtiges Element der Entwicklung deutscher Städte betrachtet. Er schrieb: „Am letzten ist auch das wol zu bedencken allen den yeningen, so lieb und lust haben, das solche schulen und sprachen ynn Deutschen landen auffgericht und erhallten werden, das man fleys und koste nicht spare, gutte librareyen odder bücher heuser sonderlich ynn den großen stedten, die solichs wol vermügen, zuverschaffen“.⁶

Solcherart hat sich der besondere Bibliothekstyp der Stadtbibliothek herausgebildet, deren Ziel die Literaturversorgung eines kleinen Kreises Gebildeter – Juristen, Geistliche, Ärzte, Lehrer – wurde. Die Bibliothek dieses Typs wird unterschiedlich genannt. Meistens wird im Hinblick auf solche Bibliothek der moderne Begriff „Öffentliche Bibliothek“ benutzt, der so verstanden wird, daß eine solche Bibliothek einen ansonsten nicht eingeschränkten, breiten Kreis dieser gut ausgebildeten Personen mit Büchern versorgte. Besonders typisch ist dieser Begriff für die nicht-bibliothekswissenschaftliche Literatur.⁷ In der bibliothekswissenschaftlichen Fachliteratur werden auch anderen Begriffe angeboten. So etwa werden diese Bibliotheken auch als die Vorläufer des modernen Typs der „wissenschaftlichen Stadtbibliothek“ bezeichnet.⁸ Überdies wird in der Fachdiskussion über diesen neuen Bibliothekstyp neben dem Begriff „Stadtbibliothek“ synonym der Begriff „Gemeindebibliothek“ benutzt.⁹ Wenig hilfreich im Hinblick auf diese Bibliotheken scheint es hingegen zu sein, mit dem modernen Gegensatzpaar „Öffentliche Bibliothek“/„Wissenschaftliche Bibliothek“ zu operieren, das für das heutige Bibliothekswesen Deutschlands die grundlegenden Einteilungsbegriffe abgibt. Es handelt hier nämlich um

einen Bibliothekstyp, dessen Wesen nur im Kontext der Reformationszeit zu verstehen ist. Als am besten begründet scheint hier der Begriff „Stadtbibliothek“ zu sein, aber nicht als Abstraktum, sondern als ein mit einer bestimmten historischen Epoche verbundener Begriff, nämlich im Sinne von „Stadtbibliothek der Reformationszeit“. Dies schließt auch die Benutzung verschiedener anderer, auf die Zugehörigkeit dieser Bibliothek abzielender Begriffe, u.a. den der obengenannten „Gemeindebibliothek“ ein. Aber das führt schon zu der Frage der Untergruppen des Bibliothekstyps „Stadtbibliothek der Reformationszeit“. Obwohl hier auf eine konkrete Epoche abgehoben wird, verneint dies die Anerkennung der engen Zusammenhänge dieses Bibliothekstyps mit dem späteren, entwickelten Typ der modernen Stadtbibliothek nicht.¹⁰

Das Phänomen der Stadtbibliothek wurde von der Reformation hervorgebracht. In Gebieten, die der Einfluß der Reformation – unabhängig von bestimmten Kontakten mit der Hanse – nicht erreichte, trifft man diese Erscheinung nicht an – z.B. in Nowgorod, das in hohem Maß – wengleich mit vielen Vorbehalten – mit der Hanse verbunden war.¹¹

Die Stadtbibliotheken stellten sich in erster Linie als Ratsbüchereien dar. Unter den sich damals in Hansestädten befindlichen Stadtbibliotheken verdient die Mitte des 14. Jh. in Hamburg entstandene Bibliothek besondere Aufmerksamkeit. Für die Sammlungen dieser Bibliotheken haben nämlich immer Privatbibliotheken eine bedeutende Rolle gespielt, deren weiteres Schicksal sich mit dem der Stadtbibliothek verband.

So etwa haben die Besitzer einzigartiger Büchersammlungen zur Bestandsentwicklung der Hamburger Bibliothek große Beiträge geleistet – wie z.B. der Stadtarzt Johann Rode, der dem Hamburger Rat 1469 40 Bände mit Schriften von mittelalterlichen, griechischen und arabischen Ärzten übergeben hatte.¹² Die Bedeutung der Stadtbibliothek Lübeck ist ohne den Grundstock der im 15. Jh. in die Ratsbücherei gelangten juristischen Bibliothek des Erfurter Professors und späteren Lübecker Ratssyndikus Simon Batz von Homburg ebenso wenig zu denken wie durch das große Vermächtnis des Seniors des geistlichen Amts, Hinrich Scharbau (gest. 1759) von etwa 6000 Bänden theologischer Literatur im weitesten Sinne (darunter auch ein finnischer Katechismus!).¹³

Es existierten auch Mischformen der damaligen Stadtbibliothek, z.B. in Form einer Verbindung von Ratsbücherei und Gymnasialbibliothek, wie sie in Königsberg durch die Gründung Herzog Albrechts 1525 zutage trat; vergleichbar war die 1596 als Bibliotheca Senatus Gedanensis eingerichtete spätere Stadtbibliothek Danzig, die heutige Biblioteka Gdańska der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Auch diese Bibliothek erfüllte gleichzeitig die Funktionen der Stadtbibliothek und der Gymnasialbibliothek; ähnliche Bibliotheken entstanden in Elbing (poln. Elbląg und in Thorn (poln. Toruń).¹⁴ Auch verbreitete sich damals der Typ der Stadtbibliothek, der als „Gemeindebibliothek“ sowie „öffentlich zugängliche Bibliothek an Kirchen“ bezeichnet wurde, z.B. die 1552 – bald nach der Reformation – bei der St. Olai-Kirche in Reval (estn. Tallinn) begründete Bibliothek.

Es läßt sich daraus schließen, daß die Stadtbibliothek der Reformationszeit von sich aus eine Gesamtheit dargestellt hat, die Varianten nach Besitzverhältnissen und örtlicher Unterbringung aufwies. Diese Bibliotheken konnten in Rathäusern, bei Kirchen, in Gymnasien entstehen und dort ihre primären Funktionen erfüllen. Aber ihnen war darüber hinaus eine weitere Aufgabe gemeinsam – die Bürger der Stadt mit Büchern zu versorgen, eine Bildungsfunktionen zu erfüllen, die Aufklärung zu fördern – und das wichtigste: die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse zu unterstützen. In der Reformationszeit konnten sie noch nicht zu vollgültigen Instrumenten der Wissenschaftsentwicklung werden – aber ihre diesbezügliche Rolle ist unumstritten. Sie füllten sie jedenfalls im Rahmen der Aufgaben aus, die zu lösen sich die Wissenschaft der Reformationszeit zum Ziel gesetzt hatte.

Aber unter den Bedingungen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt stellte sich noch nicht die Forderung, diejenigen Drucke in den Beständen der Stadtbibliothek ausreichend vollständig zu sammeln, in denen die Entwicklungsgeschichte der Stadt fixiert wäre, d.h. ein Art „Gedächtnis der Stadt im Spiegel ihres Schrifttums zu schaffen“. Solche Bedürfnisse entstanden viel später, sie gehören von ihrer Art her in den Zusammenhang mit dem Entwicklungsprozeß der Nationalstaaten, für deren Entstehung die Urbanisation eine Voraussetzung war. Nach Charles Tilly, einem der Historiker und Soziologen, der am aufmerksamsten die Entwicklungsprozesse der Stadt und des Staats untersucht hatte, kristallisierte sich aber der Nationalstaat – als

das einzigartige System der bilanzierten Zwangsmacht – erst nach dem 30-jährigen Krieg, also in der Mitte des 17. Jh. heraus.¹⁵

Seitdem aber waren die Aufgaben der Erhaltung des kulturellen Erbes der Städte – auch der Hansestädte – nicht mehr nur mit der Entwicklung der Stadtbibliotheken verbunden. Die in der Reformationszeit entstandenen Bibliotheken existierten weiter in dieser oder jener Eigenschaft. Einige Bibliotheken blieben Stadtbibliotheken, obwohl sich dabei ihre Funktionen und Tätigkeitsmaßstäbe weitgehend änderten, wie z.B. bei der Stadtbibliothek Lübeck, die ihre Funktion als „Staatsbibliothek“ eines Stadtstaates verlor dafür die kommunale Literaturversorgung in voller Breite übernahm, und die historischen Bestände als Sondersammlungen weiter pflegt. Andere deutsche Stadtbibliotheken wie in Hamburg und Frankfurt am Main wurden zu Bibliotheken neugegründeter Universitäten ausgebaut. In anderen Fällen haben die ehemaligen Stadtbibliotheken mit ihren Beständen später neue Bibliotheken eines anderen Typs erzeugt – wissenschaftliche Bibliotheken, deren Tätigkeit auf die Aufgaben der Bedienung von Benutzern, vor allem von Forschern, abzielt. Als Beispiele können die Stadtbibliotheken von Reval und Riga dienen – ihre Bestände wurden zu Grundsteinen der modernen „Akademischen Bibliotheken“.

Aber seit der Aufklärungszeit beginnen bei der Erhaltung des Erbes der Städte des Baltikums Bibliotheken noch eines anderen Typs eine bedeutsame Rolle zu spielen – die Nationalbibliotheken, die außerhalb Deutschlands bzw. auch nicht in Hansestädten begründet worden sind.

Nationalstaaten und Nationalbibliotheken

Die Veränderungen des gesellschaftlichen Lebens haben die Rolle der Haupteinheit des gesellschaftlichen Lebens nicht bei der Stadt belassen, sondern den Staat dazu entwickelt, wobei dieser Staat nicht nur ein zentralisierter Staat war, sondern ein Nationalstaat, der durch die Idee der Nation getragen werden sollte. Daraus ergibt sich, daß eine besondere Rolle den Metropolen – den Hauptstädten großer Staaten mit einer Zentralverwaltung – zuzuwachsen begann. In solchen Metropolen wurden als eine unter vielen besonderen Institutionen der Staatlichkeit die Nationalbibliotheken geschaffen. In der Reihe der ersten Nationalbibliotheken europäischer Staaten stehen die Nationalbibliotheken Schwedens und Dänemarks – die königlichen Bibliothe-

ken in Stockholm und Kopenhagen. Wegen des Fehlens eines zentralisierten Nationalstaats auf dem Territorium Deutschlands hat sich dort keine einzelne Bibliothek zur Nationalbibliothek im umfassenden Sinne herausgebildet – obgleich in den Residenzstädten unabhängig von Universitäten und einer Tradition städtischer Bibliotheken große Universalbibliotheken der deutschen Teilstaaten entstanden (Berlin, München, Stuttgart).

Die größte der von einem vereinigten Staat – am Ausgang der Aufklärung und im Übergang vom zentralistischen zu einem durch die Idee der Nation vereinigten Staat – begründete Nationalbibliothek fing in St. Petersburg in Rußland an zu funktionieren: die Kaiserliche Öffentliche Bibliothek, die nach dem Erlaß Katharinas II. 1795 etabliert worden ist. Diese Bibliothek entstand als ein besonderes Institut der Staatlichkeit, dessen Hauptaufgabe darin bestand, alle Drucke, alle Denkmäler des Schrifttums zu sammeln, die im Raum des Staats erschienen. Aber diese Aufgabe war nicht ihre einzige Aufgabe. Von Anfang an – und wegen des besonderen Stands St. Petersburgs als der neuen Hauptstadt Rußlands und als auf Europa orientierter Stadt sowie seiner Rolle als einem der größten wissenschaftlichen und kulturellen Zentren Europas – wurde die Nationalbibliothek gleichzeitig zur einer eigentlich allgemeineuropäischen Bibliothek.

Die Geschichte dieser St. Petersburger Bibliothek ist mit einer der tragischen Seiten der Bibliotheksgeschichte verbunden – mit der Schließung der polnischen Nationalbibliothek, d.h. der Bibliothek der Brüder Załuski in Warschau, und entsprechend mit der Verlagerung der Bestände dieser Bibliothek nach St. Petersburg, wo sie zur Grundlage des Bestands der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek wurden. Während vieler Dezennien bis heute haben die russischen Historiker die wahren Umstände der Verlagerung der Bestände aus der Załuski-Bibliothek nach St. Petersburg beschönigt – es handelte sich keineswegs um einen „humanitären Akt“ im Hinblick auf die Bibliotheksbestände, die sich angeblich in schlechtem Zustand befanden und gerettet werden mußten.¹⁶

Am Ende der Epoche der Aufklärung wurden Bestände von Bibliotheken des Niveaus der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek zum Gegenstand der Aufmerksamkeit seitens der Monarchen. Ohne daß man die Tatsache der unbegründeten und unbilligen Verschleppung der Bestände aus der Nationalbibliothek des polnischen Staats als Trophäe

leugnen darf, ist es aber sinnvoll zu erkennen, daß diese verlagerten Bibliotheksbestände den Anstoß dazu gaben, die Anstrengungen des Staates nicht auf eine geschlossene Sammlung der Drucke des Russischen Reichs zu begrenzen, sondern einen neuen Bibliothekstyp zu schaffen, der eine Rolle bei der Erhaltung des kulturellen Erbes aller europäischen Völker gespielt hat. Die Bestände der Zaľuski-Bibliothek als einer Bibliothek, deren primäre Funktion in der Sammlung und Erhaltung des allgemeineuropäischen Erbes bestand, umfaßten nämlich in erster Linie Schätze der Buchproduktion aus Ländern wie Frankreich, Italien, Großbritannien – und vor allem der Buchproduktion der deutschen Staaten.

Es ist gut bekannt, welche Rolle im 19. Jh. St. Petersburg für die Entwicklung der Kultur verschiedener europäischer Länder gespielt hat. Ebenfalls bekannt ist, daß im Leben der Stadt verschiedene europäische Sprachen benutzt worden sind.

Die Kaiserliche Öffentliche Bibliothek, die sich im 19. Jh. selbstverständlich sowohl zu der Russischen Nationalbibliothek als auch zu der großen europäischen Bibliothek Rußlands entwickelte, richtete besondere Aufmerksamkeit auf das kulturelle Erbe der Länder und Territorien des Ostseeraums. Dabei war freilich eine besonders ausgeprägte Orientierung auf die Sammlung der deutschen Drucke kennzeichnend. Dies betraf auch die Erwerbungs politik – im Hinblick auf die wissenschaftliche wie auch die Schöne Literatur. So etwa fehlten damals den Beständen die Werke Henrik Ibsens in norwegischer Sprache, aber auf deutsch waren die Werke dieses Dramatikers vollständig vertreten.

Von den Anfängen bis 1917 sind zwei Persönlichkeiten aus der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek hervorzuheben, die über weite Strecken ihr intensives und schnelles Wachstum beeinflußt haben. Es waren dies der erste Direktor, Alexej Olenin, und Modest Korff, ein Reformier, der die Bibliothek während seiner Amtszeit als ihr Direktor zu einer der besten der Welt machte.¹⁷

Korff konzentrierte die Dienstleistungen der Bibliothek auf die gelehrte Welt und setzte ihr Wachstum als Forschungsbibliothek mit dem Wachstum der Wissenschaft per se in Beziehung. Den größten Nachdruck legte man dabei auf die Erfahrung deutscher Bibliothekare und der Absolventen deutscher Universitäten, die damals die besten Europas waren. Diese Tendenz wurde schon unter dem früheren Di-

rektor Dmitri Buturlin erkennbar, der einige herausragende deutsche Gelehrte anstellte, wie z.B. im Jahre 1844 Bernhard Dorn – Privatdozent an der Universität Leipzig – der zuerst die Orientalische Abteilung und von 1850-1864 die Theologische Abteilung leitete.

Ein anderer, auch besonders wichtiger Mitarbeiter der Bibliothek war von 1847 bis 1883 Rudolf Mintzlow, Doktor der Philosophie der Universität Königsberg und Leiter der Philosophie-, Inkunabel-, Aldinen- und Elzevieren-Sammlung. Er trug aktiv zur Einrichtung einer speziellen Rossica-Sammlung bei sowie eines besonderen Inkunabel-Zimmers, genannt „Fausts Studierstube“. Christophore Friedrich Walter, Doktor der Philosophie der Universität Leipzig, war Bibliothekar der Polygraphischen und dann der Juristischen Sammlungen von 1848 bis 1885. Von 1849 bis 1873 beschäftigte die Bibliothek Karl Becker, einen Absolventen der Universität Göttingen, der die Medizinische und die Naturwissenschaftliche Abteilung betreute. Mit seinen Bemühungen erreichte Korff, daß die Sammlungen „sich von ihrem früheren beklagenswerten Zustand zu einem exzellenten Bestandsbereich veränderten, und trotz der begrenzten Mittel der Bibliothek den wissenschaftlichen Standard, wie er im Westen üblich war, erreich(t)en“.¹⁸ Becker stand stellvertretend für die Berufserfahrung, wie man sie in der Universitätsbibliothek Göttingen erwerben konnte – in dieser Zeit ein Modell für eine Bibliothek als Instrument für Forschungsmanagement und Forschungspraxis.¹⁹

Mit der Zeit nahm die „deutsche Diaspora“ einen solchen Umfang an, daß Deutsch zusammen mit Russisch in der Tat zur Verkehrssprache in der Bibliothek wurde, was man den Berichten im Bibliotheksarchiv entnehmen kann. Von Zeit zu Zeit ergaben sich Konflikte, da die Bibliothek nicht vollständig nach deutschem Vorbild organisiert werden konnte. Die energischeren Köpfe der Reformbestrebungen, unterstützt durch Korff, trachteten aktiver nach innovativen Lösungen zu suchen, die schließlich von dem Bibliothekar und Architekten Wasilij I. Sobolschtschikow, dem Vater der russischen Bibliothekswissenschaft, verwirklicht werden sollten. All dies beweist, daß die Dienstleistung für die Forschung zu einem zentralen Anliegen der Aktivitäten der Bibliothek wurde.

Im 19. Jh. war eine der größten Abteilungen der Bibliothek die Abteilung der historischen Literatur, die 1850 60.000 Bde. umfaßte. Zur Zeit der Reorganisation der Bibliotheksstruktur im Jahre 1930 zählte

dieser Bestand 300.000 Bde., einschließlich der Unterabteilung „Geschichte Deutschlands“ mit 7.778 Titeln, von denen 2.708 Bde. im 18. Jh. erschienene Bücher waren, 930 Bde. in das 17. Jh. gehörten und 302 Bde. aus dem 16. Jh. stammten. Auf die Geschichte der einzelnen Städte Deutschlands entfielen dabei 1.214 Bde.²⁰ Wertvolle Materialien zur Geschichte der Hansestädte werden auch in der Theologischen Abteilung aufbewahrt, die nach 1917 in Abteilung der Kulte umbenannt worden ist.²¹

Welcher Anteil des Bestands an fremdsprachigen Drucken damals auf deutschsprachige Drucke entfiel, kann man anhand der Untersuchung einer der wertvollsten und reichsten Sammlungen ausländischer Drucke unter dem seit 1850 gebräuchlichen Namen „Polygraphie“ beurteilen. Diese Bestandsabteilung umfaßte vornehmlich die allgemeinen Werke, die aus der damaligen Klassifikation der Wissenschaften und Künste herausfielen, wie z.B. Enzyklopädien, Handbücher und Nachschlagwerke, Schriften von und über Universitäten und Akademien, sowie alle gesammelten Werke einzelner Autoren. Insgesamt werden in dieser Abteilung 70.500 Bde. aufbewahrt, davon an im deutschsprachigem Raum erschienenen Drucken 29.957 Bde. – das entspricht 42%. Die Drucke aus dem 16. Jh. zählen 552 Titel, in das 17. Jh. gehören 1720 und in das 18. Jh. 8500 Bände. In dieser Abteilung sind in großer Vollständigkeit die in den Städten des Ostseeraums erschienenen Drucke, insbesondere die in Hansestädten wie z.B. Hamburg und Lübeck gedruckten Bücher, vertreten, darunter die Kataloge Hamburger Bücherauktionen von 1653 bis 1752.

Von besonderem Interesse ist die Bibliotheksabteilung „Rossica“, in der die fremdsprachige Literatur über das russische Reich gesammelt worden ist, z.B. sämtliche gesammelte Werke des berühmten Reisenden Adam Olearius (1603-1671) – insgesamt 19 Bände.²² Unter den Inkunabeln, die in der Russischen Nationalbibliothek aufbewahrt werden, sind auch in Lübeck und Rostock gedruckte Inkunabeln.

Die Betrachtung der historischen Bestände der Russischen Nationalbibliothek im Kontext der Geschichte der Hansestädte läßt folgenden Schluß zu: Während in der auf die Reformationszeit folgenden Aufklärung in Deutschland keine Nationalbibliothek entstehen konnte, haben sich gerade die Nationalbibliotheken in den übrigen Ländern des Ostseeraums zu intensiv tätigen Zentren der Sammlung und Erhaltung seines Erbes herausgebildet. Das gilt für die in den zentralisti-

schen Nationalstaaten entstandenen königlichen Bibliotheken Dänemarks oder Schwedens, aber besonders auch für die Tätigkeit der Nationalbibliothek des russischen Staates. Deswegen scheint es notwendig, daran zu erinnern, welche gedruckten Schätze in dieser Bibliothek aufbewahrt worden sind, die bei der Erforschung der Länder und Territorien des Ostseeraums und auch der Hansestädte nicht vergessen werden dürfen. Diese Bestände sind noch nicht vielseitig erschlossen. Ein erster Versuch im Hinblick auf das kulturelle Erbe Deutschlands und des deutschsprachigen Raums wurde bei der Erarbeitung des Rußland-Bandes des „Handbuchs der historischen deutschen Buchbestände in Europa“ unternommen.²³ Aber diese Arbeit muß fortgesetzt werden, damit die historischen Buchbestände der Russischen Nationalbibliothek, die dort als allgemeineuropäisches kulturelles Erbe, als das Erbe vieler Länder und Regionen Europas, insbesondere als das Erbe des Ostseeraums und der Hansestädte erhalten sind, zur Basis tiefergehender und vielseitigerer Untersuchungen werden können. ■

Anmerkungen:

- ¹ Braudel, Fernand: *L'identité de la France: espace et histoire*, Paris 1986, S. 159.
- ² Vgl. Kotarski, Edmund: Institutionen literarischer Kommunikation in Städten des Ostseeraums vom 16.-18. Jahrhundert, in: *Bibliotheca Baltica: 2.Symposium vom 11. bis 15. Mai 1994 in der Universitätsbibliothek Tartu*, Tartu 1996, S. 20.
- ³ Nach dem Fall Konstantinopels im Jahre 1453 erhielt Europa einen mächtigen geistigen Impuls. So bemerkt Matti Klinge, daß „die geretteten Handschriften sowie die Gelehrten, die von dort kamen, die Rezeption der griechischen Kunst und der antiken griechischen Kultur zunächst in Italien und dann in ganz Europa erneuerten. Die Vorstellung des Renaissance-Humanismus verbreiteten sich über die Buchdruckerkunst, und ein neues Menschen- und Erziehungsideal betonte die Moralphilosophie, die Rhetorik und das Kunstinteresse der Antike.“ (Klinge, Matti: *Die Ostseewelt*, Helsinki 1995, S. 50.)
- ⁴ Vgl. Kreslins, Janis: Die Ausbreitung des Buches und die Geschichte der Bibliotheken im Ostseeraum, in: *Bibliotheca Baltica: [1.] Symposium vom 15. bis 17. Juni 1992 in der Bibliothek der Hansestadt Lübeck im Rahmen der Initiative ARS BALTICA*, München u.a. 1994, S. 39.
- ⁵ S. Klinge (wie Anm. 3), S. 59.
- ⁶ Luther, Martin: *Werke*, Kritische Gesamtausgabe, Bd. 15, Weimar 1899, S. 49.
- ⁷ So wird der Begriff „Öffentliche Bibliothek“ oft von Edmund Kotarski verwendet (wie Anm. 2, S. 24). Als Beispiel für die Arbeiten von Historikern, in denen der Terminus „Öffentliche Bibliothek“ mit der Betrachtung des Phänomens Bibliothek in einem breiten kulturwissenschaftlichen Kontext – also nicht von der Bibliotheksgeschichtsforschung her – verbunden ist, kann angeführt werden: *Istorija Tallina (do 60-ch godov XIX veka)*, Tallin 1983, S. 280.

- ⁸ Vgl. z.B. Thauer, Wolfgang/Vodosek, Peter: Geschichte der Öffentlichen Bücherei in Deutschland, 2. erweit. Aufl., Wiesbaden 1990, S. 15.
- ⁹ Jochum, Uwe: Kleine Bibliotheksgeschichte, Stuttgart 1993, S. 87-88.
- ¹⁰ So etwa verweist Peter Karstedt mit vollem Recht darauf, daß die Geburtsstunde der deutschen Stadtbibliothek mit der Reformation verbunden ist (Karstedt, Peter: Studien zur Soziologie der Bibliothek, 2. durchges. u. verm. Aufl., Wiesbaden 1965, S. 8). Die 1616-1622 eingerichtete Stadtbibliothek Lübeck nennt er eine späte Frucht der Reformation (ebda. S. 92).
- ¹¹ Zu den Beziehungen Nowgorods zu den Hansestädten vgl. etwa Andreev, Vasilij: Severnyj straž Rusi: Očerki istorii srednevekovogo Novgoroda, Leningrad 1989, S. 60-70; Lichačev, Dmitrij: Novgorod Velikij: Očerki istorii kul'tury Novgoroda, Moskva 1959, S. 14-15. – Allerdings bedeutete das Fehlen einer Stadtbibliothek nach der Art der Hansestädte nicht das völlige Fehlen von Bibliotheken: im 11. Jh. entstand die Bibliothek ders Sophienkathedrale, deren Grundbestand im Jahre 1859 – 1570 Handschriften und 585 Drucke – nach St. Petersburg gebracht wurde und heute den sog. Sofijskij Fond der Handschriftenabteilung der Russischen Nationalbibliothek bildet (vgl. Gluchov, Aleksej: Sud'by drevnich bibliotek, Moskva 1992, S. 131).
- ¹² Vgl. Schmitz, Wolfgang: Deutsche Bibliotheksgeschichte, Bern u.a. 1984, S. 60.
- ¹³ Bibliothek der Hansestadt Lübeck: Bibliotheksführer zum 375jährigen Jubiläum, Lübeck 1997, S. 38.
- ¹⁴ Vgl. Kotarski (wie Anm. 2), S. 19.
- ¹⁵ Vgl. Tilly, Charles: Coercion, Capital, and European States AD 990-1990. Cambridge (Mass.) 1990.
- ¹⁶ Im einzelnen s. dazu Volodin, Boris: Das europäische Phänomen der Zauski-Bibliothek, in: Peterburgskaja bibliotečnaja škola 1997, Nr. 3, S. 39-52.
- ¹⁷ Modest Korff schrieb in seinem „Bibliotheksbericht 1860“, daß die Bibliothek „sich allmählich von einem Schüler zu einem Tutor mausert (Vgl.: Imperatorskaja publičnaja biblioteka: otčet za 1860 god, St. Petersburg 1861). Und ein herausragender Bibliothekar dieser Zeit, Wladimir W. Stasow, zitierte enthusiastische ausländische Kritiken, eingeschlossen die einiger Engländer, die mit Recht auf ihr Britisches Museum stolz waren. Eine der Beschreibungen der Bibliothek in St.Petersburg lautete: „Sehr gut, sehr schön, wirklich die beste Bibliothek der Welt“ (Vgl. Stasow, Vladimir: Sobranie sočinenij, T. 3, Sanktpeterburg 1894. S. 1526).
- ¹⁸ Imperatorskaja Publičenaja biblioteka za sto let 1814-1914, Sanktpeterburg 1914, S. 205-206.
- ¹⁹ Vgl.: Fabian, Bernhard: Göttingen als Forschungsbibliothek im achtzehnten Jahrhundert: Plädoyer für eine neue Bibliotheksgeschichte, in: Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 2, Bremen u. Wolfenbüttel, 1977, S. 209-239.
- ²⁰ Von den ältesten Chroniken wäre zu nennen Bonus, Hermann: Chronica der vornemelikesten Geschichte und Handel der keyserlichen Stadt Luebeck..., Magdeburg 1539.
- ²¹ Zu den seltensten Rigaer Drucken zählt hier Witte, Henningus: Repertorium biblicum, Rigae 1689.
- ²² Darunter das in Schleswig 1647 erschienene Buch über seine Gesandtschaftsreise nach Rußland in Schleswig-Holsteinischen Diensten (Olearius, Adam: Offt beehrte Beschreibung der Newen Orientalischen Reise..., Schleswig 1647).

- ²³ Handbuch deutscher historischer Buchbestände in Europa, Bd. 10, Halbbd. 1-2, bearb. von Boris Volodin, Red.: Friedhilde Krause, Claudia Blum, Karin Kloth, Harold Hanowell, Hildesheim, Zürich, New York 2001. – Der Eintrag über die Russische Nationalbibliothek, aus dem der Verfasser zahlreiche Informationen für diesen Beitrag entnommen hat, wurde von einer Arbeitsgruppe in der Nationalbibliothek unter der Leitung von Vadim L. Parijskij und Galina Rider erarbeitet.

Juhan Kreem

Das Schedel-Paradigma?

Noch einmal über die Illustrationen in Johann Renners Chronik „Livländische Historien“

Einleitung

Das Bildmaterial über das mittelalterliche Livland ist so spärlich, daß jedes Exemplar besondere Aufmerksamkeit verdient. Die Federzeichnungen in der Bremer Handschrift der „Livländischen Historien“¹ von Johann Renner bilden den attraktivsten Komplex aus diesem Bereich. Johann Renner, aus Westfalen gebürtig, stand in den Jahren 1556-1560 im Dienst des livländischen Ritterordens, erst bei dem Vogt von Jerwen (estn. Järvamaa), dann bei dem Komtur zu Pernau (estn. Pärnu). Nach seiner Rückkehr nach Deutschland und einigen Wanderjahren lebte er bis zum Ende seines Lebens in Bremen und war als öffentlicher Notarius tätig.²

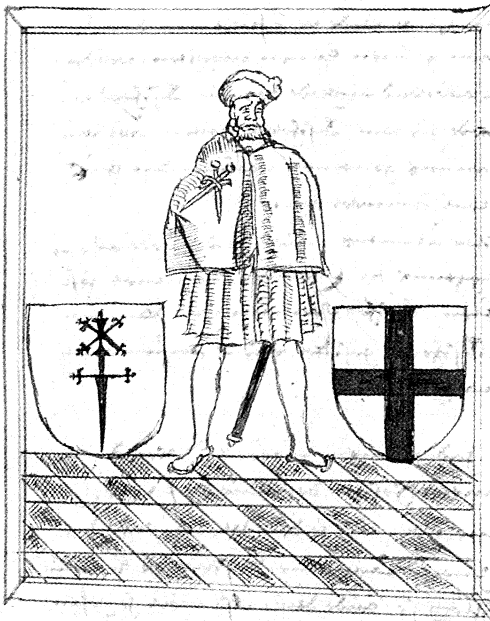
Die Bremer Handschrift, die die livländische Geschichte bis 1582 betrachtet, ist im Vergleich mit der Lübecker Handschrift, die keine Bilder enthält,³ eine sekundäre, umgearbeitete Version der „Historien“. Sie ist vom Autor am Ende seines Lebens, vermutlich in Bremen, bestimmt nach der Veröffentlichung von Balthasar Russows Chronik (1578), verfaßt worden.⁴ Sie enthält mehr als 20 Federzeichnungen in unterschiedlichem Vollendungsgrad; weitere leer gebliebenen Bilderrahmen vermitteln aber den Eindruck, daß die Arbeit nicht bis zum Ende geführt wurde. Die Mehrzahl der Bilder befinden sich am Anfang der Kapitel, die nach Regierungszeiten der Ordensmeister gegliedert sind. Außerdem enthält die Handschrift vier Kartenskizzen und einige Marginalillustrationen.

Die Illustrationen sind schon von den Editoren der Bremer Handschrift, Richard Hausmann und Constantin Höhlbaum, bekannt gemacht worden.⁵ Später sind sie vielfach als Abbildungen benutzt wor-

genc, kennid seg vinn, Durt gyltost, yfsguon Anno
1223. und fadde duffo, Durtst mit gyltost la..
und segvort. 18. Jan.

Volquin de z

Meister to Liflaret, Svoert //
broder ordens.



delg, Durdur
Vlinno gyltost..
msu. is. Volquin
Laddvinnu In
finc fude gyltost..
vinn ragnig..
hig, fenn vinn
Middvinnu vinn,
Dyfulunge fuffi
Vllin gyltost,
Vundgyltost vinn..
Lid dardur yf..
dun, vinn vinn
fynn fynn
fynn vinn.

Abb. 1: Ordensmeister Volquin (1209-1236) (Johann Renner, Livländische Historien, Hs. in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, Signatur: msa 01712, Bl. 14v).



Abb. 2: Ein Deutschordenskrieger (Sebastian Münster: *Cosmographia*, Basel 1550, S. 324; vgl. auch ders.: *Kosmographie*, Basel 1544, S. 500)

den – z. B. in der von Hans Kruus herausgegebenen *Estnischen Geschichte*⁶ und kürzlich in der Übersetzung der Chronik ins Estnische von Ivar Leimus.⁷ Die wissenschaftliche Diskussion über den Inhalt und die möglichen Vorbilder dieser Illustrationen ist aber knapp gewesen. Hausmann und Höhlbaum haben beiläufig bemerkt, daß alle Bilder aus bekannten früheren Werken entlehnt sind. Sie nennen Sebastian Münster (für einige Ordensmeisterbilder), Ulrich Richental (für Bischofswappen) und Johann Daubmann (für Hochmeisterwappen).⁸ Es scheint aber, daß sie sich mit der Identifizierung der Vorlagen nicht besonders beschäftigt haben, weil sie im positivistischen Geist die Bilder als wertlos bezeichnen. Renners kartographische Skizzen sind von Leonid Arbusow jr. etwas näher behandelt worden.⁹

Die einzige Spezialuntersuchung über Renners Federzeichnungen ist von dem lettischen Forscher Ojars Sparitis als Referat beim Homburger Gespräch 1991 vorgetragen worden.¹⁰ Nach einer sachkundigen stilkritischen Analyse der Wappen und Menschenfiguren schließt sich aber Sparitis der Hypothese an, daß Vorbilder der Porträts der Ordensmeister die Porträts aus der ehemaligen Ordensburg Wenden (lett. Cēsis) gewesen sind.¹¹ Diese Hypothese war zum ersten Mal von Wilhelm Neumann aufgestellt worden.¹² Der einzige Anhaltspunkt für diese Annahme ist leider nur die Tatsache, daß Renner die Bilder in Wenden selbst gesehen hat und auch in seiner Chronik zweimal darauf hinweist.¹³ Er nennt das Porträt in Wenden als Quelle für die Beschrei-

bung des Ordensmeisters Plettenberg; merkwürdig ist aber, daß eine entsprechende Federzeichnung dabei fehlt.¹⁴ Der letztgenannte Umstand macht die ganze Hypothese einer Beziehung zwischen den Porträts in Wenden und Renners Federzeichnungen fragwürdig.

Das Ziel dieses Beitrags ist, die Vorbilder für Renners Zeichnungen weiter zu untersuchen und zu identifizieren. Im allgemeinen wird die Meinung von Hausmann und Höhlbaum bestätigt, daß Renner auf bekannte Werke zurückgegriffen hat. Doch werden auch einige weitere Fragen über die von Renner angewendeten Arbeitsmethoden gestellt. Renner hat die entlehnten Bilder mit der livländischen Geschichte verbunden, und deshalb repräsentieren sie auch sein Geschichtsbild. Man muss also fragen, welche Verbindungslinien zwischen den Bildern und dem Text zu erkennen sind. Oder anders: Warum hat Renner gerade diese Bilder ausgewählt?

Die Bilder der Ordensmeister

Die zahlreichste Bildergruppe bilden die Wappen der Ordensmeister. Außer den Wappen sind aber auch acht Menschenfiguren zu finden. Hausmann und Höhlbaum haben in der Publikation der Bremer Handschrift auf die Vorlagen von einigen Bildnissen der Ordensmeister in Sebastian Münsters *Cosmographia* hingewiesen.¹⁵ Es sind erstens – 2 Volquin (Abb. 1-2) und zweitens – die Bildnisse von Conrad von Mandern und Vinno, die eine gemeinsame Vorlage haben (Abb. 3-4). Die Bildnisse, obwohl Typenillustrationen, gehören schon in der *Cosmographia* zur Beschreibung Livlands¹⁶ und des Deutschen Ordens (aber auch der Schwertbrüder und der Ritterorden überhaupt), deshalb ist es verständlich, wie Renner an diese Bilder gekommen ist. Bei Volquin hat Renner die Typenillustration mit den Wappen der Schwertbrüder und des Deutschen Ordens ergänzt. So bekommt das entlehnte Bild hier einen gewissen historischen Kontext, weil Volquin der letzte Meister des Schwertbrüderordens vor dessen Vereinigung mit dem Deutschen Orden war. Daß Johann Renner und Balthasar Russow beide Münsters Nachschlagewerk benutzen,¹⁷ zeigt noch einmal, welche Bedeutung und Verbreitung die *Cosmographia* gehabt hat.

Ojars Sparitis hat in einer Anmerkung in seinem oben erwähnten Beitrag auf die Ähnlichkeit des Bildes von Ordensmeister Hermann Bryggenei mit einer Illustration in Hartmann Schedels *Weltchronik*

hingewiesen (Abb. 5-6). Es handelt sich um ein Typenporträt, das für die Darstellung der Könige von Ägypten und Syrien mehrfach benutzt worden ist.¹⁸ Doch ist diese Bemerkung bei Sparitis marginal geblieben. Das ist alles, was über die Vorlagen der Bilder der Ordensmeister bisher bekannt ist.

In der Tat kann man im *Liber Chronicarum* von Hartmann Schedel¹⁹ auch andere Vorbilder für die Porträts der Ordensmeister finden. Wie bei Stadtansichten hat Schedel außer dem individualisierten und nur einmal gebrauchten Holzschnitt-Druckstock auch mehrfach erscheinende Typenholzschnitt-Porträts gebraucht: z. B. werden die Gelehrten mit einem Buch, die Herrscher mit dem Zepter und Reichsapfel, die Geistlichen als Mönche oder Päpste dargestellt. Meistens sind es Halbfiguren; die Herrscher von größerer Bedeutung werden jedoch als stehende Vollfiguren gezeichnet. Eine große Anzahl von solchen Bildern sowie kleine Abweichungen innerhalb eines Typus machen die Feststellung der Vorlagen schwierig.

Der Stellvertreter des Ordensmeisters, Andreas aus Westfalen (13. Jh., Abb. 7-8) ist von Renner nach der Darstellung Kaiser Friedrichs III. im *Liber Chronicarum* gezeichnet. Die Figur sowie das Rockmuster und die Physiognomie stimmen im allgemeinen mit denen der Vorlage überein. Die wenigen Abweichungen sind desto beachtenswerter: die Krone und der Reichsapfel als kaiserliche Insignien sind weggelassen, das Zepter ist jedoch geblieben. Andere Unterschiede, wie der Winkel des Zepters und das verdoppelte Ornament des Rockflügels sind jedoch schon als schlichte Kopierfehler zu werten.

Das Bildnis Burchardts von Dreileben (Abb. 9-10) geht auf ein Gruppenbild des Kaisers, der Kurfürsten und der Stände der deutschen Nation im *Liber Chronicarum* zurück. Im Original handelt es sich um den Herzog von Sachsen (*Dux saxoniae*). Auch hier können wir die Schwierigkeiten und Verzerrungen, die beim Kopieren vorkommen, beobachten. Die Außenlinie des Kragens ist zweimal gezeichnet und die schwertragende Hand anfangs zu lang ausgefallen und anschließend überstrichelt worden. Auch der Rock sitzt viel breiter als beim Original.

Die Vorlage für den Wappenträger, der am Anfang des Kapitels über Heinrich von Böckenförde, genannt Schüngel, abgebildet ist (Abb. 11), ist schwerer festzustellen – nicht zuletzt, weil das Bild eher skizzenhaft ausgeführt ist. Aber ein Zusammenhang mit den Wappen-



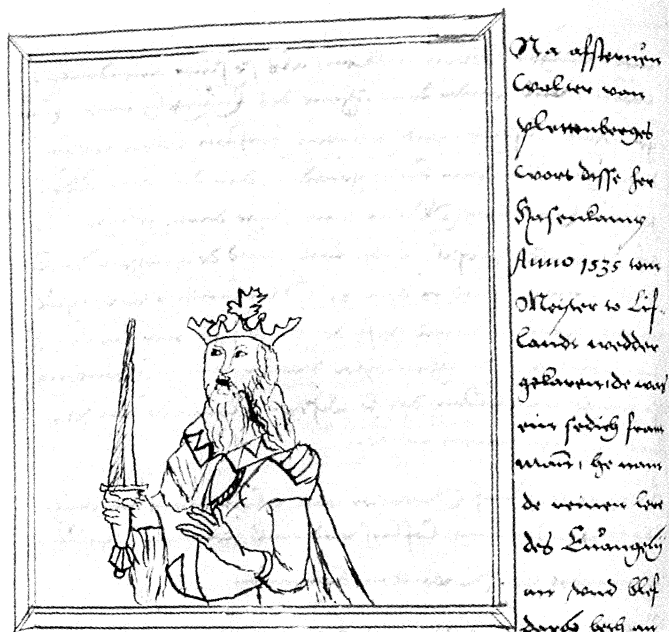
Abb. 4: *Deutschordenskrieger* (Münster (wie Abb. 2), S. 786; vgl. auch ders.: *Kosmographie*, Basel 1544, S. 500)

trägern auf der obenerwähnten Seite der Stände des Kaiserreichs in der Schedelschen Weltchronik ist höchst wahrscheinlich (Abb. 12). Das Bild des hessischen Wappenträgers stimmt teilweise mit der Federzeichnung in den „Livländischen Historien“ überein. Der Kopf ist nach links gebogen, der Hut mit der Feder und die Lage der Hände stimmen überein. Die Füße aber sind in anderer Haltung dargestellt. Wir sehen, daß Renner die Füße wahrscheinlich in zwei Teilen gezeichnet hat: die Haltung in der Schedelschen Weltchronik

ist für Renner zu schwer zu kopieren gewesen, und er hat das Bild vereinfacht. Außerdem fügt Renner hier etwas hinzu, was auch beim Bildnis von Herman Bryggenei erscheint, nämlich den Mantel. In beiden Fällen ist er ganz Renners Eigenschöpfung.

Beim Bildnis von Heinrich von Galen²⁰ kann die Vorlage leider noch nicht identifiziert werden. Es ist auch außerordentlich vollkommen, deshalb kann man nicht ausschließen, daß es von Renner selbst gezeichnet worden ist und damit eine Ausnahme bildet.

Jetzt kommt die Frage auf, warum Renner gerade diese Bilder ausgewählt hat? Wie bereits gesagt, hat Renner aus der *Cosmographie* von Sebastian Münster die Bilder gewählt, die unter anderem auch mit livländischen Themen verbunden sind. Beim Gebrauch des Bildmaterials aus dem *Liber Chronicarum* ist die thematische Verbindung nicht so explizit. Die Anzahl von ähnlichen Bildern ist zu groß, und die Auswahl Renners ist auf den ersten Blick ziemlich chaotisch. Die Frage



Als affenijer
Caveler van
ghelassenbraget
Cooort disse for
Spysenbruyng
Anno 1535 van
Osteijer to Lijf
Landt eridder
gelovenside was
vint feding fram
erant; he was
de vinnere her
des Evangelij
an hand blif
dorch wic an

sinen dach, also antragef de Orden alle eldt Conventen
Anno 1539. begunnen sich de vinn Qlize Jan de Gual.
Kaldische vorkintnisse, vint fiddre vnt opandere to
dunfste Jan Landt to doringen.

WAS WARM

Anno 1549. den 13. Maanden Naeuf de Otheijer, also
h. 14. Jan vngere fiddre.

Johan van der
Recke de 45. Otheijer to Lijf Landt.

Abb. 5: Ordensmeister Hermann van Brüggenei (1535-1549) (Renner (wie Abb. 1) Bl. 140v)



Abb. 6: König Phaleris (Hartmann Schedel: *Liber chronicarum*, Nürnberg 1493, Bl. 57r)

lautet hier eher: welche Aspekte/Themen bei den bevorzugten Bildern sind für Renner wichtig gewesen?

Zu den Herrscherbildern bei Schedel gehören in der Regel Reichsapfel und Zepter. Der zweitverbreitetste Typus ist derjenige mit Schwert und Reichsapfel. Die Vorlage für Renner, der König Ägyptens oder Syriens, ist aber nur mit dem Schwert gezeichnet worden, was nur selten im *Liber Chronicarum*

vorkommt. Hierzu kommt auch der Herzog von Sachsen – der einzige schwerttragende Kurfürst. Also können wir annehmen, daß das Schwert für Renner hier das Attribut des Ordensimago²¹ gewesen ist. Der zweimal von Renner hinzugefügte (Ordens-?) Mantel, ist wahrscheinlich auch ein Zeichen dafür, wie sich Renner einen Ordensbruder vorstellte. Zusätzlich zeigen die Bearbeitungen im Fall des Ordensmeister-Stellvertreters Andreas, daß die Entlehnung auch kognitive Züge enthält. Das Wegfallen der kaiserlichen Insignien zeigt, daß Renner diesen einige Bedeutung zugeschrieben hat und sie nicht mit dem Deutschen Orden verbinden konnte. Demnach hatte er eine Vision vom Erscheinungsbild des Ordens und mußte seine Vorlage ikonographisch bearbeiten, um sie seinem Ordensbild anzupassen. Auf der anderen Seite hat Renner die Krone des Königs von Syrien auf Bryggenei übertragen.

Die Heraldik der Ordensmeister

Die Geschlechtswappen der Ordensmeister bilden die zahlreichste Bildgattung in Renners Chronik. Hier stoßen wir sofort auf das Problem des Gebrauchs der persönlichen Heraldik innerhalb des Ordens.

Leul wort geseinder, derg befuldne de Guiden den
yris vand alle briss: disse dets wort doudesful Ju
relighe geseiner, word wort van Jhermannus Bekker.

Andreas de .14.

Meester to Liflande. A. 1274.



Abb. 7: Ordensmeister-Stellvertreter Andreas (1270) (Renner (wie Abb. 1), Bl. 48r)



Abb. 8: Kaiser Friedrich III. (Schedel (wie Abb. 6), Bl. 247r)

Nach der Aufnahme in den Orden musste jeder neue Ordensbruder seine adlige Identität aufgeben. Mehrere Punkte in den Statuten weisen darauf, daß die persönliche Heraldik im Orden mindestens verpönt war.²² Der Gebrauch der Siegel im Deutschen Orden ist aus dieser Sicht besonders anschaulich. Die Statuten und Gesetze verboten mehrmals den Gebrauch der Familiensiegel. Die Gebietiger des Ordens verwendeten das Siegel des Ordens, das jedesmal dem Nachfolger übergeben wurde.²³ Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird das Geschlechtswappen auf den Amtssiegeln eingeführt, zunächst von den Deutschmeistern zur Zeit Eberhards von Seinsheim (1420-1443),²⁴ dann von den Livländischen Meistern zur Zeit Johanns van Mengede, genannt Osthof (1451).²⁵ Des Amtsinsigne ist so zum persönlichen Insigne geworden.

Auch in anderen Bereichen hat sich die Situation geändert. Die ursprüngliche statutenmäßige Anonymität und Gleichheit der Brüder ist untergegangen.²⁶ Am Ende des 16. Jahrhunderts ist es schon selbstverständlich, daß alle Ordensmeister durch ein persönliches Wappen gekennzeichnet werden. Dann wurde auch für die älteren Ordensmeister heraldisches Material in der zeitgenössischen Chronistik erstmals eingeführt.²⁷ Diesem Trend ist auch Renner gefolgt.

Renner kannte die Wappen seiner zeitgenössischen Ordensmeister gut. Das Wappen von Heinrich von Galen mit drei Wolfsangeln ist ein gutes Beispiel für diese Sachkenntnis. Doch fehlen in seiner Chronik die Wappen der späteren Meister des Ordens. Und wenn man das

dat dinget anse gonne werlt, se wunden se doch fan van,
 inderwegen was, demogen se los wort, de wof se nu
 Eder om Alfis, wend wort Linniter to S. Catharina,
 Carb 12. Jaerlang wintre se Liffandt gemaeken, mit gwi
 ten wofen vand lant, vand die wof Anno 1341.

Borchart van Droegelouen de 26. Meister to Liffandt



Let: Meister Linniter
 just na der Mariner
 berog toeg, want se
 mit sij wintre De
 dent Broder, gemaekt
 Drogelouen van Droegelo.
 inder (de) gonne se
 se wintre gemaeken to
 Drogelo, doch van se
 to was wofen mit
 wolden, was d'wof.
 inder bat se, dat d'wof
 inder wolden mit
 wintre wolden, se
 wolden was inder

Mann, vand sech Jan Linniter vider also se (se) d'wof
 manne dit wolden manne, vand was wof gonne se se

Abb. 9: Ordensmeister Borchart van Dreinlove (1340-1345) Renner wie
 Abb. 1) Bl. 77v



Abb. 10: Der Herzog von Sachsen als Kurfürst (Detail aus der Darstellung der Reichsstände) (Schedel (wie Abb. 6), Bl. 184r)

Wappen von Johan Mengede mit dem Siegel dieses Meisters vergleicht, kommt man auf eine Diskrepanz: das Siegel zeigt zwei Querbalken,²⁸ Renner hat aber eine Diagonale mit den Kreuzen (oder Sternen?) dargestellt. Auch Heidenreich Vincke von Overberg, der Sparren auf seinem Geschlechtswappen gehabt hat,²⁹ bekommt von Renner ein Wappen mit Lilienstrahlen. Dieses Wappen gehört eigentlich dem Grafen zu Cleve im Rheinland. Der genannte

Meister war aber der Kandidat der westfälischen Partei auf den Sitz des Ordensmeisters.³⁰

Diese Mißverständnisse (nebst der obenerwähnten Verpönung von persönlicher Heraldik im Deutschen Orden) führen uns zu der Vermutung, daß Renner die älteren Materialien zur Heraldik der Ordensmeister in Wirklichkeit gar nicht besessen hat. Wenn man sich nun die Distribution der Wappen ansieht, bemerkt man, daß ein Großteil der persönlichen Wappen für Renner zeitlich ziemlich fern sind. Die meisten Wappen gehören zu den Kapiteln über das 13. Jahrhundert (insgesamt sieben), eins zum 14. Jahrhundert, vier zum 15. Jahrhundert und eins zum 16. Jahrhundert.³¹ Wenn man die Wappen des Deutschen Ordens und der Schwertbrüder von der Gesamtzahl abzieht, werden die Proportionen noch deutlicher.

Neben reiner Phantasie hat aber Renner auch hier graphische Vorlagen benutzt. Die Wappen von Anno von Sangerhusen und Konrad von Feuchtwangen stammen aus der preußischen Hochmeisterchronik von Johann Daubmann,³² worauf schon Hausmann und Höhlbaum hin-

gewiesen haben. Interessanterweise kommen einige Wappen, die Renner gezeichnet hat, im *Liber Chronicarum* von Hartman Schedel auf der oben erwähnten Seite vor, wo die Ständeordnung des römischen Kaisertums deutscher Nation dargestellt ist. Für Ordensmeister Bruno (13. Jh.) verwendet Renner das Wappen von Sachsen, für Heidenreich Vincke (15. Jh.), das Wappen von Cleve. Das Wappen von Heinrich van Dincklage (13. Jh.) erinnert an das Wappen des Elsass, nur mit einigen Ergänzungen. Der Wappenträger von Böckenförde gen. Schüngel (15. Jh.) hält das Wappen des Grafen von Zeil. Es liegt die Vermutung nahe, daß Renner auf diese Seite – bestimmt eine der prachtvollsten der Schedelschen Weltchronik – immer wieder zurückgekommen ist.

In der Handschrift der „Livländischen Historien“ sind mehr als die Hälfte der Bilder nicht ausgeführt, nur die Rahmen sind im Text vorgezeichnet. So kann man die Frage stellen, ob die vollendeten Zeichnungen ein Beweis für die Bedeutung sind, die Renner dem einen oder anderen Meister beigemessen hat. Natürlich ist dies nicht leicht zu beantworten. Im Falle einiger Darstellungen, die besser ausgeführt sind, ist eine Erklärung jedoch möglich. So bildet z. B. bildet der Ordensmeister Vinno wirklich einen Wendepunkt in der Geschichte Livlands, weil nach ihm der Deutsche Orden ins Land kam. Auch Konrad von Feuchtwangen hat Renner eine gewisse Bedeutung zugeschrieben, weil zur Zeit seiner Regierung Livland und Preußen unter ein und denselben Meister gebracht wurden. Für Heinrich von Galen hat Renner möglicherweise Sympathie empfunden, weil er wohl der letzte Repräsentant der guten alten Zeit war - oder mindestens, weil unter ihm Renner seine Tätigkeit in Livland aufnahm.³³ Es ist auch bemerkenswert, daß Renner mit Feuchtwangen und Galen ein neues Buch seiner Historien beginnt. Leider sind weitere Ausführungen über die bevorzugten Meister schwer zu begründen. Warum wird der Ordensmeister-Stellvertreter Andreas so prächtig dargestellt? Und warum fehlen Plettenberg und andere Renner zeitlich näherstehende Meister?

Die Mißdeutungen sowie die geringe Auswahl der Motive zeigen, daß Renner zu wenig Material zur Verfügung stand. Die Wappen von Anno von Sangershausen und Konrad von Feuchtwangen werden wahrscheinlich auch eben deshalb abgebildet, weil sie in der Hochmeisterchronik von Daubmann vorhanden waren. Daß Renner bemüht war, möglichst vieles von den ihm zugänglichen Quellen zu

übernehmen, wird auch dadurch deutlich, daß er einmal aus dem Trend fällt und anstatt der Ordensmeister oder ihrer Wappen die Bischofswappen darstellt (Bischof Johannes Wallenrode von Riga und Bischof Nikolaus von Gnesen (poln. Gniezno)), die aus der illustrierten Chronik über das Konstanzer Konzil von Ulrich Richenthal stammen. Daneben gibt es ein Hochmeisterwappen (für Burchard von Schwanden), das fast keine Beziehung zu Livland hat.

Die Variationen im Inhalt (Wappen, Bilder, Bischofswappen) sowie das ungleichmäßige Vollendungsmaß lassen es nicht zu, diese Auswahl als Ganzes zu interpretieren oder weitgehendere Schlußfolgerungen zu ziehen. Die Variationen im Bildinhalt werden auch dadurch verstärkt, daß Renner zweimal statt Wappen oder Menschenfiguren Stadtansichten gebraucht hat.

Die Stadtansichten

Die zwei Stadtansichten wurden von Hausmann und Höhlbaum als unzuverlässig beurteilt. Nach dem Kontext der Bilder in der Chronik haben die Editoren der Bremer Handschrift diese Stadtansichten entsprechend als Akkon³⁴ und den Domberg von Reval³⁵ (estn. Tallinn) bezeichnet. Nach der Tradition der estnischen Historiographie ist das erstgenannte Bild als Fellin (estn. Viljandi) bekannt.³⁶ Über das zweite hat man vermutet, daß hier die Große Strandpforte von Reval abgebildet ist.³⁷

Wenn man den Text der Chronik zu Wilhelm von Nindorf (Wilken van Endorp) studiert, findet man, daß Fellin als Wahlort des Meisters erwähnt wird, was für jene Zeit als eine Ausnahme gilt.³⁸ Der größte Teil des Kapitels berichtet aber über die Gesandtschaft der Brüder nach Akkon im Heiligen Land, wo dieser Meister in seinem Amt bestätigt wurde. Also ist Renners Bild nicht eindeutig mit der einen oder anderen Stadt zu verbinden. Das zweite Bild im Kapitel über Cisse von dem Rutenberg steht in näherer Verbindung mit dem Brand des Revaler Doms im Jahre 1433. Daß neben anderen großen Ereignissen auch Brände die Zeichnung von Stadtansichten motiviert, sieht man auch in Münsters *Cosmographie* (1550), wo die Vedute von Riga die Lage vor dem großen Brand von 1547 zeigt.³⁹ Die Ansicht als Reval zu bezeichnen, ist wohl glaubwürdig, aber doch wollen wir hier durch eine andere Möglichkeit versuchen, diese Interpretation zu relativieren. Renner berichtet nämlich in demselben Kapitel ausführlich über die Verteidi-



Anno 1439. is disse
 Ordens hennich vanden
 den Thuden in Lif.
 Landt was vinnen Rus.
 was vngewonnen mit
 Cathen vnd vailken
 des hochmeisters Jun
 gkynnen. vnd also was
 aldus fur vinn vinn
 hochmeister so lifent
 den ruffen vnd jageten
 hie fude. dardes vnd
 des vngewonnen vail.
 hie so vnn an vnn
 gulte giffen. vngew si
 ofen nicht furo.
 Des vnd de vngewonnen

dunnen was den hochmeister gail was duffelung
 by guden vanden. loren si sich nicht vngewonnen. Pen.
 der vngewonnen. dardes so mit den Litten vnn in
 vngewonnen fide geyen. so fudeen si gunde vnn so
 mit vngewonnen vngewonnen. also blif der dardes. den ofe de
 hochmeister den vngewonnen vail vngewonnen. so hie si so des
 by sich fur geyen. den si vngewonnen vail vngewonnen de Liften.
 dardes vngewonnen fide geyen.

Abb. 11: Ordensmeister Heinrich Böckenförde gen. Schüngel (1435-37)
 (Renner wie Abb. 1, Bl. 112r)

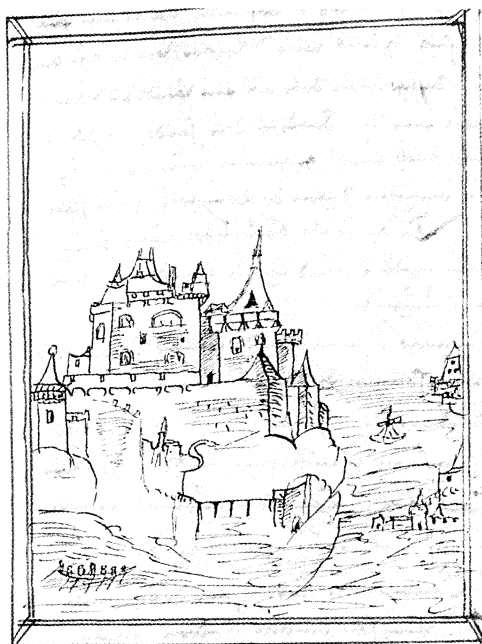


Abb. 12: Wappenträger von Hessen (Detail aus der Darstellung der Reichsstände) (Schedel (wie Abb. 6), Bl. 184r)

gung der Marienburg (poln. Malbork) nach der Schlacht von Tannenberg und schreibt die Rettung des Hauptschlusses Cisse von dem Rutenberg zu. Also wird auch hier die Text-Bild-Verbindung nicht eindeutig.

Die Vorlagen für die beiden Rennerschen Bilder stammen auch aus Hartmann Schedels *Liber Chronicarum*. Neben den authentischen Städteansichten hat Schedel auch mehrere Phantasieansichten eingefügt. So ist das Akkon bei Renner ein Detail von der Phantasieansicht, die bei Schedel Thrakien, Mazedonien, Frankreich und Portugal repräsentiert (Abb. 13-14).⁴⁰ Das entsprechende Bild bei Schedel ist eine typische Landschaft mit Schiffen, Schlössern und Dörfern. Renner hat ein Bergschloß am Wasser ausgewählt, was natürlich sowohl Fellen als auch Akkon repräsentieren kann.

Die Ansicht von Reval ist aber ein Detail aus der Ansicht von Eichstätt (Abb. 15-16).⁴¹ Es ist merkwürdig, daß Renner hier ein Bild benutzt hat, das im Original eine konkrete Stadt darstellt. Wie bei den Bildern der Ordensmeister ist auch hier die originale Bedeutung des Bildes ohne Schwierigkeiten transformiert worden. Obwohl diese von Renner kopierten Bilder in der Schedelschen Weltchronik eine individuelle Bedeutung haben (z. B. Kaiser Friedrich III. oder der Herzog von Sachsen), sind Porträts und Städteansichten im *Liber Chronicarum* meistens mehrfach benutzt worden, also haben sie plurale Bedeutung, und das beeinflusst auch die individuellen Bilder.



(Der Comode
 wagt die Dillie
 verachtet Dredde
 Crilchen vunn
 Lande. In
 dem quere liding
 der de fonsigste so
 dem derg wost
 und funderen
 der fonsigste
 so Wessien der
 fop. Disfungen
 schaf vnn der
 Wessien so Lif
 lande, und be
 gude der se sticht

Dredde mit schick wold, also fandt ofen Dredde
 walden der Dredde, de quere mit dem Hofe
 wessien so dem, die funder se Dredde. Auf
 manigen Lande, und vort von fonsigste
 gubnen, Dredde Lande vnn Schickden,
 dem vort der Insigel vnn vnn fonsigste. Die
 burt und Dredde Mangole, dem vnn so Lifland
 wald walden, die walden, und vort
 Dredde walden, die walden, also
 vnn Mangole wald, Land Land walden

Abb. 13: Ansicht von Akkon oder Fellin (estn. Viljandi) (Renner (wie Abb. 1) Bl. 58v)



Abb. 14: Typenholzschnitt, ein Land darstellend, verwendet für Thrakien, Mazedonien, Frankreich, Portugal (hier Schedel (wie Anm. 6), Bl. 288r)

Bei diesen Übernahmen, bei denen das Bild Friedrichs III. in das eines Ordensmeister verwandelt und entsprechend aus Eichstätt Reval wird, kann man sehen, daß Renner mit diesen Bildern auf dieselbe typisierende Weise gearbeitet hat, wie die Illustratoren der Schedelschen Weltchronik. Das Wichtigste bei den Bildern ist, daß sie keine konkrete Stadt, sondern eine Stadt oder Landschaft als solche darstellen. Das ist eben die Realität, die vom Publikum auch so rezipiert wird. Dieselbe Erscheinung wird auch am Beispiel von Schedelschen Dorfbildern deutlich.⁴²

Kartenskizzen

Die vier Kartenskizzen, die Renner in seiner Chronik darstellt, werden hier in Zusammenhang mit den Bildern nur kurz betrachtet.⁴³ Die Landkarten lassen sich nämlich nicht auf dieselbe Weise verwenden wie die Typenlandschaften oder -porträts. Kriegsschauplätze sind bestimmte individuelle Räume.

Die Kartenskizzen von Renner kann man in zwei Gruppen einteilen: erstens die zwei, die größere geographische Einheiten darstellen (Lettland und Nordost-Estland); und zweitens zwei kleinere, die die nähere Umgebung von Riga und Pernau zeigen. Leonid Arbusow hat in seiner Studie über die Kartographie Alt-Livlands die genannte Karte von Lettland als eine von den Bearbeitungen von Portantius' Livlandkarte (oder ihrer Vorlage) bezeichnet.⁴⁴ Darauf deuten einige Fehler hin, die beide Karten gemeinsam haben. Auch die Karte von Nordost-



Anno 1428. was
kein meiste Reval
Bischof Joseph
Katholik war, ein
wegwendigen sind
fiene nun
Anno 1433. den 11.
Mey verbrant die
Stadt Reval mit
Lager deum, sind al-
len herten, dages
und kochen, davis
de parden und hie
binnen die stat mit
alchem pek, do

folgenden Jahr binard Junius vize Bischof
nel, die Bischofs hett es die sein.
Anno 1436. als 8. Augustus Elyas marianidel ge-
nommen und ward für die Stat der Elyas hende.
Joh von 8. Johannes Augustus und Lucia den den
Joh von 8. Johannes Augustus, Augustus Jahr
de manne die jugendliche werden, der Elyas
is sein anno 178 für manne die (ein) hie die
ANNO 1436
von einer groten flacht so de orden to
Linnemal verbrant hie.

Abb. 15: Ansicht von Reval (estn. Tallinn) oder Marienburg (Westpreußen) (poln. Malbork) (Renner (wie Abb. 1), Bl. 106v)

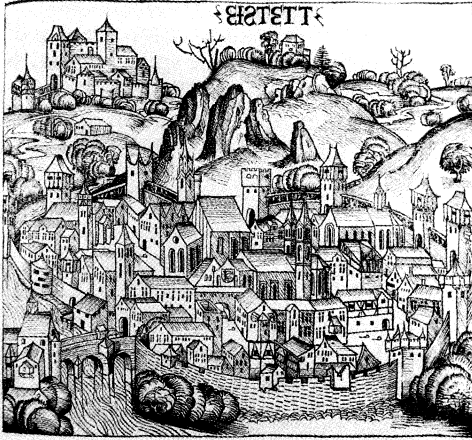


Abb. 16: Ansicht von Eichstätt (Schedel (wie Anm. 6), Bl. 162r)

Estland scheint auf dieselbe graphische Tradition zurückzugehen, aber hier hat Renner nach seiner eigenen Erklärung die Verzerrungen der Toponyme (*Selin* statt *Vellin*) und Fehler (Harrien und Wirland, bei Portantius miteinander verwechselt!)

korrigiert, und einige Ergänzungen gemacht (*Alentacken, Ierven, Falkena*). Doch erinnert besonders die Küstenlinie der Rennerschen Skizze an Portantius' Livlandkarte. Die Umgebung von Riga und Pernau ist ohne bekannte graphische Vorlage. Die letztgenannte Karte ist auch besser ausgeführt und zeigt sogar die Himmelsrichtungen. Die Ursache dafür ist, daß Renner außer in Weißenstein (estn. Paide) auch in Pernau tätig war.⁴⁵ Falls die Kartenskizzen nicht aus dem Gedächtnis gezeichnet sind, hat Renner hier eine unbekannte livländische Vorlage gehabt.

Renner hat die livländische Topographie gut gekannt und berichtet gern über die Einzelheiten.⁴⁶ Seine Chronik fängt mit einer Übersicht über die livländischen Landschaften an.⁴⁷ Die Sachkenntnis kommt auch in den Verbesserungen zum Ausdruck, die er auf der Portantiuskarte macht. Der Gebrauch der Portantiuskarte als Konturkarte zeigt, daß die Verallgemeinerung größerer geographischer Einheiten auch bei guten Lokalkenntnissen schwer ist.

Schlußfolgerungen

Renner hat also in Bremen für die zweite Fassung seiner Chronik die Illustrationen in weitverbreiteten Druckwerken gesucht. Hartmann Schedels Weltchronik ist eines der wichtigsten Vorbilder für ihn gewesen. Sebastian Münsters *Cosmographie* ist die zweitwichtigste Quelle

für den Bildschmuck seiner Handschrift gewesen, aber auch diese Arbeit steht in der Tradition der deutschen Buchillustration, in der die Schedelsche Weltchronik eine paradigmatische Rolle spielt. Ein wichtiges Vergleichsmaterial für weitere Untersuchungen über Renners Zugehörigkeit zu diesem Paradigma würden die Illustrationen in der Chronik der Stadt Bremen sein, die gleichfalls von Renner verfasst worden ist.⁴⁸

Eine weitere Frage berührt die Drucklegung der Livländischen Chronik. Die zweite Fassung der Chronik zeigt ziemlich klar, daß Renner seine Arbeit noch fortführen wollte. Im Jahre 1583 erschien eine Reimchronik der Stadt Bremen von Renner. So muß er mit den Bremer Buchverlegern Arnd Wessel und Ditrich Gluichstein in Verbindung gewesen sein.⁴⁹ Eine weitere Hypothese würde dann lauten: Renner hat vielleicht gerade die Drucklegung des Manuskripts im Auge, wenn er die Bilder einfügt bzw. im Text Raum für Bilder durch Rahmen freihält.

Das Gesamtkorpus der Bilder ist in einem unterschiedlichen Maß von Vollendung überliefert. Einige Bilder, z. B. die Darstellungen von Heinrich von Galen und Volquin, sind sehr sorgfältig ausgeführt, die anderen, wie Heinrich Böckenförde und mehrere Wappen, sind aber skizzenhaft. Obwohl wir nach diesem Vollendungsmaß einige Schwerpunkte in Renners Bild der livländischen Geschichte ahnen, ist die Zahl der leergebliebenen Bilderrahmen zu groß, um die Rolle der Bilder im Rennerschen Geschichtsbild in Einzelheiten rekonstruieren zu können.

Deshalb begnügen wir uns hier mit der Anknüpfung des Bildmaterials an das allgemeine Verständnis von der livländischen Geschichte, das für das späte 16. Jahrhundert so charakteristisch ist. Die Partikulargeschichte ist an das große Weltschema gebunden und als Vorbild und Warnung zu sehen. Die Ritter, Städte und Könige auf der Lokal- und Weltgeschichtebene sind durch Analogien verbunden und weisen auf das Universale. Wie Renner selbst geschrieben hat:

*... so scholde billich ein ider christen den bedroeflichen standt dises vorgecklichen jamerdals wol behertigen und dat jenne soeken, wat dar baven is, nomlich dat hemmelsche Jerusalem, dat ewich blift.*⁵⁰

Anmerkungen:

- ¹ Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, Handschr. msa 0171; erste Ausgabe u.d.T.: Johann Renner's Livländische Historien, hrsg. von Richard Hausmann und Konstantin Höhlbaum, Göttingen 1876.
- ² Zur Biographie Renners ist immer noch grundlegend: J. G. Kohl: Aeußere Lebensumstände Renners, in: Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, Bd. 12 (1880), S. 138-159.
- ³ Stadtbibliothek Lübeck, Ms. hist. 2° 3. Die Handschrift ist aus kriegsbedingter Auslagerung (1944) und Abtransport in die damalige Sowjetunion (1946) noch nicht zurückgekehrt, war jedoch zuvor für die Edition transkribiert worden; sie erschien u.d.T.: Johannes Renner: Livländische Historien 1556-1561, hrsg. von P. Karstedt, Lübeck 1953 (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Lübeck; N. R., 2).
- ⁴ Über die Chronistik im Allgemeinen zu dieser Zeit siehe Arved Freiherr von Taube: „Der Untergang der livländischen Selbständigkeit“: die livländische Chronistik des 16. Jahrhunderts, in: Geschichte der Deutschbaltischen Geschichtsschreibung/hrsg. von Georg von Rauch, Köln, Wien 1986 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart; 20) S. 21-41.
- ⁵ Renner (wie Anm. 1). Leider haben die Herausgeber die Bilder nur in Anmerkungen, aber ohne Reproduktionen nachgewiesen; vgl. z. B. die Anm. auf S. 22, 23, 32, etc..
- ⁶ Eesti Ajalugu / hrsg. von H. Kruus, 2 kd., Tartu 1937, Abb. 3, 61, 71-72, 142-143, 208, 216.
- ⁷ Johann Renner: Liivimaa ajalugu 1556-1561 / keskamalsaksa keelest Ivar Leimus, värsid ladina keelest Enn Tarvel, Tallinn 1995.
- ⁸ Renner (wie Anm 1.), S. xxxiiif.
- ⁹ Leonid Arbusow: Vorläufige Übersicht über die Kartographie Altlivlands bis 1595, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga, 1935, S. 99-100; ders.: Übersicht über die Geschichte der Forschung der lettischen Kartographie, in: Schriften der Lettischen Universität, Bd. 3, Riga 1936, S. 249-312 (mit Abb.). Arbusow berichtet, daß die Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga die Photokopien der Bilder damals besaß.
- ¹⁰ Ojars Sparitis: Die Illustrationen in Johann Renners Chronik „Livländische Historien“ und die Porträts der Ordensmeister, in: Kunst und Architektur im Baltikum in der Schwedenzeit, Stockholm 1993 (Acta universitatis Stockholmiensis: Studia Baltica Stockholmiensia; 12), S. 59-73 (m. Abb.).
- ¹¹ Ebda., S. 67-68, 73.
- ¹² Wilhelm Neumann: Grundriss einer Geschichte der Bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland, Reval 1887, Abb. 20, S. 32.
- ¹³ Renner (wie Anm. 1), S. 131, 378.
- ¹⁴ Ebda., S. 131.
- ¹⁵ Hier benutzte Ausgaben: Sebastian Münster: Cosmographia, Basel 1550; ders.: Kosmographie, Basel 1544; vgl. Renner (wie Anm. 1), S. xxxiv.
- ¹⁶ Über das Livlandbild von Sebastian Münster siehe Juhan Kreem: Sebastian Münster and „Livonia illustrata“: information, sources and editing, in: Festschrift für Vello Helk zum 75. Geburtstag / hrsg. von Enn Küng und Elina Tamman, Tartu 1998, S. 149-168.

- ¹⁷ Dazu s. Paul Johansen: Balthasar Rüssow als Humanist und Geschichtsschreiber: aus dem Nachlass ergänzt und herausgegeben von Heinz von zur Mühlen, Köln und Wien 1996 (Quellen und Studien zur Baltischen Geschichte; Bd. 14), S. 86-89.
- ¹⁸ Sparitis (wie Anm 10), S. 71.
- ¹⁹ Hartmann Schedel: Liber chronicarum, Nürnberg 1493; vgl. Elisabeth Rücker: Die Schedelsche Weltchronik: das größte Buchunternehmen der Dürer-Zeit; mit einem Katalog der Städteansichten, München 1973.
- ²⁰ Schon von Neumann (wie Anm. 12), Abb. 20 abgedruckt. Erneut in: 800 Jahre Deutscher Orden: Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg in Zusammenarbeit mit der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, Gütersloh, München 1990, Abb. S. 98.
- ²¹ Ich vermeide das Wort Ordensikonographie, weil der Gebrauch dieses Begriffs problematisch ist; vgl. Hartmut Boockmann: Beiträge zu einer Ikonographie des Deutschen Ordens (III), in: Werkstatt des Historikers der mittelalterlichen Ritterorden: Quellkundliche Probleme und Forschungsmethoden / hrsg. von Z. H. Nowak, Torun 1987, (Ordines Militares; 4), S. 65-75.
- ²² Die Statuten des Deutschen Ordens nach den ältesten Handschriften / hrsg. von Max Perlbach, Halle (Saale) 1890, Regel 13 über die Kleidung und Regel 22 über die Bemalung von Schilden. Siehe auch Sven Ekdahl: Die „Banderia Prutenorum“ des Jan Dlugosz – eine Quelle zur Schlacht bei Tannenberg 1410, Göttingen 1976 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen: Philologisch-Historische Klasse; 3. Folge, Nr. 104), S. 8-30.
- ²³ Statuten (wie Anm.22): Gewohnheiten, 1-2, S. 90; Die Gesetze von Dietrich von Altenburg, c. 7, S. 150.
- ²⁴ 800 Jahre (wie Anm. 20), S. 384-385.
- ²⁵ Est- und Livländische Brieflade VI: Siegel und Münzen der weltlichen und geistlichen Gebietiger über Liv-, Est- und Curland bis zum Jahre 1561 nebst Siegeln einheimischer Geschlechter, Reval 1887, S. 19.
- ²⁶ 800 Jahre (wie Anm. 20), S. 169-170.
- ²⁷ Klaus Eberhard Murawski: Zwischen Tannenberg und Thorn: die Geschichte des Deutschen Ordens unter dem Hochmeister Konrad von Erlichshausen 1441-1449, Göttingen 1953 (Göttingener Bausteine zur Geschichtswissenschaft; H. 10/11), S. 27.
- ²⁸ Brieflade (wie Anm. 25), S. 27, Tafel 7, 9.
- ²⁹ Ritterbrüder im Livländischen Zweig des Deutschen Ordens, hrsg. von Lutz Fenske und Klaus Miltzer, Köln und Wien 1993 (Quellen und Studien zur Baltischen Geschichte; Bd. 12.), Nr. 912, S. 678.
- ³⁰ Ebda., Nr. 912, S. 677-678.
- ³¹ Zahlenangaben nach den Anmerkungen in Renner (wie Anm. 1).
- ³² Renner (wie Anm. 1), S. xxxiv. Kurzer Auszug der Preußischen Chroniken von dem Jar 1200 bis auff diese Iezige unsere Zeit, gedruckt bei Johann Daubmann, Königsberg 1566.
- ³³ Kohl (wie Anm. 2), S. 145.
- ³⁴ Renner (wie Anm. 1), S. 61, Anm. 7
- ³⁵ Ebda., S. 106, Anm. 3
- ³⁶ Kruus (wie Anm. 6), S. 489; Leimus (wie Anm. 7), S. 147.

- ³⁷ Heino Gustavson, *Meditšiinist vanas Tallinnas*, Tallinn 1969, S. 162; Leimus (wie Anm. 7), S. 63.
- ³⁸ Philip Schwartz: Ueber die Wahlen der Livländischen Ordensmeister, in: *Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est-, und Kurlands*, Bd. 13 (1886), S. 455f.
- ³⁹ Münster (1550) (wie Anm. 15), S. 788: „Designauimus autem hic ex traditione Iohannis Leporicidae faciem urbis Rigensis, qualis scilicet fuit ante conflagrationem horrendam quae ei accidit anno superiori...“
- ⁴⁰ Rücker (wie Anm. 19), Kat Nr. 44.
- ⁴¹ Ebda., Kat Nr. 6.
- ⁴² Gerhard Jaritz: *The Material Culture of the Peasantry in the Late Middle Ages: „Image“ and „Reality“*, in: *Agriculture in the Middle Ages: Technology, Practice, and Representation*, ed. by Del Sweeny, Philadelphia 1995, S. 181-184.
- ⁴³ Grundlegender siehe Arbusow (wie Anm. 9).
- ⁴⁴ Ebda., S. 99f.
- ⁴⁵ Kohl (wie Anm. 2), S. 146f.
- ⁴⁶ Eine Übersicht von Beschreibungen Renner (wie Anm. 1), S. xixf.
- ⁴⁷ Ebda., S. 7-9.
- ⁴⁸ Johann Renner: *Chronica der Stadt Bremen*, Transkription von Liselotte Klink, Bremen 1995, hier S. XII, wo die kolorierten Bilder genannt werden.
- ⁴⁹ Kohl (wie Anm. 2), S. 155.
- ⁵⁰ Renner (wie Anm. 1), S. 6.
- ⁵¹ *Deutsche Geschichte im Osten Europas: Baltische Länder*, hrsg. von Gert v. Pi-stohlkors, Berlin 1994, Abb. S. 73.

Göran Dahlbäck

Mittelalterliche Städte im Ostseeraum

Versuch eines vergleichenden Überblicks

Daß die Städte einen wichtiger Faktor der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung des Mittelalters darstellten, ist offenbar. Schon diese Tagung, die an die ersten Zeiten Revals (estn. Tallinn) erinnert, ist ein Zeugnis dafür. Auch der allgemeine Charakter der Städte und ihre Entwicklung in großen Zügen und in den einzelnen Ländern oder Gebieten sind durch die im letzten Jahrhundert erfolgten Forschungen schon bekannt. Soviel ich jedoch weiß, ist bisher noch keine vergleichende Synthese über die Ostseestadt des Mittelalters geschrieben worden. Und obwohl der Titel meines Aufsatzes eine solche anzukündigen scheint, kann ich hier nur andeuten, über welche Parameter ein solcher Vergleich angestellt werden müßte und welche Beispiele man dafür, unter vielen anderen, heranziehen könnte.

Anzahl der Städte

Der erste Punkt, für den sich ein Vergleich lohnen könnte, wäre wohl eine einfache Kartierung der Anzahl der Städte der verschiedenen Gebiete am Ende des Mittelalters. Sie würde, denke ich, deutlich zeigen, daß die Städtedichte in den verschiedenen Gebieten sehr unterschiedlich war, was Auskunft über das allgemeine wirtschaftliche und kulturelle Niveau der einzelnen Gebiete geben würde. In Dänemark und an der südlichen Ostseeküste (von Lübeck bis Königsberg) gab es viele städtische Siedlungen, und die Abstände zwischen ihnen waren kurz; diese Gebiete waren, wagt man wohl zu sagen, schon im Mittelalter voll urbanisiert. Das schwedische Reich hatte im ganzen etwa 40 Städte, aber diese waren sehr ungleich über das große Reich verteilt. Sie lagen meist an der Südostküste, in den Ebenen Südschwedens und im Mälarseegebiet. Die schwach besiedelten Teile des Reiches waren

Norrland und Finnland mit nur wenigen Städten; in Norrland gab es nur eine, in Finnland sechs, alle an der Süd- und Südwestküste. Auch livländische Städte gab es wenige; schon der Blick auf eine Karte im *Großen historischen Weltatlas*, die eigentlich die Ausbreitung der verschiedenen Stadtrechte zeigt, macht den großen Unterschied zwischen den wendisch-preußischen Gebieten und den livländischen deutlich, die in der Karte nur etwa 30 Städte aufweisen.¹

Bevölkerungsgröße

Eine andere, grundlegende Kartierung, die als nächster Ausgangspunkt nützlich wäre, wäre der Versuch, die Bevölkerungsgröße der Städte am Ende des Mittelalters übersichtlich zu schätzen. Hierzu existieren bereits detaillierte Studien; ich möchte hier jedoch nur die Verhältnisse mit einer einfachen Aufzählung andeuten. Großstädte gab es im Ostseegebiet nur wenige: Mehr als 5.000 Einwohner hatten wenigstens diese: Stockholm (6.000), Dorpat (estn. Tartu) (6.000), Reval (8.000), Stettin (poln. Szczecin) (10.000), Rostock (11.000), Thorn (poln. Toruń) (11.000), Stralsund (13.000), Riga (15.000), Breslau (poln. Wrocław) (20.000), Lübeck (25.000) und Danzig (poln. Gdańsk) (30.000). Die größte Stadt war, dem Lexikon des Mittelalters nach, Nowgorod mit 70.000-80.000, was jedoch vermutlich viel zu hoch gegriffen ist.² Ob Wisby in seiner Blütezeit auch zu dieser Gruppe zählte, ist ungeklärt; daß dies am Ende des Mittelalters nicht mehr der Fall war, ist ganz sicher. Die Mehrzahl der Städte waren klein – hatten vielleicht nur 500 bis 1.000 Einwohner; einige, wie im schwedischen Königreich Åbo (finn. Turku) und Uppsala, konnten 2.000 oder 3.000 erreichen.

Diese Kartierungen allein sagen natürlich nicht viel, aber mit anderen mehr oder wenig qualitativen Faktoren kombiniert, können sie das Verständnis für die mittelalterliche Entwicklung der Ostseestadt vertiefen.

Entstehungsphasen

Der dritte Punkt, den ich anführen will, betrifft die Entstehungszeiten oder Entstehungsphasen der Städte. Sie sind, was die dänischen und schwedischen Städte angeht, recht gut bekannt, und durch die Dissertation von Anders Andrén für die dänischen Städte und durch das Projekt *Medeltidsstaden* für die schwedischen Städte systematisch

belegt.³ Dadurch ist ein Muster hervorgetreten, das vielleicht für das ganze Ostseegebiet geprüft werden könnte:

a) *Protostädte* der Wikingerzeit, von denen einige später weiter existiert haben, andere verlegt oder aufgegeben worden sind; z. B. Ribe und Hedeby in Dänemark und Birka in Schweden, die mit den wendischen und slawischen Zentralorten wohl verglichen werden können.

b) *Frühmittelalterliche Städte* (wobei „frühmittelalterlich“ nach der skandinavischen Periodisierung gebraucht wird, also auf das 11. und 12. Jahrhundert abzielt) wie Sigtuna, Lund und Roskilde. Zu dieser Periode gehören auch Wisby und Lübeck.

c) *Hochmittelalterliche Städte*, die etwa in der Zeit von 1200 bis 1350 zustande gekommen sind. Zu dieser Periode gehören die Mehrzahl der dänischen und schwedischen Städte sowie vermutlich die meisten der norddeutschen und baltischen Städte.

d) *Spätmittelalterliche Städte*, die nach 1350 entstanden sind. Der schwedischen Erfahrung nach sind es wenige, klein und nur langsam wachsend. Schwedische Beispiele sind Hedemora und Östhammar, dänische Ronneby und Uddevalla; in Finnland wäre Rauma (schwed. Raumo) und im Baltikum vielleicht Libau (lett. Liepāja) zu nennen.

Kirchliches Gemeindewesen

Mit den verschiedenen Entstehungsphasen hängt, wie sowohl Anders Andrén als auch das Projekt „Medeltidsstaden“ deutlich gezeigt haben, in Dänemark und Schweden (mit Finnland) die Entwicklung des kirchlichen Gemeindewesens zusammen. Die frühmittelalterlichen Städte hatten regelmäßig mehrere Kirchen mit dazu gehörenden Gemeinden, während die im Hochmittelalter gegründeten Städte genauso regelmäßig mit nur einer Kirche, der „Stadtkirche“,⁴ versehen wurden. Das muß, was Gemeindegründungen betrifft, mit einer Veränderung der kirchlichen Politik zusammenhängen. Der frühmittelalterliche Zustand setzt im Vergleich zum hochmittelalterlichen voraus, daß es für einzelne Gruppen – Kaufleute, Handwerker, Patrizier usw. – möglich war, eine Kirche zu gründen und zu dotieren. Wenn die Gründung einer Kirche und die Bildung einer dazuhörenden Gemeinde nicht möglich war, so entstand ein bischöfliches Monopol – bei Stadtgründungen wohl in enger Zusammenarbeit mit dem weltlichen Gründer –, was dazu führte, (um die Sicherung der gesunden Ökonomie der Kirche und ihres Pfarrers zu gewährleisten), daß „eine Stadt – eine Kirche“ ein regelmäßiges Modell wurde. Im Spätmittelalter und in

nachmittelalterlicher Zeit ging die Entwicklung noch einen Schritt weiter: die dann gegründeten Städte wurden fast ausschließlich auf das Territorium eines seit langem existierenden Kirchspiels gelegt und die Einkünfte dieser Kirche und ihres Pfarrers durften nicht verkleinert werden. Dies führte dazu, daß die neue, kleine Stadt die schon existierende ländliche Pfarrkirche als Gotteshaus benutzte und somit keine eigene Stadtkirche (z. B. Hamina, schwed. Fredrikshamn, in Finnland mit dem Kirchspiel Vehkalahti) bekam. Ob diese organisatorische Schichtung auch für den südlichen und östlichen Ostseeraum gültig ist, ist mir unbekannt, aber, wenn es nicht schon untersucht worden ist, wäre eine vergleichende Studie vielleicht von Interesse.

Entstehungsweisen und Entstehungsursachen

Der Frage nach der Entstehungszeit nahe liegt die in der Forschung viel diskutierte Frage, wie und warum die einzelnen Städte entstanden sind. Sind sie bewußt gegründet oder organisch gewachsen? Die Frage läßt sich in manchen Fällen, speziell für die älteren Städte, nicht einfach beantworten, da uns die Quellen fehlen. Und auch wenn wir wissen, daß eine Stadt „gegründet“ ist, dann bleibt noch die Frage, ob diese Gründung nur eine Formalisierung eines älteren Zustandes oder eine Neugründung auf dem Platz einer älteren Siedlung war, oder ob sie auf jungfräulichem Gebiet entstand. Als Beispiele von Gründungen auf neuem Gebiet können die schwedischen Städte Sigtuna und Stockholm erwähnt werden. Gründungsurkunden fehlen uns zwar, aber für Sigtuna deuten die dort kürzlich erfolgten archäologischen Ausgrabungen an, daß die Stadtgrundstücke gleichzeitig und systematisch auf unbesiedeltem Boden angelegt worden sind, was eine „Gründungssituation“ voraussetzen muß.⁵ Und für Stockholm gibt es keine Anzeichen, weder archäologische noch schriftliche, daß es eine stadtähnliche Siedlung an der Mündung des Mälarsees vor der Mitte des 13. Jahrhunderts gab, also vor dem Zeitpunkt als die Stadt, der Tradition nach, von Birger Jarl gegründet worden sein soll.⁶ Und als Beispiele von Städten, die Neugründungen auf dem Boden älterer Siedlungen sind, können wohl Lübeck und die meisten Städte der deutschen Ostkolonisation erwähnt werden. Ein systematischer Überblick darüber ist aber in diesem kurzen Aufsatz nicht möglich.

Die natürlich herangewachsenen Städte nachzuweisen, ist sicher auch schwierig. Von den schwedischen könnten möglicherweise die frühmittel-

alterlichen Bischofsstädte Linköping und Strängnäs genannt werden, die sich in Verbindung mit einem alten Tingplatz entwickelt zu haben scheinen – aber ob das „natürlich“ oder als Ausdruck eines politischen Willens geschah, ist unmöglich festzulegen. Dasselbe gilt für die Entstehung der städtischen Kaufmannssiedlung Uppsala. Sie muß ursprünglich als ein Knotenpunkt – und später Handelsplatz – für die Leute entstanden sein, die das Tempelgebiet und späteren Erzbischofssitz in Alt-Uppsala besuchten. Welche Rolle aber spielte dabei der König, der nachweislich einen Königshof dort hatte?

Landesherr und Stadt

Eng mit der Gründungsfrage verbunden sind die Fragen, wer der Landesherr der Stadt war, welche Rolle er im Leben der Stadt spielte und wie abhängig oder unabhängig die Stadt von ihm war. Die Entwicklung ist unter diesem Aspekt in den verschiedenen Gebieten unterschiedlich verlaufen. An ihrem Endpunkt kann man hier alle Stufen finden, von den schwedischen Städten auf der einen Seite, über welche der schwedische König immer seine Machtstellung behaupten konnte, bis zu Lübeck auf der anderen Seite, das am Ende fast vollständig frei, d. h. „reichsunmittelbar“, wurde. Vereinfacht könnte man vielleicht sagen, daß die Städte im Westen – also die dänischen und die schwedisch-finnischen – vom Fürsten, dem König, abhängig blieben, während die Städte im Süden und Osten – also die norddeutschen, die polnischen und die livländischen – im Laufe des Mittelalters eine recht starke Selbstständigkeit zu erwerben vermochten.

Befestigte Städte

Wer am stärksten war, zeigt sich u. a. in der Existenz oder Nicht-Existenz von Stadtbefestigungen. In Schweden und in Dänemark, also dort, wo der König im Ganzen die Kontrolle ausüben konnte, hatten die Städte nur ausnahmsweise eine Befestigung mit Mauern, Toren und Türmen. In Schweden waren nur drei Städte (von dem Spezialfall Wisby abgesehen) von Stadtmauern umgeben: das waren die zwei Grenzfestungen Kalmar – im Süden gegen die Dänen – und Wiborg (finn. Viipuri, russ. Vyborg) – im Osten gegen die Russen – und die wichtigste Stadt des Reiches, Stockholm, die zu besitzen für den politischen Machthaber Schwedens von außerordentlicher Wichtigkeit war. Die Gewährleistung des Friedens oblag dem König, und wenn er da-

mit erfolgreich war, hatten die Städte die Befestigungen nicht nötig. Außerdem lag die Möglichkeit zu Obstruktion und Selbstständigkeit, die starke Befestigungen einer Stadt gab, nicht im Interessen des Königs.

In den deutschen, polnischen und livländischen Gebieten, wo die Städte alle recht selbstständig waren, findet man regelmäßig, daß sie von großen und starken Befestigungen umgeben waren – Befestigungen, die in unruhigen Zeiten wertvoll waren, die aber auch den Landesherrn, wenn nötig, fernhalten konnten; man braucht in dieser Hinsicht nur an Lübeck und Reval zu denken.

Einfluß der Deutschen

Diese unterschiedliche Abhängigkeit von den Landesherrn hängt offenbar mit der allgemeinen politischen Entwicklung in den verschiedenen Gebieten zusammen, die in dem Prozess der Stadtentstehung parallel mit dem Einfluß der Deutschen im Ostseeraum läuft. Daß dieser Einfluß von sehr großer Bedeutung war, ist offensichtlich, auch wenn man eingestehen muss, daß die ersten Schritte zur Urbanisierung, jedenfalls in den skandinavischen Ländern, ohne die Deutschen gemacht worden sind. Die Blütezeit der Urbanisierung vom späten 12. Jahrhundert bis etwa um 1300 ist ohne die Mitwirkung deutscher Kaufleute und ausgewanderter Deutscher nicht zu denken, und die Bedeutung der Gründung Lübecks durch Heinrich den Löwen ist kaum zu überschätzen.

Der Einfluß des deutschen Elements in den Ostseestädten blieb das ganze Mittelalter hindurch erhalten, war aber unterschiedlich stark in den verschiedenen politischen Gebieten. Es genügt, hier auf die verschiedenen Entwicklungslinien in Schweden bzw. in Livland hinzuweisen. In Schweden hatten die deutschen Bürger der Städte am Ende des Mittelalters ihre politische Macht verloren, während sie diese wenigstens in den größeren livländischen Städten ohne Einschränkung behalten konnten. Das hängt wahrscheinlich mit dem Faktum zusammen, daß die schwedische Krone von Anfang an stark genug war, die schwedischen Interessen in den Vordergrund zu setzen. Dagegen hatten die Landesherrn im Osten nicht dieselbe Stärke. Für die Zukunft war wichtig, daß der schwedische König in dem Traktat mit Lübeck von etwa 1250 vorschrieb – und später durchsetzen konnte –, daß jeder Deutsche, der in Schweden auf Dauer zu wohnen wünschte, auch

schwedischer Bürger werden musste. Das bedeutete, daß die Deutschen keinen konstitutionellen Grund für Sonderrechte hatten und daß der König sich das Recht zu Gesetzgebung vorbehielt.⁷

Recht und Gerichtsbarkeit

Damit bin ich zur Frage von Recht und Gerichtsbarkeit gekommen, wobei die unterschiedliche Entwicklung westlich und östlich der Ostsee beachtet werden muß. Es war unter deutschen Rechts- und Stadthistorikern üblich, von Stadtrechtsfamilien zu sprechen, wie in mehreren Vorträgen dieser Tagung erwähnt worden ist, und Ausbreitungskarten der verschiedenen Familien anzufertigen, wofür man besonders die Ausbreitung des Lübischen und des Magdeburger Rechts im Ostseegebiet heranziehen kann.⁸ Es ist offensichtlich, wie stark die Abhängigkeit im Osten und Süden von den stadtrechtlichen Vorbildern war. Der jeweilige Stadtherr hat der Stadt das Lübische oder Magdeburger Recht verliehen, oder die führenden Bürger haben es eingeholt; man hat nicht versucht, ein einheimisches Recht zu schaffen. In Skandinavien ist es ein wenig anders gewesen: in Schweden, wo die Krone durchweg recht stark war, wurde das Lübische Recht niemals eingeführt, was auf den ersten Blick mit Hinsicht auf die engen sozialen und wirtschaftlichen Verbindungen zwischen Lübeck, Kalmar und Stockholm zu erwarten gewesen wäre. Im Gegenteil: das älteste bekannte schwedische Stadtrecht, das *Björköarecht*, das ursprünglich für Stockholm geschrieben zu sein scheint, war ohne Zweifel ein eigenes. Das gilt auch für das jüngere schwedische *Stadtrecht Magnus Erikssons*, das kurz nach 1350 kodifiziert worden ist. Obwohl es Verwaltungsformen regelte und handelsrechtliche Bestimmungen enthielt, die auf deutschem Einfluß beruhten, war es unbestreitbar ein eigenes Werk, das zum großen Teil auf die Rechtauffassung des einige Jahre älteren *Allgemeinen Landesgesetzes Magnus Erikssons* zurückging.⁹ Für Schweden besonders charakteristisch war, daß das Stadtrecht für sämtliche Städte des Reiches gültig war und also nicht für jede Stadt gesondert kodifiziert worden ist. Das zeigt, wie stark die Kontrolle des Königs über die Städte war. Ansonsten gab es nicht einmal in Dänemark, wo die Krone im ganzen gesehen die Kontrolle recht gut behalten konnte, ein gemeinsames Stadtrecht, sondern auch dort bekamen die verschiedenen Städte Stadtrechte aus verschiedenen deutschen Rechtsfamilien verliehen.¹⁰

Verwaltungsformen

Die städtischen Verwaltungsformen waren in den Ostseestädten sehr ähnlich, was mit der Ausbreitung der europäischen Stadtkultur in diesem Raum zusammenhängt. Daß sie von dem deutschen Bürgertum und/oder durch Kontakte mit den führenden deutschen Städten, in erster Linie mit Lübeck, eingeführt worden sind, steht außer Frage. Davon zeugen vor allen Dingen die vielen Lehnwörter dieser Art in den heutigen einheimischen Sprachen – Rat, Bürger, Bürgermeister, Rathaus usw. Was es z. B. in den skandinavischen Städten an älteren Organisationsformen gab, u. a. die beschließende Stadtversammlung, überlebte das Hochmittelalter nicht. Diese Gemeinsamkeit der Verwaltungsformen und ihrer Namen hat vielleicht den Eindruck von einem gemeinsamen Städtewesen des Ostseeraumes stärker erscheinen lassen, als es berechtigt ist. Eine auf den Grund gehende, vergleichende Untersuchung wäre lohnend. Es würde sich dann vielleicht auch hier zeigen, daß die stärkere Rolle des schwedischen Königs zu Unterschieden führte. Darauf deutet z. B. die Bestimmung hin, daß der Rat kein Urteil fällen konnte, wenn der königliche Vogt nicht anwesend war, sowie die Bestimmung, daß die Stadtschreiber der schwedischen Städte Schweden sein sollten, woraus folgt, daß die Stadtbücher und die anderen offiziellen Dokumente der Stadt auf schwedisch und nicht auf deutsch zu führen waren.¹¹

Handel und das Handwerk

Zu demselben Eindruck von Einheitlichkeit haben natürlich die Formen beigetragen, die der Handel und das Handwerk im Ostseeraum annahmen. Obwohl es überall einheimische Besonderheiten gab – sowohl bei Waren, die exportiert wurden, wie bei Gewerben, die für den lokalen Markt produzierten –, folgten Handel und Handwerk auch im Ostseeraum im Wesentlichen dem Muster der mittel- und nordeuropäischen Stadtkultur. Was den Ostseeraum zu einer Einheit machte, war gerade die Ostsee, die als gemeinsames Kommunikationsnetz die Städte des ganzen Raumes verband. Motor dieses Handelsnetzes war zuerst Lübeck, später auch und immer wichtiger Danzig. Im 15. Jahrhundert war Danzig schließlich so wichtig, daß seine Bevölkerungszahl, wie schon erwähnt, diejenige von Lübeck um mehrere Tausende übertraf. Die Waren, die die lübischen und Danziger Kaufleute im Westen, Norden und Osten des Ostseeraums einhandelten, waren

bekanntlich die Rohstoffe der verschiedenen Gebiete – norwegischer Stockfisch, schwedisches Eisen und Kupfer, dänische Ochsen, preußisches Getreide und livländischer Flachs, um nur einige zu nennen. Was sie im Austausch hereinbrachten, waren Nahrungsmittel wie Salz und Gewürze, Wein und Bier und exklusive Produkte wie westeuropäisches Tuch und Krämerware aus den norddeutschen Städten.

Nationalitätenfrage

Ich habe oben schon den deutschen Einfluß und die deutsche Einwanderung erwähnt, kehre aber zum Schluß zur Nationalitätenfrage zurück. Die durch die Ereignisse des Zweiten Weltkrieg verursachten Umwälzungen und die Zeit danach haben für längere Zeit eine objektive Diskussion dieser Frage erschwert. Während des Krieges, und schon einige Zeit vorher, wurde die deutsche Vorrangstellung von deutschen Forschern sehr stark, bisweilen zu stark, betont. In einigen Fällen sind sie so weit gegangen, daß ihre Forschungen – trotz darin enthaltener korrekter Ergebnisse – insgesamt desavouiert sind. Es kann hier als Kuriosum eine Untersuchung über die Deutschen im mittelalterlichen Stockholm erwähnt werden, die von Eberhard Weinauge 1942 publiziert worden ist, aber heutzutage fast niemals zitiert wird, obwohl seine Grundlagenforschung verhältnismäßig korrekt zu sein scheint. Aber schon die einleitenden Worte disqualifizieren das Werk:¹²

„Die vorliegende Arbeit erhält ihren ganz bestimmten Platz im Rahmen einer Geschichtsforschung, die sich die Aufgabe gesetzt hat, die Einheit des deutschen Wesens über die Jahrhunderte hinweg zu zeigen und alles geschichtliche Geschehen als fördernd oder hemmend für die biologische und damit ursächlich zusammenhängende geistig-seelische Entwicklung und Erstarkeung des deutschen Volkes zu werten.“

Und nach dem Kriege war es, speziell im Baltikum und im polnischen Gebiet, fast verboten, von den Deutschen und ihrem Einfluß zu sprechen. Heute hat sich dies verändert, was u. a. diese Tagung hier in Reval zeigt. Es wäre interessant, einen Gesamtüberblick über die ethnischen Verhältnisse im Ostseeraum, sowohl auf dem Lande wie in den Städten, zu skizzieren, was im Rahmen dieses kurzen Beitrags unterbleiben muß. Es genügt vielleicht, daran zu erinnern, daß im spätmittelalterlichen Stockholm sowohl Niederdeutsch als auch Schwedisch und Finnisch und in Reval dieselben Sprachen und außerdem noch estnisch gesprochen wurde.

Zusammenfassend kann wohl gesagt werden, daß die Städte des Ostseeraums eine wirtschaftliche und kulturelle Einheit hatten, die stark war, aber daß es politische Unterschiede zwischen Westen und Osten gab, die viele von den Ungleichheiten der Städte erklären können. Eine vertiefte, vergleichende Untersuchung würde sich sicherlich lohnen. ■

Anmerkungen:

- ¹ Hans Andersson: Sjuttiosex medeltidsstäder – aspekter på stadsarkeologi och medeltida urbaniseringsprocess i Sverige och Finland, Stockholm 1990 (Medeltidsstaden/hrsg.: Riksantikvarieämbetet); 73); Göran Dahlbäck: Stadtkernforschung in Schweden, in: Stadtkernforschung/hrsg. von Helmut Jäger (Städteforschung; A 27), S. 371-385; Anders André: Den urbana scenen: städer och samhälle i det medeltida Danmark, Malmö 1985; Grosser historischer Weltatlas/hrsg. vom Bayerischen Schulbuch-Verlag, Teil 2: Mittelalter, Redaktion: Josef Engel, München 1970, S. 98
- ² Die angegebene Zahlen sind sämtlich Schätzungen, die hier mit den höchsten Werten angegeben sind. Sie sind den folgenden Arbeiten entnommen: Lexikon des Mittelalters, Bd. 2, 1983, Sp. 16 (Breslau, Danzig, Lübeck, Rostock), Bd. 6, 1993, Sp. 1306 (Nowgorod), Bd. 8, 1997, Sp. 141, 210, 733 (Stettin, Stralsund, Thorn); Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte/hrsg. von Hermann Kellenbenz, Bd. 3, Stuttgart 1986, S. 1108 (Dorpat, Reval, Riga); Göran Dahlbäck: I medeltidens Stockholm, Stockholm 1988, S. 8 (Stockholm).
- ³ Siehe die in Anm. 1. angeführten Arbeiten.
- ⁴ Vgl. dazu aus architektonischer Sicht den Beitrag von Markus Hiekkanen in diesem Band.
- ⁵ Sten Tesch: Stad och stadsplan, in: Makt och människor i kungens Sigtuna: Sigtuna-utgrävningen 1988-90/hrsg. von Sten Tesch, Sigtuna 1990, S. 23-37, hier S. 29-30.
- ⁶ Dahlbäck (wie Anm. 2), S. 13-20.
- ⁷ Göran Dahlbäck: Gast oder Bürger? Zur rechtlichen Stellung des deutschen Kaufmanns im mittelalterlichen Schweden, in: Beiträge zur hansischen Kultur-, Verfassungs- und Schifffahrtsgeschichte/hrsg. von Horst Wernicke und Nils Jörn, Weimar 1998 (Hansische Studien; 10), S. 309-314.
- ⁸ Siehe z. B. die in Anm. 1 angeführte Karte.
- ⁹ Göran Dahlbäck: Svensk stadsdagstiftning under medeltiden, in: Nordiske middelalderlover: tekst og kontekst: rapport fra seminar ved Senter for middelalderstudier 29.-30. nov. 1996/hrsg. von Audun Dybdahl und Jørn Sandnes, Trondheim 1997 (Senter for middelalderstudier: skrifter; nr 5), S. 103-113.
- ¹⁰ Erik Kroman: Stadsrett, Danmark, in: Kulturhistoriskt lexikon för nordisk medeltid, Bd 16 (1971), Sp. 692-695.
- ¹¹ Magnus Erikssons stadsdag i nusvensk tolkning/hrsg. von Åke Holmbäck und Elias Wessén, Stockholm 1966, S. 171 (Rättegångsbalken II, § 6) und S. 4 (Konungsbalken VI).
- ¹² Eberhard Weinauge, Die deutsche Bevölkerung im mittelalterlichen Stockholm, Leipzig 1942; das angeführte Zitat S. 1.

Hartmut Freytag

adaptatio und *imitatio*:

Gedanken über den Totentanz von St. Marien in Lübeck und St. Nikolai in Reval (Tallinn)

Der Totentanz ist ein europäisches Phänomen.¹ Es gibt ihn seit dem späten Mittelalter, von der *danse macabre* in Paris ausstrahlend, in Italien und Spanien, der Schweiz und Österreich, Deutschland, Flandern und England und auch in Ländern an der Küste des *Mare Balticum* wie Dänemark, Finnland und Estland. An die Ostsee gelangte die *danse macabre* durch niederländisches Sprachgebiet (vielleicht über Brügge, frz. Bruges) – gleichsam ein Scharnier zwischen der romanischen und germanischen Handels- und Kulturregion. Denn in Gestalt einer nicht überlieferten niederländischen Bearbeitung wurde die *danse macabre* während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zunächst in Lübeck in eine mittelniederdeutsche Schreibsprache Lübecker und später in Reval in eine solche Revaler Prägung übertragen. Inwieweit der Text dabei für den neuen Bestimmungsort verändert wurde, läßt sich nur vermuten.

Damals mögen Lübecker Bürger Bernt Notke damit beauftragt haben, einen Totentanz nach westeuropäischem Muster zu malen und mit der Kulisse ihrer Stadt zu kombinieren – ein Novum, das zuvor nirgendwo sonst bekannt ist. Durch diese Projektion der Tanzenden vor die Stadt konnte sich der Betrachter nicht nur in der Figur seines Standesvertreters erkennen, sondern sich auch vergegenwärtigen, daß ihm hier und jetzt ein Spiegel vor Augen gehalten wurde, der ihn persönlich unmittelbar mit dem *memento mori* konfrontierte. Wahrscheinlich haben Revaler Stifter denselben Künstler mehr als 30 Jahre später beauftragt, für St. Nikolai einen Totentanz nach dem Lübecker Vorbild zu malen. Beide Gemälde sind jedenfalls Beispiele für die – je

verschiedene – Rezeption westlicher Muster. Denn während Notke mit dem Totentanz der Marienkirche den Typus, der letztlich auf die *danse macabre* von Paris zurückgeht, auch gedanklich weiterentwickelt, indem er den Reigen vor die heimische Kulisse versetzt, scheint derselbe Künstler mit dem Revaler Gemälde sein Jugendwerk vornehmlich ästhetisch zu aktualisieren, da er den Reigen vor dem Hintergrund einer Landschaft plaziert, die moderne Tendenzen der Naturdarstellung verrät.

Anders als beim Gemälde von St. Nikolai, dessen Architektur von Lübecker und nicht von Revaler Gebäuden bestimmt wird, lassen sich im Revaler Text keine Relikte lübeckischer Überarbeitung feststellen, wohl aber Merkmale der Revaler Schreibsprache von etwa 1460 bis 1500. Wenn nicht alles täuscht, so handelt es sich bei dem Revaler Text um eine direkte Übersetzung aus dem Niederländischen, von dem auch beim Lübecker Fragment etliche Spuren zeugen. Letzteres ist aber nicht im Original von 1463, sondern in einer zweieinhalb Jahrhunderte jüngeren Abschrift überliefert. Vielleicht haben sich beide Texte unabhängig voneinander an ein und derselben Vorlage orientiert. Eine direkte Abstammung des Revaler vom Lübecker Text ist jedenfalls wenig wahrscheinlich.

Die Totentanz-Verse aus St. Marien sind nur zur Hälfte erhalten und nur in der Abschrift überliefert, die Jacob von Melle anfertigte, ehe Nathanael Schlotts barocke Alexandriner an ihre Stelle traten, als der schadhafte Fries 1701 durch eine Kopie ersetzt wurde. 1942 wurde alles ein Opfer der Flammen. Vom Revaler Fragment, welches das erste Viertel des ursprünglich wohl vollständigen Totentanzes enthält, sind Bild und Wort im Original erhalten, und seit Mitte der achtziger Jahre wird der Fries wieder an seinem alten Ort in der Antoniuskapelle von St. Nikolai bewahrt.

Das Lübecker und das Revaler Fragment sind eng miteinander verwandt; denn sie teilen ihr Vers- und Strophenschema mit keinem andern Totentanz, und sie vereint ihr seltener, in der *danse macabre* nur punktuell angelegter reigenartiger Aufbau des Dialogs. Den durch das Händereichen aller Figuren dargestellten und im Schriftband gleichermaßen ununterbrochenen Reigen gestaltet der Text nämlich in der Weise nach, daß der Tod sich im letzten Vers seiner an den voraufgehenden Ständevertreter gerichteten Antwortstrophe seinem nächsten Tanzpartner zuwendet. Die Verwandtschaft beider Totentänze zeigt sich auch darin, daß beide Frag-

mente, die sich im übrigen ergänzen, vier Verse gemeinsam überliefern. Zwar gleichen sich diese in ihrem Wortlaut, bei genauerem Hinsehen zeigen sich jedoch markante Unterschiede, die darauf hindeuten, daß der Revaler Totentanz nach Reval und eben nicht nach Lübeck zu lokalisieren ist, wie Robert Damme in seiner sprachwissenschaftlichen Untersuchung nachgewiesen hat (S. 59-71, bes. S. 66-71). Wenn man eine direkte Abstammung des einen Textzeugen vom anderen annimmt, so kann die Priorität des Revaler gegenüber dem Lübecker Totentanz aus sprachlichen Gründen größere Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen als der umgekehrte Fall. Da dies jedoch der unumstrittenen Priorität des Lübecker gegenüber dem Revaler Gemälde widerspricht, ist zu vermuten, daß es eine beiden Textzeugen zugrundeliegende Vorstufe gegeben hat, die zunächst der Lübecker und später der Revaler Bearbeitung als Vorlage diente.

Die detailliertesten Studien über das Verhältnis beider Fragmente zueinander verdanken wir der estnischen Kunsthistorikerin Mai Lumiste. In ihrer Abhandlung *Tallinna Surmatants* von 1976 erklärt sie den Revaler Totentanz als eigenständiges Werk, das Notke kurz vor oder nach 1500 als Replik seines Lübecker Totentanzes im Auftrag der Nikolaikirche oder der Stadt Reval angefertigt hat. Voller Verve widerlegt sie mit durchweg überzeugenden Argumenten die Theorie der Lübecker Kunsthistoriker Heise und Hasse, der Revaler sei ein grober Ausschnitt aus dem Lübecker Totentanz, der 1588 im Zuge von Ausbesserungsarbeiten ersetzt worden sei.

Keineswegs – so meint Mai Lumiste – sei der Revaler Fries mit seinem Lübecker Schwesterstück identisch; denn „ein und dasselbe Gemälde (bzw. ein Teil desselben)“ konnte „sich nicht gleichzeitig an verschiedenen Stellen befinden“ (Lumiste, S. 79). Die Eingangsfiguren unterschieden sich nämlich ganz wesentlich voneinander – der Revaler Totentanz zeigt den Prediger auf der Kanzel und einen dem Reigen vorausgehenden dudelsackspielenden Tod, der Lübecker nur eine Figur: den flötespielenden Tod. Weil der Kirchenmaler Wortmann – wie der Augenzeuge von Melle versichert – den alten Totentanz seinerzeit getreu kopiert hat und vier Verse, die der den Reigen eröffnende musizierende Tod spricht, an beiden Orten übereinstimmen, kann der Revaler nicht der Lübecker Totentanz sein – zumal seine beiden ersten Figuren mit dem weiteren Gemälde nahtlos verbunden sind, weil die Leinwand, auf der sie sich befinden, „weder vertikale noch horizontale,

den Text zerteilende Nähte aufweist.“ Angesichts der Tatsache, daß der Lübecker Totentanz um etwa 30 cm höher gewesen ist, als der Revaler Totentanz mißt, genügte ein weiteres Indiz für sich allein, um die These vom Revaler als einem Ausschnitt aus dem Lübecker Gemälde zu entkräften: Bei seiner Restaurierung während der Jahre 1962-1965 zeigte sich nämlich „am oberen Rande ... die Webekante der Leinwand mitsamt dem äußeren Rande“ der originalen Malkante (Lumiste, S. 79). Der Revaler Totentanz ist also nie höher gewesen, als er heute zu sehen ist.

Zu Recht weist Mai Lumiste noch darauf hin, daß sich der Hintergrund beider Friese in zwei wesentlichen Merkmalen voneinander unterscheidet: Das Revaler Gemälde bildet schon zu Anfang des Reigens Gebäude Lübecker Provenienz ab und enthält Genreszenen, die dem Fries von St. Marien fehlen.

Abschließend versichert Mai Lumiste, es sei alles andere als seltsam, wenn ein Künstler für zwei Kirchen ähnliche Gemälde geschaffen habe, zumal es zu der Zeit nicht einmal als Plagiat galt, wenn jemand das Werk eines andern kopierte. Die Ähnlichkeit beider Gemälde gehe eher darauf zurück, daß Revaler Bürger sich „gerade solch ein Gemälde wünschten wie dasjenige, von dem sie in Lübeck so begeistert gewesen waren“ (Lumiste, S. 81). Im übrigen stelle der Revaler Fries keine simple „Atelierkopie“ (Lumiste, ebda.) dar; seine Qualität und seine Abweichungen gegenüber der Vorlage verliehen ihm vielmehr den Rang eines Originals. Im Vergleich zur Lübecker Kopie zeigen dies z. B. die ausgereifteren Faltenwürfe auf dem Revaler Original, die Zeichnung der Hände und der Bewegungen und vor allem die eindrucksvollen, weitaus differenzierteren Gesichter.

Für unsere Frage ist es von Gewicht, daß das Fragment in St. Nikolai keine Beziehung zum Stadtbild von Reval aufweist, sondern mit der im Ostseeraum seltenen Doppelturmkirche im Hintergrund des Kaisers, die der Lübecker Fries an der Stelle nicht zeigt, an St. Marien erinnert. In Reval hat es eine Kirche mit zwei Türmen jedenfalls nicht gegeben. Gleichermäßen weisen die Gebäude im Hintergrund des dudelsackspielenden Todes nicht auf Reval, sondern auf den südlichen Teil der Stadtsilhouette von Lübeck mit zwei an der aufgestauten Wakenitz gelegenen Türmen.

Was den Inhalt und den Gehalt der beiden Texte angeht, so geben sie für meine Fragestellung wenig her; denn sie lassen sich nicht

miteinander vergleichen, weil das Revaler Fragment nur die in der Hierarchie oben an stehenden, der historischen Realität in beiden Städten gleichermaßen entrückten Figuren Papst, Kaiser und Kaiserin, Kardinal und König enthält und der Lübecker Text allein die weiteren mit- samt den in der Stadt heimischen, vor der Stadtansicht plazierten Figuren Domherr, Bürgermeister, Edelmann und Arzt. Nicht zuletzt diese sowie einige andere, gleichfalls dem mittleren oder auch dem niederen Stand angehörende Figuren spiegeln in ihrer christlichen sozialen Ethik, wie der Text sie vermittelt, die für das spätmittelalterliche Lübeck charakteristischen Kontakte zwischen den führenden Stadtgeschlechtern und den Franziskanern. Gedankliche Parallelen zur zeitgenössischen Lübecker Literatur legen es jedenfalls nahe, daß dieser Totentanz für Lübeck und speziell für St. Marien bestimmt war. Eine näher differenzierende Interpretation der Lübecker Bearbeitung verbietet sich jedoch angesichts der Tatsache, daß ihre niederländische Vorlage ebenso wenig erhalten ist wie die dem Text von St. Marien entsprechenden Revaler Verse.

Zuletzt hat die Lübecker Kunsthistorikerin Hildegard Vogeler noch einmal beide Totentänze untersucht und die Studien ihrer Revaler Kollegin Mai Lumiste bestätigt und ergänzt. Hasses Theorie von der Identität des Revaler mit dem alten Lübecker Fries ist nun vollends der Boden entzogen, weil seine komplizierte Argumentation der Gegenüberstellung mit den Fakten nicht standhält, wie sie die Gemälde selbst, ihr Anbringungsort und die Notizen der Wochenbücher von St. Marien über die für Materialien und Ausbesserungsarbeiten am Totentanz entstandenen Kosten darbieten. Darüber hinaus hat Hildegard Vogeler die historische Entwicklung in der Gestaltung der Landschaft beider Friese näher bestimmt.

So charakterisiert sie beim Lübecker Zeugen den Hintergrund als „Überblickslandschaft mit weitem Horizont ...“, die verhältnismäßig objektiv „Lebensraum“ ausdrücke (Vogeler, S. 94); denn die Menschen agierten vor dem Raum, in dem sie auch sonst lebten und wirkten – handele es sich nun um die Stadt, das Land oder das Meer. Damit folge Notke einer Kunstauffassung, wie sie unter dem Einfluß niederländischer Malerei schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts in Norddeutschland begegne. Hieran gemessen vermittele der Revaler Zeuge eine andere Entwicklungsstufe der Landschaftsmalerei. Denn bei ihm sei es „nicht mehr die Umgebung, die in starker Aufsicht von einem erhöh-

ten Betrachterstandort aus gesehen“ werde; vielmehr seien Figuren und Landschaft leicht untersichtig wiedergegeben, und es scheine, wie wenn die Menschen in die Natur eingebettet seien (Vogeler, ebd.).

Im folgenden beschreibt und identifiziert Hildegard Vogeler die Landschaft und Architektur im Hintergrund des Revaler Totentanzes. Dabei erkennt sie in dem See und den Gebäuden rechts vom Priester „die Kulisse Lübecks mit ihren charakteristischen Gebäuden vor dem Mühltor, die hier als Motivgruppe“ (Vogeler, ebd.) auftauche, während der Maler sonst nur einzelne Häuser berücksichtige, die er aus ihrem ursprünglichen Gefüge in Lübeck herausnehme und als architektonisches Versatzstück neu gruppiere. So gleiche die Kirche mit den beiden Turmhelmen links vom Kaiser St. Marien, und erinnere die Festung im Hintergrund der letzten Todesfigur im Reigen an die Olafsburg.

Wie Mai Lumiste so lenkt auch Hildegard Vogeler ihr Interesse auf die Genreszenen als ein Kennzeichen des Revaler Gemäldes: „Ein Bauer steigt mit einer Angel den Hügel zum Dorf hinauf ...; zwei Männer halten auf dem Weg vor dem Dorf ein Schwätzchen – einer von ihnen zeigt auf die spielenden Hunde ...; zwei schlanke Hunde springen einem Hirschen² nach, der sich umwendend in den nahen Wald flüchtet ...; durch den Forst trägt ein Fallensteller sein Gerät geschultert ..., und friedlich äsen Hirsch und Reh im Dickicht“ (Vogeler, S. 95). Die Lübecker Kunsthistorikerin sieht in den kleinen Szenen eine „Tendenz zur Idylle“ und meint ähnlich wie schon vorher ihre Revaler Kollegin, sie führten „in der farbenprächtigen, milden Herbstlandschaft ein Eigenleben ..., unbeeindruckt von dem dramatischen Geschehen des Todesreigens im Vordergrund“ (Vogeler, ebd.). Diese Merkmale des Frieses – das idyllische Ensemble der Gebäude in der Landschaft und eben die Genreszenen – deuteten auf eine Stileigenschaft, wie sie erst ausgangs des 15. und vor allem eingangs des 16. Jahrhunderts beliebt geworden sei. Aus diesen und andern Gründen sei das Revaler Gemälde auf die Jahre kurz vor oder um 1500 zu datieren.

Ob die beiden Gemälde in ihrer Komposition auf Notke selbst zurückgingen oder ob er bereits bekannte ikonographische Vorlagen verarbeitet habe und, wenn ja, woher sie stammten, fragt Hildegard Vogeler im Anschluß an die Interpretation des Revaler Frieses und vermerkt zunächst allgemein die Migration des Bild-Text-Typus von Westen nach Süden, Norden und Osten. Nachdem sie namentlich die 1424/

25 geschaffene und bereits im 16. Jahrhundert vernichtete *danse macabre* vom Franziskanerkloster Aux SS. Innocents in Paris sowie den gegen 1460 entstandenen noch erhaltenen Totentanz an den Chorschrankenwänden von La-Chaise-Dieu in der Auvergne in Erinnerung gerufen hat, erfahren wir zwar nicht den Namen der Bildvorlage für den Lübecker und Revaler Fries, wohl aber den Zeugen, der unter allen heute überlieferten Totentänzen mit ihnen am engsten verwandt ist: das Fresko an den Wänden der kleinen Pfarrkirche in Meslay-Le-Grenet unweit von Chartres.

Bild und Text des auf die Zeit um 1490 datierten Totentanzes von Meslay-Le-Grenet stehen in der Tradition der *danse macabre* von Paris. Der Anfang des Gemäldes gleicht, wie Frau Vogeler zeigt, in vielem dem Fries von St. Marien und St. Nikolai; denn den Reigen eröffnet bei allen dreien jeweils der Tod, der den Sarg geschultert hat; und an ihn schließen gleichermaßen die Träger kirchlicher und weltlicher Macht in hierarchischer Folge an. Besonders augenfällig ist es, wie sehr die Gemälde einander in der Anordnung und Haltung sowie in den Bewegungsmotiven der Todesfiguren und der Sterbenden ähneln, was Hildegard Vogeler fein erklärt und an der fast identischen Dreiergruppe, die der Kardinal mit den ihn rahmenden Todesfiguren bildet, überzeugend veranschaulicht.

Derart offenkundige Entsprechungen belegen, daß das Fresko von Meslay-Le-Grenet und unsere Zeugen in Lübeck und Reval einander zumindest mittelbar verwandt sind. Und angesichts der Beliebtheit und Verbreitung des Typus im späten Mittelalter sowie auch im Hinblick auf seine Variationsbreite liegt es nahe, hier von einem Spektrum vorhandener Vorbilder auszugehen, auf dessen Grundlage kraft neuer persönlicher und lokaler Konstellationen und Intentionen und nicht zuletzt infolge stilistischer Entwicklungen von Fall zu Fall durchaus ein eigenständiges neues Werk geschaffen werden konnte.

Mit Hildegard Vogeler kann ich mir vorstellen, daß Notke oder auch seine Lübecker Auftraggeber einen Totentanz wie den, der einmal dem Fresko von Meslay-Le-Grenet vorlag, womöglich in Flandern gesehen und gelesen haben und Skizzen und Notizen von ihm mit nach Lübeck nahmen. Dort mögen sie auch andere von der Idee überzeugt haben, eine hierfür geeignete Kapelle in der künstlerisch ehrgeizigsten Kirche der Stadt mit solch einer zweckmäßigen modernen Wandverkleidung zu dekorieren. Damals muß der Entschluß gefaßt worden

sein, die aus Flandern bzw. Frankreich eingeführte *creation* nicht nur durch *imitatio* zu kopieren, sondern dem neuen Bestimmungsort auch schöpferisch einzufügen. Dieser Wille führte offenbar zu dem Programm, den Reigen vor dem Portrait der Stadt Lübeck und ihrer umliegenden Landschaft aufzuführen. Mithilfe dieses Kunstgriffs mögen Notke und seine Auftraggeber sich ihr Vorbild nicht nur nach Art der *adaptatio* anverwandelt, sondern es auch im Sinne der *aemulatio* zu überbieten gesucht haben. Vielleicht gelang ihnen das auch auf der Textebene; die Dialogverse, die ebenso Spuren französischer und niederländischer Vorläufer erkennen lassen, sind jedenfalls in Lübeck sprachlich und wohl auch inhaltlich überarbeitet worden.

So bezeugt der Totentanz von St. Marien stadtspezifische Eigenständigkeit und führt vor Augen, wie produktiv der Maler den aus dem Westen importierten Typus durch gleichermaßen moderne wie sinnvolle und unverwechselbar kennzeichnende Hinzufügungen auf den neuen Platz eingestimmt und so an Ort und Stelle passend eingefügt hat. Gleiches gilt für die ebenso stolze wie demütige Selbstwahrnehmung der Lübecker Auftraggeber. Auf andere Weise stellt sich der Totentanz von St. Nikolai dar; denn hier hat Notke gerade nicht den neuen Standort in das Gemälde einbezogen, sondern Motive lübeckischer Architektur übernommen. Seinen künstlerischen Neuansatz, die dem Zeitstil angepaßte Landschaftsdarstellung, hat er aber auch in Reval nicht verborgen – nur mißt er sich hier an keiner fremden Vorlage, um sie zu überbieten, sondern an sich selbst. Nun scheint der Maler sein früheres Gemälde dadurch übertreffen zu wollen, daß er sich die inzwischen erprobten Möglichkeiten moderner Genremalerei zu eigen macht und sein Jugendwerk auf die Weise aktualisiert, ja vielleicht auch im Gesamteindruck modifiziert. Durch die Einbettung des Menschen in die ihn umgebende Natur wirkt und stimmt der Revaler Totentanz nämlich ungleich versöhnlicher und trostvoller als sein Lübecker Schwesterstück. Wie schön, daß das rund fünfhundert Jahre alte Original von Notkes spätem Totentanz in Reval im Fragment erhalten ist. Als von neuem schöpferische Variation aus der Spätzeit der Hochphase des mittelalterlichen Totentanzes bewahrt und erinnert der nordöstlichste Zeuge des einstmals epochalen Kunst- und Literaturtypus in Wort und Bild an die einzelnen Stationen seiner Bearbeitung auf dem ein dreiviertel Jahrhundert und unendlich viele Tagereisen währenden Weg von Paris über Flandern und Lübeck nach Reval. ■

Anmerkungen:

- ¹ Der Wortlaut der in der Nikolaikirche in Reval (Tallinn) am 11. September 1998 vorgetragenen Vortrags ist hier beibehalten. Nur diese Notiz mit Literaturangaben sei hinzugefügt: Mai Lumiste: Tallinna Surmatants, Tallinn 1976; Hartmut Freytag (Hrsg.): Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption. Mit Beiträgen von Stefan Blessin, Robert Damme, Hartmut Freytag, Sandra Hiemer, Dorothy von Hülsen, Gisela Jaacks, Brigitte Schulte, Timothy Sodmann, Hildegard Vogeler, Joachim Walter. Köln, Weimar, Wien 1993 (Niederdeutsche Studien; 39), – Unverhältnismäßig viel verdanke ich neben dem an erster Stelle genannten Werk von Mai Lumiste den beiden folgenden Aufsätzen aus dem zuvor genannten Sammelwerk: Hildegard Vogeler: Zum Gemälde des Lübecker und des Revaler Totentanzes, S. 72-108; Robert Damme: Zur Sprache des Lübeck-Revaler Totentanzes, S. 59-71. Zitate aus diesen drei Studien sind im Text jeweils in Klammern mit Seitenangabe vermerkt; Zitate aus eigenen Arbeiten wurden dagegen nicht eigens nachgewiesen.
- ² Der Tallinner Kunsthistoriker und Konservator Jüri Kuuskema (Estnisches Kunstmuseum) hat in der auf diesen Vortrag folgenden Führung darauf hingewiesen, daß man nach der Restaurierung und der damit verbundenen Aufhellung des Gemäldes in dem Tier eher einen Hasen erkennen könne. (Anm. d. Hrsg.)

Liivi Aarma

Georg Müller, Prediger der Heiliggeistkirche zu Reval/Tallinn als Stipendiat seiner Vaterstadt in Lübeck

Ein Beitrag zum deutschbaltischen Geistesleben

Dank des freiheitlichen Lübischen Stadtrechts konnte die kirchliche Organisation der Unterstadt von Reval (estn. Tallinn) ihre Selbständigkeit schon früh entwickeln. Königin Margarethe von Dänemark übertrug mit dem Privileg vom 13. Mai 1266, das der Stadt den Gebrauch des schon 1248 verliehenen Lübischen Rechts bestätigte, ausdrücklich auch die *jura spiritualia*, d. h. das Episkopalrecht, und nach einigem Zögern überließ auch Bischof Johann von Reval seinerseits im Jahre 1284 der Stadt alle *jura spiritualia* (Original-Transsumpt im Revaler Stadtarchiv). *Spiritualia* waren *bona ecclesiastica et praesertium oblationes, quae ecclesiae fiunt*, d. h. Besitztümer, die der Kirche durch Schenkung zuteil wurden. Die faktische Ausübung dieses Rechtes oblag dem Revaler Rat durch von ihm eingesetzte Kirchenvormünder, die das Vermögen der damaligen Stadtkirche und das Johannes-Spital verwalteten und die dafür sorgten, daß alle Schenkungen und Stiftungen, die den Kirchen zufielen, erst durch Eintrag in die betreffenden Stadtbücher zu Anerkennung und Geltung gelangten.¹

Ursprünglich bestand das Gebiet der Burg- und Stadtsiedlung Revals aus drei kirchlichen Bezirken, Pfarreien oder Kirchspielen: denjenigen der St. Marien-Domkirche in der Oberstadt (Burg) und der Olai- und Nikolaikirche in der Unterstadt. Traditionsgemäß gründeten deutsche Kauf- und Werkleute von Gotland die Nikolaikirche, während die Olaikirche von Seefahrern aus dem Norden gegründet worden war. Die sehr komplizierten Gerichtsbarkeitsverhältnisse hat

Paul Johansen in seinen grundlegenden Untersuchungen „Deutsch und undeutsch im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval“² und „Balthasar Rüssow“³ beleuchtet. Die Reformation siegte durch die Bestätigung einer von den Predigern zusammengestellten lutherischen Kirchenordnung seitens des Rates und der Gilden. Sie setzte sich in Reval recht schnell durch und beseitigte alle früheren Abhängigkeitsverhältnisse vom katholisch verbliebenen Bischof und der Domkirche mit einem Schlag. Durch die kirchliche Verordnung vom 9. September 1525 wurde das gesamte, einst der katholischen Kirche geschenkte Vermögen als „Gotteskasten“ den evangelischen Kirchen überlassen, gleichwohl fiel ihnen der Unterhalt der städtischen Gotteshäuser, der Schulen und der Armenhäuser zu. Mit stillschweigender Duldung des Ordensmeisters sorgte das Revaler Stadtministerium für die Besetzung der Pfarrstellen in ganz Nordestland sowie für Ausbildung, Examinierung und Ordination lutherischer Geistlicher. Diese Situation bestand noch lange nach dem Übergang Estlands an Schweden 1561 weiter.

Dieser Tatbestand kam Reval zugute, als der Bischof von Västerås im Jahre 1627 Estland inspizierte und unter anderem das Ziel verfolgte, die ganze Verwaltung der Nordestnischen Kirche, die bisher der Gerichtsbarkeit des Revaler Stadtministeriums unterstand, dem schwedischen Kirchengesetz unterzuordnen.⁴ Sein Vorhaben gelang in den nordestnischen Landsgemeinden und auf dem Domberg, aber das Revaler Stadtministerium und der Rat verblieben bei dem mit dem Lübischen Recht gegebenen Patronatsrecht des Magistrats, das der Autonomie des Revaler Kirchenlebens zugrunde lag. Die Revaler Kirche bewahrte ihre Selbstständigkeit bis zum Jahre 1696.

Die Jurisdiktion des Rates über die Kirchen und deren Verwaltung verursachte jedoch viele Mißverständnisse und Streitigkeiten zwischen dem Rat und den Geistlichen. Der Rat hatte so weitgehende Rechte wie z. B. die Liturgie zu regeln, und er herrschte über die Schulen in Reval. Es kam in der Revaler Kirchengeschichte oft vor, daß Geistliche wegen Despotismus des Rats ihr Amt niederlegten und Reval verließen, zum Beispiel die Superintendenten Nicolaus Glossenus und Gerhard Sagittarius, und der zornige Prediger Matthias Harpe schrieb, daß die Ratsherren, „solche Tulpen und Grobiane“, kaum einen deutschen Brief lesen und schreiben könnten.

Doch seit Beginn der Reformationszeit versuchte der Revaler Rat für die Schulungs- und Bildungsprobleme der undeutschen Prediger – denen das Predigen in estnischer Sprache oblag (zum Terminus „un-

deutsch“ (vgl. Anm. 2) – eine Lösung zu finden. Von Anfang an stellte der Revaler Reformator Johann Lange den Undeutschen seine eigene Kirche zu Verfügung; die erste war die St. Katharinen-Kirche der Dominikaner.⁵ Erster Superintendent Revals wurde dank des Empfehlungsbriefs von Martin Luther der aus Hamburg stammende Lizentiat Nicolaus Glossenius. Offensichtlich war sein Verdienst die Einführung der Ideen zweier fürsorglicher Institutionen im damaligen Reval. So wurden nämlich in Reval städtische Stiftungen für die Ausbildung bedürftiger Geistlicher gegründet. Zum einen gab es ein Hochschul-Stipendium für die ärmeren Bürgerschichten, um nötige Geistliche für die Stadt auszubilden, so wie es schon im 15. Jahrhundert in Hamburg der Fall war. Die Grundlage bildete das Testament des Bürgermeisters Selhorst, dem ständig neue Summen in Testamenten der nachfolgenden Stifter hinzugefügt wurden.⁶ Zum andern gab es in Reval eine Stiftung für arme Schuljungen – *fraternitas pauperum scholarium*. Diese Stiftung tritt in der Hamburger Geschichte schon Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts in Erscheinung.⁷ Nach dem Vorbild Hamburgs wurde in Reval eine gleiche Institution gegründet. In der estnischen Geschichtsliteratur wird die Institution der armen Schuljungen für eine echt lutherische Erscheinung gehalten, aber die Grundlage dazu ist die Idee der allgemeinen Fürsorge der christlichen Welt, die das Luthertum weitergepflegt hat. Daraus ergibt sich aber nicht, daß die Revaler Ratsherren vorwiegend estnische arme Schuljungen ausbilden ließen. In der damaligen Gesellschaft, wo Menschen verschiedenen Alters durch Krankheiten und Epidemien starben, wurden in erster Linie jedoch die verwaisten Kinder der deutschen Stadtbürger und Handwerker im Auge behalten, die auf Kosten der Stadt als Geistliche ausgebildet wurden.⁸

Einer der Prediger an der Revaler Heiliggeistkirche in den Jahren 1600-1608 war Georg Müller. Die geistlichen Texte Georg Müllers, des undeutschen Predigers der Revaler Heiliggeistkirche am Anfang des 17. Jahrhunderts gehören zu den drei ältesten Urkunden der estnischen Schriftsprache, die die frühe estnische Sprache und deren Schrift überliefern, und sind alle im Revaler Stadtarchiv erhalten. Mit dem undeutschen Gottesdienst war schon in der Reformationszeit die estnischsprachige Buchkultur entstanden, deren 475jähriges Jubiläum im Jahre 2000 gefeiert wurde; das Geheimnis der estnischsprachigen reformatorischen Drucke, die 1525 in Lübeck konfisziert und vernichtet wurden, ist jedoch weiterhin nicht vollständig gelüftet.

Einige Forscher sind der Meinung, daß Georg Müller auch zu den Autoren der Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts entstandenen estnischen Druckschriften gehört, etwas des undeutschen ABC-Buches, des Gesangbuches und vielleicht noch einiger anderer geistlicher Bücher. In der Vorrede zur estnischsprachigen Ausgabe des Neuen Testaments aus dem Jahre 1715 finden sich Informationen über den „Sehl. Georg Müller, Pastor zum Heiligen Geist in Reval“, der Anno 1608 gestorben sei und dem Revalschen Stadtministerium ein estnisches Werk überliefert und „zum Druck recommendieret“ habe.⁹ Wenn man aber berücksichtigt, daß Lambertus Kemmerling seit 1585 den „Revalschen Almanach“ herausgab, ist es durchaus denkbar, daß Georg Müller Autor solcher gedruckter Werke war.

Die 39 Predigten von Georg Müller¹¹ geben ein beeindruckendes Beispiel dafür ab, welches Niveau das estnischsprachige geistliche Schrifttum in Reval zu Beginn des 17. Jahrhunderts erreicht hatte. Müller war zweifellos ein hervorragender Prediger und beherrschte die estnische Sprache recht gut. Doch wissen wir über seine Person sehr wenig, besonders über seine Herkunft und Jugend. Reiman bemerkte in seiner Edition der Predigten nur kurz, daß Müller gebürtiger Revaler auf Kosten der Stadt studiert habe und im Jahre 1590 aus Lübeck gekommen sei. Paul Johansen und Heinz von zur Mühlen analysierten gründlich Georg Müllers Texte, ohne neue Lebensdaten hinzuzufügen.¹² In den 60er Jahren fand der estnische Forscher Hans Treumann neue Informationen über die Tätigkeit von Georg Müller in der Zeit 1595 bis 1597 – er war damals Revaler Schulgeselle. Jaak Naber fand Angaben über Georg Müllers Tätigkeit als Lehrer in der Stadtschule von Wesenberg (estn. Rakvere) in den Jahren 1599-1600.³ Aber es gab es keine gesicherten Angaben über Geburtsort und Nation, über Bildungsweg und frühere Tätigkeit. Über seine Tätigkeit als Prediger und Schriftsteller hatten Paul Johansen, Uku Masing und Liis Tohver ausführlich geschrieben.¹⁴ Jetzt hat man als neuen Archivfund die von Georg Müller selbst geschriebene Biographie zur Verfügung, die seinen früheren Lebenslauf, Bildungsgang und seinen Werdegang als Student in Lübeck widerspiegelt.¹⁵ Was die Nationalität von Georg Müller betrifft, ist man sich in den letzten Jahren darüber einig, daß er Deutscher war – im Gegensatz zu der in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts vertretenen Meinung, er sei estnischer Herkunft.

Im Lexikon Estnischer Schriftsteller wird erwähnt, daß er als Stipendiat der Stadt Reval in Deutschland studierte¹⁶ – dies untermauert auch Georg Müller selbst mit seinen autobiographischen Aufzeichnungen, denen wir nun weiter folgen. Er ist ungefähr im Jahre 1567 in Reval als Deutscher geboren und verlor ganz früh seinen Vater. Georg Müller ist im Kontobuch über die Unterstützung armer Schuljungen, das an der Olaikirche geführt wurde, nicht erwähnt; deshalb muß man ihn zu den Zöglingen zählen, die durch Unterstützung der Revaler Nikolaikirche ihre Bildung erhielten, wie er es auch selber schildert. Er schreibt: „Im Jahre 1587 dem 15. August in diese löbliche Gemeinde (weil ich hier in dieser löblicher Gemeinde geboren bin) zum besten für einem armen Schüler und Stipendiaten auf- und angenommen, die damals anverordnete Kasteherren wie Johann Rabe, mich nach Lübeck an einen Albrecht Reimersen genannt, commendieret und vorschreiben“.¹⁷ In einem Vertrag ist zu lesen, daß Georg Müller im Namen seiner Erben bezeugt, daß die Stadt ihm als Waisenkind das Studium ermöglichte und danach ihn in ein für die Stadt notwendiges heiliges Pfarramt oder in ein für Revaler Schulen nötiges Lehramt berief.

Müller erzählte über sein Leben als Stipendiat: „Da ich aber zu Lübeck angekommen war und mich beim gedachten Albrecht Reimersen präsentiert und angegeben hatte, hatte er sich als bald beschwert und entschuldigt, daß er selbst sein Haus voll seiner lieben Kinder und Hausgesindes hatte, deswegen seine Gelegenheit nicht wäre, mich bei ihm aufzunehmen, wußte mich auch zur Zeit bei Niemanden unterzubringen, mußte ich also an einen solchen fremden Orte, in Mangelung des lieben Zergeldes eine geraume Zeit in Pramen und Schiffen an der Traven in Regen und in der Kälte der Nacht mein Herberge und des Tages auf der Straßen mit Heulen und Seufzen mein Brot suchen, bis endlich der liebe Gott, der die seinen nicht verläßt, einen Samaritanum und frommen Man erwecket und an mich gebracht, der sich meines elenden Zustandes erbarmet, mich zu sich eingenommen und nach wenig Tagen in die Schule gebracht.“¹⁸

Bei diesem Mann hatte er „im genug elenden“ Zustande beinahe zwei Jahre sein Studium geregelt. Welche Art Schule er in Lübeck besucht hat, wissen wir nicht. Aber interessant ist, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der aus Dorpat stammende gelehrte Mann Laurentius Müller als Rektor der Lübecker Partikularschule – *artium magister et rector scholae Lubicensis* tätig war¹⁹, der vielen aus Reval an-

gekommenen armen Schuljungen eine der Universitätsbildung ähnliche Ausbildung gerade in der Lübecker Partikularschule ermöglichte. Zum Beispiel kam auch Giesebertus Kritte, der ein verwaister Sohn eines reichen Revaler Kaufmanns war, als Zögling der Institution der armen Schuljungen der Olaigemeinde über Lübeck zum Universitätsstudium in Deutschland. Im Jahre 1575 reiste er nach Lübeck und zwei Jahre später wurde er an der Rostocker Universität immatrikuliert, vier Jahre später in Leipzig und acht Jahre später in Wittenberg.²⁰

Georg Müller schreibt über sein Leben in Lübeck weiter: „Da habe ich dann endlich an die Häupter der Gemeindegassen geschrieben und dank dem vielfältigen Schreiben bekam ich im Jahre 1588 am 12. Oktober von vier Thonnen Roggen zehen Mark vierzehn Weißrundstück, womit ich mich das ganze Jahr beholfen habe.“ Aus Lübeck kehrte Georg Müller im Jahre 1590 zurück, dieses Datum steht eigenhändig in den Archivquellen geschrieben; demnach hatte er ein vier Jahre langes Studium in Lübeck betrieben. Was das Bildungsniveau von Georg Müller betrifft, haben die früheren Forscher schon bewiesen, daß Müller vor dem Hintergrund der damaligen lateinischen Bildung gute und tiefe Kenntnisse hatte²¹. Doch gelang es ihm nicht gleich, eine Arbeitstelle in Reval zu bekommen, und so arbeitete er anfangs als Schulgeselle in Riga. Über seine Berufung nach Reval schreibt er: „Denn zufolge der ehrbare Hochweise Revaler Rat als meine Promotores und Pflegevater mich im Jahre 1595 wieder durch die verordneten Kasteherren von Riga, wo ich in guter Bestallung war, an meine Verpflichtung erinnert und mich legitime hierher voziert, welches Schreiben ich dann vorwärts angenommen habe. Wie ich im März Reval angekommen bin, hat der ehrbare wohlweise Herr Nicolaus Grambow mir bey Peter Molkenbur die Herberge bestellt und besprochen und am Juni dem Inspector der Schule, Herren Gerharo Sagittarius, gleich von dem sämtlichen Ministerium und Kasteherren, vorgestellt und den Schuloffizial mir auf meinen Leib und meine Seele traulich zuerichtet.“²²

Seitdem bezog Georg Müller sein Gehalt als Schulgeselle – so steht es im Kontobuch der Institution der armen Schuljungen der Olaikirche. Im März 1599 schrieb Georg Müller einen Brief an den Revaler Rat, denn der Kasteherr Paul Knieper und der Ratsherr Hans Stampehl hatten seine Entlassung aus dem Schulamt verlangt. Eigentlich hatte er schon im Jahre 1597 irgendwelche Unstimmigkeiten mit den Ratsher-

ren gehabt, denn in demselben Jahr hatte man ihm ein Dokument ausgehändigt, wonach er sein Studium auf Kosten der Stadt gemacht hatte.²³ Seine Entlassung nun war seiner Meinung nach eine große Ungerechtigkeit gegenüber so einem armen Schulgesellen wie er. Diesmal war der Grund nach seinen Worten: „... als sollte ich die vier Knaben, so viel sie sein, zum Trotze mit mir in die Kirche geführt haben, dafür mich Gott behüten soll, solche Geschichte in Wahrheit Niemandem zum Trotze, sondern Gott zu ehren und zur Erhaltung des Friedens und der Einigkeit meines lieben Vaterlandes.“ Er schrieb am 20. März 1599: „... unschuldiger Weise vom gedachten Paul Knieper und Hans Stampehl mich offiziell gekündigt – remouret – haben.“²⁴

Es ist aber gar nicht unmöglich, daß so eine Reaktion Georg Müllers höhnischen Spott über die wohlhabenden, aber oft auch zu viel prahlenden Kaufmänner und Ratsherren hervorgerufen haben konnte. Müller schrieb: „der leidige Haß und Neid sind aber fast so groß, das es auch in der Tierwelt nicht vorkommt“. Der Wortlaut von Müllers Predigten, die in den Jahren 1600-1606 in der Heiliggeistkirche gehalten wurden, ist geradezu ein literarischer Genuß. Müllers Ausdrücke waren scharf und in der Sprache sehr bildhaft und farbenreich.

So mußte Müller vom Herbst 1599 bis 1600 als Schullehrer in Wesenberg tätig sein, wurde aber nach dem Tode von Baltasar Russov, dem Pfarrer an der Heiliggeistkirche, „wie das Haar lang zurück ins Pfarramt der Heiligengeistgemeinde in Reval gezogen.“²⁵ Den Ausdruck, daß „die Gunst der Herren und die Rosenkronblätter sich rückwärts verkehren wie die Aprilwetter“,²⁶ hat er sicher auf Grund seiner Lebenserfahrung geprägt. Auch als Pfarrer der Heiliggeistkirche konnte er eine Zeit lang aus dem Kirchenamt verdrängt worden sein.²⁷

Georg Müller starb ungefähr 40jährig in Reval am 30. Juni 1608. Die Fragen nach der Herkunft Georg Müllers und dem Stand seines Vaters – Handwerker, Geistlicher oder Kaufmann – bleiben weiterhin offen. Das Erbe seines Vaters wurde vom Revaler Magistrat verwaltet, wodurch es ihm ermöglicht war, zu den Revaler Stipendiaten zu gehören. Sein Vater konnte auch Geistlicher in Estland oder Livland gewesen sein, weil es ganz üblich war, daß sich bei Predigern eine Dynastie von Vater, Sohn und Enkel herausbildete wie bei Walter und Robertus von Geldern u. a.²⁸ Oder hatte sein Vater einen Verwandten, der Geistlicher war? Mit dem Familiennamen Müller gab es in der Mitte des 16.

Jahrhunderts im Predigeramt in Livland durchaus einige Prediger, zum Beispiel einen Pfarrer namens Georg Müller in Wenden (lett. Cēsis), der am Anfang des Livländischen Krieges über den Mangel an Schulen für Undeutsche klagte. Ein Nicolaus Müller war in der Mitte des 16. Jahrhundert Pfarrer der estnischen Gemeinde von Pernau (estn. Pärnu); er starb im Jahre 1568. Der Geistliche Laurentius Müller war von 1564 bis zu seinem Tode 1571 Prediger in der Revaler Domkirche.²⁹

Die estnischen Predigttexte von Georg Müller sind nach der Analyse des Theologen Uku Masing ein sauber geschriebenes Manuskript, und wahrscheinlich hat man geplant, sie als „Postilla“ zu drucken – eine damals populäre Gattung geistlicher Literatur, die auf originärem Schaffen geistlicher Autoren beruhte. Die Reihenfolge der Texte entsprach dem Kalender des Kirchenjahres. Die Reinschrift von Georg Müllers Predigttexten entspricht nicht der Chronologie seiner wirklichen Predigten – die Predigten der späteren Jahre sind zwischen die früheren gestellt, wenn sie zum entsprechenden Sonntag des Kirchenjahres passen.³⁰ Die gut erhaltene bewahrte Handschrift hat einheitliches Format der Blätter; Korrekturen und Durchgestrichenem begegnet man selten, und man kann sie als einen von Georg Müller zum Druck vorbereiteten Text ansehen. ■

Anmerkungen:

- ¹ Theodor Schiemann: Der Revaler „Gotteskasten“, in: St. Petersburger Zeitung 1887, Nr. 117, S. 2.
- ² Paul Johansen, Heinz von zur Mühlen: Deutsch und Undeutsch im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval, Köln-Wien 1973, S. 78-81.
- ³ Paul Johansen, Heinz von zur Mühlen: Balthasar Rüssow als Humanist und Geschichtsschreiber, Köln-Wien 1996, S. 100-104.
- ⁴ Titus Christiani: Bischof Dr. Johannes Rudbeckius und die erste estländische Provinzialsynode, in: Baltische Monatschrift 34 (1888), S. 549-587.
- ⁵ Usupuhastus eestlaste maal 1524-1924, Tartu 1924, S. 39f.
- ⁶ Roland Seeberg-Elverfeldt: Revaler Regesten, Bd. 3: Testamente Revaler Bürger und Einwohner aus den Jahren 1389 bis 1851, (Veröffentlichungen des Niedersächsischen Archivverwaltung; H. 26), Göttingen 1975, Nr. 157 S. 152-154.
- ⁷ Ernst von Moeller: Die Elendbruderschaften: ein Beitrag zur Geschichte der Fremdenfürsorge im Mittelalter, Leipzig 1906, S. 51.
- ⁸ Johansen, von zur Mühlen (wie Anm. 2), S. 360-372; Kaja Altof: Vaesed koolipoisid Tallinnas XVI sajandi teisel poolel (mit dt. Referat: Arme Schuljungen in Reval in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts), in: Religiooni ja ateismi ajaloo Eestis, Tallinn 1987, S. 76, 77, 80, 271, 272; Liivi Aarma: Die Pfarrer im Estländischen Stift – seit der Reformation bis zum Ende der schwedischen Zeit (1561-1710), in: Kirche und

- Schrifttum der Ostseeländer im 17. Jahrhundert (Acta Bibliothecae Nationalis Estoniae; 7), Tallinn 1998, S. 193-195.
- ⁹ Hans Treumann: Molleriana: isikuloolist Georg Mülleri kohta, in: Vanemast raamatukultuuri loost, Tallinn 1977, S. 38-43; Christian Hoppius: Die deutsche Vorrede aus dem Reval-estnischen Neuen Testament vom Jahre 1715, in: Beiträge zur genauern Kenntniss der ehstnischen Sprache, Hrsg.: J. H. Rosenplänter, H. 13, Pernau 1821, S. 106f.
- ¹⁰ Liivi Aarma: Tallinna 15-16. sajandi raamatusuhtlus ja Lambert Kemmerlingi Tallinna 1585. ja 1588. aasta almanahhid (mit Referat: Book Publishing and Printing in Tallinn in the 15th and 16th Century and Lambert Kemmerling's Almanacs of Tallinn 1585 and 1588), in: Raamatukogu 1996: 5, S. 23-26, 42.
- ¹¹ Villem Reiman: Neununddreißig Estnische Predigten von Georg Müller aus den Jahren 1600-1606, in: Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 15 (1891), S. 100-145.
- ¹² Johansen, von zur Mühlen (wie Anm. 2), S. 360-372.
- ¹³ Treumann (wie Anm. 9), S. 38. Jaak Naber: Haapsalu, Lihula, Rakvere, Narva, Kuressaare linnakoolid, in: Eesti kooli ajalugu I, Tallinn 1989, S. 96f.
- ¹⁴ Johansen, von zur Mühlen (wie Anm. 2), S. 360-372; Uku Masing: Lisandeid XVII sajandi kirjandusloole: Georg Müller, in: Keel ja Kirjandus 1977, Nr. 1; S. 27-36; Liis Tohver: Lääne-Euroopa kajastusi Georg Mülleri jutlustes (1600-06), in: Eesti Kirjandus 1935, Nr. 1, S. 6-24.
- ¹⁵ Liivi Aarma: Kuidas Tallinna koolipoiss Lübeckis studeerimas käis, in: Horisont 1998, Nr. 6, S. 22-24.
- ¹⁶ Eesti kirjarahva leksikon, Tallinn 1995, S. 365f. (Artikel verf. von Erna Siirak und Oskar Kruus)
- ¹⁷ Tallinna Linnaarhiiv (Revaler Stadtarchiv, im Folgenden zitiert als TLA), Bestand Magistrat, Bp. 6, F. 24-26.
- ¹⁸ Ebda., F. 27.
- ¹⁹ Leonid Arbusow: Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik (Mitau) 1911-1913 (1914), S. 143.
- ²⁰ Hugo Richard Paucker: Ehstlands Geistlichkeit in geordneter Zeit- und Reihenfolge, Reval 1849, S. 366; Eduard Peter Heinrich Paucker, Ehstlands Kirchen und Prediger seit 1848: in Anschluß an „Ehstlands Geistlichkeit von Hugo Richard Paucker“, Reval 1885, S. 104, 114; Altof (wie Anm. 8), S. 76, 77, 80.
- ²¹ Tohver: (wie Anm. 14), S. 24.
- ²² TLA (wie Anm. 17), F. 24.
- ²³ Treumann (wie Anm. 9), S. 38.
- ²⁴ TLA (wie Anm. 17), F. 25.
- ²⁵ Reiman (wie Anm. 11), S. 144, Anm. 3.
- ²⁶ Masing (wie Anm. 14), S. 27.
- ²⁷ Treumann (wie Anm. 9), S. 38; TLA (wie Anm. 17), Bl. I, F. 12.
- ²⁸ Johansen, von zur Mühlen (wie Anm. 3), S. 111, 134, 137, 181, 183, 185-187, die neusten Ergebnisse liegen auf estnisch vor bei Liivi Aarma: Uusi andmeid Pühavaimu pastori Georg Müller varase elukäigu kohta, in: Keel ja kirjandus 1999, Nr. 11, S. 788 - 795.

²⁹ Martin Ottow, Wilhelm Lenz: Die evangelischen Prediger Livlands bis 1918, Köln, Wien 1977, S. 344; TLA (wie Anm. 17), Bp. 6.

³⁰ Masing (wie Anm. 14), S. 36.

Tiiu Reimo

Druckkunst und Druckereien in Reval/Tallinn im 18. Jahrhundert

Der Buchdruck in Estland nahm im 17. Jahrhundert mit der Gründung der Druckereien an der Universität in Dorpat (estn. Tartu) (1632) und am Gymnasium in Reval (estn. Tallinn) (1633) seinen Anfang. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde auch in Narva eine Druckerei eröffnet. Da der Nordische Krieg die Entwicklung des Buchdruckes stark hemmte, war die Revaler Stadt- und Gymnasialdruckerei nach dem Kriege die einzige Druckerei Estlands. Die Narvasche Druckerei wurde nach der Eroberung der Stadt (1704) zusammen mit dem Drucker nach Moskau umgesiedelt, die Druckerei der Dorpater Academia Gustaviana wurde zusammen mit der Universität nach Schweden evakuiert. Erst im Jahre 1766, als eine Druckereianlage in Oberpahlen (estn. Põltsamaa) entstand, erhielt Estland die zweite Druckerei, die Ende des 18. Jahrhunderts nach Dorpat überführt wurde. Die zweite Druckerei in Reval war eine Privatdruckerei, gegründet von Martin Christoph Iversen und Johann Siegmund Fehmer im Jahre 1786, entsprechend dem Gesetz des Jahres 1783. Dieses Gesetz erlaubte die Gründung von Druckereien und anderen Manufakturen. Die Druckerei war aber nur 10 Jahre tätig, da nach der Verordnung Katharinas II. im Jahre 1796 alle Privatdruckereien schließen mußten. Fehmer starb in demselben Jahr, Iversen begab sich nach Wiborg (finn. Viipuri, russ. Vyborg), wo er die Stelle des Stadtdruckers antrat.

Revals kulturelle Orientierung nach Deutschland blieb unverändert, ungeachtet der russischen Oberherrschaft. Die Estländische Ritterschaft und der Revaler Rat hatten ihre Privilegien bewahren können. Die wichtigsten für das deutschbaltische Kulturleben waren die evangelische Religionsfreiheit nach der Augsburgischen Konfession, die Ernennung eines die deutsche Sprache beherrschenden Gouverneurs, die Durchführung der freien Ratswahl, Besetzung aller Ämter nach altem Brauch und der ausschließliche Gebrauch der deutschen Sprache in allen Amts- und Gerichtsverhandlungen. Die schwedischen Einflüsse verschwanden zusammen mit der Verminderung der Kontakte. Daß

der baltische Raum mit Westeuropa eng verbunden blieb, hing in erster Linie mit der Einwanderung von deutschen Gelehrten und Handwerkern im 18. Jahrhundert zusammen. Nach verlorenen Kriegen und verheerender Pest boten die baltischen Länder Arbeitsplätze und Aufstiegsmöglichkeiten. Das örtliche deutschsprachige Wirtschafts- und Kulturleben begünstigte die Integrierung der Ankömmlinge. Im Bereich des Buchwesens und der Druckkunst spielten die Deutschbalten und Deutschen die führende Rolle.

Seit 1676 war Christoph Brendeken aus Goslar als Stadtprinter in Reval tätig. Er heiratete die Witwe des Revaler Druckers Adolph Simon. Die Druckereiarbeit wurde von seinem Sohn Johann Christoph Brendeken fortgesetzt. Nach dem Tode des letzteren im Jahre 1716 übernahm Johann Köhler (1662-1736) die Druckerei. Er stammte aus Riga, erlernte den Beruf wahrscheinlich in Riga, während seiner Gesellenjahre konnte er auch in Reval arbeiten, wo er sich im Jahre 1696 mit der Tochter des Druckers Adolph Simon verheiratete. Von 1696 bis 1704 war er als Drucker in Narva tätig. In Reval arbeitete er als Stadtprinter bis zu seinem Tode im Jahre 1736, danach erbte die Druckerei sein Sohn Jacob Johann Köhler (1699-1757). Nach dessen Tod besaß Jacob Johann Köhlers Witwe Anna Catharina Trump zwölf Jahre die Druckerei. 1769 fiel die Druckerei als Erbschaft an Axel Heinrich Lindfors jr. (1757-1784), dem Enkelkind von Jacob Johann Köhler. Zuerst leitete die Druckerei als Vormund seines minderjährigen Sohnes der Kaufmann und Ratsherr Axel Heinrich Lindfors sr. (1723-1782). Nach dem Tode von Axel Heinrich jr. leitete seine Mutter Maria Elisabeth Köhler die Druckerei. Die Tochter von Lindfors sr., Juliane Elisabeth, heiratete den Faktor Carl Johann Gottfried Minuth, der die Druckerei spätestens im Jahre 1798 in Besitz nahm.

Von den Besitzern der Privatdruckerei war Martin Christoph Iversen (1750-?) in Reval geboren, Johann Siegmund Fehmer (1759-1796) war aus Neubrandenburg gebürtig und kam nach Reval als Druckergeressele.

Am Aufschwung der Stadt- und Gymnasialdruckerei hatten Vater und Sohn Axel Heinrich Lindfors wesentlichen Anteil. Im Jahre 1770 errang Lindfors sr. die Bestätigung des vom Schwedischen König 1672 an die Druckerei verliehenen Privileges auf den Namen seines Sohnes. Dieses Vorrecht sicherte ihm zu, „daß alle die Bücher und Schriften, welche von Ihme seinen Kindern oder Erben, falls Sie die Kunst fort-

setzen und gebrauchen, zum ersten neu aufgelegt, oder aufs neue wiederumb übersehen und verbessert, es sey in welcherley Sprache es auch seyn könne, und im Druck ausgehen werden, kein ander hier im Reiche weder nachzudrucken noch feil zu haben erlaubet seyn soll, sowohl an selbigem Orthe, als auch anderswo, in Unserm Reiche und darunten legenden Provinzien, Ihme und seinen Kindern in ihrer Kunst, Unkosten, Arbeit und Nahrung, zum Hindernis, Eindrang und Schade, ...“.¹ Diese Verordnung Katharinas II. wurde vom Senat bestätigt und am 14. September 1770 von der Estländischen Gouvernementsverwaltung in deutscher Sprache publiziert. Außer dem Schutz vor unberechtigten Nachdrucken erlaubte das Privileg dem Drucker, einen Buchladen zu führen.²

Im Jahre 1716 war die Druckerei in kümmerlichem Zustand. Der Wert der Druckerei wurde mit 400 Reichstaler bemessen. Damit Köhler der Übernahme der angebotenen Stelle zustimmte, versprach der Rat, die in der Druckerei notwendigen Reparaturen auszuführen und dem Drucker einen Jahreslohn von 25 Reichstaler zu gewähren. Dieselbe Summe wurde auch von der Gouvernementsregierung bezahlt. Außerdem erhielt der Drucker eine kostenlose Wohnung in den Räumen des ehemaligen Klosters, in dem sich auch das Gymnasium befand, und war von den städtischen Steuern befreit.³ Der Druckerlohn galt unveränderlich bis zum Ende des Jahrhunderts. Der Vertrag zwischen dem Rat und dem Drucker Minuth von 1798 besagt, „daß dem Buchdrucker Minuth für die an die Stadt Kanzelley übernommene Lieferung der zehn Exemplare von allen in der Druckerey gedruckten Ukasen, Placaten und Verordnungen, von dem Ersten Februarii d. J. ab, fünf und zwanzig Rubel jährlich ausgezahlt werden solle“.⁴ Mit der Gouvernementsverwaltung wurde ein besonderer Vertrag für den Druck der zu veröffentlichenden Publicata und Verordnungen geschlossen.⁵ Aus den dem Rat vorgelegten Rechnungen und Quittungen geht hervor, daß der Drucker für die Druckschriften anderen Inhalts gesonderte Rechnungen bezahlt bekam. Ein Teil der Rechnungen ist betitelt: „Eines Hochedlen und Hochweisen Raths Special Ordres zufolge gedruckt“, nach der Bestätigung des Privileges im Jahre 1770 heißt der Titel „Vor einem Hochedlen und Hocherweisen Magistrat in der hiesigen Kayserlichen privilegirten Buchdruckerey folgendes gedruckt worden“. Den größeren Teil bilden aber einfache Empfangscheine unter dem Titel „Nota“. Außer dem Drucklohn für Bücher und Schriften weisen die Quittungen Beträge für andere dem Rat er-

wiesene Dienste wie Versorgung mit Schreib- und Konzeptpapier und den Druck von Steuerquittungen und verschiedenen Formularen aus. Für das Gymnasium gedruckte Schriften sind zumeist in den der Stadtkasse vorgelegten Rechnungen mit aufgeführt; nur vereinzelt kann man im Revaler Stadtarchiv ausschließlich für das Gymnasium bestimmte Rechnungen finden.

Vom kümmerlichen Zustand der Druckerei und dem Bedürfnis für Reparaturarbeiten zeugen mehrere an den Rat vorgelegte Gesuche. Johann Köhler klagte über das Einfallen der Decke im Jahre 1729. Zwei Jahre später meldete er, daß es durch die Decke des Druckzimmers regnet. 1737 mußte man die Treppen des Hauses reparieren. Im Jahre 1788 erhielt Lindfors 250 Rubel für die Reparaturarbeit.⁶ Ein gründlicher Umbau wurde in der Druckerei 1794 durchgeführt. Dann wurden das Arbeitszimmer und das Gesellenzimmer renoviert und die Fensterrahmen ausgetauscht. Der Vertrag zwischen dem Kurator der Druckerei, Joachim Rudolph Hippus, und dem Vertreter des Rates, Gottlob Immanuel Hahn, wurde am 11. Mai 1794 geschlossen und der Druckerei 800 Rubel für die Kosten gegeben.⁷

Die Archivmaterialien zeigen nicht, wieviele Pressen oder wieviele Arbeiter die Druckerei hatte. Vermutlich wurde während des ganzen Jahrhunderts mit einer Presse gearbeitet. Johann Köhler begann seine Tätigkeit mit einem Gesellen und einem Lehrling, gegen Ende des Jahrhunderts vergrößerte sich die Zahl derselben auf 3 oder 4. Bei den größeren Arbeiten könnte die Zahl der Gesellen auch größer sein. Ausserdem arbeiteten in der Druckerei mehrere Lehrlinge. 1798 betrug der Arbeitslohn der Gesellen 2 Rubel in der Woche zuzüglich freie Beköstigung.⁸ Auch in der aus dem Jahre 1794 stammenden Übersicht der Renovierungsarbeiten der Druckerei spricht man von den Gesellen. Da betont man, daß wegen der ganz verfallenen Arbeitsstube keine neuen Gesellen kommen würden, sondern auch die jetzigen, wenn nicht gebaut wird, aufsagen würden.⁹ Einem dem Estländischen Zivilgouverneur vorgelegten Bericht vom September 1811 zufolge hatte die Stadtdruckerei zwei Pressen,¹⁰ drei Gesellen und zwei Lehrlinge. Die Druckerei von Iversen und Fehmer hatte nur eine Druckpresse. Im Jahre 1793 besorgten sich die Betreiber auch eine Kupferstichpresse.¹¹

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erhielt in der Druckerei der „Faktor“ – der ausgebildete Drucker, der sowohl der technische Leiter als auch Geschäftsführer war – eine besondere Rolle. Als solcher ist

T. C. Landgraff bekannt, der schon in der Druckerei Köhlers' Wittwe gearbeitet hat. Seine Unterschriften kann man auf vielen Rechnungen aus den Jahren 1784-1788 finden, d. h. nach dem Tode von Lindfors jr., als Maria Elisabeth Köhler Besitzerin der Druckerei war.¹² Bei der Ausgabe des deutschsprachigen Gesangbuches hat das Stadtministerium mit Landgraff über Papier- und Drucklohn verhandelt.¹³ Der zweite Druck der estnischsprachigen Bibel (1773) wurde von der Verlagskasse der estnischen Bücher beim Estländischen Provinzialkonsistorium mit 12 Rubel bezahlt.¹⁴

Das Druckverfahren blieb bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unverändert: die Druckpresse mit einigen Metallteilen war aus Holz gebaut, den Satz machte man von Hand, zum Einfärben der Lettern wurden Druckerschwärze und Zinnober verwendet. Die Druckschriften aus dem 18. Jahrhundert zeigen, daß von verschiedenen Drucktypen die Revaler Druckereien sowohl die Antiqua (Lateinschrift) als auch gotische Schriften (Fraktur und Schwabacher), Nummer- und Kalenderzeichen, verschiedene Druckleisten, Zierornamente und Vignetten besaßen. Beide bestellten Typen aus Deutschland. Damals gab es in den Baltischen Ländern keine Schriftgießerei. Offensichtlich war der Vorrat nicht groß, und für die größeren Arbeiten hat man immer neue Typen bersorgt, z. B. für das Neue Testament (1715) wurden die Schriftformen aus Lübeck bezogen, vermutlich von dem Schriftgießer Jobst Rüdeman.¹⁵ Für den Bibeldruck (1739) besorgte man die Typen und das Papier mit Hilfe der Franckeschen Stiftungen in Halle.¹⁶ Das Stadtministerium gab im Jahre 1768 der Druckerei 115 Rubel, damit sie neue Typen für das deutschsprachige Gesangbuch anschaffen konnte.¹⁷ Das Papier für dieses Buch kam aus Göttingen.¹⁸ Antiqua wurde für den Satz der lateinischen, Fraktur für den Satz der deutschen, estnischen, schwedischen und finnischen Texte gebraucht. Am Anfang des Jahrhunderts wurden hinsichtlich der Typengröße meistens Mittel, danach Tertia gebraucht. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts druckte man vornehmlich in Korpus und Cicero. Um das Druckbild zu beleben, wurden verschiedene Typengrößen, am Anfang des Jahrhunderts auch in Verbindung mit illustrierten Holzinitialen, benutzt. Das Titelblatt war oft zweifarbig – schwarz und rot – gedruckt.

Um die 70er Jahre bestellte Lindfors aus Deutschland neue Kalenderzeichen, Zierrahmen und Vignetten. Damit gaben die bisher im Buchschmuck herrschenden Barockornamente den Weg für den Roko-

kostil frei, der zu dieser Zeit in Europa in Mode war. Ranken- und Muschelformen mit Blumenkörben und Sträußen, nackte Putten, flatternde Girlanden, Bänder und kleine Blumenzweige illustrierten die Drucke dieser Zeit. Auch die Drucker Iversen und Fehmer benutzten Rokokoverzierungen. Einige in Reval gebrauchte Vignetten kann man im „Katalog der im germanischen Museum vorhandenen zum Abdrucke bestimmten beschnittenen Holzstöcke vom XV.-XVIII. Jahrhundert“ (Nürnberg, 1892-1894) finden, einige aber auch im „Praktischen Handbuch der Buchdruckerkunst“ (Leipzig, 1791) von Christian Gottlob Täubel. Man kann mit Sicherheit sagen, daß die Revaler Drucker die schönsten und feinsten von ihnen ausgewählt haben. Alle Verzierungen sind in der Technik des Holzschnitts gefertigt. Einige Vignetten sind offensichtlich den Meistern aus Reval oder Estland geschaffen worden, z. B. ziert eine kleine Silhouette Revals in Holzschnittechnik mit der Zuschrift „Reval“ das Titelblatt vom „Neuen Testament“ (1715), dasselbe Motiv mit der Zuschrift „Revalia“ schmückt das Titelblatt der Lotteriegewinnverzeichnisse, die in den Jahren 1769 und 1771 gedruckt wurden.¹⁹ Eine ziemlich große Kopfvignette mit dem Revaler Wappen fand sich auf den im Jahre 1775 gedruckten Ordnungen des Revaler Rates („Eines ...Raths der ... Stadt Reval ... erneuerte Ordnungen nebst der Taxa“). Die für die europäischen Bücher charakteristischen Titelpuffer findet man in den in Estland gedruckten Büchern sehr selten. Der Grund dazu war Mangel an den Kupferdruckereien und der hohe Preis der Arbeiten. Der Titelpuffer für die im Jahre 1739 erschienene estnischsprachige Bibel war von Filipp Jegorowitsch Mattarnovi in St. Petersburg (russ. Sanktpeterburg) hergestellt. Das Frontispiz für die im Jahre 1777 gedruckte finnischsprachige Bibel war die Arbeit der Stecherin Johann Dorothea Philippin (geb. Sysang). Eine Titelvignette als Kupferstich schmückt das im Jahre 1778 gedruckte Buch „Mineralogisch-geographische und andere vermischte Nachrichten von den altaischen Gebürgen“ von dem Lehrer der Bergschule in St. Petersburg, Michael Renovantz. Die Anfangsvignette dieses Buches zeigt die Widmung des Verfassers an Katharina II. Von diesem Buch ist auch eine andere Druckvariante vorhanden: diese ist einfacher, ohne Titelbild und Anfangsvignette. Die Variante mit Kupferstichillustrationen befindet sich z. B. in der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, die Variante ohne Bilder in der Estnischen Akademischen Bibliothek. Von Holzschnitten herge-

stellte Titelbilder zieren die in Estland gedruckten Haus- und Kirchenbücher. Zwei von ihnen – das Titelbild für den Teil der Evangelien und Episteln und für den Teil der Geistlichen Lieder – sind den Kupferbildern ähnlich, die die erste in Halle gedruckte Ausgabe des Handbuchs schmückten. Entsprechend der Holzschnittechnik sind die Bilder ein bisschen verändert.

Das Format des Buches veränderte sich zusammen mit dem neuen Illustrationsstil. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts herrschte das Quartformat vor (z. B. sind die Programme des Gymnasiums in Quarto gedruckt). Mit dem Rokokostil kam das Oktavformat. Der Text auf dem Titelblatt wurde verkürzt und der freie Raum wurde für die Titelvignette benutzt. Für den Text wurden kleinere Schrifttypen gewählt. So blieben die weißen Ränder größer, der Text schien mehr kompakt. Damit erweckte das Buch einen luftigen Eindruck.

Ein Satz hielt vermutlich den Druck von bis zu 4000 Exemplaren aus. Beim neuen Satz tauschte man oft auch Vignetten und Zierrahmen. Besonders bemerkbar sind die Unterschiede des Satzes beim estnischsprachigen Haus- und Kirchenbuch. Z. B. sind von der aus dem Jahre 1793 stammenden Ausgabe des Katechismus drei verschiedene Varianten vorhanden, in denen es unterschiedliche Titel- und Kopf vignetten gibt. Zwei verschiedene Sätze gibt es auch von den Evangelien und Episteln derselben Ausgabe.

Die Archivalien der Verlagskasse der estnischen Bücher enthalten drei Verträge mit der Stadt- und Gymnasialdruckerei für den Druck estnischsprachiger geistlicher Bücher (die 2. Auflage der estnischsprachigen Bibel und zwei Predigtsammlungen). Von diesen kann man erfahren, daß Satz, Druck und Papier des Bogens 12-16 Rubel kostete.²⁰ Für den Druck des deutschsprachigen Gesangbuches (1771) hat man der Druckerei für den Satz und Druck per Bogen bei 4000 Exemplaren Auflage 7 Rubel bezahlt.²¹ Bei den Programmen und Reden des Gymnasiums, deren Auflagehöhe bei 300 bis 500 lag, genügte ein einziger Satz. Je nach Umfang schwankte der Satz- und Druckpreis zwischen einem und zwei Reichstalern (am Anfang des Jahrhunderts) und später drei bis fünf Rubel.

Während Drucktypen und Verzierungen aus Deutschland besorgt wurden, verwendete man Papier verschiedener Herkunftsländer. Auch Papier von örtlichen Papierfabriken wurde benutzt. Die Produktion der in den 1730er Jahren gegründeten Fabrik in Reppin (estn. Räpina) war

jedoch „nicht hinreichend – von kleinem Formate und sehr mittelmäßiger Bonitæet“²² – um die Wünsche und Bedürfnisse der Druckereien und Klienten zu befriedigen. So mußte man Qualitätspapier aus dem Ausland besorgen. Dieses Papier war teuer, die Transportkosten groß, und das verursachte eine Steigerung der Druckkosten. Der Grund, warum die Verleger die Bücher im Ausland drucken ließen, war einmal die Nähe des deutschen Buchmarktes, zum andern auch das bessere und billigere Papier. Um den Preis des Buches zu differenzieren, druckte man einen Teil der Auflage auf billigerem Papier. Welches Papier für den Druck in Frage kam, hing von den Wünschen und dem Geldbeutel des Kunden ab. Ausführlich ist die Papierauswahl in dem am 19. Januar 1770 an den Rat vorgelegten Brief „Gehörsamste Vorstellung und Bitte des Hiesigen Stadt Ministerii wegen des zu druckenden neuen Gesangbuches“ beschrieben.²³ Daraus ist zu ersehen, daß man das billigste Papier aus Reppin bekommen konnte – 7 Rubel per Ballen (mit diesem Papier handelte auch der Drucker Lindfors²⁴) – aber entsprechend der Meinung des Faktors war es „schlechtes, braunes und diefes Papier“, weshalb man nach Proben aus deutschen Papierfabriken gefragt hatte. Zum Schluß wurden 50 Ballen mit einem Preis von 10 Rubel 50 Kopeken per Ballen aus einer Fabrik in der Nähe von Riga bestellt. Für einen Teil der Auflage wurden 74 Ries holländisches Schreibpapier besorgt. 200 Exemplare wurden auf das am Ort hergestellte Papier gedruckt, um das Buch für die ärmeren Leute billiger zu machen.

Beide Druckereien druckten Bücher in allen in der Region gebräuchlichen Sprachen, d. h. in Deutsch, Estnisch, Schwedisch, Finnisch, und natürlich auch in anderen Sprachen (in Französisch, in Lateinisch, in Griechisch u.s.w.). Ungeachtet der Russischen Oberherrschaft wurde während des 18. Jahrhunderts in Reval kein russischsprachiges Buch gedruckt. Entsprechend der Verträge war die Stadt- und Gymnasialdruckerei verpflichtet, Gesetze und Verordnungen des Rates und Publikationen der Estländischen Gouvernementsregierung so schnell wie möglich zu drucken. Für das Gymnasium druckte man Programme, Reden und Einladungsschriften. Diese wurden in beiden Druckereien gedruckt. Die Stadt- und Gymnasialdruckerei selbst gab Fibeln, Katechismen und Kalender, seit dem Jahr 1773 auch estnischsprachige Haus- und Kirchenbücher, heraus. Die genaue Übersicht über die Verlagsartikel gaben die Berichte der Druckerei aus den Jahren 1772, 1775, 1783, 1803.²⁵

Wieviele Bücher in Reval im 18. Jahrhundert verlegt und gedruckt wurden, kann man bis jetzt nicht genau sagen. Die Arbeit an der retrospektiven Nationalbibliographie dieser Periode ist noch im Gange.²⁶ Ich habe aus der Periode 1710 bis 1800 mehr als 650 Einzeldrucke und 2000 Publikationen registrieren können, von denen 50 bei Iversen und Fehmer gedruckt sind. Von den registrierten Büchern sind etwa 70% vorhanden. Außer in estnischen Bibliotheken sind sie in den Bibliotheken von Rußland (meistens in St. Petersburg), Lettland (meistens in Riga), Finnland, Schweden, Deutschland, Dänemark und Großbritannien nachweisbar. Die Anzahl der Drucke in der lateinischen Sprache ging in bedeutendem Ausmaß zurück. Die Mehrzahl der Druckproduktion war in Deutsch, die estnischsprachigen Bücher bildeten etwa 33% der Produktion.

Estnischsprachige geistliche Bücher wurden meistens auf Kosten der Verlagskasse der estnischen Bücher beim Estländischen Provinzialkonsistorium herausgegeben, wie die zwei Auflagen der estnischsprachigen Bibel von 1739 und 1773 und zwei estnischsprachige Predigtsammlungen (1779, 1791).²⁷ Die erste estnischsprachige Bibel (1739) ist gleichzeitig das schönste in Estland gedruckte Buch jenes Jahrhunderts. Im Jahre 1721 ließ das Provinzialkonsistorium eine neue Auflage des estnischsprachigen Haus- und Kirchenbuchs in Halle drucken.²⁸ Bis 1771 erschienen auf Kosten der Verlagskasse 16 Auflagen mit mehr als 70 000 Exemplaren dieses Buches. Die vier ersten Auflagen wurden in Deutschland, die anderen in Reval gedruckt. Da im 17. Jahrhundert das Haus- und Kirchenbuch zu den Verlagsartikeln der Stadt- und Gymnasialdruckerei gehörte, versuchte der Drucker Lindfors, das Verlagsrecht zurückzugewinnen. Der Prozeß zwischen dem Konsistorium und der Stadt- und Gymnasialdruckerei dauerte sechs Jahre (1772-1778) und wurde zugunsten der Druckerei entschieden. Von 1773 bis 1793 wurden auf Kosten der Druckerei sechs neue Auflagen gedruckt.²⁹ Dieses vier Teile umfassende Buch enthält Katechismus, Evangelien und Episteln, Gesangbuch und Gebetbuch, und wurde jedesmal in einer großen Auflage (4000 bis 6000 Ex.) gedruckt. Das Haus- und Kirchenbuch und die Kalender brachten dem Drucker einen festen Gewinn.

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen zu der in der estnischen Sprache bisher erschienenen geistlichen Literatur didaktische Lese- und praktische Handbücher hinzu. Viele von den letzteren

wurden bei Iversen und Fehmer gedruckt. Von den praktischen Handbüchern wurde bei Lindfors nur eines – „Ein Küchen- und Kochbuch“ („Köki ja Kokka Ramat“) – gedruckt. Als Vorbild der weltlichen Literatur dienten Bücher von deutschen Autoren. Am Ende des Jahrhunderts war das beliebteste Buch „Fabeln und Erzählungen zur Bildung des Witzes und der Sitten der Ehsten“ („Juttud ja Teggud kui ka Monningad Öppetussed mis maiapiddamisse pärrast tarwis lähtwad“) von Friedrich Wilhelm Willmann, Pastor des Kirchspiels von Karris (estn. Karja) auf Ösel. Als Vorbild diente ihm „Schöne Fabeln und Erzählungen“ („Jaukas Pasakkas in Stahsti“, 1766) vom lettischen Literaten Gotthard Friedrich Stender (1714-1796). In dem im Jahre 1780 publizierten Avertissement klagte Willmann, daß die Letten schon lange Geschichten, Erzählungen und Lieder zum Zeitvertreib haben, weil die Esten in den Krügen und auf den Jahrmärkten auf eine wilde Art ihre Zeit vergeuden.³⁰ Von dem Buch wurden in kurzer Zeit drei Auflagen (1782, 1804, 1834) gedruckt. Das einzige noch vorhandene Exemplar der ersten Auflage dieses Buches entdeckte Otto Alexander Webermann im Jahre 1956 in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen.

Als Verleger der deutschsprachigen Literatur waren verschiedene Anstalten (wie Provinzialkonsistorium und Waisenhaus) und Verfasser (wie Thomas Hippius, Johann Wilhelm Ludwig Luce, Michael Renovantz), meistens aber ortsansässige Buchhändler tätig. Zuerst muß man hier Johann Jacob Illig (?-1786) nennen, der Herausgeber einiger Schulbücher und der Zeitung „Revalsche Wöchentliche Nachrichten“ war. In der Zeitung veröffentlichte man die Übersetzungen von Verfügungen und Verordnungen der kaiserlichen Zentralbehörden, lokale Gerichtsmeldungen, Artikel über örtliches Leben. Als Redakteur arbeitete von 1772 bis 1795 Ernst August Wilhelm Hörschelmann (1743-1795), Professor der Philosophie und Geschichte am Revaler Gymnasium. Auch war er seit 1787 beim Revaler Polizeiamt als Zensor tätig.³¹ Von den Verlagsartikeln des Buchhändlers Peter Gottlieb Bornwasser sind drei Revalsche Adreßbücher (1787, 1790, 1796) bemerkenswert.

Der einzige Revaler Verleger, dessen Verlagsartikel in den Leipziger Meßkatalogen vertreten sind, war der Arzt und Schriftsteller Johann Friedrich Ernst Albrecht, der Gründer des Verlags „Albrecht und Compagnie“. Er studierte Medizin in Erfurt und kam 1776 nach Estland. Bis 1780 war er als Hausarzt bei dem Grafen von Manteuffel in Wesen-

berg (estn. Rakvere) tätig. Danach begab er sich zusammen mit dem Verlag nach Reval, wo er fünf Jahre als Verleger arbeitete. Von den Jahren 1780 bis 1785 sind in den Meßkatalogen 41 vom Verlag „Albrecht und Co“ herausgegebene Bücher nachzuweisen, in denen Reval als Verlagsort bezeichnet ist. Davon sind aber nur zwei in Reval gedruckt. Albrechts Kommissionär in Leipzig war Paul Gotthelf Kummer, und meistens waren die Bücher in Deutschland gedruckt.

Der Buchhändler Christian von Glehn ist als erster Kotzebue-Verleger bekannt. August von Kotzebue war damals sicherlich der produktivste belletristische Autor in Estland. Die Glehnsche Buchhandlung brachte seine in den Jahren 1786 bis 1789 erschienenen Werke heraus, meist auch in Kommission von Paul Gotthelf Kummer. Nur eine Komödie – das Singspiel „Die väterliche Erwartung“ – war in Reval bei Iversen und Fehmer gedruckt.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts wurden in Reval viele pietistische Bücher in allen Sprachen gedruckt. Besonders bemerkenswert darunter ist ein in der British Library in London vorhandener Sammelband, der sieben im Jahre 1723 in Reval gedruckte schwedischsprachige Druckschriften enthält. Der Band beginnt mit der im Jahre 1710 geschriebenen Erklärung zum Pietismus („Samtelige Theologiae Professorum i Leipzig ... swar om thet så kallade Pietisterie“) der Professoren der Leipziger Universität. Unter anderem enthält der Band drei Predigten über das wahre Christentum von Anton Wilhelm Böhme, Pastor der deutschen Schloßkapelle in London („En Sann och Falsk Christen“, „En Syndares Elände och Tröst“, „Det Nya Creaturet i Christo Jesu“). Die umfangreichste fremdsprachige Druckschrift des Jahrhunderts war die finnischsprachige Bibel „Biblia, se on Koko Pühä Raamattu Suomexi“, gedruckt 1777, mit Schriften und auf Kosten des Druckers Axel Heinrich Lindfors.

Vergleicht man die Produktion der Revaler Druckereien und Verlage mit den rigaischen, so zeigt es sich, daß die Revaler weniger konkurrenzfähig waren. Zum Ende des Jahrhunderts war Riga zum führenden Druckzentrum Rußlands aufgestiegen, hauptsächlich dank des Verlages von Hartknoch. Der Literatenstand Revals und Nordestlands, d. h. die Verbraucher der heimischen Druckproduktion, war zwar klein an Zahl, die Verbindungen mit europäischen Kulturzentren waren jedoch eng genug, um alle nötigen Drucksachen schnell zu bekommen. Daß die gebildeten Stände Estlands sich als Teil des deutschen Kulturkreises

sahen, kann man aus der Rede „Plan im Lesen“ von Karl von Morgenstern, Bibliothekar der Universitätsbibliothek Dorpat, erfahren. Im Jahre 1805 schrieb er: „Große Dichter, die ... von allen gelesen werden sollten ... sind Homer, die griechischen Tragiker, Sophokles am meisten, ... aber mehr noch jener, dessen Bühne die Welt ist: Shakespeare, Milton und unser Klopstock ... Denn unser Göthe, unser Schiller, unser Wieland: ... unser Voss auch, zumal als Wiedererwecker des göttlichen Homer.“

Nach den Titeln war die Revaler Druckproduktion des 18. Jahrhunderts in ihrer Mehrzahl nicht auf Estnisch verfaßt; zum größten Teil waren es deutschsprachige Werke. Nach der Bogen- und Druckanzahl war jedoch der überwiegende Teil der Druckproduktion estnischsprachig. Mit dem gedruckten Buch befestigten sich deutsche Einflüsse im geistlichen Leben der Esten. Obwohl sich die Buchkultur Estlands im 19. Jahrhundert in zwei sprachlich unterschiedliche Richtungen entwickelte, kann man von einer einheitlichen Grundlage der deutschbaltischen und estnischen Buchkultur sprechen, da die Verfasser und Verleger der Bücher in beiden Sprachen dieselben waren, die Buchdrucker Bücher in allen Sprachen druckten und die Buchhändler mit Büchern in allen Sprachen handelten. Diese einzigartige Situation dauerte von der Gründung der Druckereien in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen estnischsprachige Bücher der estnischen Autoren, und stufenweise bildete sich ein vollständig estnischer Buchmarkt. Doch überwiegen die deutschen Einflüsse in der Entwicklung der estnischen schönen Literatur und Druckkunst des 19. Jahrhunderts. Die deutsche Sprache hatte die führende Position im wissenschaftlichen Leben Estlands bis Anfang des 20. Jahrhunderts. ■

Anmerkungen:

¹ Acten in Sachen des Kayserl. ehstnischen Provincial-Consistorii, und des Herrn Rathsverwandten Axel Heinrich Lindfors, ... Betreffend den ... Verlag des ehstnischen Hand- oder Gesangbuchs, Reval, 1774, S. 9-10.

² Ebda, S. 4.

³ Friedrich Puksoo: Die Buchdrucker Brendeken in Estland, in: Gutenberg - Jahrbuch 9 (1934), S. 199-207, hier S. 199.

- ⁴ Tallinna Linnaarhiiv [Revaler Stadtarchiv] (im Folgenden zitiert als: TLA): B. 230, V. 1, A. Bf. 78 I, Bl. 29.
- ⁵ Eesti Ajalooarhiiv [Historisches Archiv Estlands] (im Folgenden zitiert als: EAA): B. 29, V. 1, A. 6, Bl. 46.
- ⁶ TLA: B. 230, V. 1, A. Bf. 78 II, Bl. 98-99.
- ⁷ TLA: B. 230, V. 1, A. Bp. 35, Bl. 46-50.
- ⁸ Befehl Ihro Kayserl. Majestät ... aus einer Revalschen Statthalterschaftsregierung ... Reval-Schloss, den 18ten December 1789, S. 1.
- ⁹ TLA: B. 230, V. 1, A. Bp. 35, Bl. 47.
- ¹⁰ EAA: B. 29, V. 1, A. 6, Bl. 48.
- ¹¹ Revalsche Wöchentliche Nachrichten (RWN), 1793, N.3, S.7: Bekanntmachungen.
- ¹² TLA (wie Anm. 4), Bl. 22-23.
- ¹³ TLA (wie Anm. 6), Bl. 85.
- ¹⁴ TLA: B. 874, V. 1, A. 1, Bl. 7.
- ¹⁵ Puksoo (wie Anm. 3), S. 207.
- ¹⁶ Friedrich Puksoo: Jacob Johann Köhler. Esimese Eesti piibli trükkal, in: Vana Tallinn IV (1939) S. 5-34, hier S. 18.
- ¹⁷ TLA (wie Anm. 6), Bl. 85.
- ¹⁸ TLA: B. 874, V. 1, A. 9, Bl. 50.
- ¹⁹ „Ziehungs-Liste der mit Bewilligung eines ... Raths ... Reval, zum Besten der hiesigen St. Olai-Kirche errichteten Lotterie von 10 000 Loossen in vier Abtheilungen“ (1769); „Ziehungs-Liste der auf Verordnung eines ... Raths ... Reval, zum Besten der hiesigen St. Nicolai-Kirche errichteten Lotterie von 8000 Loossen. Reval, den 10ten Februari 1771“
- ²⁰ TLA (wie Anm. 17), Bl. 2.
- ²¹ TLA (wie Anm. 6), Bl. 87.
- ²² Peter Friedrich Körber: Patriotische Gedanken und Vorschläge über die Cultur der Naturgeschichte in Ehstland, Reval, 1783, S. 39.
- ²³ TLA (wie Anm. 6), Bl. 84-89.
- ²⁴ Hans Treumann: Mõnda Eesti Raamatute Kirjastuskassa arhivaalide lehekülgedel, in: Keel ja Kirjandus 2 (1961) S. 102-108, hier S. 103.
- ²⁵ Latvijas Valsts Vēstures Arhīvs [Historisches Archiv Lettlands]: B. 4038, V. 2, A. 1640, S. 639-640; EAA: B. 374j, Bl. 1; TLA: B. 230, V. 1, A. Bf. 78 I, Bl. 19; EAA: B. 29, V. 1, A. 6, Bl. 34.
- ²⁶ Die Bibliographie der in Estland erschienenen fremdsprachigen Druckschriften (1632-1940) ist noch nicht abgeschlossen; einen vorläufigen Überblick gibt Tiit Reimo: Eesti raamatukronoloogia, Tallinn 2000. Nach der Bibliographie der estnischsprachigen Drucke (Eesti retrospektiivne rahvusbibliograafia, Osa 1: Eestikeelne raamat 1525-1850, Tallinn 2000) erschienen im 18. Jahrhundert 351 estnische Bücher, von denen 238 in Reval gedruckt sind.
- ²⁷ Die estnischen Kurztitel lauten: (Bibel, erste Ausg. :) Piibli Ramat, ... Tallinnas: Jakob Joan Köler, 1739; (Bibel, zweite Ausg. :) Piibli Ramat, ... meie Eesti-Ma Kele Teist korda üllespandud ... Tallinnas: Lindworsse kirjadega, 1773; (Predigtsammlung, erste Ausg. :) Jutlusse Ramat, mis sees Pühhapäwade, Pühhade, ja Palwepäwade Jutlussed Eesti-Ma rahwa õppetuseks on kokkopandud. Tallinnas: Keisrilikko Kunstoriummi kulloja, ja Lindworssi kirjadega, 1779; (Predigtsammlung, zweite Ausg. :) Jutlusse

Ramat, ... Tallinnas: Keisrilikko Kunstoriummi kulloja, ja Lindworssi kirjadega, 1791.

²⁸ Eesti-Ma Kele Koddo- ning Kirko-Ramat: ... Trükkitud 1721. Aastal.

²⁹ Estn. Kurztitel der ersten von der Druckerei als Verleger herausgebrachten Ausgabe: Eesti-Ma Rahwa Koddo- ja Kirko-Ramat: ... Tallinnas: trükkitud Lindworsse kirjadega, 1773. Der Titel wurde schon in der Ausgabe von 1728 geändert.

³⁰ Malle Salupere: Täiendust teadmistele F. W. Willmanni kohta, in: Keel ja Kirjandus 1982: 3, S. 152-153 + Tab. XII, hier Tab. XII.

³¹ TLA: B. 235, V. 1, A. 171, Bl. 1.

Armin v. Ungern-Sternberg

„Die Grenzen, so man diesem Lande giebet, sind sehr unterschieden“

Zur Stellung des Baltikums in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts¹

I

Das 18. Jahrhundert ist ein bekanntermaßen optimistisches, gesegnet mit einem scheinbar unbegrenzten Vertrauen in die Fähigkeiten des menschlichen Geistes: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“ fragt Lessing zum Abschluß seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes“. Ich dagegen habe mich mit einer knappen halben Stunde zu bescheiden. Und wenn auch zugleich das Ziel dieses Referates ein bescheideneres ist: Skepsis scheint eher angebracht bei meinem Versuch, Sie in genau abgestecktem Rahmen über die Stellung des Baltikums in der deutschen Literatur des philosophischen Jahrhunderts aufzuklären. Keinesfalls kann ich alle Texte benennen, die hier von Interesse wären; wir müssen uns mehr am Ergebnis denn an Besonderheiten orientieren, obgleich Literatur aus lauter Einzelfällen besteht, die ihre je eigene Welt entwerfen.

Wer sich im 18. Jahrhundert kurz und in groben Zügen über das Baltikum (das es so als Begriff nicht gab) informieren wollte, tat vermutlich das gleiche wie wir heute, wenn wir herauszufinden suchen, was man damals über Liv- und Estland sowie über das Herzogtum Kurland wußte: er versuchte, im „Zedler“ nachzuschlagen, jenem „großen vollständigen Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste“, das nicht allein die Summe aller bisherigen Kenntnisse, sondern zudem bestmögliche Grundlage zukünftiger Forschungen zu sein beanspruchte: Viel mehr war noch Mitte des 18. Jahrhunderts an gesi-

chertem Wissen kaum zu erfahren. Im 17. Band dieses opus magnum, „Leis – Lm“, erfuhr man gleich zu Beginn des Stichworts „Liefland“:

„Die Grenzen, so man diesem Lande giebet, sind sehr unterschieden, indem einige mehr dazu rechnen und es weiter ausbreiten als andere.“²

Unsere Schwierigkeiten mit dem Begriff des „Baltikums“ sind also keineswegs neu, und wir tun gut daran, uns hier nicht allzusehr einzunengen; Literatur erstrebt selten geographische Genauigkeit, an Geschichtsatlantent hält sie sich meist noch weniger.

Mit rund 25 Spalten wird die baltischen Region – „Liefland“ – nur um rund eine Spalte kürzer behandelt als England, etwas eingehender als Österreich (etwa 21 Spalten), mehr als doppelt so ausführlich wie Frankreich (etwa 10 Spalten) und sogar sechs Mal so lang wie Italien oder Amerika (je 4 Spalten). In „Liefland“ mag man sich um 1738, als der entsprechende Band erschien, immer noch als „Vormauer und Eckstein“ bzw. in einer leicht abgesehenen Randlage des Abendlandes gefühlt haben; über mangelndes Interesse konnte man sich jedoch nicht beklagen: Von allen Ländern widmet sich der „Zedler“ Rußland über 66 Spalten am ausführlichsten. Im Baltikum lag man da nicht nur auf dem halben Wege nach St. Petersburg, sondern als dessen „Fenster nach Europa“ außerdem im Blickpunkt gesteigerter Aufmerksamkeit.

Was erfuhr nun unser, sagen wir: Literat und potentieller Autor einer im Baltikum angesiedelten Geschichte?

„Das Land ist überaus fruchtbar vom Getrayde, und mögte daher nicht unbillig das Korn-Haus von Schweden genannt werden. So trifft man auch daselbst Birckhüner und Hasen, die sich im Winter weiß färben, nebst allerhand andern Wilde und Geflügel im Überflusse an. Ferner fehlet es auch nicht an guter Vieh-Zucht. Die See giebet vortreffliche Lachse, Dorsche, Butten und eine grosse Menge anderer Fische, die sich nicht weniger häufig in denen Wassern im Lande finden. Ob auch gleich die Kälte im Winter sehr heftig ist, so hat man doch aus denen grossen Wäldern Holtz genug und überaus gut Peltz-Werck. Sonderlich werden die Schlitten wohl mit Bären-Decken verwahret, und wissen die Einwohner sowohl die Bäre, als die Wölffe, welche sich bey hartem Froste häufig finden lassen, gar artig zu fangen, und zu erlegen. Unter andern finden sich auch Elende, Füchse, Lüchse, Marder und Biber nebst andern Thieren, die aus Rußland dahin kommen, darinne, ingleichen Wachs, Pech und Theer. Was aber am Gewürtze, Weinen und andern dergleichen Sachen fehlet, führen die Holländer um gar leidlichen Preis auf der See zu.“³

Unser Literat konnte die unübersichtliche, auch im Lexikonartikel blutig zerfahrene Geschichte dieser Landstriche nachlesen – sowie rund 13 Spalten später:

„Die Sprache in Liefland ist zwar gemeiniglich Teutsch, was aber die Bauern anlanget, so haben dieselbe eine ganz andere Sprache, und werden insgesamt unter dem Namen der Unteutschen begriffen; wiewohl die Esth- und Lettländische Sprache dermassen von einander abgeheth, daß ein Theil das andere nicht verstehen kann, auch wird in denen Inseln und denen am Meere gelegenen Orten Schwedisch, und an der Rußischen Grenze Russisch geredet. Die Einwohner aber sind heute zu Tage insgesamt dem Christlichen und zwar dem Evangelischen Glauben zugethan, auch bey weitem nicht mehr so geartet, als man sie bey Anländern derer Bremischen Kauff-Leute im 12. Jahrhunderte gefunden, und bezeugen sonderlich die Unteutschen eine besondere Ehr-Furcht bey dem Gottesdienste, und ruffen, wenn in der Predigt etwas bewegliches vorkommet, mit lauter Stimme: O Jummal! Awita Jummal! das ist: Ach GOTT! Hilff GOTT! auch spricht die ganze Gemeine das Gebet des HERRN oder Vater Unser laut nach. Ob sie auch wohl, weil man sie sonst weder im Lesen noch Schreiben sehr unterrichtet, eben nicht allzuweit in Erkänntniß des Christlichen Glaubens gekommen, so kann man doch ein besseres hoffen, da nach der Zeit überall Schulen angeleget, auch die Bibel in ihre Sprache übersetzt worden; wiewohl vielleicht noch hin und wieder einige Bauern anzutreffen seyn mögen, die sich mit Heydnischen Gräueln beflecken, und, nach ihrer Vorfahren Gewohnheit, wegen Fruchtbarkeit und anderen Ursachen zu gewissen Zeiten denen Götzen opfern, oder sonst noch verschiedene unchristliche Gebräuche haben [...]“⁴⁴

Er lernte einiges über den zugewanderten deutschen Adel dieser Länder und über die Lage der Bauern:

„Man hält auch überhaupt davor, daß ihnen die Freyheit nicht allzuviel nutze sey, weil ihnen immer noch im Sinne läge, daß ihre Vorfahren Herren dieses Landes gewesen, und nachmahls von denen Teutschen bezwungen worden wären, deswegen sie auch, sonderlich wenn sie etwas berauscht seyn, einem Teutschen, der ihnen begegnet, nicht gerne aus dem Wege weichen oder viel gute Worte geben sollen. [...] Sonst sind dieselben sehr fruchtbar, und zeugen sehr viele Kinder, die aber eben nicht allezeit zum besten gezogen werden. Ihre Speisen, deren sie sich gebrauchen, sind hart und salzig.“⁴⁵

Insgesamt erfuhr unser Literat somit eine ganze Menge, vornehmlich Geschichtliches sowie, interessanterweise, besonders Volkskundlich

ches, vor allem über Aberglauben und Hochzeitsbräuche. Natürlich ist auch in „Liefland“ die Zeit nicht stehengeblieben:

„Sonst sind die Einwohner zu allerhand Künsten und Wissenschaften geschickt, und sollen sonderlich in Zubereitung des Schuß-Pulvers eine gute Wissenschaft besitzen, auch im Lauffe derer Sternen geübt, und zu Dicht-Kunst sehr geneigt seyn; außerdem aber so Männer als Weiber den Trunk lieben, und bey selbigem oftmahls Mord und Todschlag verüben.“⁶

Aber was man an poetischen Anregungen diesem wissenschaftlichen Werk entnehmen konnte, schien alles auf den alten Topos der fernen, fruchtbaren Wildnis hinzuführen, der auch im Artikel selbst deutliche Spuren hinterlassen hat. Es würde lohnen, eine eigene Studie diesem faktenreichen, anonymen Lexikoneintrag zu widmen. Aus den Ostseeprovinzen selbst kann der Verfasser kaum stammen; sonst würde er nicht ein eindeutig estnisches Gebet „Nüht seisen minna [...]“ als „Form eines Unteutschen Eides, daraus man auch die Lettische Sprache erkennen kann“ anführen.⁷ Und natürlich ist uns längst aufgefallen, daß 1738, als der Band erschien, „Liefland“ keineswegs mehr „nicht unbillig das Korn-Haus von Schweden genannt werden“ konnte. Zwar muß man dem Autor zugestehen, daß er offene Fragen grundsätzlich (und strittige Gebietsansprüche besonders ausführlich) diskutiert; jedoch scheint sein Wissen, rund ein Vierteljahrhundert nach den Friedensschlüssen, noch *vor* dem Nordischen Kriege stehengeblieben zu sein. Ebenso zeugt die ganze Diktion von weiter Entfernung zum beschriebenen Erdteil. Doch ist der „Zedler“ über das ferne Liefland immerhin besser unterrichtet als in der Geschichte der eigenen deutschen Minnesänger.

II

Der Artikel zeigt aber auch, daß sich das Bild des Baltikums in den letzten hundert Jahren nicht wesentlich gewandelt hatte – etwa seit Olearius' epochemachender und (wie der Titel zu Recht beanspruchte) „Offt begehrte[r] Beschreibung der Newen Orientalischen Reise“, deren reich bebilderte Prachtausgabe bis weit ins 18. Jahrhundert beliebte Lektüre blieb. Es ist ein wenig zugespitzt, aber wohl kaum übertrieben, diese beiden zusammen als die wohl hauptsächlichen Informationsquellen unseres potentiellen Autors zu bezeichnen: Zedlers „Universallexikon“ sowie die „höchst erfreuliche[n] und belehrende[n] Reiseberichte“ des „trefflichen Olearius“,⁸ besonders in ihrer zweiten, um lan-

deskundliche Kapitel vermehrten Auflage, aus denen im übrigen auch der Lexikograph einen Großteil seines Wissens schöpfte. Natürlich war es nicht unwahrscheinlich, daß unser Autor auch persönliche Bekanntschaften, Korrespondenten oder Verwandte in „Liefland“ besaß; zumal vor der Wiedereröffnung der Dorpater Universität 1802 war man auf die akademischen Stätten der deutschen Länder angewiesen, kamen umgekehrt Universitätsabsolventen von dort als Hofmeister in die Ostseeprovinzen, bestand in beide Richtungen ein vor allem für die baltischen Provinzen bedeutsamer Austausch.

Natürlich ließen sich auch anderweitig Eindrücke nachtragen: Die Zahl der Reisebeschreibungen nahm stetig zu, doch folgten diese natürlich weniger landeskundlichen Interessen als einfach ihrer Route,⁹ immer noch derjenigen der beiden von Olearius beschriebenen Handelsmissionen; und immer noch war man, wie diese, spürbar erleichtert, „gar späte vor der Stadt Riga Gott lob glücklich angelanget“¹⁰ zu sein: Man wollte nicht nach „Liefland“, man mußte es durchqueren. In Reval (estn. Tallinn), kurz vor St. Petersburg (russ. Sanktpeterburg), ist man, bereits ungeduldig, nur noch auf der Durchreise, höchstens wie Fleming ein wenig angenehm überrascht, daß es auch hier „in Revall / da wir die Zeit stille lagen / in den anmutigen Koppel“ nett sein kann: „Daß auch in der Barbarey / Alles nicht barbarisch sey“.¹¹ Kaum mehr wird das hervorgehoben, was, weiter südlich, in Riga oft noch bewundernd vermerkt wurde:

„Riga ist eine feine wolgebawte Stadt / lieget in ebenen Felde / nach der Südwesten Seiten nahe an den grossen Strom Duna. Ist mit Mawren / Graben und Wällen wol verwahret / [...] die Einwohner gebrauchen neben der Deutschen die Churländische und Lettische Sprache / haben einen wolbestelten Rath / Ministerium und Gymnasium, treiben die reine Evangelische Lehre nach der Augspurgischen Confession, sampt guter Policy-Ordnung und feinen Gebräuchen bey öffentlichen Conventen und Solenniteten.“¹²

Noch 1818 betrachtet der gewiß nicht bornierte Chamisso, von seiner „Reise um die Welt“ zurückkehrend, seinen Aufenthalt in Reval – immerhin die erste „deutsche“ Stadt nach langer Seefahrt – vor allem als Verzögerung der eigentlichen Ankunft in der russischen Hauptstadt:

„Wir liefen am 23. in den Hafen von Reval ein, wo der Kapitän den Herrn von Krusenstern [sic] sprechen wollte. Dieser war nicht in der Stadt und traf erst am dritten Tag ein. Wir gingen am 27. unter Segel, waren am

31. Juli vor Kronstadt; am 3. August 1818 lag der Rurik zu St. Petersburg in der Newa vor dem Hause des Grafen Romanzoff vor Anker.¹³

Tatsächlich hatte man schon im philosophischen Jahrhundert eben nicht Ewigkeiten Zeit und sammelte eher als über „Liefland“ vor allem Material zum Stichwort „Rußland“. Die Baltischen Länder, das war durchaus keine Randlage, natürlich kein Eckstein, jedoch ein Vorposten, um den man sich seines Hinterlandes wegen kümmerte. Seit dem mittlerweile gewachsenen Interesse, das nordöstliche Ufer der Ostsee auch systematisch zu erforschen, konnten sich Schriftsteller über die Ostseeprovinzen mehr als jemals informieren, wenngleich nicht über alle Teile gleichermaßen. Zunehmendes Detailwissen führte außerdem schon damals nicht dazu, daß sich grundsätzliche Klischees verändern.

Obwohl nämlich schon im 17. Jahrhundert „die späthumanistischen Gelehrten-Dichter im Prinzip alle Möglichkeiten hatten, sich über Rußland zu informieren“, und sich selbst über „die neuesten Ereignisse im Osten Europas auf dem laufenden zu halten“, herrscht in der Literatur vor 1700 immer noch ein „von der Antike in den Renaissancehumanismus übernommene[s] Bild der wilden, kriegerischen Naturvölker skythischer Herkunft im Nordosten Europas“.¹⁴ „Für die Zeitgenossen [...] begann die „Barbarey“ im Osten also schon in Livland, wenn nicht gar schon in Litauen“.¹⁵ Nicht nur der Livländische Bauer soll sprichwörtlich gewesen sein;¹⁶ auch die hehren „Ritter von den Teutschen Orden“, die wie „gantz Livland [...] wegen der Trunkenheit und Füllerey dem Moscoviter unterthänig geworden“,¹⁷ standen – zumal seit der Reformation – in keineswegs so hohem Ansehen, daß man sich im Deutschland des 18. Jahrhunderts der deutschen Oberschicht im Baltikum aus historischen Gründen verbunden fühlen mußte.

Als die Erfolgsaussichten der vorsichtigen Frage des Barockzeitalters „Sollt’ man Opitz’ Geist in Liefllandt können bringen?“¹⁸ im folgenden 18. Jahrhundert wahrscheinlicher werden – zu einem Zeitpunkt, als man von Opitz nichts mehr wissen will – machen die Reformbemühungen Peters I. Sensation, wird die Politik Katharinas II. aufmerksam verfolgt. Doch es scheint wichtig, hier auch die Kontinuitäten zu beachten: Nicht nur die Reiseberichte des 18. Jahrhunderts bringen erstaunlich wenig sachlich Differenziertes oder wirklich Neues als vor allem einen neuen Stil der Beobachtung; in „Livland“ trifft man auf

seinen Reisen nach wie vor höchstens auf hanseatische Stadtbürgerschaften, mehr oder weniger aufgeklärten Adel aus dem Umland; die flache Ödnis zwischen den Reisestationen nimmt man in Kauf und folgt im übrigen weiterhin, bewußt oder unbewußt, überkommenen literarischen Mustern. Auch die Beschreibung des gestaltlos „ungebildeten“ Zarenreiches, als Kontrastfolie zum Ruhme Peters I., der „eine Herde unvernünftiger Thiere“ „zu Menschen gemacht“ habe,¹⁹ kann auf überlieferte Stilisierungen zurückgreifen. Doch auch von jenem „zweiten Schöpfer“ des russischen Volkes heißt es noch um 1805 bei Ernst Moritz Arndt:

„Was soll man den Rohen liebenswürdig, den Harten empfindsam, den Unerbittlichen mild machen? Peter war nie etwas anderes als ein außerordentlicher und gigantischer Barbar mit allen Tugenden und Lastern einer großen Natur in erhabener Roheit.“²⁰

Reisende, die aus Rußland zurückkommen, kokettieren bis weit ins 19. Jahrhundert gerne damit, daß – auch nach einem Jahrhundert unermüdlicher Aufklärung – über Rußland immer „noch so viele falsche und irrige Ansichten angetroffen werden.“²¹ Zur Zeit der Befreiungskriege lautet das Resümee, daß es auch dort in Rußlands „europäischen“ Provinzen eine wirkliche Aufklärung eben *nicht* gegeben habe:

„Es gab eine Zeit in Deutschland – ich kann mich ihrer kaum noch erinnern, da sie in meine früheste Jugend fällt – wo jeder Blick sehnsuchtsvoll nach Norden gieng, weil man nur dort für Gerechtigkeit, Freiheit und Humanität einen strahlenden Thron aufgerichtet glaubte; wo man sich, unzufrieden mit dem, was sich im Vaterlande zeigte, von demselben losriß, um nach jenem Eldorado zu pilgern, wo Alexander I. mit vollen Händen Segen und Glück über seine Unterthanen spenden sollte. Wie viele brave Männer habe ich in Rußland, zumal in St. Petersburg, getroffen, die es schon nach dem ersten Jahre ihrer Ankunft, wie viel mehr jetzt, bereuen, diesem falschen Schimmer, diesen Sirenentönen gefolgt und dahin gegangen zu seyn, um dem neuen Vaterlande ihre deutschen Kräfte und ihre Kenntnisse zu weihen, die man so wenig zu würdigen, an ihren rechten Platz zu stellen und frei und geistig wirken zu lassen, am allerwenigsten aber würdig zu belohnen versteht. Wie viele habe ich – wenn auch mit Orden und Rang dekoriert – gefunden, die mit Freuden sogleich Rußland verlassen, und irgendwo anders mit einem kleinen weniger gleissenden Wirkungskreise zufrieden seyn würden, wenn sie sich nur so viel erwerben könnten, um zurückzureisen; wie viele habe ich gefunden, die mit bitterer

Wehmuth auf Gattin und Kinder herabsahen, und auf eine *andere* Ordnung der Dinge hofften! – Das sind die Folgen, wenn Hofleute und Panegiristen die Verwaltungsgeschichte eines Landes schreiben.“²²

Auch die ausgeprägte Debatte um Leibeigenschaft und Lebensbedingungen livländischer Bauern lädt geradezu dazu ein, die überkommenen Stereotypen „asiatischer Zustände“ beizubehalten, bzw. (auch das muß man sehen) schlicht auf die „barbarische Menschenschinderei“ des livländischen Adels zu übertragen. Wenn etwa Seume in seiner berühmten Reisebeschreibung „Mein Sommer 1805“ berichtet –

„Man erzählt noch heute in Livland hier und da eine Menge Abscheulichkeiten, die alle menschliche Vorstellung übertreffen. Merkel hat im Ganzen noch sehr glimpflich gemalt; wenn auch einige seiner Belege vielleicht nicht ganz zu beweisen sein sollten. Man läßt junge Windhunde von Bäuerinnen säugen; noch jetzt geschieht das. Natürlich mit Bewilligung der Ammen. Wozu kann ein livländischer Edelmann mit der ausübenden Gewalt am Gürtel den Bauer nicht bereitwillig machen?“²³

– dann konnte auch das informierte Publikum in etwa resümieren: nichts Neues im wilden Osten. Menschen und Gegenden unwittert „im rauhen Norden an [...] Estlands Küsten“²⁴ weiterhin mehr als ein bloßer Hauch der Unkultiviertheit in „fürchterliche[r] Abgeschlossenheit von der übrigen gebildeten Welt“.²⁵ Ja, die „Colonien“ waren

„ehedem, bevor sie dem russischen Scepter anheimfielen, besser in unserem Vaterlande bekannt als jetzt. [...] Durch die russische Besitzergreifung sind jetzt diese Provinzen uns ferner gestellt als je zuvor.“²⁶

Zwar werden die Ursachen für die beklagenswerte Lage der Landbevölkerung mittlerweile anders erklärt; so gibt etwa Herder, nicht als einziger, zu bedenken:

„Ist es ein Wunder, daß nach Jahrhunderten der Unterjochung und der tiefsten Erbitterung dieser Nation gegen ihre christlichen Herren und Räuber ihr weicher Charakter zur arglistigen, grausamen Knechtsträgheit herabgesunken wäre?“²⁷

Doch im Ergebnis ist die Einschätzung der Situation an der Ostsee durchaus die längst vertraute.

Natürlich folgt das gesteigerte Interesse an den inneren Zuständen Rußlands auch weitreichenderen geopolitischen Erwägungen, lange bevor es diesen Begriff gab. So notierte Leibniz schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts:

„Ich erachte das Reich des Zaren für fähig, eine Verbindung zu schaffen zwischen China und Europa, denn wirklich berührt sein Reich alle beide.“²⁸

Doch zeugen solche ausgreifenden Brückenschläge nach Osten vor allem von einer neuen Bewertung der *Bedeutung* des östlichen Nachbarn, nicht notwendigerweise aber auch seiner Kultur und „Wesensart“. Beinahe klingt einem schon im Ohr, was gut hundertfünfzig Jahre später in Holteis Roman „Ein Mord in Riga“ ein Rigenser einem nach Dorpat (estn. Tartu) berufenen Professor in Riga in die Ohren raunen wird:

„Da Sie einmal nach Dorpat berufen sind, Professor, und akzeptiert haben, so rate ich Ihnen wohlmeinend zum letzteren [zu staunender Bewunderung, AUS]. Ziehen Sie aber das Schaudern vor, dann, um Gottes willen, kehren Sie noch von Riga aus um, wo die Grenze in einem Tage und einer Nacht zu erreichen ist. Haben Sie in Dorpat die Brücke überschritten, befinden Sie sich auch schon in Asien [...]“²⁹

Und noch 1910, als Max Halbe, Danziger Sohn eines Gutsbesitzers, auf Einladung des Rigaer Deutschen Theaters gar nicht weit über die Grenze dorthin fährt, beginnt auch für ihn „eine andere Welt“ „erschütternd bis ins Mark hinein für mich“: „Sollte man sie Orient, sollte man sie Asien, sollte man sie Mittelalter nennen?“ Es ist ein „Mittelalter mit Eisenbahnschienen“, dessen „Firniss unserer vielgerühmten neuzeitlichen Zivilisation“, dessen „Lack[] der Zivilisation“ außerhalb der „städtischen Mittelpunkte[]“ bald „abgeblättert [ist] bis auf die letzten Spuren“.³⁰ „Kratzt den Russen und der Tatar kommt zum Vorschein“. Auch nach 1800, als jenes etwas derbe Diktum³¹ die alten Erfahrungen mit dem „neuen Rußland“ zusammenfaßte, ändert sich nicht viel an der Grundüberzeugung, daß „alle Cultur im Nordosten [...] aus dem Süden und Westen“³² stammt, wie der Erfolgsromancier Felix Dahn als langjähriger Königsberger Professor 1895 resümiert. Auf den Landkarten der Literatur und der gängigen Stereotypen ist dort im Nordosten zu allen Zeiten das Baltikum von Rußland bestenfalls als „halbrussische“ Provinz,³³ jedoch nicht wesentlich geschieden“, wenngleich, „ohngeachtet der mannichfaltigen Annehmlichkeiten und natürlichen Vorzüge dieses grossen Reichs, Petersburg, Riga und Reval die einzigen Oerter sind, wo der Ausländer, der sein Leben nicht größtentheils in der Einsamkeit zubringen will, mit Annehmlichkeit leben kann.“³⁴ 1848 lehnt jedenfalls die Deutsche Nationalversammlung die Bezeichnung der baltischen Gouvernements als „*Deutsche Ostseeprovinzen*“, wohl nicht

allein aus diplomatischer Vorsicht, ausdrücklich ab. Ein wirklich „schwedisches“ Baltikum hat es in der Literatur kaum je gegeben; die Region gehört – wenn man überhaupt differenziert – zu „Neurußland“,³⁵ bzw. dem „europäische[n] Theil des russischen Reiches“³⁶, dessen Grenzen „gegen Morgen [...] einerley [sind] mit den Grenzen zwischen Europa und Asia, welche aber schwer zu bestimmen, auch niemals völlig ausgemacht worden sind.“³⁷ Noch in unserem 20. Jahrhundert interessieren Edzard Schaper die Republiken Eesti und Latvija besonders als ein „Raum, der mannigfaltig umspült wurde von fremden Völkern, Sprachen, Konfessionen“:³⁸ eine „wohlthätige schöpferische Zone der Durchdringung von Ost und West, als das alte Rußland unterging und die neue Sowjetunion hinter der chinesischen Mauer ihrer Westgrenze unsichtbar und [...] unspürbar blieb.“³⁹

Insgesamt deutet sich im 18. Jahrhundert mithin kein Wandel der üblichen Vorstellungen von „Liefland“ an, in der Geschichte der klassischen Stereotype vom Baltikum nimmt es nicht einmal eine Sonderstellung ein. Wenn ich hier das literarische Bild des Baltikums im 18. Jahrhundert isoliere, ist dies insofern mehr dem Rahmenthema unserer Tagung geschuldet, als aus den Texten heraus zu rechtfertigen. Zweifellos werden im Laufe des philosophischen Jahrhunderts sozusagen aus den moscowitischen Zaren russische Kaiser. Natürlich geraten neue Dinge in den Blick wie „das Schicksal der Völker an der Ostsee [...] als] ein trauriges Blatt in der Geschichte der Menschheit“,⁴⁰ die man in den Ostseeprovinzen schon vor Jahrhunderten zu „Christen und Sklaven“⁴¹ gemacht habe.

„Hat je ein Unmensch von Sultan, dergleichen der Orient seit Nimrods Zeiten in Strömen ausgespien hat, unmenschlicher von seinen Untertanen [...] gedacht, wie hier die Herren in Livland [...]?“⁴²

Doch zeichnen die neuen Schlagzeilen offensichtlich kein grundsätzlich neues Bild. Im Gegenteil spielen gerade die schärfsten Kritiker bewußt mit den überkommenen Assoziationen orientalischer Zustände in diesem „nördlichen Winkel der Erde“:⁴³ Livland ist ein nicht mehr zum europäischen Kulturverband gehörendes „Land der Sklaverei und des Despotismus“,⁴⁴ dessen „Beherrscher glauben genug gearbeitet zu haben, wenn sie die sauer erworbene Erndte ihrer Sklaven eingesammelt haben, und [...] sie dann im schwelgenden Taumel“ verzehren,⁴⁵ in Wirklichkeit jedoch – trotz allen Luxus, der ihnen mitunter unterstellt wird⁴⁶ – nicht einmal selbst frei leben können.

„Da diese Deutschen aus so vielen Gegenden zusammengekommen sind, und mitten unter Schweden und Russen leben, so kann man bei ihnen auch keinen ausgezeichneten Charakterzug bemerken, man mußte denn das für einen solchen halten, daß sie gern lange schlafen und viel essen, wovon aber das Klima hauptsächlich die Ursache seyn mag. Das ist aber gewiß, daß sie durch die Regierung die den Deutschen gewiss nicht eigene Sklavenfurcht und Unterwerfung angenommen haben, so wie sie in gänzlichen Mangel an edler Freimüthigkeit geraten sind.“⁴⁷

Schon Olearius waren „schrecklich Exempel der Desperation“ aufgefallen, daß etwa ein „geängsteter Baur / dem der Amtmann auch die Lebensmittel benehmen wollen / aus Verzweiflung in seinem Hause sein Weib und kleinen Kindern nach einander auffgehencket / und sich darbey geknüpffet“.⁴⁸ Die Aufklärung nimmt sich dieses „slavischen harten und mühseligen Lebens“⁴⁹ an mit so mancher polemischen Spitze gegen den vermeintlich bloßen „Lack der Zivilisation“ der geschickten Selbstdarstellung Katharinas II. Doch auch der Zarin in St. Petersburg ist die Verbesserung der Agartzustände im Sinne der damaligen Kameralwissenschaften ein (ökonomisches) Anliegen: Erörterungen der mißlichen Zustände *auch* in den „deutschen“ Ostseeprovinzen sind durchaus Teil der innerrussischen sowie der im engeren Sinne „baltischen“ Publizistik. Doch es entsteht dabei eben kein neues Bild der Ostseeprovinzen. Im Gegenteil ist auch für Garlieb Merkel das eigentliche Skandalon, daß dort alles – ein rechtes „Brandmaal [...] dem aufgeklärten Zeitalter“ – beim alten geblieben ist:

„Die Vernunft hat gesiegt und das Jahrhundert der Gerechtigkeit beginnt. Feueriges Gefühl von Menschenwürde und Menschenrecht ergreift alle, auch die rohesten Nationen. Weise Regenten erkennen ihre Bestimmung, Glück und Freude und Licht um sich her zu verbreiten [...] Zu einer Zeit, da selbst der stolze Britte ringt, seinen Negersklaven Freiheit und Bürgerrechte zugestehen zu können, giebt es in Europa ganze Nationen, welche, der persönlichen Freiheit und des Aufstrebens unfähig erklärt, unter der Geißel der härtesten Despotie sich krümmen [...] Der Habsucht weniger Adlichen geopfert stehen die Letten und Esthen als eine Null in der Völkerreihe da [...]“⁵⁰

Nicht zuletzt deutsche Gelehrte wirken in St. Petersburg an der neugegründeten Akademie an führender Stelle. Doch hören wir einmal in einen Brief hinein von einem solchen aufgeklärten „Entsandten“ des Gottsched-Kreises, der u. a. seit 1737 eine Professur der Beredsamkeit innehatte sowie Vorlesungen über Naturrecht und Morallehre hielt.

Gerichtet ist er an einen ähnlich regsamen Professor für Geschichte; das Datum ist der 25.6. bzw. 6.7. 1769:

„Warum aber denken Sie so arges in ihrem Hertzen, als wenn ich Ihnen auß eigener Habsucht nicht zu einem Lifländ. Jungen verhelfen wollte? Ich habe Ihnen die Schwierigkeiten, die unser Hr. Cousin v. Lindgreen auß Erfahrung macht, von Wort zu Wort nach seiner Aussage angezeigt: von mir auch nur Exempelweise gemeldet, daß es mir seit einigen Jahren auch nicht gelingen wollen, nur solche HausMeuble auß Lif- od. Esthland zu erhalten. Nun aber seit Jahr u. Tag. verlangt mein Haus keine mehr dorthier. Und folgl. bestrebe ich mich nur für Sie darum: u. wenn d. Hr. Major v. Lindgreen im nächsten Winter wieder dahin reisen solte, wird er sich gewiß angelegen seyn lassen, meiner Aufgabe gemäß, einen Lif- od. Esthländ. Jungen für Sie, nicht für mich, aufzutreiben. Sie dürfen dahero auch nicht auß ungegründeter Rache versäumen, mir ein. hübschen Tattar. Jungen u. zu deßen zukünftiger Frau, ein Tattar. Mädgen zu verschaffen, wenn Sie wolfeil darankommen können. Meine Frau, die Ew. Hochwolg. darum freundst ersucht, will so ein paar Zuzüglinge lieber, als Liefländische.“⁵¹

Die Ostseeprovinzen haben Kontakt zum deutschen Mutterland; aber nicht einmal im Briefwechsel der in Petersburg lehrenden Aufklärer spielen sie eine weitere Rolle. „Auf den großen Bühnen: Rußland, Polen, Dänemark, Schweden, Preußen, Holland, England, Italien, Ungarn, Spanien, Westindien spielten, oder spielen ihr erhabnes Schauspiel Deutsche“,⁵² Klopstocks „Gelehrtenrepublik“ kommt jedoch gut ohne livländische Gesandte aus. Fast scheint es von tieferer Symbolik, daß auch Goethe, der die Geschichte und Entwicklung Rußlands so aufmerksam verfolgte wie kaum einer seiner Zeitgenossen, abgesehen von baltischer Ornithologie und Gesteinssedimentation vor allem „ein paar recht hübsche Knaben aus Livland, Söhne des Herrn von Firks“⁵³ im Gedächtnis bleiben: Die Grenzen, so man diesem Lande gibt, sind noch sehr unterschieden und in der Tat kaum gefestigt das Baltikum gehört zu den sogenannten „jungen Völkern“. Daß sich Herder die Ideen von Entwicklung und Bildung, die Notwendigkeit von Reformen besonders angesichts des Baltikums aufdrängten, läßt – sozusagen – auf einiges schließen. Der sonst wenig polemische Hupel, der jedoch ein feines Gespür dafür besaß, wenn sein Vaterland abschätzig angesehen wurde, sieht sich denn auch zu einem Einspruch genötigt:

„Herr Herder [...] rechnet ohne Umschweif die Ehsten (vermuthlich versteht er blos diese unter seinen Ehstländern, sonst müßte er auch Edelleute

und Gelehrte darunter begreifen,) nebst den Lappen zu dem kleinen Rest von Wilden in Europa. Das geht zu weit. Warum die Ehsten? Sie haben ihre Fehler; aber sie sind Sklaven: Letten, Finnen, gemeine Russen und Polen, haben vor ihnen nichts voraus; und sollen diese alle Wilde heißen, so ist der Rest gewiß nicht klein.“⁵⁴

Für Herder jedoch – und nicht nur für ihn – ist „Kurland [...] jetzt eine moralische und literarische Wüste“.⁵⁵

III

Ist das Baltikum im 18. Jahrhundert tatsächlich eine Wüste bzw. ein weißer Fleck auf der Landkarte der deutschen Literatur? Bislang haben wir die Literaten selbst zu Wort kommen lassen, wie aber sieht es in der Literatur aus?

Ein „Bild des Baltikums“ als des real existierenden, geographisch bestimmten Raumes kann es strenggenommen gar nicht geben: Selbst wo es literarischen Werken um ein realistisches „Abbild“ zu tun ist, bieten sie es stets in einem je besonderen fiktionalen Kontext. Exakt zu bestimmen, was Kunst im allgemeinen und Literatur im besonderen mit unserer oder einer je eigenen Wirklichkeit verbindet, scheint unmöglich; was sich dazu sinnvoll sagen läßt, hat am bündigsten ein Mann der Praxis einmal so umschrieben: „Kunst entwirft Welten, die es nicht gibt, und beschreibt die, die es gibt, so genau, daß man neu hinsehen muß.“⁵⁶ Die Stellung des Baltikums in der Literatur ist nicht einfach, was in poetischen Texten über die Ostseeprovinzen ausgesagt wird, sondern die Position, die sie in innerliterarischen Verweisungszusammenhängen einnehmen.

Wenn ich mich nun auf erzählerische Prosa des 18. Jahrhunderts konzentriere, dann aus der grundsätzlichen Überlegung, daß sich unser Thema in ihr plastischer herausarbeiten läßt als anhand anderer Textsorten sowie der praktischen Erfahrung wegen, daß die baltische Region in der damaligen deutschen (nicht-baltischen) Lyrik und Dramatik eine äußerst geringe Rolle spielt.

Vor allem zwei – allgemein bekannte – Stoffe sind vor 1800 ausufernd genug, um auch die baltischen Provinzen zu streifen. Schon 1587 berichtete die „Historia von D. Johann Fausten“ von dessen „dritte[r] Fahrt in etliche Koenigreich vnnnd Fuerstenthumb / auch fuernembste Laender vnd Staette“, während der er (neben 23 anderen Orten) auch „Litauw / Liefflandt / Preussen / Moscowiterlandt“⁵⁷ be-

tritt. Goethes Tragödie, die diese Erzähltradition in „Zwischenszenen“ wie „Wald und Höhle“ widerspiegeln mag, wendet sich (sofern man so etwas überhaupt festlegen mag) „halb [...] nach Süd Osten halb [...] nach Nordwesten“, ⁵⁸ wenigstens nicht ins Baltikum. 1791 müssen in Friedrich Maximilian Klingers „Fausts Leben, Taten und Höhlenfahrt“ Faust und Mephistophiles jedoch zusehen wie

„im Norden [...] wilde Barbaren und Trunkenbolde ebenso morden und verwüsten wie die übrigen aufgeklärten Europäer.“⁵⁹

Klingers philosophischer Roman benutzt also die in der literarischen Tradition überlieferte Reise an die Ostsee, um das hohe Selbstbewußtsein Westeuropas und seine ewig gleichen Klischees zu diskutieren, welche die „Wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande“ des Lügenbarons Münchhausen, wie sie 1786 Gottfried August Bürger zum ersten Mal sammelte, ironisch jedoch bequemlich ausweiden:

„Ich trat meine Reise nach Rußland von Haus ab mitten im Winter an, weil ich ganz richtig schloss, daß Frost und Schnee die Wege durch die nördlichen Gegenden von Deutschland, Polen, Kur- und Livland, welche, nach der Beschreibung aller Reisenden, fast noch elender sind als die Wege nach dem Tempel der Tugend, endlich, ohne besondere Kosten hochpreislicher wohlfürsorgender Landesregierungen, ausbessern müßte[n].“⁶⁰

Es folgt das bekannte Abenteuer, wie der Baron in dichtem Schneetreiben sein Pferd an einer Kirchturmspitze anbindet. Einmal mehr ist Livland Durchgangsstation auf dem Weg nach Moskau und in den Orient. Ein weiteres Mal ist Olearius das Vorbild, dem schon hundert Jahre zuvor auch Grimmelshausens Simplicius Simplizissimus nachgezogen war, der 1668 bereits weiter kommt als der Teufel selbst in 1587. „Liefelandt“ und „Moscowiterlandt“ bedeuten nicht länger das Ende der Welt; in den grundsätzlichen Möglichkeiten ihrer literarischen Verarbeitung sehen sich die Autoren jedoch offensichtlich immer noch beschränkt. Noch 1772 (eigentlich aber 1779, denn es handelt sich um einen Briefroman) berichtet ein Herr v. Waller:

„Gestern wankte mein Fus nach vielen überstandnen Beschwerlichkeiten von dem schwimmenden Gebäude wieder aufs feste Land.“⁶¹

Seine Mutter hat er in völliger Auflösung zurückgelassen:

„Lieber Fritz. Schon lange bist du weg – von Deiner zärtlichen Mutter durch ein unabsehbares Wasser getrennet, und noch seufzt mein Herz vergebens nach der Gewißheit deiner glücklichen Ankunft. Jede Welle, die unser Ufer benetzt, scheint mir dein Unglück zu verkündigen, jede ist ein

trauriger Bote für meine Hoffnungen. [...] O mein Sohn! Mein Herz blutet bey allen Gefahren, denen Du entgegen eilst.“⁶²

Doch Fritz v. Waller ist kein zweiter Robinson Crusoe, auch nicht auf einer Expeditionsfahrt halb verschollen. Er ist gerade einmal „R.“ – Reval – angelangt, wo er sich sobald in die schöne Nathalie verlieben wird, die ihrerseits als verfolgte Unschuld in eine wilde Geschichte hineingeraten ist. Mehr erfahren wir von Estland nicht in dieser „Geschichte in Briefen“, die man immerhin als den ersten „baltischen“ Roman bezeichnen könnte. Dabei lebte sein Autor, Johann Friedrich Ernst Albrecht, seit rund drei Jahren in Reval. Auf der literarischen Landkarte des 18. Jahrhunderts jedoch befindet sich das Baltikum weiterhin am Weltenrande, wo normalerweise schon Seeschlangen und andere Ungeheuer die weißen Flecken auf der Landkarte überdecken. Selbst in der Welt der „wunderlichen Fata einiger See-Fahrer“ in Johann Gottfried Schnabels utopisch ausgreifender „Insel Felsenburg“ bezeichnet Narva einen äußersten Grenzpunkt im fernen Osten.⁶³

Literarisch sicheren Boden betritt man erst wieder in St. Petersburg, wo in den Hinter- und Schlafzimmern der Macht immerhin Peter I. sowie die für ihre notorische Günstlingswirtschaft berüchtigte Katharina II. auftreten können.

„Sie neigte sich jetzt näher zu ihm, fast als wenn sie sich an ihn anschmiegen wollte, und sagte dann mit einer ihn bedauernden, zärtlichen Stimme: Also so schlecht ist es meinem alten Freunde Orlow in der Zwischenzeit ergangen? [...] Wie kann man auch ein solcher Trotzkopf sein, der sich aus Dépit in einer Einöde, wie die Stadt Reval ist, vergraben mag.“⁶⁴

Das Zitat ist einem späten Ableger solcher frühen „Politthriller“ von 1861 entnommen, der schon wieder aus anderen Quellen schöpfen konnte; an der im Grunde geographisch beliebigen Kulissenschieberei hat sich jedoch nichts geändert. Es bestehen wenig stoffliche Gründe, in einem Text den Brückenschlag ins Baltikum, dieser „Brücke zwischen Ost und West“, zu wagen. Von einem „Fenster nach Europa“ kann – in der Literatur – jedenfalls keine Rede sein. Wenn August v. Kotzebue unsere anfänglichen Überlegungen zur Stellung des Baltikums im literarischen Leben bestätigt –

„Alle nennenswerthe literarische Produkte Deutschlands werden in Lief-land als einheimische aufgenommen, aber was Lief-land Eigen-thümliches hervorbringt, hat für Deutschland etwas Fremdes, etwas Unbekanntes.“⁶⁵

– so gilt dies offenbar uneingeschränkt auch von baltischem Leben *in* der Literatur, und man könnte meine vorigen Bemerkungen zu Besonderheiten literarischer Weltdarstellung für Haarspalterei ansehen. Genaugenommen müßte man jedoch feststellen, daß eine genuin poetische Sicht des Baltikums überhaupt nicht zu existieren scheint, oder höchstens insofern, daß wir vom Land noch weitaus weniger erfahren, als den Zeitgenossen eigentlich bekannt war. „Balten“ treten nirgends auf, von Esten oder Letten ganz zu schweigen. Die Stellung des Baltikums reduziert sich auf eine bloße Folie anderer Interessen.

Trotz alledem sind die baltischen Länder keine „literarische Wüste“ der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Sie werden sogar mit einem rechten Paukenschlag eingeführt: Die schwedische Gräfin in Christian Fürchtegott Gellerts erstmals 1747-48 erschienenen Roman „Leben der schwedischen Gräfin von G**“, dem berühmten ersten „Familienroman“ in der deutschen Literatur, ist – Livländerin, wie gleich im zweiten Satz ihrer Memoiren, die den Text bilden, deutlich wird:

„Vielleicht würde ich bei der Erzählung meines Geschlechts ebenso beredt oder geschwätzig als andre sein, wenn ich anders viel zu sagen wüßte. Meine Eltern sind mir in den zartesten Jahren gestorben, und ich habe von meinem Vater, einem Livländischen von Adel, weiter nichts erzählen hören, als daß er ein rechtschaffener Mann gewesen ist und wenig Mittel besessen hat.“⁶⁶

Um den Romantitel zu rechtfertigen, muß unsere Livländerin eine schwedische Gräfin werden: Bereits auf Seite fünf heiratet sie einen in Livland besitzenden schwedischen Grafen. Was bei vielen Romanen nach vielen „wunderbaren Wegen“ am Ende steht, macht also hier den Anfang einer Handlung zur Zeit des Nordischen Krieges, die man sich vorstellen muß als noch beeinflusst von der alten Gattung des barocken galanten Abenteuerromans mit verwickelter episodischer Handlung und doch schon vom neuen, avantgardistisch-bürgerlichen Interesse an psychologischen Dingen. „Livland“ ist dabei durchaus nicht Schauplatz des Geschehens; überhaupt kommt es dem Professor der Moral in Leipzig, Gellert, keineswegs auf regionale, realistische Details an, sondern auf den didaktischen Zweck des Buches.

Diesen muß jedoch irgendetwas transportieren, die Handlung irgendetwie vorangetrieben werden. Skelettieren wir sie auf ihren Kern, erkennen wir etwas Erstaunliches: Das Baltikum ist im Grunde Angelpunkt aller persönlichen Beziehungen und damit der entscheidenden

Wendungen der Handlung, die sich, von allen Seitensträngen abgesehen, in einem Dreierschritt vollzieht: (1) Graf und Gräfin lernen sich in Livland kennen. (2) Ein fremder, schwedischer Prinz trennt das junge Glück, der Graf wird auf verlorenen Posten an die Front geschickt, gerät in russische Gefangenschaft nach Sibirien. (3) Die Gattin des dortigen Gouverneurs stammt aus Kurland und erwirkt aus persönlicher Verbundenheit am Petersburger Hofe die Loslösung des Grafen.⁶⁷ Ein weiteres kommt hinzu: Die entscheidenden Wendungen werden „abseits des Amtsweges“ bei Hofe hinter vorgehaltener Hand und verschlossenen Türen erwirkt, wobei die Balten im allgemeinen (auch in anderen Handlungsepisoden) auf die Zusammenführung von Menschen, die übrigen jedoch auf deren Trennung abzielen. Innerhalb dieser Grobstruktur entwickeln sich die anderen vom Autor wie am Reißbrett geplanten Verwicklungen.

Das zweite herausragende Werk, das uns hier interessieren muß, teilt mit Gellerts Roman den Sensationserfolg beim zeitgenössischen Publikum. Wie Gellerts „Schwedische Gräfin“ an den Anfang einer langen Reihe von Familien- und Entwicklungsromanen zu stellen ist, hat auch Schillers Fragment gebliebene Erzählung „Der Geisterseher. Aus den Memoiren des Grafen von O**“ (erstmalig 1787 in der „Thalia“ erschienen) einer literarischen Tradition, derjenigen des Geheimbundromans, bleibende Impulse gegeben. Was haben die beiden so unterschiedlichen Werke gemeinsam? Wir lesen die Erinnerungen an eine reichlich abenteuerliche Geschichte, die man aus Andeutungen im Text zwischen 1774 und 1787 (also wieder in der damaligen Gegenwart) ansetzen kann:

„Ich erzähle eine Begebenheit, die vielen unglaublich scheinen wird, und von der ich größtenteils selbst Augenzeuge war. Den wenigen, welche von einem gewissen politischen Vorfalle unterrichtet sind, wird sie, wenn anders diese Blätter sie noch am Leben finden, einen willkommenen Aufschluss darüber geben; und auch ohne diesen Schlüssel wird sie den übrigen als ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes vielleicht wichtig sein. Man wird über die Kühnheit des Zwecks erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen imstande ist; [...]

Es war auf meiner Zurückreise nach Kurland im Jahr 17** um die Karnevalszeit, als ich den Prinzen von ** in Venedig besuchte. Wir hatten uns in **schen Kriegsdiensten kennen lernen und erneuerten hier eine Bekanntschaft, die der Friede unterbrochen hatte.“⁶⁸

Und wieder ist der Autor der Memoiren und Hauptperson der Handlung ein „Balte“: der zumindest in Kurland ansässige Graf von O**. Ein Weiteres läßt sich bereits dem kurzen Zitat entnehmen: Auch bei Schiller sehen wir den „Balten“ nicht in seiner Heimat, sondern ganz woanders. Wenn auch Kurland im weiteren Verlaufe der Erzählung schon nach dem zweiten Absatz keine deutliche Rolle mehr spielt, so hat es Schiller nicht vergessen: etwa zur Mitte der Erzählung taucht es wieder auf, am Schluß eines an den Grafen gerichteten Briefes:

„Leben Sie wohl, liebster Freund! Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.“⁶⁹

Was wir im „Geisterseher“ selbst von Kurland erfahren, bleibt wenig, alles zielt jedoch in die gleiche Richtung: Kurland ist weit weg. Schiller selbst hatte durchaus gemischte Erinnerungen an das ferne Baltikum, seit einer kurzen Zusammenarbeit mit der weit entfernten Rigaer Bühne, die eine von ihm eigens autorisierte Prosabearbeitung seines „Don Carlos“ (das sog. „Rigaer Theatermanuskript“) rasch in Szene setzte, ihn selber jedoch monatelang nicht bezahlte. Nunmehr ist es umgekehrt: In Kurland ist man so hilflos weit weg vom Geschehen, daß schon die bloße Entfernung persönliches Eingreifen verhindert, jedoch – und das ist wichtig – die Erzählstruktur insgesamt bestimmt: wer in einer Ich-Erzählung zu spät kommt, um etwas unmittelbar erleben und darstellen zu können, muß es im nachhinein erst aufklären.

„Ich nahm sogleich Post, reiste Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr.“⁷⁰

Schiller besitzt offensichtlich keine genauere Vorstellung von jenem Herzogtum, das in bewegten Zeiten acht Jahre später an Rußland fallen wird, und hält sich mit Details auch dort, wo er sie einführen könnte, auffallend zurück. Wieder bemerken wir kein eigentliches „Bild“ des Baltikums; auch hier erfüllt es vor allem eine formale erzähltechnische Funktion im Hintergrund, jedoch wieder an den jeweils entscheidenden Stellen des elementaren Handlungsgerüsts: Die „Zurückreise nach Kurland“ setzt (1) das Geschehen zu Beginn in Gang (auf ihr besucht der Graf von O** den Prinzen von **) führt dann (2) den Grafen von Venedig weg und damit – in der Literatur ist dies erheblich – zu einem Erzählerwechsel in eingeschobenen Briefen. In einer zweiten großen Wende der Erzählung – gegen Ende des Fragmentes – kehrt (3) der Graf wieder aus dem Baltikum zurück und übernimmt in seinen

Memoiren in einem zweiten Perspektivenwechsel wieder die Berichterstattung (die wohl den folgenden Teil bestimmt hätte, wenn es nicht beim Fragment geblieben wäre).

Auch im „Geisterseher“ ist Kurland der Ort von Verbindungen, die Figuren vom Schauplatz weg zurückbeordern und die Handlung verändern, und wieder führen diese mehr über Hintertreppen, sind sogar noch undurchsichtiger in diesem Text, dessen Handlung von Intrigen und zwielichtiger Untergrundarbeit förmlich unterwandert ist. Wieder ist ein „Balte“, der einerseits Opfer solcher Kabalen bei Hofe wird, andererseits sich um andere, die es noch schlimmer getroffen hat, behütend sorgt. Der „Balte“ kommt aus einem fernen Land, aber es ist vor allem fern seiner Heimat, wo er auf geheimnisvolle Machenschaften stößt. In einem Schauerroman ist das keineswegs überraschend; daß jedoch Schiller seinen Hauptberichterstatter – ohne aus dem Text heraus eingängige Gründe – aus Kurland kommen läßt, ist interessant; Schillers Entscheidung läßt sich übrigens auf seine möglichen Quellen zurückführen, denen wir hier aber nicht weiter nachzugehen brauchen.

Man könnte nun den raschen, keineswegs überraschenden Schluß ziehen, auch diese literarische Verwendung des Baltikums fuße, wenn auch etwas vage, auf realen Vorstellungen von einer in ihrer entlegenen Diaspora zusammenhaltenden Minderheit, von der man sonst wenig wußte und deren Bedeutung und Einflußmöglichkeiten am Petersburger Hof man daher leicht überschätzte. Zumal auch bei Gellert und Schiller dort das meiste hinter vorgehaltener Hand geschieht, ließen sich überdies Verbindungen zu trivialeren Romanwelten von „Kabalen und Liebe“ in russischen Geheimkabinetten ziehen. An keiner Stelle stoßen wir allerdings auf „innerbaltische“ Intrigen, und wenn auch Gellerts livländisch-schwedische Gräfin und Schillers kurländischer Graf selbst in undurchsichtige Komplote verwickelt werden, finden wir weder die Vorstellung einer bedrohten noch einer selbst despotischen, weder einer in sich zerstrittenen noch einer verschworenen baltischen Gemeinschaft. Was wir vom Baltikum sehen oder erschließen können, zeigt sich vielmehr gänzlich unbeeindruckt von allem, was damals en vogue war, von – um ein heutiges Modewort einzusetzen – jeglichen zeitgenössischen Diskursen über die baltischen Länder, z. B. auch über die Leibeigenschaft. Bedeutende Schriften wie Hupels „Topographische Nachrichten“, die auch Goethe nachweislich gelesen hat,⁷¹ Merkels und Petris flammende Pamphlete haben ebenso bei den

Autoren späterer Generationen keinerlei Eindruck hinterlassen. Wer auch nur den Lexikonartikel des „Zedler“ zur Interpretation von Gellert oder Schiller heranzöge, läse Dinge in die Texte hinein, die dort nicht zu finden sind, obwohl solche überkommenen Vorstellungen bei der üblichen Beschreibung baltischer Örtlichkeiten den allgemeinen Erwartungen offensichtlich noch so weit entsprachen, daß Kotzebue in seinem „literarischen Lebenslauf“ die atmosphärische Beschreibung eines ganzen Lebensabschnitts darauf gründen kann:

„Ich komme nunmehr zu meinem Aufenthalte in Reval. Den ersten Sommer verlebte ich größtentheils in den lieblichen Schattengängen des Lustschlosses Cathrinenthal, und las mehr als ich schrieb. Im Herbst besuchte ich zum erstenmale die hässliche, Wald- und Morastreiche Gegend von *Kiekel*, die durch den Zauberstab der Freundschaft, durch die milde Wärme der Herzengüte, zum Paradiese umgeschaffen wurde. Ihr guten, vortrefflichen Menschen! in eurem Cirkel habe ich gelernt, daß man glücklich lebt, wenn draußen die Wölfe heulen und die Bären brummen, als wenn Heuchler und Zungendrescher an die Thüren klopfen. Eure Wälder wurden von Raubthieren bewohnt, aber die *Verleumdung* war nicht darunter; Kröten und Unken krochen in euren Morästen herum, aber der *Neid* gesellte sich nicht zu ihnen. Spät blühte die Linde, noch später entfaltete sich die Rose; aber *Unschuld* und *Freude* waren perennirende Pflanzen. Karg gab der Boden seine Früchte, aber die *Wohlthätigkeit* bedarf keines Füllhorns; ein Groschen ist eine reiche Gabe, wenn eine mitleidige Thräne ihn netzt. – Geflügelte Zeit! zerstreue, wenn du willst, meine dürrtigen Blätter in alle Winde! nur dieses eine – auf welchem die Namen *Friedrich* und *Sophie Helene Rosen* glänzen – nur dieses *eine* laß unberührt! denn du würdest es rauben von dem Altar der Sittlichkeit und Tugend, auf dem ich es dankbar niederlege. Die Musen verschmähten nicht, jene Wälder zu verschönern. [...]“⁷²

Der „Balte“ erscheint hier als besserer Menschenfreund, das Baltikum als „Wohltat des reinen Landlebens“⁷³ von vielleicht ein wenig zu ursprünglichem Leben; ein Hauch von Wildheit,⁷⁴ Erinnerungen an Rousseau mögen, wie auch bei Gellert und Schiller, in diese „freundlichen Szenen der reinen unverdorbenen Natur“⁷⁵ vage hineinspielen. Doch verhält es sich bei letzteren ja genau umgekehrt: Das Baltikum ist kein weitab gelegenes, wildes Land, das als Kulisse zunehmende Distanz illustriert bzw. erzählerische Tiefe schafft; es ist vielmehr die Entfernung *aus* der Fremde, die als erzählerisches movens die Handlung vorantreibt. „Liefland“ ist auch nicht länger Durchgangsregion auf

dem Wege nach Petersburg und in den Orient. Es liegt vielleicht noch außerhalb der eigentlichen, vordergründigen Schauplätze, jedoch an weitaus exponierterer Stelle: es ist der archimedische Punkt der Handlung und Charakterführung. Die beträchtliche räumliche Distanz wird thematisiert, jedoch stets zugleich überspielt von menschlichen Beziehungen.

„Seid umschlungen Millionen“ – das muß auch weiße Flecken auf der Landkarte, auch das Baltikum umfassen. Doch wendet sich der epische Blick keineswegs gen Osten. Vielmehr verläuft die literarische Marschrichtung nunmehr umgekehrt: stets westwärts. Man reist nicht länger, wie noch Faust oder Münchhausen, *ins* Baltikum, einige jedoch kommen von dort her. Mit Schillers und Gellerts vielgelesenen Romanen ist das Baltikum in einer genuin literarischen Funktion gewissermaßen in der Literatur „angekommen“ – indem man sich von ihm *entfernt* hat.

Die Figur des „Balten“, wie wir ihr von nun an begegnen werden, gewinnt literarischen Freiraum, gerade weil ihr Land in der Literatur ein unbeschriebenes Blatt bleibt. Ihre Stellung ähnelt strukturell derjenigen der im 19. Jahrhundert des öfteren auftretenden Russen, denen man, eben weil man von ihrer Herkunft wenig weiß, prinzipiell alles zutraut. Das Baltikum spielt mithin keine weitergehende Rolle als die Vereinigten Staaten bei der noch später auftretenden Figur des reichen Onkels aus Amerika. Der „Balte“ ist zwar durchweg altmodischer, weniger bemittelt und insgesamt kultivierter als jener, jedoch ebenfalls kein wesentlich Fremder; ja es wird auch in späteren Texten fast alles vermieden, was diesen Eindruck hervorrufen könnte. Immer jedoch scheinen diese „Balte“, „Deutsche der edelsten Art“ (wie sie viel später bei Tucholsky heißen werden)⁷⁶ aus einer vergleichsweise ursprünglicheren, angenehmeren Welt zu stammen. Ihre Stellung hat sich schon bei Schiller und Gellert gegenüber der zeitgenössischen Realität nicht weniger als gänzlich umgekehrt. Doch treffen wir sie von nun an zumeist in unserer eigenen an; das Baltikum ist literarisch immer noch weit weg, beinahe entfernter als zuvor.

IV

Entfernung ist freilich eine relative Größe. Und so verwundert es nicht, daß z. B. ostpreußische Autoren wie E.T.A. Hoffmann oder Hippel einen differenzierteren, wenngleich nicht wesentlich unter-

schiedenen Blick auf die baltischen Länder gestalten. Ebenso entwerfen im engeren Sinne „baltische“ Autoren eine noch einmal verschiedene Perspektive in allerdings ganz anderen Zusammenhängen, weshalb ich beide Gruppen hier außer acht gelassen habe, ohne das Gesamtbild zu verfälschen.

Als ein bekannter baltischer Autor, Garlieb Merkel, 1798 einem seiner „Halbromane“ vorweg bemerkenswert offenherzig eingesteht:

„Ich ließ die Geschichte in Liefland spielen, weil, – weil mir dies Land das bequemste dazu schien, und die Romanschreiber es noch nicht abgegriffen haben“,⁷⁷

– hatte er in beidem recht: Das Baltikum erscheint in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts in zwei Weisen, stets jedoch auf die denkbar bequemste Art: als pittoresk-illustrierende Kulisse oder als von geographischen Besonderheiten absehende Handlungsfunktion. Eine bedeutsame Rolle spielt es nicht. Und wengleich Gellert, Schiller, der Königsberger Hippel und sein Neffe E.T.A. Hoffmann sowie der Revaller Gerichtsbeamte Kotzebue es mit ihren Büchern bestimmt nicht „abgegriffen“ haben – es waren die bekanntesten Autoren ihrer Zeit, in deren Büchern das Baltikum eine Rolle spielt.

Ob sich Theodor Fontane ihrer Darstellungen erinnerte, als er achtzig Jahre später, 1878, in seinem „Roman aus dem Winter 1812 auf 13“ einen Graf Drosselstein „vor dem Sturm“ bewundernswert stilischer noch einmal in diese ferne Welt philanthropischer Verbundenheit am Ende des philosophischen Jahrhunderts eintauchen ließ, der auch Lessings edler Major v. Tellheim entstammt,⁷⁸ die jedoch die Livländer selbst bei sich nicht entdecken konnten?⁷⁹

„Er war ausgangs der Dreißig, als ihn um 1788 Familienangelegenheiten an den Petersburger Hof führten. Hier machte er die Bekanntschaft einer Komtesse Lieven, die ihn durch ihre durchsichtige Alabasterschönheit in demselben Augenblicke gefangen nahm, in dem er sie sah. Seine Werbung wurde nicht zurückgewiesen; die Kaiserin selbst beglückwünschte das schöne Paar, das sich, unmittelbar nach der mit großer Pracht und unter Teilnahme des Petersburger Hofadels gefeierten Vermählung, auf die ostpreußischen Güter des Grafen zurückzog.“⁸⁰

„Die Grenzen, so man diesem Lande giebet, sind“ – wir sehen es erneut – „sehr unterschieden“; seine Stellung in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts läßt sich jedoch recht klar umreißen. ■

Anmerkungen:

- ¹ Die Vortragsform wurde beibehalten und ergänzt. Ein weiter gespannter Überblick erscheint in: *Das Baltikum in der frühen Neuzeit* / hrsg. von Klaus Garber, Tübingen: Niemeyer 2001 (im Druck). Eine umfassende Untersuchung zur Funktion des Baltikums in der deutschen Literatur bietet der 3. Teil meiner Dissertation „Erzählregionen. Überlegungen zu literarischen Räumen mit Blick auf die deutsche Literatur des Baltikums, das Baltikum und die deutsche Literatur“ (2001).
- ² Johann Heinrich Zedler: *Großes vollständiges Universal-Lexikon [...]*. Bd. 17: Leis-Lm, Halle und Leizig 1738, Sp. 1021.
- ³ Ebda., Sp. 1022.
- ⁴ Ebda., Sp. 1036.
- ⁵ Ebda., Sp. 1037.
- ⁶ Ebda.
- ⁷ Ebda., Sp. 1037 f.
- ⁸ Johann Wolfgang Goethe: *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans*, in: ders.: *Werke*. Weimarer Ausgabe, Bd. I, 7, S. 212.
- ⁹ Wolfgang Griep: *Der Blick von außen: Reisebeschreibungen und Tagebücher von Reisen ins Baltikum*, in: *Das Baltikum in der dt. Literatur: Carl Gustav Jochmann und Garlieb Merkel; Beitr. des Int. Symposions Riga 18.-21.9. 1996* / hrsg. von Michael Schwidtal und Armands Gutmanis, Heidelberg: 2001 (Beiträge zur neueren dt. Literaturgesch.; [Folge 3,] 181), S. 283-297.
- ¹⁰ Adam Olearius: *Offt beehrte Beschreibung der Newen Orientalischen Reise [...]*, Schleswig 1647, S. 4.
- ¹¹ Paul Fleming: *Gedichte Auff des Ehrnvesten und Wolgelahrten Herrn Reineri Brockmann / Der Griechischen Sprache Professorn am Gymnasio zu Revall / Und der Erbarh / Viel-Ehren und Tugendreichen Jungfrawen Dorotheen Temme / Hochzeit*. in: ders.: *Deutsche Gedichte* / hrsg. von Volker Meid, Stuttgart 1986, S. 11, 28. Olearius (wie Anm. 10), S. 5.
- ¹² Adelbert von Chamisso: *Reise um die Welt. Vom Vorgebürge der Guten Hoffnung nach der Heimat*. London. St. Petersburg, in: ders.: *Werke* / hrsg. von Hermann Tardel, Bd. 3, Leipzig, Wien o.J. [1907], S. 322.
- ¹³ Monika Hueck: „Der wilde Moscovit“. *Zum Bild Rußlands und der Russen in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts*, in: *Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 9.-17. Jahrhundert* / hrsg. von Mechthild Keller, München 1985, S. 291 f., 296.
- ¹⁴ Ebda., S. 321.
- ¹⁵ Ebda., S. 321. Hueck bleibt jedoch Belege schuldig. Im übrigen wäre zu überlegen, inwiefern nicht abschätzbare Berichte der deutschen Gutsbesitzer selbst dazu beigetragen haben, es sich vielleicht also gar nicht um eine genuine Außensicht auf das Baltikum handelt.
- ¹⁶ [Georg Philipp Harsdörffer]: *Grosser Schauplatz jämerlicher Mordgeschichte. Siebender und Achter Theil*, [...] Hamburgk 1650. S. 324 f. (VIII, CXCVC: Die freywillige Unsinnigkeit).
- ¹⁷ Friedrich Menius: *Difficile at possibile*. [Gedicht in Adam Olearius' Stammbuch]. zitiert nach: Anton Schiefner: *Über das Stammbuch von A. Olearius*, in: *Das Inland* 44 (1851), S. 767.

- ¹⁹ Friedrich Christian Weber: Das veränderte Rußland [...], Franckfurth 1721, I, 12, § 69; zitiert nach: Eckhard Matthes: Das veränderte Rußland und die unveränderten Züge des Russenbilds, in: *Russen und Rußland* (wie Anm. 14), S. 116.
- ²⁰ Ernst Moritz Arndt: *Geist der Zeit*, I, 5, Die neuen Völker, in: ders.: *Werke*. 12 Bde. / hrsg. von August Lesson und Wilhelm Steffens, Berlin u.a. o.J. [1912], Bd. 6, S. 129.
- ²¹ P. A. F. K. Possarat: *Das Kaiserthum Rußland*. Zweiter Theil: *Topographie*, Stuttgart 1841, unpag. Vorrede.
- ²² D. Christian Müller: *St. Petersburg*. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Zeit in Briefen aus den Jahren 1810, 1811 und 1812, Mainz 1813, S. VI f.
- ²³ Johann Gottfried Seume: *Mein Sommer 1805*, in: ders.: *Werke in zwei Bänden* / hrsg. von Jörg Drews, Frankfurt a.M. 1993, S. 666.
- ²⁴ Ernst Moritz Arndt: *Erinnerungen aus dem äußeren Leben*, in: ders.: *Werke* (wie Anm. 20), Bd. 2, S. 125.
- ²⁵ Ders.: *Geist der Zeit* (wie Anm. 20), S. 134.
- ²⁶ J.G. Kohl: *Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen [...]*. Bd. 1, Dresden, Leipzig 1841, S. III f.
- ²⁷ Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. in: ders.: *Werke*. Auswahl in 15 Teilen/hrsg. von Ernst Naumann, Bd. 8, Berlin u.a. o.J. [1908], S. 23.
- ²⁸ „Je considère l’Empire du Czar comme pouvant établir une liaison entre la Chine et l’Europe, puisque en effet son Empire touche tout les deux“; Gottfried Wilhelm Leibniz an [Hendrik van ?] Huyssen, 11. Oktober 1707. Text zitiert nach: Mechthild Keller: *Wegbereiter der Aufklärung: Gottfried Wilhelm Leibniz’ Wirken für Peter den Großen und sein Reich*. in: *Russen und Rußland* (wie Anm. 14), S. 394; dort ohne Angabe. Der entsprechende Band der *Sämtlichen Schriften und Briefe*/hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, ist noch nicht erschienen.
- ²⁹ Karl v. Holtei: *Ein Mord in Riga*. Erzählung. [1855], Michelstadt 1992, S. 37.
- ³⁰ Max Halbe: *Jahrhundertwende*. *Geschichte meines Lebens 1893-1914*, Danzig 1935, S. 407 f.
- ³¹ „Grattez le Russe et vous trouverez le Tartare“; Graf Joseph de Maistre (1754-1821) oder Fürst Karl Joseph von Ligne (1735-1814); der genaue Urheber ist nicht mehr zu ermitteln.
- ³² Felix Dahn: *Erinnerungen*. Viertes Buch, 2. Abteilung, Leipzig 1895, S. 64. Freilich wiederholt Dahn hier lediglich den alten, schon aus der Antike stammenden Gedanken einer kulturellen Überlegenheit des Westens über den Osten.
- ³³ Vgl. Aurelio Buddens: *Halbrussisches*. 2 Bde., Leipzig 1847.
- ³⁴ Anon. [Johann Ludwig Orlich]: *Bemerkungen über Esthland, Liefland, Rußland [...]* Prag, Leipzig 1792, S. 302.
- ³⁵ Vgl. M. Michael Ranft: *Vollständige Beschreibung des Rußischen Reichs [...]*, Leipzig 1767, S. 95.
- ³⁶ D. Anton Friderich Büsching. *Neue Erdbeschreibung*. Erster Theil, Hamburg 1764, S. 663.
- ³⁷ Ebda.
- ³⁸ Edzard Schaper: *Bürger in Zeit und Ewigkeit*. Antworten, Hamburg 1956, S. 42.
- ³⁹ Ders.: *Aufstieg und Untergang der baltischen Staaten*, in: ders.: *Untergang und Verwandlung*. Betrachtungen und Reden, München 1952, S. 27 f.

- ⁴⁰ Herder: Ideen (wie Anm. 27), Bd. 8, Berlin u.a. o.J. [1908], S. 14 f.
- ⁴¹ August Ludwig Schlözer (u. Ludwig Albrecht Gebhardi): Geschichte von Litauen [...], Halle 1785 (Allgemeine Welthistorie der neueren Zeiten; 32), S. 34.
- ⁴² August Ludwig Schlözer in seinen Glossen zu den Beschlüssen des Livländischen Landtages von 1765, in: Staatsanzeigen. Bd. 2, Göttingen 1782, H. 8, S. 432, Anm. 2.
- ⁴³ Anon. [Johann Christoph Petri]: Briefe über Reval nebst Nachrichten von Esth- und Liefland. Ein Seitenstück zu Merckels Letten. Von einem unpartheiischen Beobachter, Deutschland 1800, S. 26.
- ⁴⁴ Ebda., S. 110.
- ⁴⁵ Ebda., S. 26.
- ⁴⁶ „So viel man auch über den Luxus der Nordländer (mit Einschluß Lieflands) Klagen erhebt, so kann doch sicher erwiesen werden, daß man ihn nicht in demselben Grade findet als man glaubt.“ Wilhelm Christian Friebe: Physisch-ökonomisch' und statistische Bemerkungen von Lief- und Ehistland [...], Riga 1794, S. 225
- ⁴⁷ Petri (wie Anm. 43), S. 61.
- ⁴⁸ Adam Olearius: Vermehrte Neue Beschreibung der Muscovitischen und Persischen Reise [...], Schleswig 1656, S. 113.
- ⁴⁹ Ebda.
- ⁵⁰ G.[arlieb] Merkel: Die Letten vorzüglich in Lifland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker und Menschenkunde, Leipzig 1797, S. 1-4.
- ⁵¹ Jacob v. Stählin an Gerhard Friedrich Müller am 25.6./6.7.1769, in: Ulf Lehmann: Der Gottschedkreis und Rußland. Deutsch-russische Literaturbeziehungen im Zeitalter der Aufklärung. [Briefedition], Berlin (DDR) 1966, S. 295. (Brief Nr. 214).
- ⁵² Friedrich Gottlieb Klopstock: Die deutsche Gelehrtenrepublik [...], in: ders.: Sämtliche Werke, Bd. 8, Leipzig 1844, S. 225.
- ⁵³ Johann Wolfgang Goethe: Brief an August v. Goethe vom 7. Juli 1822, in: ders.: Werke. Weimarer Ausgabe, Bd. IV,36, S. 92.
- ⁵⁴ August Wilhelm Hupel: Topographische Nachrichten von Lief- und Ehistland. Bd. 2, Riga 1777, S. 167.
- ⁵⁵ Johann Gottfried Herder: Journal meiner Reise im Jahr 1769, in: ders.: Werke. Auswahl in 15 Teilen/hrsg. von Ernst Naumann, Bd. 3, Berlin u.a. o.J. [1908], S. 71.
- ⁵⁶ August Everding am 8. November 1996 in der Festrede zur Wiedereröffnung des renovierten Prinzregententheaters, München. (Bericht des Deutschlandfunks, Kulturmagazin „Fazit“, 10. November 1996).
- ⁵⁷ Historia von D. Johann Fausten. [1587] Kritische Ausgabe / hrsg. von Stephan Füssel und Hans Joachim Kreutzer, Stuttgart 1988, S. 60.
- ⁵⁸ Johann Wolfgang Goethe: Paralipomena zu Faust, Zweiter Teil, in: ders.: Werke. Weimarer Ausgabe, Bd. I, 15, S. 238.
- ⁵⁹ Friedrich Maximilian Klingler: Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt in fünf Büchern. in: ders.: Werke in zwei Bänden/hrsg. von Hans Jürgen Geerdts, Bd. 2, Berlin, Weimar 41981, S. 156.
- ⁶⁰ Gottfried August Bürger: Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde zu erzählen pflegt, in: ders.: Sämtliche Werke in vier Bänden/hrsg. von Wolfgang v. Wurzbach, Bd. 2, Leipzig o.J. [1902], S. 148.

- ⁶¹ Johann Friedrich Ernst Albrecht: Waller und Natalie. Eine Geschichte in Briefen. Erster Theil, Wesenberg 1779, S. 1.
- ⁶² Ebda., S. 14 f.
- ⁶³ „Monsieur Litzberg“ erlebt dort im November 1700 die Schlacht von Narva, bei der sein Vater „massacriret“ wird. Vgl. Gisander [Johann Gottfried Schnabel]: Wunderliche Fata einiger See-Fahrer. Zweyter Theil. [...], Nordhausen 1732, S. 82 ff.
- ⁶⁴ Theodor Mundt: Czar Paul. Erste Abteilung: Der Großfürst. Bd. 1, Berlin 1861, S. 63.
- ⁶⁵ August v. Kotzebue [Rezension von Nordischer Almanach für das Jahr 1806/hrsg. von F.G. Albers], in: Der Freimüthige 2 (1805) Nr. 205, S. 301.
- ⁶⁶ Christian Fürchtegott Gellert. Leben der schwedischen Gräfin von G**, in: ders.: Werke in zwei Bänden / hrsg. von Gottfried Honnefelder, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1979, S. 9.
- ⁶⁷ Auch in Gellerts Roman spielt also, trotz seines Titels, das Baltikum keine Rolle als die schwedische Provinz, die es gegen Ende des Nordischen Krieges noch ist, sondern wird als Schauplatz vor allem wegen möglicher Verbindungen nach St. Petersburg sowie ins russische Hinterland genutzt.
- ⁶⁸ Friedrich Schiller: Der Geisterseher. Aus den Memoiren des Grafen von O**, in: ders.: Werke/hrsg. von Herbert G. Göpfert und Gerhard Fricke, Bd. 2, München 51984, S. 591.
- ⁶⁹ Ebda., S. 645.
- ⁷⁰ Ebda., S. 676.
- ⁷¹ Vgl. Goethes Brief an Thomas Seebeck vom 4. Oktober 1809. „Die Nachrichten von Liv- und Esthland behalte ich noch zurück.“ in: ders.: Werke. Weimarer Ausgabe, Bd. IV, 51, S. 263.
- ⁷² August v. Kotzebue: Mein literarischer Lebenslauf. in: ders.: Die jüngsten Kinder meiner Laune. Fünftes Bändchen, Leipzig 1796, S. 218 f.
- ⁷³ So erscheint es selbst bei Seume! Vgl. Seume (wie Anm. 23), S. 591.
- ⁷⁴ Selbst durch Kohls Hymne auf die „nordische Gastfreundschaft“ schimmert noch – ungewollt – die Vorstellung eines paradiesischen, wenngleich barbarischen Landes. Vgl.: „Wenn Viele behauptet haben, daß die ächte Gastfreiheit nur noch bei den wilden Nationen gefunden werde, so widerlegen sie die drei deutschen Ostseeprovinzen, in denen diese schöne Tugend, von allen Ständen, von allen Classen der Einwohnerschaft, und vorzugsweise gerade von den Gebildetsten und Reichsten des Landes auf die liberalste Weise geübt wird.“ Kohl (wie Anm. 26), S. 31.
- ⁷⁵ August v. Kotzebue: Vom Adel [...], Leipzig 1792, S. 212 (Kap. 12: Der Landedelman).
- ⁷⁶ Kurt Tucholsky: Ein untergehendes Land. in: ders.: Gesammelte Werke. Bd. 1: 1907-1924/hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz, Reinbek b. Hamburg 1960, S. 435.
- ⁷⁷ Garlieb Merkel [Anon.]: Die Rückkehr ins Vaterland. Ein Halbbroman. o.O. [Kopenhagen] 1798, S. IV.
- ⁷⁸ Tellheims Diener Just wurde „in sechs Monaten zweimal an seine Familie nach Churland geschickt.“ Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: Minna von Barnhelm, oder Das Soldatenglück. [II, 6], in: ders.: Werke und Briefe, Bd. 6: Werke 1767-1769/hrsg. von Klaus Bohnen, Frankfurt a.M. 1985, S. 40.

⁷⁹ Bitter (und ein wenig mißmutig) beschwert sich ein livländischer Rezensent von Kohls Hymne auf die „nordische Gastfreundschaft: „Dies ungewohnte Glück in einem fremden Lande bringt ihn zu gebührenden Aeußerungen der Dankbarkeit und veranlaßt ihn, ein besonderes Capitel über die Nordische Gastfreiheit [...] einzuschalten, in welchem er, nur zu sehr die Außenseite betrachtend, meint, daß bei den Nordändern alle Tage Sonntag ist, und die Wohnungen der Seligen, der Götter des Olymps in Zierau und auf allen andern Gütern Curlands und Livlands sein müssen, ein Leben, dem jede Pflege fehle, und wo alle Tage bei Sang und Becherklang der Braten von selbst auf dem Heerde sich wende. Sähe er ein wenig mehr hinter den Vorhang: so würde er auch hier die lauernde Sorge oft gelagert finden.“ Fr. Kruse: Bemerkungen über die Ostsee-Gouvernements in Beziehung auf J.B. Kohl's [...], Leipzig 1842, S. 8. (Kohl wie Anm. 26).

⁸⁰ Theodor Fontane: Vor dem Sturm, in: ders.: Sämtliche Werke / hrsg. von Walter Keitel, Bd. 3, München 1962, S. 145 f.

Iveta Leitane

Die jüdische Dimension der Stadt Lettlands

Eine Typologie

Die Erwartungen, die das Thema dieses Beitrags auslöst, können in dem hier gegebenen Rahmen sicher nicht alle erfüllt werden. Deshalb schicke ich einige Erläuterungen voraus, was hier mit „Typologie“ gemeint ist. Unter einer Typologie lässt sich dreierlei verstehen.

Erstens die Typologisierung könnte eine Klassifizierung des vorhandenen Materials sein, in unserem Falle der jüdischen Städte oder der jüdischen Präsenz in der Stadt des Nordostens, die sich heute in Lettland lokalisieren lässt, aufgrund bestimmter Merkmale. Dies setzt nicht nur eine vollständige Erfassung aller Fälle voraus, sondern auch gewisse vorgegebene Klassifikationsmerkmale, wie etwa das Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein von Juden in der Stadt, die Zahl der jüdischen Einwohner, die berufliche Verteilung, das Vorhandensein bürgerlicher Rechte für die Juden, die innerjüdischen Institutionen dasselbst usw. Eine solche vollständige Erfassung für alle Städte Lettlands liegt mir nicht vor,¹ was eine Klassifikation dieser Art bedeutend erschwert.

Zweitens kann man eine Typologisierung etwa im Geist der Moderne konzipieren, wonach jedes *exemplum* eine Art Typus darstellt, dessen einziges und einmaliges Beispiel es ist. In diesem Sinne ist ein jedes Beispiel typisch oder kann als solches vorgestellt werden. Die Voraussetzungen hinsichtlich des Basismaterials bleiben jedoch dieselben, so daß auch eine solche Typologisierung Aufgabe der weiteren Forschung bleibt.

Drittens kann man einen Mittelweg zwischen beiden Möglichkeiten wählen, nämlich, die Typologisierung eben auf die Fälle anzuwenden, für die einige repräsentative Beispiele nachzuweisen sind – Beispiele also, die ein Spektrum verschiedenartiger Entwicklungen und

zugleich eine Kontinuität der historischen Tendenz aufweisen. Solche repräsentativen Beispiele sind leicht für die Städte Lettlands in relevantem Umfang nachweisbar.

So beginne ich mit einem Überblick über die verschiedenen Gebiete Lettlands und konzentriere mich letztendlich auf Riga oder, genauer gesagt, auf die Formen der jüdischen Subkulturen, die in Riga ihr Fortleben gefunden haben sowie auf die Bedingungen dieses Fortbestehens.

Da das heutige Lettland vier Provinzen – Vidzeme (Livland), Kurzeme (Kurland), Zemgale (Semgallen) und Latgale (Lettgallen) – umfaßt, die über lange Zeit verschiedenen Staaten mit unterschiedlichen rechtlichen und staatlichen Systemen angehört haben, wodurch sich die sozialen, rechtlichen und kulturellen Verhältnisse der Juden innerhalb dieser Gefüge verschieden ausgeprägten, besitzt diese Vielfalt eine hohe historische Repräsentanz. Zunächst bestehen wesentliche Unterschiede im Beginn der Ansiedlung in jeder dieser Provinzen Lettlands. In Kurland sind die Juden seit spätestens 1561 ansässig², in Livland kam es auf dem Lande zur Gründung der ersten jüdischen Gemeinde erst 1785 (unter Katharina II.) in Schlock (lett. Sloka) in der Nähe von Riga – also mehr als zwei Jahrhunderte später als in Kurland. Epoche gemacht hat hier das Jahr 1827, von dem an sich gemäß dem Erlaß Zar Nikolaus' I. jüdische Soldaten nach der Demission in Livland niederlassen durften. In Riga selbst – seit 1842 zum jüdischen Ansiedlungsrayon gehörig, zu dem auch das Gouvernement Witebsk zählte – dürften sich die Juden etwa um dieselbe Zeit – seit 1772, als Folge der Einverleibung dieses Gouvernements ins Russische Reich – angesiedelt haben. In Dünaburg (lett. Daugavpils, russ. Dvinsk) bildeten zu dieser Zeit (1779) die Juden 55% der Zivilbevölkerung der Stadt (da es eine Garnisonsstadt war, machte das Militärpersonal etwa drei Viertel der Einwohnerschaft aus), wohnten aber mehr kompakt, so daß sie nur in einem Viertel der Stadtteile ansässig waren.

Die Stadt ist nicht die einzige Präsenzform der Juden auf dem Territorium Lettlands – es gibt Dörfer in Lettgallen, in deren Namen jüdische Toponymik erkennbar wird: Židy, Židina, Židiniška, Feimaņi (mit dem Fluß Feimanka), Korčma Zuska.

Ich möchte den zu betrachtenden Zeitraum bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ausdehnen, nicht zuletzt deshalb, weil die Geschichte der Juden auf dem Territorium Lettlands derzeit mindestens 100 bis 300 Jahre umfaßt und sogar die jüngste Gemeinde innerhalb eines adminis-

trativen Gefüges auf etwa 50 Jahre zurückblicken kann – also bereits auf zwei Generationen. Im Jahre 1897 zählte die Zahl der Juden in Lettland 142.315 und betrug 7,4 % der Bevölkerung des Landes. Ihre Geschichte verlief jedoch in jedem historischen Gebiet Lettlands anders.

Den Gesamtrahmen bildeten folgende Entwicklungen: Mit dem Wachstum der Stadt Riga und anderer Städte wuchs auch die Macht der Bürger – sofern sie das aktive und passive Wahlrecht für den Rat hatten. Der Druck des Moskauer Großfürstentums auf die Territorien Livlands zwang die Ritterschaft, sich an Polen um Hilfe zu wenden; infolgedessen wurde 1561 der Macht des Ordens in Livland ein Ende gesetzt, und das Land geriet unter die Oberhoheit Polens; Kurland – mit Ausnahme von Pilten (lett. Piltene) – wurde zum Herzogtum unter der Schutzherrschaft Polens. Den Bürgern und der lutherischen Kirche wurden die Rechte gewährt. Zu den Rechten, die der Ritterschaft und den Bürgern der Städte vom polnischen König Sigismund August zugesichert wurden, trat auch die Bestimmung: „*Judaeis vero nulla per totam Livoniam commercia, vertigolia, teloniave ullo unquam tempore concedemus.*“³ Dies unterschied sich von der allgemeinen Regelung der Rechtsverhältnisse der Juden in Polen selbst, die viel toleranter war.⁴ Eine Folge davon war jedoch das Auseinanderfallen der offiziellen Bestimmungen und der Realität, wie unten dargestellt werden wird.

Pilten ist diejenige Stadt in Lettland, in der eine sehr frühe jüdische Anwesenheit belegt ist und eine noch frühere vermutet wird. Das gilt weiterhin für Hasenpoth (lett. Aizpute), Windau (lett. Ventspils) und Goldingen (lett. Kuldīga). Der Beleg dafür ist das Schreiben des Rates von Lübeck aus dem Jahre 1350 an Otto von Lüneburg, in dem ein Jude namens Moses wegen der Vergiftung der Christen in all diesen Städten angeschuldigt wird.⁵ Bis zum 1561 gehörten Pilten und Hasenpoth zum Kurländischen Bistum, Windau und Goldingen zum Ordenstaat.

Der Handel im neugebildeten Herzogtum Kurland blühte auf. Es gibt sogar die Meinung, daß dazu die internationalen Handelsverbindungen der Juden wesentlich beigetragen haben.⁶ Die Hauptstadt des Herzogtums Kurland war Mitau (lett. Jelgava). Der Landtag, in dem die städtische Aristokratie und die Grundbesitzer vertreten waren, hatte seinen Sitz in Windau. Seine Beschlüsse waren für den Herzog bindend.

In Livland herrschte Polen etwa 60 Jahre – bis zum Abschluß der schwedischer Eroberung im Jahre 1629. Als Folge des Nordischen

Krieges und der Niederlage der Schweden bei Poltawa 1709 ging das Land 1721 an Rußland über und wurde zum Gouvernement Livland. Der russische Zar ließ die Rechte und Privilegien des Landes und damit die Stellung der Deutschen und der deutschen Sprache unberührt.

Im 18. Jahrhundert breitete Rußland sein Einfluß noch weiter aus und vereinnahmte Kurland. Dies fand in zwei Schritten statt. Gemäß dem Vertrag von 1783 zwischen dem Herzogtum und Rußland wurde ein schmaler Küstenstreifen an der Grenze zu Riga – mit Schlock, Dobeln (lett. Dubulti) und Majorenhof (lett. Majori) an Rußland abgetreten. 12 Jahre später wurde ganz Kurland Rußland infolge der dritten Teilung Polens einverleibt.

Der Kreis Pilten in Kurland, der die Umgebung von Grobin (lett. Grobiņa), Hasenpoth und einen Teil Windaus umfaßte, war ein eigenartiges politisches Gebilde im Rahmen des Herzogtums. Im Jahre 1559 wurde der Kreis dem König Dänemark übergeben, der ihn an seinen Bruder Magnus von Holstein weitergab. Erst als dieser starb, geriet der Kreis unter direkte Verwaltung des polnischen Königs, was auch rechtliche Folgen nach sich zog, da hier z. B. Klagen der Bürger über ihre jüdischen Konkurrenten vom polnischen Sejm entschieden wurden. Erst die erwähnte dritte Teilung Polens 1795 bedeutete auch die Einverleibung dieses Kreises ins Russische Reich und die Eingliederung in die Provinz Kurland.

Was die Rechtskreise der Städte betrifft, ist an Folgendes zu erinnern. Auf acht Städte Lettlands wurde Lübecker, Hamburger, Magdeburger u. a. deutsches Stadtrecht übertragen Hamburger Recht auf Riga, die livländischen Städte Wenden (lett. Cēsis), Kokenhusen (lett. Koknese), Lemsal (lett. Limbaži), (Groß-)Roop (lett. Lielstraupe), Wolmar (lett. Valmiera) sowie die kurländische Städte Goldingen und Windau. In Dünaburg und Jakobstadt (lett. Jēkabpils) trat Magdeburger Recht in Kraft. Dieses Stadtrecht glich die beiden letztgenannten Städte den Städten mit gleichem Rechtssystem in Galizien und Weißrußland an, denen etwa zu derselben Zeit (im 16. Jh.) das Magdeburger Recht verliehen wurde – im Unterschied zu den Städten Ostpreußens, Schlesiens, Böhmens, Polens und Litauens, wo diese Entwicklung schon ab dem 14. Jahrhundert einsetzte.

Pilten, das seine Stadtrechte 1557 bekam, war das Zentrum des kurländischen Bistums vom zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts bis 1559, und mit dem Entstehen des Piltenschen Kreises hat diese Funk-

tion des Zentrums Hasenpoth übernommen. Grobin spielte eine wichtige Rolle als der Transitstation nach Preußen; es erhielt erst spät – 1695 – Stadtrechte. Libau (lett. Liepāja) wurden die Stadtrechte 1625 verliehen; es war zusammen mit dem Kreis Grobin 1560-1609 Preußen untergeordnet.

Mitau, Hauptstadt Kurlands und Handels- und Handwerkszentrum, hatte seine Stadtrechte 1573 erhalten. Zu erwähnen ist, daß an der dortigen, 1775 gegründeten Academia Petrina unter anderen auch Juden studiert haben.

Der Kreis Lettgallen wurde Polen im Jahre 1582 als eine besondere administrative Einheit Księstwo Inflantskie einverleibt. An der Spitze dieser Einheit stand ein Wojewode, der dem polnischen König untergeben war.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war das ganze Territorium des heutigen Lettlands unter dem Zeichen Rußlands „vereint“, war also ein Bestandteil des russischen Reiches: Livland schloß die Kreise Riga, Walk, Wolmar und Wenden ein, Kurland die Kreise Mitau, Windau, Pilten und Libau. Der Kreis Lettgallen mit dem Zentrum Dünaburg war zunächst ein Teil des Gouvernements Polozk, ab 1802 Teil des Gouvernements Witebsk. Den Gesamtrahmen für die Situation der Juden bildeten die Russifizierungspolitik des Gouverneurs und der Bürokratie und die Aktivitäten der deutschen „Bürger“ in Stadträten und in Kreisverwaltung. Das „Typische“ in der jüdischen Präsenz in den Städten Lettlands kann man an folgenden Anhaltspunkten festmachen.

1. Die Institutionalisierung des Judentums beginnt erst mit der Gründung von *Wa'adim* in Polen. Die jüdische Selbstverwaltung, die vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1764 auf der lokalen und regionalen Ebene bestand, hatte ihr Verfassungsanalogon in der Verfassung des polnischen Sejms: *wa'ad arba ha-aracot*, der Rat der vier (polnischen) Länder und in Litauen – *wa'ad medinat Lite*. Im Unterschied zu Polen lag in Lettland keine hierarchische Organisationsstruktur des Judentums vor. Die Haupteinheit war die Familie und der Verwandtenkreis, und erst später die Gemeinde (*kahal*, pl. *kehalot*), deren Bildung ja auch vom Staate zum Zweck der Steuereinnahme gefördert wurde.

2. Als die allgemeine Regelung für Kurland und Livland galt das Ansiedlungsverbot des Deutschen Ordens für Juden, das auf die Ver-

ordnung des Ordensmeisters Siegfried von Feuchtwangen (1303-1311), aus dem Jahre 1309 zurückgeht, der den Aufenthalt auf dem Territorium des Ordens den Juden, Zauberern und Heidenpriestern untersagte.⁷ Im einzelnen wechselte die rechtliche Lage der Juden von Kreis zu Kreis.

3. Im historischen Livland war nur bestimmten Kategorien jüdischer Einwohner die Aufenthaltserlaubnis erteilt. Die Juden bildeten in diesen Städten nur einen Bruchteil der Bevölkerung. In Wolmar gab es im Jahre 1881 1 % Juden, in Wenden 6 %, in Lemsal 14 %. Die angrenzenden Städte dagegen, als deren Beispiel vor allem Gostiņi (neben Dankere, Trantelberg, Glazmanka) galt, werden zu typischen jüdischen *Stetlach* (Schtetl), wo der Bevölkerungsanteil der Juden 90 % erreichte. Sie befanden sich am Rand des Ansiedlungsrayons, von wo aus die Juden ihre Geschäftsunternehmungen in die ihnen zum ständigen Aufenthalt verbotenen Landesteile unternahmen. Schlock als an Riga angrenzende jüdische Siedlung hat eine gleiche Funktion erfüllt, obwohl es auf eine andere Weise entstanden war.

4. Zur Besonderheit Kurlands gehörte die anhaltende Bevölkerungsmigration. Kurland hatte zwei Zuwanderungsgebiete: Deutschland (Preußen) und Polen-Litauen. Von Preußen kamen die ersten jüdischen Händler bereits im 14. und 15. Jahrhundert und haben sich in Pilten und Hasenpoth – also im Gebiet des kurländischen Bistums und nicht des Ordens – niedergelassen. Die politische Lage dieser Region, die fast an eine Autonomie heranreichte, ermöglichte auch den Juden, eine Art Enklave zu bilden: sie hatten nämlich dort Aufenthaltserlaubnis und durften Handel und Handwerke treiben. Am Ende des 16. Jahrhunderts sollen die Juden in diesem Kreis bereits Immobilien besessen haben.⁸ Auch der letzte Kurländische Bischof Johannes IV. (von Münchhausen) gestattete den Juden kurz vor dem Verkauf des Territoriums im Jahre 1559 an das dänische Könighaus, sich dort niederzulassen, hat also die Lage nicht geändert.

5. Kurland erlebte seine Blüte von 1642 bis 1682 unter Herzog Jakob. In diesem ehemaligen Territorium des Ordens war die Kluft zwischen rechtlichen Bestimmungen und der Realität, was das jüdische Leben hier betraf, wesentlich größer und machte die Besonderheit dieser territorialen Einheit aus. Hier strömten die Juden meistens aus Litauen zu, aus Samogitien und aus Polen, was vor allem die Folge des von dem Kosakenhetman Bogdan Chmielnicki durchgeführten Po-

groms (1648-49) war. Die polnisch-litauische Adelsrepublik hatte bereits ihre Blüte hinter sich, und die jüdischen Zuwanderer haben die Elemente dieser Kultur sowie die Elemente der Institutionalisierung des Judentums nun nach Kurland mitgebracht. Die jüdischen Zuwanderer aus Deutschland und den Niederlanden haben andererseits im 17. Jahrhundert das emanzipierte Judentum weitergetragen, nicht zuletzt weil die Niederlande, die das Musterbeispiel für die rechtliche Verfassung des Herzogtums bildeten, auch den Juden die Bürgerrechte gewährten. Für Kurland selbst, was die Juden betrifft, war die Lage jedoch viel komplizierter. Einerseits schloß der Beschluß des Landtags vom Jahr 1661 über eine allgemeine Steuer die Juden mit ein.⁹ Die Auswanderung der Juden nach Rußland war dagegen bis zur Einverleibung Kurlands und des Piltenschen Kreises in das Russische Reich gering – daß sie einsetzte, sobald sich diese Möglichkeit bot, ist ein deutliches Kennzeichen der bisherigen unbefriedigenden Situation. Diese Zuwanderung hat andererseits wiederum zur Erfüllung der Forderung der Juden nach einer endgültigen Regelung ihrer rechtlichen Lage in Kurland geführt. Die Hauptsubjekte dabei waren dabei der Senat und der Herzog: laut dem Memorandum, das dem Senat übermittelt wurde, war das Einkassieren des Schutzgeldes von den Juden verboten, die nicht an einem Ort ansässig waren.

6. Das Territorium des Livländischen Ordens war wiederum kein einheitliches Gebilde. Die Umgebung von Grobin und Libau wurde vom Gotthard Kettler, dem Ordensmeister, im Jahre 1560 dem Herzog von Preußen, Markgraf Albrecht von Brandenburg, verpfändet und fielen erst nach fast 50 Jahren wieder dem Herzogtum Kurlands zu, als 1608 Wilhelm, der Sohn Gotthards, die preußische Prinzessin Sofia heiratete.¹⁰ Die 48 Jahre der Herrschaft Preußens zeichneten sich durch einen heftigen Ansturm von Übersiedlern aus Preußen und Litauen aus. Es muß beachtet werden, daß in den preußischen Städten Danzig (poln. Gdańsk), Memel (lit. Klaipėda) und Königsberg (russ. Kaliningrad) die jüdischen Händler allmählich zurückgedrängt wurden,¹¹ so daß sie nach Grobin und Libau auswichen. Die Nische, die die Juden hier besetzten, war z. B. der Handel mit Bernstein, den sie von lettischen „Strandbauern“ kauften und weiter in Memel und Danzig vertrieben.¹² Der Bernstein-Handel war allerdings die Prärogative der Königsberger Händler, und die preußische Revisionskommission setzte sich in ihren regelmäßigen Berichten für die Interessen der Königsberger ein.

7. Die Einverleibung Kurlands und des Piltenschen Kreises ins Russische Reich hat zuerst eine Migrationswelle von 10 000 Juden ausgelöst. Nur etwa 20 % von ihnen strömten in die Städte ein – nach Mitau, Hasenpoth, Goldingen und Jakobstadt, wobei nur einige Hundert zur Handelsschicht in Pilten und Mitau gehörten. Ihr Kampf um Gleichberechtigung war erst am 12. Mai 1799 erfolgreich, als eine vom Senat in St. Petersburg erlassene Bestimmung den Juden die Bürgerrechte mit der Erlaubnis zum ständigen Aufenthalt und zum Treiben von Handel und Handwerk gewährte. Die gegen die Juden eingestellte Partei (vor allem die Stadtbürger) erreichte aber, daß die Einwanderung auswärtiger Juden in das Gouvernement Kurland ab 1799 eingeschränkt wurde. Aber auch dies war nicht die letzte Stellungnahme der Regierung. Nach einem Gesetz von 1835 wurden diejenigen Juden, der sich während der Registration in der jeweiligen Region befanden, den Ortsansässigen gleichgestellt. Dies ermöglichte einen ständigen Zuwachs der jüdischen Bevölkerung, deren Zahl sich innerhalb von hundert Jahren verfünffachte. Im Jahre 1797 gab es in Kurland 10.000 Juden, im Jahre 1834 waren es 23.486, in 1875 dann 34.180 und im Jahre 1897 bei der großen Volkszählung 51.169. Im 20. Jahrhundert machten die Juden in Kurland 4,5 % der Bevölkerung aus. Es gab bereits 29 Synagogen und *Bejt Midrasch* (Lehr- oder Studienhäuser).

8. Die Hauptberufe der Juden in restlichen Herzogtum lagen in Kleinhandel, Pacht der Gasthäuser, Branntweinbrennerei und Maklerwesen. Ein Teil der Juden wohnte in kurländischen Dörfern und ihre Lage war dürftig. Andererseits hatten Juden im Herzogtum Jakobs von Kurland Zugang zu einträglichen Stellen (Zollbeamte, die nicht selten als Kreditoren auftraten,¹³ Verwalter von Landgütern¹⁴) und hohen Ämter (Strandvögte, die auch Aufsicht über den Seehandel innehat-ten¹⁵).

9. Der erste Schritt zu einem Eindringen in diejenigen Städte, in denen die Ansiedlung von Juden offiziell verboten war, bestand im Erwerb oder der Pacht eines Friedhofs – so z. B. in Riga oder Mitau. So bezeichnen die „Judenstraßen“ in der Topographie der Städte oft zunächst nur den Weg zum jüdischen Friedhof, während die Juden noch in den Vorstädten wohnten oder sich nur vorübergehend zu Geschäften innerhalb der Stadtgrenzen aufhielten. Nur wenn der Aufenthalt den Juden in der Stadt erlaubt war, bezeichneten die Toponyme des Typs „Judengasse“ das dieser Einwohnerkategorie zugewiesene

Stadtviertel oder die Straße – so in der Mehrzahl der Fälle. Jedenfalls muß man bei der mit Juden verbundenen Toponymie der Städte immer mit einer Interpretation rechnen, die nicht statisch mit ihrem Aufenthaltsort sondern dynamisch mit dem Ausgangspunkt ihrer Ansiedlung verbunden ist. Die Synagogen freilich wurden erst später im Einklang mit den Plänen und Überlegungen der Stadtverwaltung für ihre Platzierung erbaut – z. B. im Fall der Planover-Synagoge in Dünaburg. Diese spätere Phase kennzeichnen in der Stadt die Toponyme wie „Synagogenstraße“; auch die seit Mitte des 19. Jahrhunderts belegten ersten „Schulstraßen“ oder „Altschulstraßen“ (lett. Školas ielā oder Večškolas ielā) in lettischen Städten z. B. in Livani und Karsava beziehen sich auf Synagogen oder Lehr- und Studienhäuser.

10. Die Juden in Kurland und Riga durften als Handwerker tätig sein, wurden aber nicht in Zünften organisiert. In Jakobstadt dagegen hat sich unter den Juden ein Zunftwesen entwickelt, so daß das Synagogenetz die berufliche Verteilung und nicht zuerst religiöse Richtungen widerspiegelt. Die letztere Besonderheit hängt auch mit der weniger scharfen Trennung zwischen verschiedenen religiösen Richtungen in Lettland zusammen (vgl. Ziffer 19).

11. Die Funktion der Juden in Kurland war, die etwas schwächere deutsche Mittelschicht zu ersetzen und die Macht des Herzogs zu stützen, so wie ja auch umgekehrt der Herzog das Recht hatte, den Juden Privilegien zu gewähren,¹⁶ und in allen ihren Angelegenheiten zu vermitteln.

12. Die Gesetzgebung bezüglich der Juden wurde durchaus als Druckmittel in der Diplomatie eingesetzt, was aber für die verschiedenen Rechtskreise noch nicht übergreifend erforscht ist. Auch innerhalb des staatlich-rechtlichen Gefüges wurden die Juden gegen Kontrahenten ausgespielt. Die Spannung zwischen Herzog Jakob und dem kurländischen Adel können dafür als Beispiel dienen. Bereits im 17. Jahrhundert gab es somit zwei entgegengesetzte Einstellungen zu den Juden Kurlands. Die in den Städten des Herzogtums wohnenden Bürger, die in Handel und Handwerk tätig waren, haben sich gegen Konkurrenten, insbesondere Juden, heftig gewehrt, indem sie ihnen die Aufenthaltserlaubnis versagten.¹⁷ Der Adel war aber entgegengesetzter Meinung, da die Juden ihm die landwirtschaftliche Produktion abkauften und Waren aus anderen Gegenden ins Land brachten. Darüberhinaus profitierte das Herzogtum von dem allemeinen Auf-

enthaltsverbot für die Juden dadurch, daß es von ihnen regelmäßig Geldstrafen einkassierte. Dessen logische Folge war der Beschluß des Landtags von 1719, den Juden Aufenthaltserlaubnis gegen eine Steuer (Schutzgeld) in der Höhe von 400 Thalern zu gewähren. Da auch die antijüdische Partei aktiv ihre Stellungnahme äußerte, stand ein paar Jahrzehnte die Frage, die Juden aus dem Herzogtum zu vertreiben, auf der Tagesordnung. Die über den Juden schwebende Gefahr einer negativen Entscheidung wurde als Erpressungsmittel ausgenutzt. Es gab eine Reihe von Verboten,¹⁸ die einen kleineren Teil der jüdischen Bevölkerung aus dem Lande verdrängte, jedoch nicht für eine lange Zeit. Das wiederholte Auftauchen der Verbote läßt ihr Nicht-Einhalten annehmen.¹⁹

13. Es ist aber zu vermuten, daß die Juden in Kurland volle Bürgerrechte genossen haben und auch ein breit angelegtes religiöses Leben führen durften. Als Beispiel sei der Rechtskreis Pilten genannt, der Ort, wo auch eine der wenigen *Jeschiva* (jüdische religiöse Hochschule) auf diesem Territorium tätig war.

14. Die Juden Kurlands, obwohl sie sich weitab von dem südlich und südwestlich gelegenen Zentrum ihrer Religion befanden, haben die jüdische Tradition bewahrt und vertieft. Die Rabbiner Kurlands haben selbst Responsenliteratur verfaßt. Diese Literatur ist im übrigen eine sehr wichtige, aber völlig unerforschte Quelle, die eine Antwort auf die Frage geben könnte, wie die Anwendung des jüdischen Rechts vollzogen wurde und welche halachischen Probleme – im Hinblick auf das innerjüdische Postulat, alle Rechtskonflikte nur auf der Basis der Religionsgesetze zu lösen – in welcher Ausprägung in dieser rechtlichen Lage aufgetreten sind.

15. In Livland war den Juden war Handel und Akzisepacht durch den Vertrag des polnischen Königs mit dem Livländischen Ritterorden vom Jahre 1571 verboten. Es blieb also das allgemeine Schema unverändert. Wie in Kurland wurden die Juden auch hier unter den Bedingungen dieses Verbots in Kleinhandel, Kleinhandwerk und Pacht der Gasthäuser verdrängt. Ebenso wie dort war dies auch den livländischen Adeligen und Gutsbesitzern eine sehr erwünschte Tätigkeit. Das Einkommen der Juden blieb, so wie auch in Kurland, in Livland ziemlich knapp. Eine Ausnahme bildeten die Juden, die Handel mit Litauen und weiter nach Westen übers Meer vermittelten (Wachs, Holz, Getreide, Honig waren in Litauen sehr gefragt); ihre Zahl wuchs. Die

städtischen Bürger und die deutschen Händler haben sich aus Konkurrenzangst öfters dafür eingesetzt, den Juden den Handel zu verbieten, ihren Aufenthalt im Lande auf eine bestimmte Zahl zu begrenzen und keine weitere Juden mehr einzulassen. Ein langfristiges Bündnis zwischen Adel und Bürgern zum Erreichen dieses Ziels kam jedoch nicht zustande. Die Zahl der Juden in der Provinz ist im 16. und 17. Jahrhundert erheblich und ständig gestiegen – trotz der rechtlichen Unsicherheit. Diese Lage änderte sich in der Schwedenzeit (1629-1721) nicht, nur die Dimensionen des Problems wuchsen. Eine Besonderheit des Gouvernements Livland zu dieser Zeit bildete die Möglichkeit für Juden, durch Taufe und Übertritt zum Christentum die Bürgerrechte zu erhalten.

16. Die Einverleibung Livlands ins Russische Reich änderte zunächst nichts; erst der Befehl Katharinas I. vom Jahre 1727 verordnete die Vertreibung der Juden aus den Städten Rußlands, die in Livland erst nach 16 Jahren verwirklicht wurde. Im Unterschied zu Kurland sind die entgegenwirkenden Aktivitäten der Stadtherrn und Landesherrn ohne Erfolg geblieben. Die Zahl der Juden sank daraufhin, nicht zuletzt wegen ihrer teilweisen Übersiedlung nach „Jungrußland“ (der Krim).

17. Zu einer Enklave der Juden in Livland wurde das durch Befehl von Katharina II. 1785 nach Rußland eingegliederte Schlock, wo „Ausländer ohne Rasse und Glaubensunterschiede“, sogenannte „Bürger und Händler Schlocks“, angesiedelt werden durften, die seit 1788 auch das Recht hatten, drei bis acht Tage in Riga zu bleiben. Die dafür notwendige Erlaubnis war zwar immer neu zu beantragen, was aber auch nicht besonders erschwert wurde. Meistens kamen die jüdischen Händler, die auch den Handel über das Meer hinweg übernahmen, aus Kurland. 1834 betrug ihre Zahl 532.

18. Der Druck auf die Juden hat im Gesamtterritorium Livlands in der nächsten Entwicklungsphase eher nachgelassen durch eine Reihe von Beschlüssen, die neu zuziehenden Juden den offiziellen Aufenthalt im Gouvernement ermöglichten. Als Folge davon wuchs die Zahl erheblich: von 1221 im Jahre 1863 bis 25.916 im Jahre 1881. Der Grund war die Anerkennung ihrer hohen Leistung für den wirtschaftlichen Aufstieg Livlands und Rigas sowie auch ihr Beitrag zum Außenhandel des Russischen Reichs. Die Hauptsprache der Juden war zuerst, bis zur schwedischen Zeit einschließlich, Deutsch, das langsam – bis

zum ersten Weltkrieg – ins Russische überwechselte. Die Juden Livlands waren weniger als die Kurländer Juden auf das Deutsche fixiert (*Lingua franca* der Juden in Kurland war Deutsch und nicht Jiddisch, wie das in Polen-Litauen der Fall war). Die Muttersprache der Livländer Juden war zu 77 % Jiddisch (Deutsch: 22 %, Russisch nur 1 %), und sie haben weder Russisch noch Lettisch vermieden.

19. Es gab unter den Juden Lettlands keine scharfe Trennung zwischen den *Mitnagdim* (den Anhängern des traditionellen Rabbinertums) und *Chassidim* (der seit dem 17. Jh. in der Ukraine ihren Anfang nehmenden Bewegung der „Frommen“, bisweilen, aber heute nicht mehr unumstritten auch „jüdische Pietisten“ genannt) – weder in Ansiedlungsrayon (z. B. in Dünaburg), noch außerhalb desselben. Die religiösen Bewegungen der Juden, die in anderen Ländern zur Konfrontation mit dem orthodoxen Rabbinismus geführt haben (vor allem der Chassidismus), kamen erst spät nach Lettland und haben sich im Rahmen eines Nebeneinander in die Stadt Lettlands eingefügt. Obwohl die rabbinisch geprägten Kreise eine antichassidische Einstellung gehabt haben mögen, gab es keine heftige Auseinandersetzung zwischen den Kontrahenten. Der Grund für die Übersiedlung von Vertretern dieser Bewegung nach Riga war sicher kein religiöser. Weder wurde Riga als speziell religiöses Zentrum – etwa ein „livländisches Jerusalem“²⁰ – aufgefaßt, noch hatten die Ankömmlinge Missionstätigkeit zum Ziel – in dem Sinne wie in Weißrußland, der Ukraine oder Litauen. Riga war vor allem wirtschaftlich ein sehr begehrenswertes Ziel für die weißrussischen Juden. Auch für Livland hatte Riga die höchste Anziehungskraft. Die Übersiedlung, die im 18. Jahrhundert angefangen hatte, nahm später nur zu und hat nie nachgelassen. Selbst schon längst in Livland ansässige Juden siedelten nach Riga über. Von den 26.793 im Jahre 1897 in Livland ansässigen Juden waren 22.097 (80 %) Rigaer, die Mehrzahl der übrigen wohnte in Städten wie Marienburg (lett. Alūksne), Walk (lett. Valka), Wolmar und Lemsal. Eine andere Zuwanderungswelle nach Riga kam aus Kaunas (poln. Kowno) und Witebsk. Man sieht die wirtschaftlich begründete Zuwanderung verschiedener Gruppen, wobei aber jede Gruppe auch eine eigene religiöse Färbung mitbrachte, die freilich nicht mehr auf Ausschließlichkeit Anspruch erheben konnte. Erst in der Zwischenkriegszeit entfaltete sich eine Dynamik religiöser Parteilbildung.

20. Die Städte Lettlands, die zum Ansiedlungsrayon (polnisches Livland) gehörten, boten zunächst in einiger Hinsicht günstige Bedingungen für die Entfaltung der jüdischen Aktivitäten aller Art im 19. Jahrhundert waren sie an der Stadtverwaltung beteiligt, stellten Unternehmer, Kaufleute, und Handwerker.

21. Die Ansiedlung der Juden in Lettgallen war zuerst die Folge der oben (Ziff. 5) erwähnten Pogrome in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Ihre berufliche Verteilung war die übliche, nur ein Teil der angekommenen Juden fing an, Boden zu pachten und Getreide- und Holzhandel zu treiben. Der Zuwachs an jüdischen Handwerkern in Lettgallen ist damit zu erklären, daß später das Eigentum der Juden enteignet wurde. Dünaburg, Kraslava und Glazmanka waren die drei größten Ansiedlungsstädte von Juden in Lettgallen im 17. und 18. Jahrhundert. Die ältesten Grabmale im Judenfriedhof in Kraslava, dem zweitgrößten Zentrum der Region nach Dünaburg, stammen aus dem 16. Jahrhundert.

22. Die Einverleibung ins Russische Reich 1772 hatte zur Folge, daß Lettgallen zum „Ansiedlungsrayon“ gezählt wurde. Dies führte auch zur weiteren Institutionalisierung des Judentums – *kebalot* (Gemeinden) waren für das Eintreiben der Steuer unentbehrlich.

23. Im Jahre 1788 wurde in Gouvernement Polozk die Aufteilung der Bevölkerung in zwei Schichten – Händler und Stadtbewohner – durchgeführt. Darüberhinaus wurden die Mehrzahl der Juden, die in Dörfern und auf Landgütern als Rentiers lebten, als Stadtbewohner eingeschrieben. Laut dem Gesetz hatten die „als Stadtbewohner“ bezeichneten auch in der Stadt zu wohnen, und so wurde den Juden ihr ländlicher Grundbesitz enteignet. Dem Adel war es verboten, den Juden auf seinen Gütern Unterkunft zu geben. Der Verlust der jüdischen Rentiers hat den Adel selbst schwer getroffen. Die Juden erlangten im Jahr 1786 ihren *status quo ante* wieder, nur der Kauf von Bauernland war ihnen untersagt. Die Einverleibung des Kreises Lettgallen in das Gouvernement Witebsk im Jahre 1808 änderte daran zunächst nichts.

24. Die Juden in Lettgallen waren in einer noch dürftigeren Lage als irgendwo anders in Lettland. Im Jahre 1898 waren 18,5 % der jüdischen Familien unterstützungsbedürftig (noch schlimmer war die Lage nur in Wilna (lit. Vilnius)). Die Not hat auch später nicht nachgelassen.

25. Die berufliche Verteilung der Juden in Lettgallen entsprach der im Ansiedlungsrayon: am Ende des 19. Jahrhunderts waren 71 % der

Juden Handwerker: davon Schneider 39,9 %, Schuster 16,2 %, Tischler und Holzbearbeiter 10,8 %; mit Lebensmittelversorgung waren 11,6 % beschäftigt, mit Eisenbearbeitung 9,3 %. Die Werkstätten bestanden aus 2-3 Leuten, meistens aus Mitgliedern einer Familie. In der Landwirtschaft waren 3,3 % der Juden tätig. Im Jahre 1897 lebten in Dünaburg 32.400 Juden, das war mehr als die Hälfte der Juden in Gouvernement Witebsk.

26. Die Juden der Hauptstadt Lettlands, Riga, kamen aus drei Herkunftsgebieten: Polen-Litauen, Weißrußland und Kurland – wobei Polen-Litauen schon Kurland traditionell rabbinisch geprägte Einwanderer gestellt hatte. Kurland galt als Hinterland Rigas, vor allem während beide Gebiete unter gemeinsamer – polnischer (bis 1629) bzw. russischer (ab 1795) – Oberhoheit standen. So hat der Typus des kurländischen Juden, der sich während der Zeit des Herzogtums Kurland herausgebildet hat, auch das Gesicht des Rigischen Judentums auf bedeutende Weise geprägt – lange über das Bestehen des Herzogtums hinaus.

27. Das Standardwerk über das jüdische Leben in Riga von Anton Buchholz (1848-1901),²¹ das die Geschichte der Juden in Riga vom 16. bis zum 18. Jahrhundert schildert, spricht von einem erbarmungslosen Kampf, den das „alte Livland“ gegen das aufkommende und als feindselig empfundene jüdische Element zu kämpfen hatte. Da für das rechtliche System Rigas die Spannung zwischen den Bürgern (Stadtrat) und dem Stadtherrn (Erzbischof) bezeichnend war und das „Umgearbeitete Hamburger Recht“ auch eine mehr konservative Einstellung des Stadtrates ermöglichte (die Wahlperiode der Amtsträger in diesem Gremium war nicht begrenzt), hingen die Rechte der Juden von der Stärke und Einstellung des Bischofs oder seines Nachfolgers als Stadt- oder Landesherrn ab. Die Handelsleute Rigas wendeten sich somit in Gestalt des Rigaer Rates im Verlauf des 16. bis 18. Jahrhunderts gegen die äußerst aktiven jüdische Konkurrenten. Das bedeutet, daß Riga zu einem besonderen Kristallisationsort des jüdischen Lebens erst infolge der Zuwanderung verschiedener heterogener Elemente wurde, die durch die Ablösung der alten Stadtverfassung durch die russischen Städteordnung von 1877 auch ihr Gewicht bei der Zusammensetzung der Stadtregierung in die Wagschale werfen konnten. Diese erweiteren – aber auch wiederum charakteristisch eingeschränkten – Partizipationsmöglichkeiten entstanden also nicht durch eine evolutionäre

Weiterentwicklung der Stadtverfassung, sondern durch einen Machtanspruch der Zentralgewalt.

28. Die rationalistisch geprägten, emanzipierten jüdischen Zuwanderer aus Kurland (beeinflusst vom in Deutschland aufgekommenen „jüdischen Kantianismus“) einerseits, rabbinistisch geprägte polnisch-litauische Gruppen andererseits, und schließlich weißrussische *Chassidim* ließen eine Subkultur in Riga entstehen, deren genauere Erforschung noch aussteht. ■

Anmerkungen:

- ¹ Der Versuch einer solchen Erfassung – sofern dafür Material vorhanden war – ist unternommen worden: Dov Levin: *Pinkas Hakechilot be Latvija, Estonija, Jerusalem 1988, S. 397.*
- ² Tatjana Aleksejeva vermutet den Beginn der Ansiedlung der Juden in Piltene bereits in 14. Jh. (Tatjana Aleksejeva: *Kurzeme kā pirmais ebreju apmešanās rajons Latvija, in: Ceļš, Nr. 50, 1998).*
- ³ Christoph Georg von Ziegenhorn: *Staats-Recht... der Herzogtümer Kurland und Semgallen (nebst:) Zusätze zum kurländischen Staatsrecht, Königsberg (Frankfurt) 1772-1776, Beilage Nr. 50, S. 55.*
- ⁴ Samuel Friedrich Lauterbach: *Pohlische Chronicke oder Historische Nachricht von dem Leben und Thaten aller Herzöge u. Könige in Pohlen, Frankfurt u. Leipzig, 1727, Bd. 1, S. 234: „Juden haben in Pohlen große Freiheiten, so daß Pohlen auch *Judaeorum asylum* der Juden Zuflucht und Freidstadt pfelet genennet werden.“*
- ⁵ Vgl. Feliks Kandel: *Očerki vremen i sobytij, Ierusalim 1988, S. 48-50.*
- ⁶ Isaak Levinson: *The Untold Story: Jews in Courland and Livonia, Johannesburg 1958, S. 76-77.*
- ⁷ „Juden, Zauberer und Waidelotten mußten ... aus dem Lande weichen“ – so ist es formuliert bei A. v. Kotzebue: *Preußens ältere Geschichte, Bd. 2, Hamburg 1811, S. 107.*
- ⁸ Ruben Wunderbar: *Geschichte der Juden in den Provinzen Liv- und Kurland seit ihrer frühesten Niederlassung daselbst bis auf die gegenwärtige Zeit, Mitau 1853, S. 17-19.*
- ⁹ *Latvijas Valsts Vēstures Arhīvs* (Lettisches Historisches Staatsarchiv, im Folgenden zitiert als: LVVA), Fonds [Fond] 640, apraksts [Beschreibung] 4, akts [Akt] Nr. 12, S. 148-149 (im Folgenden nur noch mit den entsprechenden Zahlen zitiert).
- ¹⁰ E.Blese: *Pārskats par studijām Prūsijas valsts arhīvā, Karalaučos 1929. gada vasaras komandējuma laikā, Rīga 1929, S. 32ff.*
- ¹¹ G. Leugnich: *Geschichte der Preußischen Lande Königlich-Polnischen Anteils ...*, Bd. 4, Danzig, 1726, S. 189, Bd. 5, Danzig 1727, S. 33.
- ¹² Relation von wegen der Grobinschen Comission über Antwort durch Georgen Osterberger, Aszmusz Grosz und Daniel Proschowitz zu Königsberg den 23 November. Anno 1581. – Blese (wie Anm. 10), S. 33ff.
- ¹³ Der Sohn des Zöllners in Polangen (lit. Palanga) beklagt sich in einem Briefe an den Herzog über die Schulden eines Untergebenen des Herzogs (LVVA, 554,1, 297, 4).

- ¹⁴ Z. B. Moses Rosinski in Durbe (LVVA, 554,1, 1764,192).
- ¹⁵ Libauer Strandvogt war Zaharija Daniel, der eng mit seinen Verwandten, die Silberhandel in Memel trieben, in Verbindung stand (LVVA, 554, 3, 396, 4-5). Offensichtlich verband er in seiner Person die Verwaltung des Außenhandels des Herzogs, die Stadtverwaltung und Strandaufsicht, die Funktion des Zöllners und die Vertretung der ausländischen Händler, zu denen auch seine Verwandten gehörten. Sein Verwandter Isaak Wulf wandte sich an den Herzog – sich auf all diese Umstände stützend – mit der Bitte, ihm den Status des „Hofjuden“ zu verleihen.
- ¹⁶ Ziegenhorn (wie Anm. 3), S. 214.
- ¹⁷ Dies gelang den Bürgern im Herzogtum Kurland nur lokal – exemplarisch sei das Niederlassungsverbot vom Jahre 1686 für die Juden für Neu-Subath (lett. Jaunsubate) genannt (Regesten und Urkunden zur Geschichte der Juden in Riga und Kurland, Lfg. 1, Riga 1910, S. 72). Das bedeutete aber keineswegs eine endgültige Entscheidung.
- ¹⁸ Es gab wiederholte Landtagsbeschlüsse aus den Jahren 1561, 1692, 1698 und 1699, die den Juden den Handel verboten.
- ¹⁹ S. Aleksejeva (wie Anm. 2).
- ²⁰ Merkwürdigerweise trägt diesen Beinamen in Lettland die relativ arme, dicht von Juden bewohnte Dünaburger Vorstadt Grīva, die von 1912 bis 1956 eine selbständige Stadt war, jetzt aber eingemeindet ist. Diese Stadt, die meistens mit eingeschossigen Holzhäusern voller meisterhaften Holzdekors bebaut ist, hat noch heute die Eigentümlichkeit eines Shtetl bewahrt.
- ²¹ Anton Buchholz: Geschichte der Juden in Riga bis zur Begründung der Rigischen Hebräergemeinde im Jahr 1842, Riga 1899, Neudr. Wedemark 1996.

Otto-Heinrich Elias

Der aufgemunterte Bürger

Ein aufklärerisches Stadtrecht sollte in Reval das
Lübische Recht ersetzen

Einleitung

Im Jahre 1785 kam es in Estland zur Revolution. Jedenfalls meinte das August Ludwig Schlözer in den Göttingischen Staatsanzeigen, und weil dieser Begriff noch nicht negativ besetzt war, konnte er von einer *wohltätigen Revolution* sprechen.¹ Gemeint war ein Gesetz der Zarin Katharina II., das für alle Städte Rußlands eine Normverfassung verordnete, ein in 178 Paragraphen gegliedertes Regelwerk, dessen deutschsprachige, in Oberpahlen gedruckte Fassung nicht weniger als 82 Druckseiten ausmachte.² Für die russische Städtelandschaft, in der vorher Verfassungen eine weitgehend unbekannte Sache waren, ermöglichte diese Stadtordnung zum ersten Mal eine regelhafte Verwaltungspraxis;³ in den baltischen Städten hatten seit Jahrhunderten Städteverfassungen nach deutschem Recht gegolten, die jetzt mit einem Schlag abgeschafft wurden. Hier konnte man in der Tat von einer Revolution sprechen und sie, je nach politischem Standort, für eine Wohltat oder für das Gegenteil halten. Die wesentlichen Unterschiede waren folgende:

Nach dem aus dem Mittelalter überkommenen Lübischen Recht konnten in Reval (estn. Tallinn) nur deutsche, in Einzelfällen skandinavische oder englische Handwerker und Kaufleute Bürger werden, nicht aber estnische, finnische und russische. Der Rat wurde nicht gewählt, sondern ergänzte sich durch Kooptation aus den Kaufleuten und Juristen. Der Rat vereinigte in seiner Hand die drei klassischen Gewalten und war weitgehend autonom; die in den Gilden organisierten deutschen Kaufleute und Handwerker hatten begrenzte Mitwirkungsrechte. Es handelte sich also um eine ethnisch und ständisch exklusive Ordnung. Das Lübische Recht kannte keine Rechtsgleichheit,

sondern konstituierte eine Vielzahl von nebeneinander bestehenden Rechtskreisen. Die neue Stadtordnung bezog nunmehr die meisten der nichtdeutschen Einwohner in das Bürgerrecht ein. Der Rat und die Richter wurden jetzt gewählt, zwar unter Bevorzugung der wohlhabenden Kaufleute, aber unter Einbeziehung aller städtischen Schichten und Ethnien. Die Gewaltenteilung wurde eingeführt, Rechtsprechung, Polizei und Wohlfahrtspflege wurden eigens geschaffenen Behörden übertragen und staatlicher Kontrolle unterstellt.⁴ Die Stadtordnung von 1785 nahm vorweg, was in Deutschland durchweg erst ein Menschenalter später eingeführt wurde; sie ging in mancher Beziehung weiter als die Steinsche Städteordnung von 1808 in Preußen, die das Bürgerrecht noch an einen – allerdings niedrigen – Einkommenszensus band.

Im Baltikum ist die Stadtordnung als Teil der sogenannten Statthalterschaftsverfassung 1796 durch den Zaren Paul wieder abgeschafft worden, stattdessen galt bis 1877 wieder der alte, vom Lübischen Recht geprägte Zustand. Die Statthalterschaftszeit blieb also eine kurze, aber markante, gut dokumentierte Episode, an der sich bis heute die Geister scheiden – historiographisch ein Glücksfall, weil derartig bewegte Zeiten viele Quellen hinterlassen. Wirtschaftlich gesehen herrschte in dieser Zeit eine seltene Prosperität: der Adel verdiente viel Geld mit Branntweinbrennerei, und das wurde zur Ursache einer Einfuhrkonjunktur, von der wiederum die Stadt profitierte.⁵ Kulturell war sie identisch mit dem „estländischen Sturm und Drang“, der sogenannten Kotzebue-Zeit, denn der Dramatiker August von Kotzebue lebte in diesen Jahren als Präsident eines der neu eingerichteten Berufungsgerichte in Reval und betrieb hier das berühmte Liebhabertheater.⁶

Uns soll heute nicht die alte Streitfrage interessieren, ob die Statthalterschaftszeit eine erste Welle der Russifizierung bzw. die Machtergreifung des russischen Beamten im Baltikum war, sondern hier soll die Herkunft dieser Reformkonzeption untersucht, sollen die Modellvorstellungen ermittelt werden, die in dieser Zeit wirksam geworden sind und die beanspruchten, das Lübische Recht durch ein besseres, zeitgemäßes zu ersetzen. Man muß hier vor anderen die Namen Christian Wolff und Johann Gottfried Herder nennen, wenn man das Bemühen um eine Gesellschafts- und Städtereform in den philosophischen Kontext der Aufklärung einordnen will. Diesmal soll die Aufmerksamkeit drei weiteren Theoretikern gelten, deren Werke unmittelbar auf den Schreibtischen der Reformen gestanden haben müßten. Der erste Name

bietet keine Überraschung: Es ist Charles-Louis de Montesquieu, dessen 1748 erschienenes Buch „Vom Geist der Gesetze“ als das bedeutendste Werk des 18. Jahrhunderts überhaupt gilt.⁷ Kaiserin Katharina hat „De l'Esprit des Lois“ seitenweise exzerpiert und viele Stellen – nur wenig verändert – eigenen Texten eingefügt. Die beiden anderen sind die deutschen Kameralisten Jakob Friedrich von Bielfeld⁸ und Johann Heinrich Gottlob von Justi⁹. Beide standen zeitweilig in Diensten des Königs Friedrich von Preußen und schrieben mit dem Anspruch, Montesquieus Konzeption zu einer praktischen Verwaltungswissenschaft weiterzuentwickeln. Bielfelds „Lehrbegriff der Staatskunst“ ist 1768 bis 1775 in einer russischen Ausgabe in Moskau erschienen, der Autor selbst hat ein Exemplar der Zarin überreicht. Es wird sogar behauptet, Katharina sei selbst an der Übersetzungsarbeit beteiligt gewesen. Justis Hauptwerk, die 1760/61 erschienene „Grundfeste ... der Polizeiwissenschaft“, kam nur wenig später in Mitau (lett. Jelgava) in einer ad usum Katharinae bearbeiteten Ausgabe heraus.¹⁰ Allein von den äußeren Schicksalen dieser Bücher her ist ein Einfluss auf russische Verhältnisse glaubhaft.

Es besteht kein Zweifel daran, daß Zarin Katharina bei der Abfassung der Gesetzestexte mehr als eine Richtlinienkompetenz ausgeübt hat.¹¹ Aus ihrer Korrespondenz kennen wir auch ihre wichtigsten Formulierungshelfer: Das waren zwei baltische Adlige, Graf Jakob Johann von Sievers, der seiner Zarin als Gouverneur von Novgorod diente, und der estländische Landrat Gustav Reinhold von Ulrich.¹² Beide würde man eher auf der Gegenseite, bei der ständischen Opposition, suchen, ihre Beteiligung ist jedoch ein Indiz dafür, daß es auch in den Ostseeprovinzen viele Befürworter einer Verfassungsreform gab. Das gilt auch für die Städte. Die Nutznießer der alten Ordnung waren natürlich dagegen, aber die Gebildeten, unter denen viele Freimaurer waren, standen den Neuerungen durchaus positiv gegenüber.¹³

Der Befund: Machtmißbrauch und Handelsgeist

Wenden wir uns zunächst Montesquieus Hauptwerk zu.¹⁴ Für Katharinas Vorliebe für den „Esprit des Lois“ – sie hat das Werk als ihr „Gebetbuch“ bezeichnet – sind viele Gründe denkbar. Montesquieu ist unter den Aufklärern der konservativste; er will nicht ändern, sondern systematisieren, höchstens reparieren. Über die Russen urteilt er freundlich. Sie seien nicht nur zivilisationswillig, sondern auch zivilisa-

tionsfähig. Obwohl das riesige Land eigentlich despotische Regierungsmethoden erfordere, bemühe man sich lobenswerterweise um gesetzliches Verfahren. Rußland gehöre zu Europa und zur gemäßigten Zone.

Montesquieu gibt bekanntlich eine Art Naturgeschichte der Regierungsformen. Er wandelt dabei das aristotelische Schema Monarchie, Oligarchie und Demokratie ab und behandelt die Despotie nicht als Entartungsform der Monarchie, sondern als eigenständige Staatsform, während er in der Oligarchie eine Spielart der Demokratie sieht. Die Regierungsformen stehen in Abhängigkeit zur Größe des Landes und zu dem dort herrschenden Klima. Der Demokratie gehört seine ganze Sympathie, aber diese kommt eigentlich nur in der antiken Polis vor und ist an kleine, überschaubare Einheiten gebunden. Nur hier herrscht die wahre politische Tugend. Montesquieu konstruiert hier einen Idealtypus. Stadt und Staat fallen zusammen; das Umland hat kein eigenes Gesicht, sondern wird nur von der Stadt her definiert. Obwohl die Bevölkerung sozial gliedert, ja gespalten ist, ist hier der politische Entscheidungsprozeß von modellhafter Legitimität. Die Monarchie, die durch Gesetze gebändigte Einherrschaft, entspricht einer mittleren Landesgröße und gemäßigtem Klima. Historisch gesehen ist sie die Regierungsform des Feudalismus, ein Produkt der Völkerwanderung, gekennzeichnet durch Privilegien, Ehrgefühl und Luxusentfaltung des Adels. Der politische Entscheidungsprozeß ist legitim, soweit er gesetzlich ist. Wenn der Monarch bzw. der Hof den Adel in zu große Abhängigkeit zwingt, ist die Gefahr des Despotismus gegeben. Der Despotismus, die Willkürherrschaft eines einzelnen, kommt sonst nur in den Riesenreichen des Orients vor, in dem auch das Klima zu Extremen neigt.

Viele Aussagen Montesquieus über den Despotismus zielen in Wahrheit auf das Frankreich Ludwigs XIV. Auch sein Tugendrepublikanismus ist sicher nicht nur eine althistorische Konstruktion, sondern er soll der eigenen Zeit zum Spiegel dienen. Er kehrt sich allerdings – vermutlich als unbeabsichtigte Nebenwirkung – als Kritik gegen die zeitgenössische Stadt. Real existierende Stadtstaaten findet nämlich Montesquieu fast nur noch in Oberitalien, und diese hat er auf seinen Reisen kennen und verabscheuen gelernt. In Venedig und in Genua regieren superreiche Aristokratien, die ihre Macht mit terroristischen Methoden absichern, wie sie sonst nur im Orient üblich sind. In Venedig gibt es die politische Justiz der Inquisitoren; in besondere Briefkäs-

ten kann jedermann anonyme Denunziationen einwerfen: *Das ist der Rachen der Tyrannei*. Die gleichen Männer beherrschen die Stadt und vernichten ihre Gegner durch geheime Gerichte. Richtig wäre es, jedermann von seinesgleichen richten zu lassen. In Genua hat die St.-Jakobs-Bank wenigstens einen gewissen Einfluß auf die Regierung. In Ragusa werden gewisse Funktionstellen aus Mißtrauen häufig ausgewechselt – zu häufig, findet Montesquieu. Richtig wäre Wahl durch das Volk für eine mittlere Dauer. Nicht nur in der Antike, sondern in den Städten des zeitgenössischen England findet Montesquieu Belege für funktionierende repräsentative Demokratie. Im überschaubaren Bereich der Stadt weiß jeder, was er von den sich zur Wahl stellenden Kandidaten zu halten hat. Dazu ist das Volk *erstaunlich geeignet*. Er befindet: *Die Nöte der eigenen Stadt kennt man besser als die anderer Städte*. Auf der Entscheidungsebene hat das Volk dann nichts mehr zu suchen – in diesem Punkt sind die Engländer sogar weiter als die alten Griechen.

Montesquieu war gewiss kein Gegner des städtischen Lebens. Er hat sich in Paris, London, Wien und Florenz wohlgefühlt, aber das ist aus systematischen Gründen im „Esprit des Lois“ kein Thema. Wir wissen es nur aus seinen Tagebüchern und Briefen.¹⁵ Der Typus der Territorialstadt, wie er nördlich der Alpen ausschließlich vorkam, fiel aus seiner Fragestellung heraus, selbst Reichsstädte oder reichsstadtähnliche Städte wie Riga und Reval, die ja zeitweilig der staatlichen Unabhängigkeit recht nahe kamen, haben ihn nicht interessiert. Auch hier hätte er, wie in England, eine große Formenvielfalt kommunaler Demokratie und ergänzender landesherrlicher Aufsicht studieren können. Er hat Augsburg als Ort der bürgerlichen Freiheit gelobt, obwohl dort ein patrizischer Magistrat regierte. Montesquieus herbes Urteil gegen die patrizische Stadt waren Ausfluß seiner modellhaften Reduktion des demokratischen Prinzips auf die antike Polis, es war eine aus enttäuschter Liebe hervorgegangene Übertreibung. Auf die staatsrechtliche Diskussion und auf die europäische Städtereform der Aufklärung hat sich diese einseitige Überspitzung möglicherweise stärker ausgewirkt als die tatsächlich vorhandenen Mißstände in französischen Munizipien, deutschen Reichsstädten und baltischen Hafenstädten. Hier fanden Katharina und ihre Ratgeber gute philosophische Gründe gegen die Autonomie der baltischen Hafenstädte, ausreichende Gründe für einen weisen Herrscher, um diese Miniaturdespotien zu brechen. Auch in Deutsch-

land ist die entsprechende Entwicklung einige Jahrzehnte später abgelaufen, wenngleich in anderem Zusammenhang. Beim der Auflösung des Alten Reiches ist der Typus der deutschen Reichsstadt fast vollständig untergegangen.

In den Abschnitten des „Esprit des Lois“, in denen es um „Sitten und Gebräuche“ als – nach Landesgröße und Klima dritte – Basischicht des staatlich-gesetzlichen Überbaus geht, findet man weitere Aussagen über die Stadt, die zwar kein geschlossenes, aber doch ein positiveres Bild ergeben. Jetzt geht es nicht mehr um die Stadt als Staatswesen, jetzt geht es – realistischer – um ihre Funktionen. Die Stichworte heißen *Handelsgeist, Luxus, Fortpflanzung*. Montesquieus Lob gilt beispielsweise dem Handelsgeist, einer republikanischen Tugend, die in der Stadt zu Hause ist. Echter Handelsgeist tauscht bei niedrigen Handelsspannen Grundbedürfnisse aus und bringt es trotzdem zu Wohlstand. Viele Handelsstädte wurden unter erschwerten Umständen gegründet und gerade deshalb groß: Tyrus, Karthago, Marseille, Venedig. Handelsgeist bedeutet Völkerverständigung, denn Republiken sind weniger kriegerisch als Monarchien.

In einer Monarchie, die, wie gesagt, auf Privilegien, Ehre und Luxus gründet, wandelt sich die Funktion des Handelsgeistes. Montesquieu definiert hier unversehens die Rolle der – ihrer politischen Eigenständigkeit entkleideten – Stadt im Staatswesen, ihren Nutzen für die Gesellschaft. *Gemäß dem Staatsaufbau in der Monarchie ist der Reichtum ungleich verteilt; hier muß es deshalb allerdings Luxus geben. Die Reichen müssen sogar Ausgaben genau nach der Größe ihrer Vermögensunterschiede machen, so daß hier, wie gesagt, der Luxus in diesem Größenverhältnis zunimmt. Der private Reichtum hat hier nur zugenommen, weil die Reichen einem Teil der Bürger das physisch Notwendige weggenommen haben. Sie müssen es also wieder zurückfließen lassen.* Und an anderer Stelle: *Die Gesetze müssen allen Handel begünstigen, der bei diesem Staatsaufbau möglich ist, damit die Untertanen die immer wieder neu auftretenden Ansprüche des Herrschers und des Hofes zu erfüllen vermögen, ohne sich zu ruinieren.* Der Kaufmann wird in der Monarchie zum Hoflieferanten, die Stadt zur Drehscheibe für Luxusgüter. Geschrieben ist das als Kritik an der Hofhaltung Ludwigs XIV., aber die Gültigkeit dieser Passagen auch für die letzten Regierungsjahre Katharinas liegt auf der Hand. Montesquieu hält übrigens nichts davon, daß sich, wie in England (und auch in Rußland), der Adel am Handel beteiligt. Stattdessen soll-

ten Kaufleute in den Adel übergehen, sich mit dem Adel verschwägern und dem Staat in anderen Funktionen dienen dürfen. Montesquieu beruft sich hier auf seine eigene Herkunft aus der französischen Noblesse de Robe, die dem russischen Dienstadel sehr nahe kommt. Auch in diesem Punkt konnte sich Katharina bestätigt fühlen.

Das Handwerk siedelt Montesquieu gar nicht ausdrücklich in der Stadt an. In einer Gesellschaft, in der nicht mehr alle Menschen in der Landwirtschaft Arbeit finden und in der der Großgrundbesitz Überschüsse produziert, muß es Warenproduzenten für das Überflüssige geben. Das sind die Handwerker. Für das Weitere sind die Kaufleute zuständig: *Die Natur des Handels besteht darin, die überflüssigen Dinge nützlich und die nützlichen unentbehrlich zu machen.* Maschinen und Manufakturen sind dann von Übel, wenn sie Arbeitsplätze vernichten, denn die Arbeit ist die Grundlage eines würdigen Lebens. In den Fällen, in denen das nicht funktioniert, muß der Staat eingreifen: *Die paar Almosen, die man einem Bettler auf der Straße reicht, erfüllen die Verpflichtung des Staates nicht, der allen Bürgern ein sicheres Auskommen, Nahrung, angemessene Kleidung und eine Lebensmöglichkeit schuldet, die der Gesundheit entspricht.* Montesquieu postuliert hier nicht weniger als die Zuständigkeit des Staates für das materielle Wohl der Bürger. In der russischen Stadtordnung wird sich dieses Prinzip in dem Paragraphen niederschlagen, der die Pflichten des Stadtrats festsetzt: *Er soll den Einwohnern der Städte nöthigenfalls Mittel und Wege zu Nahrung und Unterhalt anweisen.*

Wollte man aus dem „Esprit des Lois“ eine Handlungsanweisung zur Städtereform exzerpieren, so käme das Ergebnis der russischen Stadtordnung von 1785 schon ziemlich nahe: Abschaffung des sich selbst ergänzenden Rats, Trennung von Exekutive und Justiz, befristete Wahl der städtischen Funktionsträger. Als weitere Grundzüge der Katharinischen Verwaltungsreform treten hinzu: Förderung des Einfuhrhandels, Aufwertung des Dienstadels im Vergleich zum Geburtsadel, Einführung einer Standesgerichtsbarkeit, Vernachlässigung der Bauernfrage, das heißt Ausklammerung des Problems der adligen Privilegien. Katharina hat ihr „Gebetbuch“ gut benutzt.

Die Ziele: Glückseligkeit des Staates und Freiheit des Bürgers

Montesquieus Anwender Bielfeld¹⁶ und Justi¹⁷, die ihre Bücher nur wenig mehr als ein Jahrzehnt später publizierten, sind bereits Anhänger

eines aufgeklärten, also philosophisch geläuterten Absolutismus. Verklausulierte Kritik am Monarchen findet man bei ihnen nicht, aber natürlich hohe moralische Anforderungen an den Monarchen. Das Staatsoberhaupt, sagt Justi, steht zu seinen Untertanen im Verhältnis des Magneten zu den Eisenfeilspänen, er aktiviert sie, ist selbst aber aus dem gleichen Material, ist nur der erste Funktionsträger seines Staatswesens. Justi hat Montesquieu in diesem Punkt bereits durch den „Antimacchiavell“ seines Dienstherrn Friedrichs des Großen ergänzt.

Der Baron von Bielfeld, so versichert der anonyme Herausgeber des dritten Teils seiner „Staatskunst“, habe die Anfänge von Katharinas Regierungspraxis mit großer Bewunderung betrachtet. Vom russischen Volk hielt er nicht so viel; das sei *arbeitsam und treu, gewandt und dumm, der Trunkenheit ergeben, schmutzig und übermäßig besoffen*. Den aufgeklärten Monarchen reduziert Bielfeld auf ein Amtsfürstentum, das seine Rechtfertigung als vernünftige ordnungsstiftende Institution findet, wie sich die Monarchie vor allem als System der kurzen Befehlswege und größerer Effektivität empfiehlt. Unbegabten Fürsten ist durch gute Ratgeber zu helfen. Die Tyrannei läßt die Vorsehung nur selten zu, weshalb *ein vollkommener Tyrann, der muthwillig Menschen ausrotten und sie aller ihrer Güther berauben sollte, fast nur ein Hirngespinnst ist*.

Diese Weltsicht muß sich, wie alle aufgeklärte, mit der vorhandenen ständischen Gesellschaft auseinandersetzen. Der Naturzustand des Menschen ist die Gleichheit, hatte Montesquieu gesagt, aber *durch die Gesellschaft verlieren sie ihre Gleichheit. Erst durch die Gesetze werden sie wieder gleich*. Montesquieu hat damit die Aufgabe jeder aufgeklärten Reformpolitik exakt definiert. Die ständische Gesellschaft muß auf dem Wege der Gesetzgebung durchlässig gemacht werden, den Rest regelt die Zeit. Der immanente Widerspruch bei Montesquieu besteht darin, daß durch seine statische Definition der Monarchie der feudale Gesellschaftsaufbau weiterhin benötigt wird. Die absolut gewordene, vom Adel unabhängige Monarchie steht bei ihm ja unter Despotismusverdacht. Justi und Bielfeld teilen diesen Vorbehalt nicht mehr, und so betreiben sie nunmehr den Abbau nicht der Standesgesellschaft, aber doch der ständischen Institutionen. Aus Geburtsständen sollen Funktionsstände werden mit durchlässigen Grenzen. Auch Montesquieu war ja dafür gewesen, daß Kaufleute zu Edelleuten aufsteigen.

Theoretisch wäre es am besten, meint Bielfeld, den Adel in ganz Europa einfach abzuschaffen. Würde der Monarch alle Lehnsgüter einziehen, räsoniert er, so könnte er damit die jahrhundertealte Tradition des Adels leicht über den Haufen werfen. Das geht allerdings nicht so einfach, weil der Monarch die Adligen als Offiziere und Beamte weiterhin dringend braucht. Also muß er sich – vorläufig noch – ihrer bedienen. Indessen: *Bei gleichem Verdienst muß der Edelmann dem Bürger vorgezogen werden. Bei ungleichem Verdienst entscheidet die bloße Vernunft die Frage.* Mit anderen Worten: Dann wird der Bürgerliche Feldherr, Staatsrat oder Kanzler. *Europa ist voll davon, und ist dadurch desto glücklicher, denn diese Stellen sind den Verdiensten zuteil geworden.* Auch Justi hält – in der Theorie – den Adel für eine überlebte Institution. Er tritt ein für einen persönlichen Verdienstadel, der nichts anderes ist als eine vom Volk periodisch zu wählende oder zu bestätigende Abgeordnetenversammlung. Gar nicht zu dulden sind Majorate, Fideikommissse, kurz, alle Eigentumsformen, die den privilegierten Grundbesitz als adlige Machtbasis fortschreiben. Weder Bielfeld noch Justi befürworten eine dem russischen Dienstadel entsprechende Institution, vielmehr erwarten beide, daß der Adel schon durch den Zwang der ökonomischen Entwicklung im Bürgertum aufgeht, auch blutsmäßig. In Frankreich heiraten Adlige reiche Bürgerstöchter und erhalten dadurch ihre Familie, das ist besser als *die vorgebliche Reinigkeit des Blutes von sechzehn Ahnen* (Bielfeld). Katharina hat diesen Komplex bekanntlich dadurch gelöst, daß sie die Lehnsgüter in Privateigentum überführt und die Adelsmatrikel geschlossen hat. Sie führte eine neue Matrikel ein, in deren erster Abteilung der Geburtsadel, in der zweiten der Schwertadel (alle Offiziere ab Majorsrang) und in der dritten der restliche Dienstadel verzeichnet wurde. Gemeinsam war allen drei Arten des Adels ihr Nutzen für den Staat. Damit hatte sie in der Tat das wesentliche Merkmal des Geburtsadels, seine Exklusivität, relativiert und damit entwertet. Das war wohl der Hauptgrund für das Interesse des baltischen Geburtsadels daran, daß die Katharinische Verwaltungsreform nach dem Tode der Zarin wenigstens in den Ostseeprovinzen rückgängig gemacht wurden.

Hinsichtlich des Bauernproblems vertreten sowohl Bielfeld als auch Justi eine eindeutige Meinung: Der freie Bauer ist dem Leibeigenen vorzuziehen, und zwar aus naturrechtlichen, staatsrechtlichen und pragmatischen Gründen. Der Sklavenhalter ist *status in statu*, meint

Bielfeld, also von Übel, er behindert die Verfügungsgewalt des Monarchen über einen Teil seiner Untertanen. Bielfeld spricht freilich nur von *Knechtschaft* und meint damit eine zwischen Sklaverei und Freiheit liegende mildere Rechtsform, allerdings fällt ihm hier sein Übersetzer mit mehreren Anmerkungen ins Wort und verweist auf die Zustände *in Curland, Liefland und ganz Rußland*, wo der Bauer wie Vieh verkauft werden kann. Justi weist zusätzlich darauf hin, daß nur der freie Bauer für das nötige Wachstum der Bevölkerung sorgen wird. Aus welchen Gründen auch immer Katharina die Bauernfrage unbeantwortet gelassen hat, die deutschen Kameralisten haben ihr diesen Rat nicht gegeben.¹⁸

Wie lösten Bielfeld und Justi dieses Problem nun im städtischen Bereich? Dessen Bedeutung zeigt sich bereits in der doppeldeutigen Verwendung des Begriffs „Bürger“. Beide Autoren verwenden ihn bereits als Synonym für Untertan, modern ausgedrückt also für Staatsbürger; gleichzeitig bezeichnet „Bürger“ die Stadtbewohner, und zwar alle. Die städtische Realität sah fast überall in Europa noch anders aus, „Bürger“ im rechtlichen Sinne war nur eine Minderheit, der Großteil der Stadtbewohner war nur „Einwohner“. Der Praktiker Bielfeld klammert die Frage aus, ob Stände mit dem Naturrecht vereinbar sind, es gibt sie eben, und sie sind der Gesellschaft *nützlich, wo nicht gar notwendig*. Im Laufe der Zeit werden sich ihre Grenzen ohnehin verschieben. Er setzt einfach verschiedene Definitionen für „Stand“ nebeneinander und relativiert sie auf diese Weise. Als Geburtsstand nehmen die Bürger den *mittleren Rang* ein: Bauer, Bürger, Edelmann. Der Monarch achtet sie alle gleich, obwohl die äußeren Zeichen der Ehre noch verschieden sein mögen. Daneben steht der Berufsstand, den jeder nach freier Wahl ergreift: Gelehrtenstand, Soldatenstand, Hausstand. Zu letzterem gehören *Handelsleute, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Schiffer, Arbeitsleute von allen Arten, mit einem Worte, alles, was sein Brod mit Gewerbe und Arbeit verdient*. Das ist eine brandneue Definition der städtischen Bevölkerung, die alle überkommenen Unterschiede einschmilzt und den Bürger alten Stiles einer erweiteren, dem Staat nützlichen Gruppe einfügt.

Auf diese Weise fallen „Bürger“ und „Einwohner“ begrifflich zusammen, und Katharinas Stadtordnung vollzieht genau das auf der rechtlichen Ebene nach. Der Großkaufmann mit mehreren Häusern und Schiffen ist jetzt ebenso Bürger wie der Hafearbeiter. Die Stadt-

einwohner oder Bürger werden im Gesetz als *mittlerer Stand* definiert; das ist ein *ausgezeichneter Stand*, den man durch Arbeitsliebe und gute Sitten erwirbt, letztlich also durch die Funktion. In Reval wurde das alte Bürgerbuch geschlossen und ein neues aufgelegt, in dem sich die neu definierten Bürger in sechs Abteilungen einschreiben können: Kaufleute, Handwerker, Arbeitsleute, Literaten, Hausbesitzer und Gäste. Das entspricht nicht ganz der Bielfeldschen Definition, aber doch weitgehend. Die untere Grenze wird durch die wirtschaftliche Selbstständigkeit markiert. Justi meinte, es sei nicht nötig, *jeden Holzhacker, Tagelöhner, Käseböcker, Bier- und Branntweinschenken* zum Bürger zu machen, aber die meisten Menschen hätten doch genug Verstand, um das gemeinschaftliche Beste beurteilen zu können. Diese sechs Abteilungen sind gleichzeitig die Wahlkurien für den Stadtrat und dessen Exekutivausschuß, den sogenannten Sechsköpfigen Stadtrat. Diesem steht ein einziger Bürgermeister vor, den die Stadtordnung *Stadthaupt* nennt. Gewählt wurde durch Ballotage, d.h. der Wahlvorgang war öffentlich, die Abstimmung war es nicht. Auch hierin war man weiter als in Deutschland, wo noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die meisten Wahlvorgänge nicht geheim waren.

Aufgelöst, abschafft, kassiert waren damit die exklusive Bürgerschaft nach Lübischem Recht, der autonome, sich selbst ergänzende Rat, die ruhmreichen Gilden der Kaufleute und der Handwerker. Alles entsprach genau der aktuellen Verwaltungswissenschaft. Bielfeld und Justi waren sich darüber einig: Jede Zwischengewalt, *status in statu*, sei es eine Stadt, sei es eine Korporation, ist im modernen Staat nicht mehr zu dulden. Dem sich selbst ergänzenden Rat unterstellt Justi von vornherein familiären Egoismus: *Man müßte die Menschen sehr wenig kennen, wenn man nicht gewiß versichert seyn wollte, daß diese allein ratsfähigen Familien hauptsächlich an ihrer Macht, Vorzügen und Bereicherungen arbeiten und die Wohlfahrt der Stadt und der Bürgerschaft in keinen Betracht ziehen werden, sobald der besondere Vorteil ihrer Familien damit nicht übereinstimmt.*

Bielfeld fügt die Kritik an der Gebührenschinderei der rechtsprechenden Magistrate hinzu: *Sie säen und ernten nicht, und gleichwohl ernähret der Zankteufel alle, das sind die wahren Blutigel des Staates.* Das Gegenmodell ist der staatlich besoldete und beaufsichtigte Richter, dem bürgerliche Beisitzer beistehen: Auch das wurde durch die Statthalterschaftsverfassung realisiert.

Justis Vorschläge gingen noch in eine andere Richtung: die der städtischen Wirtschaftsverfassung. Besonders in Reval stand das wirtschaftliche Leben im Zeichen der sogenannten „geschützten Nahrung“. Das war eine Fortschreibung des hansischen Gasthandelsverbots und lief auf weitgehende Monopolrechte zugunsten der ortsansässigen Kaufleute hinaus. Die dazu angewandten Mittel waren Begrenzung der Zahl der Berechtigten, Zurückdrängung vor allem der Ortsfremden, Branchengliederung und Quotenfestlegung. Nicht nur das zünftige Handwerk war nach diesem Prinzip durchorganisiert, sondern auch die Kaufmannschaft hatte sich vor allem in der schwedischen Zeit in Branchen aufgespalten, deren Angehörige in Compagnien organisiert und auf vielfältige Weise reglementiert waren. Die schwedische Krone hatte diese Organisationsform gebilligt und durch eine Handelsordnung festgeschrieben.

Bielfeld und Justi waren dagegen – auch hier ganz auf der Höhe ihrer Zeit – Anhänger des Freihandels. Sie hatten nicht mehr das Interesse einzelner Städte oder einzelner Stände innerhalb der Städte, sondern das Wohl ganzer Volkswirtschaften im Auge. Städte, sagt Justi, sind Organe des Staatsorganismus, sind die *Pulsadern*, die das Blut, nämlich das Geld und die Waren, im Körper der Gesellschaft zirkulieren lassen. Sie sind von ihrem Umland so abhängig wie das Umland von ihnen. Bielfeld weiß durchaus, daß es noch einige Stadtrepubliken mit nur kleinem Territorium gibt – er nennt Hamburg und Genua –, aber gerade diese können seiner Meinung nach nur dadurch weiterbestehen, daß sie sich zu Freihäfen erklären. Der Staat soll die allgemeine Zirkulation so wenig als möglich beeinflussen und auch durch Steuerabschöpfung nicht mehr als nötig beeinträchtigen. Selbst Luxus und Mode, die sogenannte *Üppigkeit*, sind volkswirtschaftlich nur dann von Übel, wenn sie der Außenhandelsbilanz schaden. Äußerstenfalls darf der Staat gewisse Handlungsarten durch Steuern und Zölle drosseln. Andererseits darf das Freihändlertum nicht zu weit getrieben werden. Der Staat muß durch eine zentrale Handelsbehörde seine übergeordneten Gesichtspunkte und besonderen Interessen einbringen und die eigennützigen Gesichtspunkte der einzelnen Kaufleute ausgleichen. Mit dem Kommerzkollegium hat Katharina eine solche Lenkungsbehörde geschaffen.

Je mehr die unteren städtischen Schichten betroffen sind, desto nötiger wird freilich die polizeiliche Aufsicht. Das gilt besonders für alle

Hilfsgewerbe und das Gesinde. Die Polizei bestimmt ihren Arbeitslohn und *nöthiget sie, den Leuten treu und ohne Unhöflichkeit zu dienen* (Bielfeld). Allerdings tritt in diesem Bereich auch die kommunale Fürsorgepflicht in Funktion, die aber die Gemeinschaft wenig belastet. Bielfeld macht folgende Rechnung auf: Der Unterhalt einer Person kostet jährlich 20 bis 22 Taler. Die Hälfte dieses Betrages verdient sie durch Spinnen selbst, bleiben 10 Taler. Infrage kommen für solche Wohlfahrtsmaßnahmen etwa 400 Personen auf 100.000 Einwohner. Bielfeld rechnet also im Normalfall mit einer Armutsquote von weniger als einem halben Prozent der Bevölkerung.

Ihr Vergleichsmaterial beziehen Bielfeld und Justi aus Westeuropa, vor allem aus England und Holland. Mit besonderem Sarkasmus kritisiert Bielfeld die Zünfte als Hort lächerlicher Mißbräuche; da sie aber nun einmal in den deutschen Städten stark verwurzelt sind, kann man sie leider nicht unterdrücken, sondern man muß sie polizeilich scharf beaufsichtigen. Wohl aus französischer Quelle stammt Justis Vorliebe für die Manufaktur und die Fabrik. Der Staat, meint er, muß diese Produktionsart gezielt fördern, indem er Wagniskapital und Technologiezentren bereitstellt, sogenannte *Manufakturhäuser* einrichtet samt Maschinenpark und Antriebskraft. Da er bereits weiß, daß Manufakturarbeitern in Krisenzeiten bittere Armut droht, regt er die Gründung von Knappschaftskassen und Beschäftigungsanstalten an, nämlich von Arbeitshäusern, die keine Strafanstalten sind, sondern in denen Arbeitslose gegen Kost und Logis mit einfachen Arbeiten beschäftigt werden. Justi hat Montequieus Befürchtung, daß die Mechanisierung der Produktion dauerhafte Arbeitslosigkeit hervorrufen könnte, offensichtlich nicht geteilt.

In fast allen Punkten folgte die russische Stadtordnung den Anregungen der genannten Vordenker. Die Stadt, so heißt es in § 81, dient nicht nur ihren Bewohnern, sondern dem allgemeinen Besten; sie soll die Einkünfte des Reichs vermehren und den Untertanen Gelegenheit geben, sich durch Handel, Gewerbe, Manufakturen und Handwerke Vermögen zu erwerben. Der Handel wurde völlig dereguliert. Es wurden drei sogenannte Kaufmannsgilden gebildet, aber diese waren nicht viel mehr als die Steuerklassen der staatlichen Vermögenssteuer, in die man sich nach Belieben und ausdrücklich ohne Nachprüfung selbst einordnen konnte. Jeder Kaufmann bestimmte also die Höhe seiner Vermögenssteuer – sie betrug 1 % der deklarierten Summe – selbst.

Diesen Pseudogilden entsprach der Umfang der Handelsrechte, die der betreffende Steuerzahler für sich in Anspruch nehmen konnte; ferner stellten die beiden ersten Steuergilden (die der Großhändler) die Gerichtsbeisitzer. In den städtischen Gerichten dominierten also eindeutiger als im Stadtrat die vermögenden Kaufleute. Dadurch wurden staatliche und städtische Funktionen auf recht einfache Weise miteinander verknüpft. Das Rezept dieser Konstruktion stammt von Justi, der vorgeschlagen hatte, daß *eine gewisse Größe des Vermögens, die am besten durch die Größe der Abgaben eines jeden Bürgers bestimmt wird, das Recht giebt, an der Regierung, wenigstens vermöge der Wahlstimme, Theil zu nehmen.*

Die Gewerbs- und Handelsrechte wurden nach drei Stufen erteilt. Im ersten Fall hieß es: *Es ist erlaubt...*, im zweiten: *Es ist freigestellt...*, im dritten: *Es ist nicht nur erlaubt, sondern es wird auch dazu aufgemuntert...*. Die Formel der *Aufmunterung* bezeichnete die Kernaufgabe der jeweiligen Gruppe, an deren Wahrnehmung dem Gesetzgeber besonders gelegen war. Bei der ersten Kaufmannsgilde lautet der entsprechende Paragraph: *Der ersten Gilde ist nicht nur erlaubt, sondern sie wird auch dazu aufgemuntert, alle Arten von ausländischem und inländischem Handel zu führen, Waren zu verschreiben und auszuschieffen und selbige nach Vorschrift der Geseze sowohl im Großen als Kleinen zu verkaufen, zu kaufen und umzusetzen.* Lediglich *erlaubt* waren der Besitz und die Anlage von Fabriken, Hütten, Werken und Seeschiffen sowie das Fahren mit zwei Pferden.

Im Gegensatz zum Handel wurde das zünftige Handwerk mit mehr als 100 Paragraphen überreguliert, welche die von Justi beklagten Mißbräuche ausschließen sollten. Die Grenze zwischen zünftiger Arbeit und Gewerbe wurde niedergelegt; Bönhaserei (unzünftige Arbeit) wurde, einem Rat Justis folgend, praktisch freigegeben. Fabriken, Manufakturen, Hütten und Werke durfte jedermann betreiben (*Es wird erlaubt...*). Die gewerbliche Arbeit wurde also ebenso von den bisherigen Schranken befreit wie der Handel. Die Abkehr vom Prinzip der geschützten Nahrung folgte Bielfelds Maxime, wonach die Möglichkeiten einer arbeitsteiligen Gesellschaft praktisch unbegrenzt sind: *Viele Menschen ernähren sich durch Gewerbe besser als wenige. Das dichtbesiedelte England lebt besser als das ungeheure Rußland.* Der Zweck des Staates ist die *Glückseligkeit des ganzen Volkes*; hierbei handelt es sich, wie Justi feststellt, nicht um einen philosophischen, sondern um einen

pragmatischen Begriff, es geht um nicht mehr, aber auch um nicht weniger als um *Überfluß der Güter* und des Verbrauchs.

Bielfeld hat, ungeachtet seiner Respektlosigkeit gegenüber Bekundungen geburtsadliger Würde, dem *Ceremoniel* einige Bedeutung beigemessen. Es sei Sache der Staatskunst, Bürgern, die anderen Bürgern Anweisungen erteilen müssen, auch mit der nötigen äußeren Autorität auszustatten. Je mehr Ehrenbezeugungen man solchen Magistraten zugestehe, desto geringer könne ihre Besoldung ausfallen. Die Stadtordnung enthält in der Tat einige Bestimmungen, die diese Anregungen aufnehmen und eine Art staatstragendes Großbürgertum rechtlich konstituieren. Sogenannte *Namhafte Bürger*, nämlich zum zweitenmal gewählte Gerichtsbeisitzer und Bürgerhäupter, ferner berühmte Gelehrte, Akademiemitglieder und Künstler, schließlich Steuerkapitalbesitzer ab 50 000 Rubeln, Bankiers, reine Großhändler ohne Laden und Reeder durften vierspännig fahren und Gutsbesitz außerhalb der Stadt erwerben. Sie waren von Leibesstrafen grundsätzlich befreit, und, hier das interessanteste Detail, sie durften in der dritten Generation die Aufnahme in den Adel beantragen. So hatten sich das die deutschen Kameralisten nicht gedacht. Für Rigaer und Revaler Honoratioren, deren Söhne in den St. Petersburger Garderegimentern dienten und die sich nötigenfalls in Wien den Reichsadel kaufen konnten, war das sicher keine erhebende Aussicht. Erwägt man den Umstand, daß in der Armee bereits der Majorsrang mit dem erblichen Dienstadel verbunden war, so ergibt sich aus dieser Bestimmung eine relativ niedrige Einordnung des städtischen Bereichs in die russische Gesellschaft. Dem entspricht, daß die Bürger durch starke Strafandrohungen vor Beleidigungen und Wegnahme ihres Eigentums geschützt werden mussten, Gefahren, die in Rußland anscheinend die Regel waren, im Baltikum aber wohl kaum vorkamen.

Das Motiv: Des gemeinen Besten wegen

Zusammenfassend kann man sagen: Die russische Stadtordnung von 1785 war eine ziemlich theorielastige Konstruktion, die weitgehend westeuropäischen Mustern folgte und in die Verhältnisse in den baltischen Städten, die sich aus hansisch-rechtlicher Wurzel entwickelt hatten, stark eingriff. Sie hat aber, soweit man das wegen ihrer kurzen Geltungsdauer sagen kann, kein Chaos ausgelöst, sie war auch nicht das Vehikel des russischen Zentralismus, wie das in der älteren deut-

schen Literatur behauptet wird, sondern sie organisierte kommunale Selbstverwaltung nach den Prinzipien der zeitgenössischen Verwaltungswissenschaft. Sie war keine Revolution, sondern eine Reform.

Abschließend zunächst einige Worte zunächst zu den praktischen Auswirkungen, dann noch einmal zum verfassungsgeschichtlichen Hintergrund: Die Rigaer und Revaler Ratsherren hatten gewiß nicht mit venezianischen Gewaltmethoden regiert, aber es gab deutliche Anzeichen des moralischen Verfalls. Manche der alten Herren hielten öffentliche und private Kassen nicht auseinander, und die Gilden nahmen ihre Kontrollmöglichkeiten kaum noch wahr. In vielen deutschen Reichsstädten herrschten damals ähnliche Zustände. Die Macht, öffentliche Kontrolle zu verhindern, ist durchaus ein Stückchen Despotismus, insofern trifft Montesquieus Urteil über die italienischen Stadtoligarchien auch im Fall der baltischen Städte *cum grano salis* zu. In der Statthalterschaftszeit wurden die städtischen Finanzen in Ordnung gebracht. Die neuen Besen kehrten einfach besser, nicht nur weil sie neu waren, sondern weil sie befristet amtierten und weil jetzt auch der Staat Kontrollfunktionen wahrnahm.

Es wurde bereits erwähnt, daß die Statthalterschaftszeit eine Periode der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Prosperität war. Für wenige Jahre überrundete Reval als Einfuhrhafen sogar das sonst weit überlegene Riga – eine erstaunliche Entwicklung. Das lag freilich nicht nur an der Verfassungsänderung, sondern auch an den konjunkturellen Umständen und an der längst erfolgten zolltechnischen Eingliederung der Ostseeprovinzen in das Russische Reich. Vermutlich kamen auch gewisse Techniken der Zollvermeidung zur Anwendung. Jedenfalls hat Reval mehr noch als Riga vom Gesamtkomplex der Katharinischen Reformen profitiert. Die aufgemunterten Bürger nahmen ihre Chance wahr. In der Statthalterschaftszeit entstanden in Reval tatsächlich einige Manufakturen, und zwar handelte es sich vor allem um lederverarbeitende Betriebe. Leder war ein Nebenprodukt der Branntweinbrennerei, die gerade in diesen Jahren eine Hochblüte erlebte. Es gab zeitweilig 30 handwerklich arbeitende Gerbereien und 11 Lederfabriken; beide Betriebsformen konnten auf der Basis der Stadtordnung offensichtlich gut nebeneinander bestehen. Anders formuliert: Die Stadtordnung ermöglichte es, ein konjunkturell bedingtes hohes Rohstoffaufkommen durch Pluralismus der Produktionsmethoden am Ort zu verwerten.

Auch im Sechsstimmigen Exekutivausschuß des Stadtrats arbeiteten Kaufleute und Handwerker erfolgreich zusammen. Eine Beteiligung der undeutschen Ämter – also der Zünfte mit Mitgliedern vor allem estnischer, ggf. auch finnischer Nationalität¹⁹ – kam nicht zustande. Im neuen Bürgerbuch finden sich in der sechsten Abteilung tatsächlich die Namen von Fuhrleuten, Pelzschneidern, Arbeitskerls und Mauern. Die Angehörigen der vorher unterbürgerlichen Schicht galten also jetzt als Vollbürger. Aber in den Sechsstimmigen Stadtrat wollten die Undeutschen keinen Abgeordneten entsenden: Sie verstünden nicht, so erklärten ihre Vertreter, was dort verhandelt würde.²⁰ Viele der Revaler Esten konnten zumindest lesen, auch an mangelnder Kenntnis der deutschen Verhandlungssprache kann es nicht gelegen haben. Hier ist wohl nur die psychologische Deutung möglich: Eine jahrhundertelange politische Entmündigung hätte nur langfristig überwunden werden können.

Die materielle Lage der Undeutschen hat sich in dieser Zeit in einem wichtigen Punkt eindeutig gebessert. Es wurde bereits berichtet, daß die Stadtordnung dem Rat die Aufgabe zuwies, *den Einwohnern nöthigenfalls Mittel zu Unterhalt und Nahrung anzuweisen*. Das Mittel, mit dem der Rat von jeher diesem Auftrag nachkam, waren die sogenannten Taxverordnungen der Preise und Löhne. Bei den Preisen betraf das nur die Grundnahrungsmittel wie Brot, Fleisch, Milch und Branntwein, und bei den Löhnen ging es um die Tagelöhne der Undeutschen Ämter. Die Undeutschen mußten sich also ihren Verdienst vorschreiben lassen, aber sie waren auch davor geschützt, daß ihnen die deutschen Bäcker und Fleischer ihre Waren zu teuer verkauften. Ihr Lebensstandard wurde gleichzeitig gedeckelt und abgesichert. Justi hatte aus den Polizeitaxen ein regelrechtes System des staatlich erwünschten Reichtums gemacht: billige Grundnahrungsmittel und Dienstleistungen beeinflussen das gesamte Preisgefüge und stärken die Konkurrenzfähigkeit eines Landes. Flüssiges Kapital brauchen eigentlich nur die Kaufleute, Handwerker schon weniger, Arbeiter gar nicht. Gewerbe, die nur ihre Arbeitskraft verdingen, *sind nicht dazu bestimmt, daß sie reich seyn sollen. Es ist zu einem blühenden Nahrungsstande genug, daß sie ihren Unterhalt haben*. Justi sah durchaus, daß die Polizeitaxen nicht dem Freihandelsprinzip entsprachen, meinte aber, in einer funktionierenden Angebotswirtschaft würden sich Löhne und Preise ohnehin auf einem volkswirtschaftlich optimalen Ni-

veau einpendeln. Die Taxen seien nur ein Wegweiser in die richtige Richtung.

Dieser Ansicht war wohl auch der Revaler Stadtrat. Obwohl die Stadtordnung diese Frage gar nicht regelt, galten ab 1785 die gebundenen Löhne nur noch für städtische Arbeiten. Mit privaten Arbeitgebern durften die undeutschen Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen und Fuhrleute ihren Lohn künftig frei aushandeln. In der Folge stiegen die Löhne an. Da gleichzeitig die Fixierung der Preise bestehen blieb, muß sich die Lebenshaltung der undeutschen Arbeiter in der Statthalterchaftszeit verbessert haben.²¹

Zusammenfassung

Zusammenfassend kann man sagen: Nicht nur in den oberen Etagen der städtischen Gesellschaft, sondern auch im Erdgeschoß wurde in der Reformzeit besser gelebt: Auch nach modernen Kriterien ist das ein entscheidender Gesichtspunkt. Der einzige ist es freilich nicht. Katharinas Verwaltungsreform setzte ein neues, westlich orientiertes Gesellschaftsmodell gegen das alte. Es ebnete die ständischen Strukturen nicht ein, sondern machte sie im Interesse des Staates durchlässiger. Die Wirksamkeit der Katharinischen Gesetzgebung in Rußland ist umstritten²². Es ist aber eine ganz andere Frage, welche Auswirkungen ihre Maßnahmen in den sozial und ökonomisch weiter entwickelten Ostseeprovinzen gehabt haben beziehungsweise gehabt hätten, wären sie nicht teilweise rückgängig gemacht worden. Das ist eine kontrafaktische Fragestellung, die aber zulässig sein sollte. Im städtischen Bereich ging die Einebnung der ständischen (und ethnischen) Abgrenzungen durch die neue Verfassung noch am weitesten. In den baltischen Städten wäre auf die Dauer ein multinationales Stadtbürgertum entstanden, ja man kann sagen, daß mit einiger Wahrscheinlichkeit das neue Recht bei längerer Geltung die Möglichkeit eines ethnischen Ausgleichs eröffnet hätte. Die Restitution des überkommenen Lübischen Rechts hat diese Chance verschlossen.

Dem Vorwurf, Katharina habe mit ihrer Reformgesetzgebung die Privilegien der Ostseeprovinzen gebrochen, muß widersprochen werden. Die Magistrate Rigas und Revals bezeichneten sich zwar als autonom, waren es aber faktisch nicht mehr. Die eigentliche Macht lag längst in den Händen der schwedischen, später der russischen Gouverneure und Garnisonskommandanten. Die neue Verfassung brachte

nur diesen Zustand offen zum Ausdruck. Die These, daß Zar Peter 1711 in den Kapitulationsurkunden der baltischen Stände den übernommenen Verfassungszustand des Landes dauerhaft festgeschrieben habe, ist nicht haltbar.²³ Diese These war aber die Grundlage, von der aus die ältere deutschbaltische Literatur die Katharinischen Reformen bewertete, nämlich als Rechtsbruch, als despotischen Akt. In der Aufhebung der neuen Verfassung im Baltikum durch ihren Nachfolger sah man folgerichtig die Wiederherstellung der verletzten Legalität. Mißt man diese Vorgänge mit den Begriffen Montesquieus, also mit zeitgenössischen, so verkehrt sich dieses Werturteil ins Gegenteil: Die gesetzgeberische Tätigkeit Katharinas wird dann zum entscheidenden Nachweis ihrer monarchischen Qualität, Pauls einsamer Entschluß, der vermutlich auf die Einflüsterungen baltischer Offiziere in seiner Umgebung zurückgeht, erscheint als der Willkürakt eines Despoten. Das entspricht ja im großen und ganzen auch dem Urteil der Wissenschaft über diese beiden Persönlichkeiten, wenn nicht gerade der baltische Sonderfall verhandelt wird.

Der Historiker weiß, daß alles gesetzte Recht altert und daß es neuem Recht weichen muß, wenn seine Zeit gekommen ist. „Das Recht der Geschichte steht höher als das geschichtliche Recht“ (Droysen). Die estnischen Handwerker und Arbeiter, die 1785 darauf verzichteten, einen Vertreter in den Stadtrat zu schicken, hätten nicht nur das geschriebene, sondern auch das Recht der Geschichte auf ihrer Seite gehabt. Aber das konnten sie noch nicht wissen. ■

Anmerkungen:

- ¹ August Wilhelm Schlözer (Hg.): Brief über Reval, in: Staatsanzeigen 9 (1786), Heft 35, S. 367-375, hier S. 375.
- ² Stadt-Ordnung: auf Allerhöchsten Befehl aus dem russischen übersetzt von C. G. Arndt, Schloß-Oberpahlen 1786.
- ³ Manfred Hildermeier: Hoffnungsträger? Das Stadtbürgertum unter Katharina II., in: Rußland zur Zeit Katharinas II. Absolutismus – Aufklärung – Pragmatismus, hrg. von Eckhard Hübner, Jan Kusber und Peter Nitsche, Köln 1998 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas; Bd. 26), S. 137-149.
- ⁴ Otto-Heinrich Elias: Reval in der Reformpolitik Katharinas II.: die Statthalterchaftszeit 1783-1786, Bonn 1978 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte; Bd.3) ; ders.: Städtische Autonomie und staatlicher Souveränitätsanspruch: die baltischen Provinzen und Süddeutschland im Vergleich, in: Aufklärung in den baltischen Provinzen Rußlands: Ideologie und soziale Wirklichkeit, hrg. von Otto-Heinrich Elias in Verbindung mit Indrek Jürjo, Sirje Kivimäe und Gert von Pistohlkors, Köln 1996 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte; 15) S. 1-26.

- ⁵ Otto-Heinrich Elias: Aufklärungsbedingte Wandlungen des wirtschaftlichen Denkens in Estland, in: Von regionaler zu nationaler Identität: Beiträge zur Geschichte der Deutschen, Letten und Esten vom 13. bis zum 19. Jahrhundert, in: Nordost-Archiv N.F. 7 (1998), S. 195-218.
- ⁶ Henning von Wistinghausen: Die Kotzebue-Zeit in Reval im Spiegel des Romans „Dorothee und ihr Dichter“ von Theophile von Bodisco, in: Aufklärung in den Baltischen Provinzen (wie Anm. 4) S. 255-304.
- ⁷ Charles de Secondat, Baron de la Brède et de Montesquieu (1689-1755).
- ⁸ Jakob Friedrich Freiherr von Bielfeld (1717-1770), preußischer Diplomat, lebte ab 1755 als Privatgelehrter im Herzogtum Sachsen-Altenburg. Sein Hauptwerk sind die französisch erschienenen *Institutions politiques*, 2 Bde 1760, 3. Teil 1772 posthum.
- ⁹ Johann Heinrich Gottlob von Justi (1720-1771), erst Kaufmann, dann fruchtbarer kameralistischer Schriftsteller, in preußischen, sachsen-eisenachischen, dänischen, schließlich wieder in preußischen Diensten, Hochschullehrer und Beamter in Wien, Göttingen und Berlin. Starb wegen angeblicher, nicht nachgewiesener finanzieller Unregelmäßigkeiten als preußischer Staatsgefangener in Küstrin.
- ¹⁰ Des Herrn von Justi Natur und Wesen der Staaten als die Quelle aller Regierungswissenschaften und Gesetze mit Anmerkungen herausgegeben von Heinrich Godfried Scheidemantel, Mitau 1771, Neudruck Aalen 1969. Scheidemantel deutet dezent an, daß Justi *in der Ausführung seiner Entwürfe unglücklich* sei und daß man zur Zeit nichts über seinen Verbleib wisse, das heißt doch wohl, daß er inhaftiert ist.
- ¹¹ Isabel de Madariaga: Katharina die Große: ein Zeitgemälde, Berlin 1990; Klaus Scharf: Katharina II., Deutschland und die Deutschen, Mainz 1995 (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abteilung Universalgeschichte; 153); Erich Donnert: Katharina die Große und ihre Zeit: Rußland im Zeitalter der Aufklärung, Leipzig 1996.
- ¹² Hubertus Neuschäffer: Katharina II. und die baltischen Provinzen, Hannover 1976 (Beiträge zur baltischen Geschichte; Bd. 2). Ders.: Katharina II. und die Aufklärung in den baltischen Provinzen, in: Aufklärung in den baltischen Provinzen (wie Anm. 4), S. 27-42.
- ¹³ Hans Graubner: Ständisches und aufgeklärtes Denken zur Statthalterschaftszeit in Riga (Schwarz, Berens, Snell), in: Von regionaler zu nationaler Identität (wie Anm. 5), S. 173-194.
- ¹⁴ Die im Folgenden kursiv gesetzten Originalzitate in ihrer deutschen Fassung aus: Montesquieu: Vom Geist der Gesetze 1-2, hrsg. von Ernst Forsthoff, Tübingen 1951.
- ¹⁵ Jean Starobinski: Montesquieu, hrsg. von Michael Krüger, München 1991.
- ¹⁶ Des Freiherrn von Bielefeld Lehrbegriff der Staatskunst aus dem Französischen übersetzt. 1-3. Breslau und Leipzig 1761-1773.
- ¹⁷ Johann Heinrich Gottlob von Justi: Die Grundfeste der Macht und Glückseligkeit der Staaten oder ausführliche Vorstellung der gesamten Polizeiwissenschaft. 1-2. Königsberg 1760/61, Neudruck Aalen 1965.
- ¹⁸ Vgl. dazu Robert E. Jones: *Morals and Markets: The Conflict of Traditional Values and Liberal Ideas in the Economic Thought and Policies of Catherine II.*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* N.F. 45 (1997) S. 426-540, hier S. 531.
- ¹⁹ Da der Begriff „undeutsch“ eine genau umschriebene rechtliche Kategorie bestimmt und zur Forschungsterminologie gehört, kann auf ihn hier nicht verzichtet werden.

²⁰ Elias: Reval (wie Anm. 4), S. 118.

²¹ Der Verfasser berichtigt hier seine an anderer Stelle vorgetragene, gegenteilige Ansicht, ebda., S. 137. Die These vom sinkenden Lebensstandard der estnischen Bevölkerung vertrat auch Raimo Pullat: Die Stadtbevölkerung Estlands im 18. Jahrhundert, Mainz 1997 (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abteilung Universalgeschichte; Beiheft 38), S. 266.

²² Vgl. den Anm. 3 erwähnten Sammelband mit den Beiträgen der 1996 in Eutin veranstalteten Tagung.

²³ Vgl. Elias: Reval (wie Anm. 4), S. 61-66.

Marjatta Hietala

Stadtfreiheit und Kulturaustausch als Konstanten im Wesen der Stadt? Zusammenfassende Bemerkungen*

In diesem Aufsatz werde ich zuerst kurz auf die allgemeinen Rahmenbedingungen eingehen, die die Mobilität der Menschen, z.B. der Pilger und Studenten, im europäischen Nordosten ermöglicht haben. Dabei wird in erster Linie von drei allgemeinen Faktoren die Rede sein, und zwar 1) von den Witterungsverhältnissen, 2) von den Mobilitätsmöglichkeiten sowie 3) von den Formen des Kulturaustausches, wobei verschiedenen Kontaktorten, an denen die Menschen zusammenkommen konnten, eine besondere Rolle zukommt. Hinsichtlich dieser Kontaktorte werde ich auf die Bedeutung von Jahrmärkten und im Ausland verbrachten Studienperioden näher eingehen.

In einem vor einigen Jahren herausgegebenen Atlas Europas gab es unter anderem eine Karte zur Frequenz des Schiffsverkehrs, die zeigte, daß die Verbindungslinien über die Ostsee genauso stark frequentiert sind wie die Schiffsrouten im Mittelmeer von und nach Venedig. Hat die Ostsee also eine ähnlich wichtige Rolle gespielt wie das Mittelmeer? Können wir vielleicht der Ostsee ähnliche Eigenschaften zuschreiben wie dem Mittelmeer? Wäre es möglich, zu vermuten, der Ostseeraum stelle im kulturwirtschaftlichen Sinne eine mit dem Mittelmeerraum ähnliche Einheit dar, nach der Braudelschen Definition des Wortes? Dieses Symposium hat gezeigt, daß dies tatsächlich der Fall war, auch wenn die Möglichkeiten, hier im Nordosten Kontakte anzuknüpfen, wegen der Naturverhältnisse begrenzter waren als im Mittelmeerraum.

Klima und Bodennutzung

Was die Regenmengen und Durchschnittstemperaturen betrifft, bildete der Ostseeraum immer schon eine einheitliche Zone, besonders im Juli. Es gibt natürlich auch Unterschiede: Die Vegetationsperiode,

gemessen am zeitlichen Abstand zwischen Frühjahrs- und Herbstpflügen, dauert im größten Teil Finnlands weniger als 200 Tage, in Südschweden und in den Baltischen Ländern dagegen 200 bis 250 Tage. In Schonen und weiter im Süden ist hingegen die Vegetationsperiode mit über 250 Tagen wesentlich länger. (Abb. 1)

Die Ostsee gehört außerdem zu den seltenen Meeren, die in harten Wintern immer wieder zufrieren; sie wird im hohen Norden, jenseits des Kvarken im Bottnischen Meerbusen, 3 bis 4 Monate lang vom Eis bedeckt, und auch in ihrem südlichsten Teil trägt sie diesen Eismantel noch einen ganzen Wintermonat lang. Je weiter nach Norden es also geht, desto dicker wird die Eisdecke – und um so längere Zeiten wird auch das Land vom Schnee bedeckt: in Schonen nur höchstens 40 Tage, in nördlicheren Teilen Südschwedens schon 100 oder mehr und in Finnland nicht weniger als 140 Tage lang.

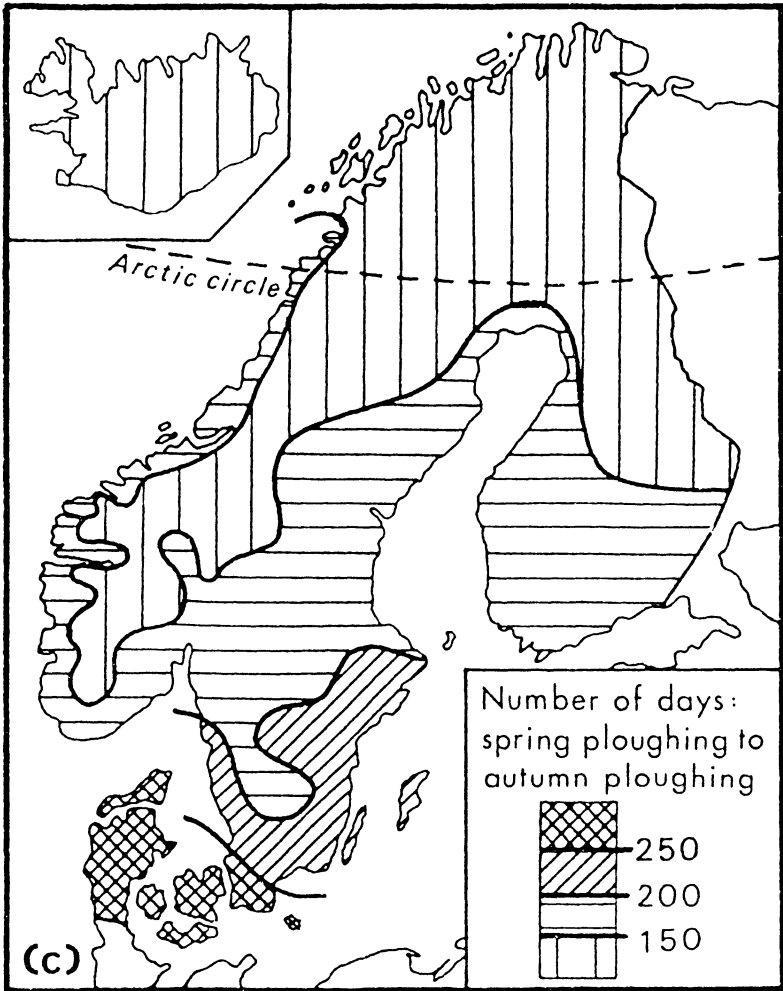
Die Erneuerung der Landwirtschaft diente im 11. Jahrhundert als Antrieb allgemeiner wirtschaftlichen Tätigkeit in Europa. Zu den wichtigsten Innovationen gehörten der schwere, einseitige Eisenpflug mit schwenkbarem Rad sowie die Einführung der Dreifelderwirtschaft. Im 13.-14. Jahrhundert wurden in zunehmendem Maße neue landwirtschaftliche Anbaugelände außerhalb des europäischen Kernlandes in Gebrauch genommen. Das europäische Klima blieb mild bis in das 14. Jahrhundert hinein, begann aber dann, sich allmählich abzukühlen.

Der städtische Friede und die Stadtfreiheit

Für das Erwerbsleben und den Kulturaustausch im Spätmittelalter spielten der städtische Friede und die Freiheit der Stadtbürger eine besonders große Rolle. Eberhard Isenmann¹ definiert den städtischen Frieden als „einen Zustand garantierter Gewaltlosigkeit“ – d.h. gelten des Stadtrecht gewährleistete Sicherheit und Ruhe, verbot aber auch jede Form von Selbsthilfe in der Stadt. Für Isenmann ist der städtische Friede eigentlich ein Sammelbegriff: er besteht nach seiner Ansicht aus mehreren Sonderfrieden, wie Haus-, Markt- und Stadtfrieden oder auch Gerichtsfrieden.

Demzufolge sei auch die spätmittelalterliche Stadt ein Sonderfriedensbereich, wo „der städtische Friede generell und absolut“ galt.² Er baue auf älteren örtlichen Frieden, wie Burg- und Marktfrieden, und wäre dann „im Zusammenhang mit der Gemeindebildung als ein geschworener Friede (*pax iurata*) des Bürgerverbandes als einer Schwur-

Abb. 1: Vegetationsperioden im skandinavischen Gebiet



Quelle: MEAD, W. R. *An historical geography of Scandinavia*. London: Academic Press, 1981. Fig. 4.

genossenschaft intensiviert und kommunalisiert³ worden. Der städtische Friede war also ursprünglich ein geschworener Friede, und zunächst wurde dieser Schwur noch „in zeitlichen Intervallen“ wiederholt, bis er sich dann zu einem immerwährenden Frieden stabilisierte.

Es gab aber auch den Begriff Friedensbruch, und „Friedensbruch durch eigenmächtige Gewaltmaßnahmen von Bürgern“ galt als Eidbruch. Als Höchststrafen konnte der Bürgerverband „Verbannung und Hauszerstörung“ verhängen, d.h. die Friedensbrecher aus der Gemeinschaft ausschließen. In der Praxis mußten diese ihr Bürgerrecht aufgeben und die Stadt verlassen.

Der städtische Friede schützte also die Bürger, er gewährleistete „die Eintracht des Bürgerverbandes“. Das Wichtigste dabei war aber, daß durch diesen Frieden „das bürgerliche Erwerbsleben [ermöglicht wurde], das mit dem individuellen zugleich den kommunalen Wohlstand brachte.“⁴ Mit anderen Worten: der städtische Friede war unentbehrlich für den „gemeinsamen Nutzen“ und die allgemeine Entwicklung der Stadt.

Die stadtbürgerliche Freiheit wiederum wird von Eberhard Isenmann als „Abwesenheit von Hörigkeit“ definiert: der Erwerb des Bürgerrechts löse – nach dem Prinzip „Stadtluft macht frei“ – von bisheriger Gebundenheit und Unterworfenheit.⁵ Diese Freiheit war in ihrer Natur auch etwas völlig Neues: „[sie] war keine altrechtliche Freiheit des Blutes oder des allodialen Besitzes (Eigen), sondern eine neue, auf die Freiheit des Gewerbes gegründete Freiheit.“⁶

Die Freiheit des Stadtbürgers bedeutete gleichzeitig eine allgemeine Gleichheit vor Gericht und Stadtrecht. Genauer gesagt: die Rechte des Stadtbürgers galten zunächst „nur dem geschworenen Bürger als dem Vollbürger“. Das Vollbürgertum wiederum war mit dem sogenannten Haushällichkeitsprinzip verbunden, d.h. der Vollbürger mußte ein Haus oder Grundbesitz in der Stadt haben. Sonstige Stadtbewohner („Mägde, Knechte und Handwerksgesellen“) hatten oft kein Bürgerrecht, wurden aber „durch einen eigenen Eid auf die Stadt“ und ihr Recht verpflichtet und galten deswegen als freie Leute vor dem Stadtgericht.

*Die Jahrmärkte*⁷

Die Bedeutung verschiedener Jahrmärkte ist vor allem darin zu sehen, daß sie die Möglichkeit zum Kulturaustausch, zur Vermarktung

von Waren und Ideen anboten. Auf den Jahrmärkten wurden nicht nur Pferde, Kühe und Lebensmittel getauscht oder vermittelt, sondern auch Gemälde und sonstige Kunstgegenstände.

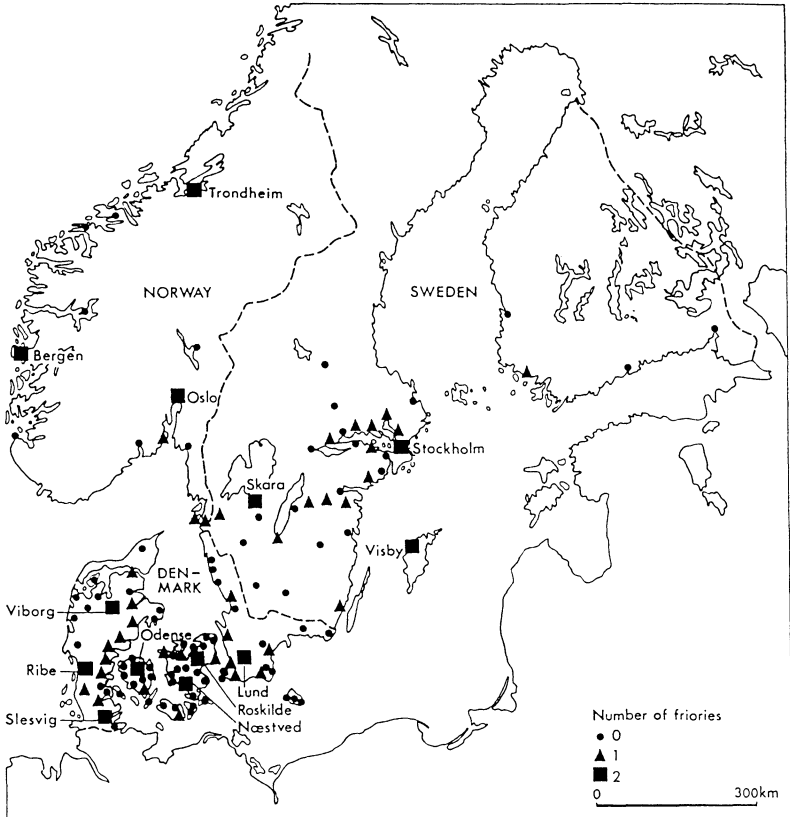
Seit den 1050er Jahren wurden Jahrmärkte in der französischen Champagne, an dem vielgenutzten Verkehrsweg zwischen Flandern und Norditalien, abgehalten. Auf diesen Jahrmärkten ging es in erster Linie um Wollstoffhandel und Geldwechsel. Durch die Champagner Jahrmärkte konnte das nördlich der Alpen liegende Europa zum ersten Mal mit dem Mittelmeergebiet in einem gleichberechtigten Wirtschaftsraum verbunden werden.

Der Schwerpunkt der Kirche verlegte sich allmählich vom Klosterchristentum in Richtung Laiengesellschaft, und die Städte wurden dabei zu Zentren kirchlicher Tätigkeit. Die Bettelorden, die Franziskaner und Dominikaner, konzentrierten ihre Bemühungen ausdrücklich auf die Städte – d.h. auf Predigt, Studium und Unterricht. Aus der folgenden Abbildung geht die Verbindung zwischen Städtegründung und Standorten christlicher Orden deutlich hervor. (Abb. 2)

Bald galten christliche Feiertage als ein Zeichen für die Bekennung zum christlichen Glauben, wobei die christlichen Feiertage wiederum für die zeitliche Festlegung von Jahrmärkten maßgebend wurden. So fanden zum Beispiel in Turku (schwed. Åbo) um den Tag des heiligen Henrik herum Jahrmärkte statt. In Tornio (schwed. Torneå) dagegen, wo noch im 16. Jahrhundert bedeutende nordfinnische Märkte abgehalten wurden, bestimmten die Tage der beiden Heiligen Petra und Olaf die Dauer des Aufenthalts der Händler. Die folgenden Beispiele beschränken sich auf die in internationaler Hinsicht wichtigsten Jahrmärkte Finnlands.

Bedeutende Jahrmärkte fanden vor allem in Turku statt, und zwar am 19. Januar, dem Todestag des heiligen Henrik, und später auch am 18. Juni, am Jahrestag der Überführung seines Leichnams nach Turku. Der erstgenannte Markttag wurde in den 1290er Jahren eingeführt und der letztgenannte in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Außerdem wurden in Turku seit dem 15. Jahrhundert auch Herbstmärkte abgehalten, nämlich am Tag nach Mariä Geburt (am 8. September) – war doch die Allerseligste Jungfrau die erste Schutzheilige des Turkuer Doms. Die Tatsache, dass der Klerus des Landes sich zu diesem Zeitpunkt zu seiner Synode in Turku versammelte und daß außergewöhnlich viele Menschen in die Stadt strömten, spielte für die weitere Ge-

Abb. 2: Städtegründungen und Standorte christlicher Orden im skandinavischen Gebiet in den Jahren 1150–1350



Quelle: ANDRÉN, Anders. "State and Towns in the Middle Ages: The Scandinavian Experience". In: *Cities and the Rise of States in Europe. A.D. 1000 to 1800*. Hrsg. von Charles Tilly und Wim P. Blockmans. Boulder, Co: Westview Press, 1994. S. 137.

staltung der Herbstmärkte in Turku selbstverständlich eine Rolle. Die Märkte in Turku boten den Bauern die Möglichkeit, ihre Produkte zu verkaufen und dafür Salz, Hopfen, Stoffe, Leinen, Kupfergeschirr und Vieh einzuhandeln.

Die Stadtbürger von Turku hatten das Recht, Außenhandel zu betreiben. Das gleiche Recht war auch den Bürgern von Rauma und Ulvila verliehen, während den Bürgern von Naantali dieses Glück nicht vergönnt war. Als sich die Position Stockholms am Anfang des 16. Jahrhunderts verstärkte, wurden die Handelsmöglichkeiten von Öregrund, Östhammar, Gävle, Ulvila (schwed. Ulfsby) und Rauma (schwed. Raumo) spürbar beeinträchtigt. So wurde z.B. der Handel von Bürgern in Ulvila und Rauma mit denen in Danzig (poln. Gdańsk), Reval (estn. Tallinn) und Riga auf Tierhäute und Pelzwaren beschränkt. Lebensmittel mußten an Stockholm verkauft werden, und dasselbe galt für den Pferdehandel. Turku blieb aber der führende Ort für Jahrmärkte in Westfinnland, trotz der Konkurrenz kleinerer Städte. Die Händler aus Turku besuchten regelmäßig auch Jahrmärkte, die in Südlappland, nördlich vom Bottnischen Meerbusen, abgehalten wurden. Dort, an der Mündung des Iijoki, trafen sie unter anderem auch Händler aus Weißmeerkarelien, die den Fluß Oulujoki aus dem Osten nach Westen herunterfuhren.

1519 besuchte Olaus Magnus Gothus, der letzte katholische Erzbischof Schwedens, die Stadt Tornio am Nordufer des Bottnischen Meerbusens, um Ablaßbriefe zu verkaufen. Später beschrieb er die dortigen Jahrmärkte in seinem Buch „*Geschichte der nordischen Völker*“.⁸ Laut Olaus Magnus waren die nördlichen Gebiete (d.h. die Provinz Norrbotten) so reichlich mit Fisch gesegnet, daß die Einwohner dank des Fischfangs Salz und Wein aus Spanien und Portugal, teure Kleidungsstücke aus England und Flandern, Haushaltsartikel und Luxusgegenstände aus deutschen Städten, sowie Weizen, sonstige Getreidesorten und Gemüse aus den schwedischen Provinzen Svealand und Götaland beziehen konnten.

Über die besondere Rolle Tornios als Markt- und Handelsplatz schrieb Olaus Magnus: „Es gibt keinen anderen Ort in der gesamten nördlichen Hemisphäre mit so vielen Besuchern. Hier treffen sich Weißrussen, Lappen, Bjarmen, Einwohner der Provinz Österbotten (finn. Pohjanmaa), Finnen, Schweden und Einwohner von Häme (schwed. Tavastland). Und dazu noch die Norweger, die über weit in

der Wildnis – wie in der Provinz Jämtland – liegende Berge nach Tornio kommen. Sie haben alle schmale, besonders konstruierte Boote, mit denen sie die Stromschnellen herunterfahren.“

Die Jahrmärkte in Tornio können nicht als Märkte im gleichen Sinne, wie z.B. die in Turku, bezeichnet werden, weil die Händler, die von weit her anreisten, wahrscheinlich länger in der Gegend von Tornio blieben. Wir wissen z.B., daß der Jahrmarkt von 1601 zu St. Johannis anfang. In 1649 wurde der Freimarkt von Tornio offiziell als dreitägig festgelegt, diese Regelung hielt sich aber nur bis in die 1690er Jahre. Wir wissen außerdem, daß der Jahrmarkt im 18. Jahrhundert am 6. September abgehalten wurde. In den 1780er Jahren wurden Jahrmärkte sowohl im September als auch im Dezember abgehalten.⁹

Die Karelier und die Russen kamen auf die Handelsplätze in Österbotten auf leichten Booten, womit sie die den Iijoki, Oulujoki und Kemijoki herunterfuhren. Sie hatten Hafenzölle und besondere „Russenzölle“ zu bezahlen, und blieben dann vor Ort von St. Petra (Ende Juni) bis St. Olaf (Ende Juli). Die Waren, mit denen die Karelier handelten, waren Hanf, verschiedene Leinensorten, Tierhäute, Handschuhe, Hüte und sonstige Lederwaren, aber auch Glaswaren und Seife.

Ilomantsi gehört zu den ältesten Handels- und Marktplätzen im finnischen Nordkarelien. Dorthin zogen die Händler aus weiter Ferne, sogar aus Archangelsk.¹⁰ Die Handelsbeziehungen zwischen Karelien und Österbotten scheinen schon in früherer Zeit viel reger gewesen zu sein, als wir bis jetzt vermutet haben. Dieser Handel war auch für Rußland von großer Bedeutung – bis zum Frieden von Nystad zwischen Schweden und Rußland in 1721, mit dem der Große Nordische Krieg endete und Rußland den direkten Zugang zur Ostsee gewann.

Die ostkareelischen Wasserstraßen boten gute Verbindungen nach Nowgorod, Wiborg (finn. Viipuri, russ. Vyborg) und den baltischen Ländern. Gegen Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit waren Salz, Tierhäute und Fisch die wichtigsten Exportgüter der Karelier. In vielen Klöstern gab es nämlich Salzkochereien (z.B. in Solowezk). Die gewöhnlichsten Importgüter dagegen waren Getreide, Kleidungsstücke, Schmuck und Haushaltsartikel.

Durch die Ostsee waren die Anrainerländer miteinander verbunden. Die Macht der deutschen Hanse war ausdrücklich auf Seekontakte gestützt, und die Hanseaten spielten z.B. in Turku bis zum Anfang

der Neuzeit eine führende Rolle. Unter anderem brachten sie die neuesten Tendenzen und die deutschen Modelle des Städtebaus mit sich.

Im 17. Jahrhundert kamen die Teeraufkäufer an das nördliche Ostseeufer – schließlich gehörte Finnland ja zu den führenden Teerproduzenten jener Zeit. Die wichtigsten Teerherstellungsgebiete waren Österbotten und das Einzugsgebiet des Saimaa-Sees. Wiborg war der Treffpunkt für die Ostfinnen und die angereisten Teeraufkäufer, die immer öfter aus den Niederlanden kamen. Als der Teerhandel dann versiegte, konnte durch die Gründung von Sägewerken gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Erwerbsleben im Norden wiederbelebt werden. Rußland bot einen vielversprechenden Markt für Schnittholz wie z.B. Bohlen und Bretter. Als Schlüssel zum Aufstieg der Sägeindustrie diente eine niederländische Erfindung: die Einführung einer dünnblättrigen Säge.¹¹

Auslandsstudium von Finnen und skandinavischen Studenten

Der folgende Abschnitt zum Thema „Auslandsstudium von Finnen“, das ich in diesem Zusammenhang als Beispiel für Mobilität anführen möchte, basiert auf den Untersuchungen von Jussi Nuorteva.¹²

Zum ersten Mal werden finnische Studenten 1313 erwähnt, und zwar in einer Bittschrift der Lehrer und Studenten der Pariser Universität an den Papst; in diesem Schreiben äußern die Bittsteller dem Heiligen Vater den Wunsch, er möge sie von ihren Schulden gegenüber der Universität befreien.¹³

Die Pariser Universität war im Mittelalter der wichtigste Studienort für Finnen. Sie gehörte ja zu den ältesten Universitäten im damaligen Europa und bot erstklassigen Unterricht – besonders in Fächern, wie Philosophie und Theologie – an, die für das junge, eine eigene Identität aufbauende Bistum in Turku von zentraler Bedeutung waren. Die Wahl der Pariser Universität als Studienort wurde aber auch vom Beispiel anderer Bistümer im schwedischen Königreich mitbeeinflusst, hatten diese doch schon im 13. Jahrhundert Kontakte mit Paris aufgenommen.

Im Auslandsstudium der Finnen nahm Paris bis Ende des 14. Jahrhunderts eine klare Monopolstellung ein. Anders als z.B. die Schweden besuchten die Finnen keine italienischen Universitäten. Erst als das Universitätswesen sich in Deutschland verbreitete, wurde das „Mono-

pol“ der Universität Paris in den 1380er Jahren gebrochen. Dennoch konnte sie ihre Stellung als wichtigster Studienort der Finnen bis Ende des Mittelalters aufrechterhalten. Weder der Schwarze Tod noch der Hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich konnten den Zustrom von finnischen Studenten nach Paris eindämmen. In dieser Hinsicht unterschied sich Turku von anderen Bistümern des Königreichs Schweden.¹⁴

Im Bistum Turku konnte Paris auch im 15. Jahrhundert seine Stellung als bevorzugter Ausbildungsort der kirchlichen Elite behaupten. Die Rezessionsjahre der Pariser Universität waren die Blütezeit des finnischen Auslandstudiums. Die Anzahl finnischer Magister war etwa gleich hoch wie in den großen deutschen Bistümern Augsburg und Mainz, und siebenmal höher als im schwedischen Bistum Uppsala.¹⁵

Durch die Verbreitung des Universitätswesens im deutschen Kulturraum wurden auch die Möglichkeiten der Finnen zu höherer Bildung wesentlich verbessert. Die neuen deutschen Universitäten lagen geographisch näher, und auch die Prüfungen ließen sich schneller ablegen als in Paris; dies alles bedeutete viel geringere Studienkosten. Die erste Universität im Deutschen Reich, die in 1348 gegründete Prager Universität, war am Ende des 14. Jahrhunderts ein zentraler Studienort für die Finnen. In den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts übernahm die Leipziger Universität diese Rolle von Prag (tschech. Praha).¹⁶

Mit der Gründung neuer Universitäten am südlichen Ostseeufer, wie in Rostock (1419) und Greifswald (1456), wurde die Finanzierung der Studien weiter erleichtert. Lebensmittel und sonstige Gebrauchsgüter, wie Butter, Getreide, Tierfelle und gesalzener oder getrockneter Fisch, konnten über den Hanseweg den finnischen Studenten direkt zugestellt werden.¹⁷

Die mittelalterlichen Quellen weisen insgesamt 165 finnische Studenten namentlich nach. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß der Beitrag der Finnen zur gelehrten Kultur des europäischen Mittelalters recht spärlich blieb. Im Auftrag der finnischen Kirche wurden im Mittelalter nur zwei Bücher gedruckt: das *Missale Aboense* 1488 und das *Manuale Aboense* 1522.¹⁸

Und dennoch: auch wenn es in Finnland zu keiner eigentlichen wissenschaftlichen Kultur kam, erwies sich das Auslandsstudium als recht nützlich für die Erfüllung der Grundaufgabe, derentwegen man schon um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts begonnen hatte, Studen-

ten ins Ausland zu schicken. Mit dem Auslandsstudium wurde nämlich ein einheitliches Weltbild gestaltet und eine Universalsprache mit ihrem Begriffssystem erworben, in der sich die Vertreter des Bistums Turku mit anderen Teilen der katholischen Kirche verständigen konnten. Laut Jussi Nuorteva ging es also im mittelalterlichen Auslandsstudium der Finnen viel eher um eine passive Rezeption als ein aktives Engagement.¹⁹

Durch ihre ausländischen Studienkontakte blieben die Finnen auch ständig auf dem laufenden: die humanistischen und reformatorischen Einflüsse kamen nach Finnland direkt aus den theoretischen Zentren dieser Ideenrichtungen, Löwen (frz. Louvain, ndl. Leuven) und Wittenberg. Als dann die katholische Universalkirche zerfiel, verloren auch die Universitäten ihre Universalität und wurden in ihrem Grundcharakter regionalisiert und säkularisiert.

Die Universität Wittenberg war von den 1530er bis zu den 1570er Jahren der absolut wichtigste Ort für das Auslandsstudium von Finnen. Außerdem ließen sich einige Studenten auch in Rostock immatrikulieren, aber die Besuche anderer Universitäten blieben nur vereinzelte Visiten. Als Ziel aller Studienreisen galten deutsche lutherische Universitäten.²⁰

Gegen Ende der Regierungsperiode Gustav Wasas (1521-1560) hatte allerdings das Auslandsstudium der Finnen seinen Tiefpunkt erreicht. Nachdem Jacobus Teit in 1552 aus Deutschland zurückgekehrt war, studierten an ausländischen Universitäten keine finnischen Studenten mehr;²¹ Henricus Jacobi, der sich 1554 in Wittenberg immatrikulierte, blieb nun der einzige Finne dort. Am Ende des 16. Jahrhunderts waren Bischof Erik Erici Sorolainen und der Rektor der Kathedralschule von Turku, Gregorius Martini, die einzigen in Finnland, die im Ausland studiert hatten. Dagegen zog das von König Johann III (1568-1592) im Rahmen seiner Rekatholisierungsbestrebungen gegründete Jesuitenkolleg in Stockholm, das „Collegium regium Stockholmense“ durchaus finnische Studenten an – insgesamt 15 in den Jahren 1578-1600.²² Allerdings lebte auf dem Höhepunkt der Anziehungskraft dieser katholischen Hochschule in Schweden auch der Besuch deutscher lutherischer Universitäten aus Finnland wieder auf, was teilweise auf die Opposition der von Herzog Karl von Finnland gegen die königliche Ausbildungspolitik unterstützte lutherische Kirche in Finnland zurückzuführen ist.

Um das Obengesagte mit anderen Quellen zu vergleichen, sei eine Tabelle aus der Untersuchung Lars Niléhns „Universiteten efter reformationen“ angeführt.²³ Als im niederländischen Leiden eine neue Universität gegründet wurde, begann sie sofort mehr nordische Studenten anzuziehen als die älteren deutschen Universitäten Rostock und Wittenberg, was auch die Tabelle deutlich zeigt (Tabelle 1).

Tabelle 1: Anteil nordischer Studenten an der Gesamtzahl immatrikulierter Studenten in Rostock, Wittenberg und Leiden 1541-1600

	Rostock			nordische	Wittenberg			Leiden		
	nordische	insgesamt	%		insgesamt	%	nordische	insgesamt	%	
1541-50	41	868	4,7	73	5063	1,4	–	–	–	
1551-60	119	1145	10,4	87	6091	1,4	–	–	–	
1561-70	153	1350	11,3	109	6564	1,7	–	–	–	
1571-80	234	1665	14,1	116	5331	2,1	–	–	–	
1581-90	270	1671	16,2	100	5038	2,0	–	–	–	
1591-1600	227	1645	13,8	169	5241	3,2	36	1592	2,3	
1601-1610	195	1802	10,8	261	6113	4,3	23	2033	1,1	
1611-20	161	2382	6,8	260	6095	4,3	64	2656	2,4	
1621-30	129	2164	6,0	134	4333	3,1	169	4222	4,0	
1631-40	109	2390	4,6	23	2346	1,0	304	4745	6,4	
1641-50	89	2288	3,9	56	3104	1,8	277	4652	6,0	
1651-60	69	2101	3,3	37	4799	0,8	160	3987	4,0	

Anmerkung: mit ‚nordischen Studenten‘ sind dänische, norwegische, schwedische und finnische Studenten gemeint.

Quelle: EULENBURG, F. *Die Frequenz der deutschen Universitäten*. Leipzig 1904. CALLMER, C. „Svenska studenter i Wittenberg“ in: *Personhistorisk Tidskrift* 72 (1976).

Lars Niléhn sieht die Gründe für die Popularität Leidens im Folgenden: Wie nahe Kultur und Wirtschaft zueinander standen, zeigt der Fall der Niederlande. In den Niederlanden hatte das wirtschaftliche Aufblühen es ermöglicht, mehrere Universitäten zu gründen. Auch konfessionelle Motive spielten mit, besonders im Falle der ältesten und mit Abstand wichtigsten Lehranstalt in Leiden. Die Universität Leiden

nahm eine Sonderstellung ein, sowohl durch ihre Größe als auch durch ihre Rekrutierung. Die anderen niederländischen Universitäten genossen nämlich nur eine gewisse örtliche Anziehungskraft, wenn auch über die Landesgrenzen hinweg, z.B. in den benachbarten Regionen Deutschlands. Dagegen zogen Studenten aus allen Teilen des Heiligen Römischen Reichs nach Leiden, was bei der protestantischen Konfession der Universität doch recht bemerkenswert war. Es waren aber nicht nur Theologen, die im großen Ausmaß nach Leiden kamen: Fächer wie Jura und Politik wurden hochgeschätzt, und das Niveau von Medizin und Naturwissenschaften galt als hervorragend. Leiden kam später auch eine soziale Sonderstellung unter den nordeuropäischen Universitäten zu.²⁴

Vor allem können zwei historische Ereignisse als Hintergrundfaktoren für die Expansion des höheren Bildungswesens benannt werden: die Reformation und der staatliche Bedarf nach ausgebildeten Beamten. Beide Faktoren sind Teile desselben gesellschaftlichen Prozesses.²⁵ Die soziale Rekrutierung der Studenten war unterschiedlich. Zur Zeit der Renaissance und im Reformationsjahrhundert nahm der bürgerliche Einfluß kräftig zu. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an begann auch der Adel, Universitäten zu besuchen.²⁶

Die Entwicklung europäischer Universitäten nach der Reformation war eng mit den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen verbunden. Kein Wunder also, daß die allgemeine Entwicklung in Deutschland und in den Niederlanden äußerst relevant ist, um u.a. auch die Studienreisen nordischer Studenten besser zu verstehen. Ich möchte in diesem Zusammenhang zwei Tabellen (Tabelle 2 und 3) aus einem Aufsatz von Simo Heininen und Jussi Nuorteva anführen. Mit der Gründung von Universitäten Uppsala, Turku und Dorpat (estn. Tartu) wurde den finnischen Studenten die Möglichkeit gegeben an „einheimischen“ Universitäten zu studieren. Die Universität Dorpat zog viele finnische Studenten an, besonders aus östlichen Teilen Finnlands.²⁷

Das 18. Jahrhundert wird öfters eine „kosmopolitische Periode“ genannt. Die Früchte allgemeineuropäischer Hochkultur wurden einerseits durch die Bildungstätigkeit der Akademie in Turku, andererseits durch die örtliche Geistlichkeit an breitere Bevölkerungsschichten weitergegeben. Wiborg war eine besonders internationale Stadt, die traditionell enge Kontakte mit Deutschland und den Baltischen Ländern pflegte. In Wiborg kamen baltische, deutsche, niederländische,

Tabelle 2: Finnische Studenten, die nur in Uppsala oder sowohl in Uppsala als auch in Turku 1641-1660 studierten

Gebiet	Nur in Uppsala	Uppsala als erste Universität	Turku als erste Universität	Insgesamt
Ostbottmien	18	45	9	72
Varsinais-Suomi und Satakunta	3	–	11	14
Uusimaa und Häme	2	–	1	3
Karelien und Savo	1	1	3	5
Insgesamt	24	46	24	94

Tabelle 3: Finnische Studenten, die nur in Dorpat oder sowohl in Dorpat als auch in Turku 1641-1660 studierten

Gebiet	Nur in Dorpat	Dorpat als erste Universität	Turku als erste Universität	Insgesamt
Ostbottmien	3	–	3	6
Varsinais-Suomi und Satakunta	5	–	4	9
Uusimaa und Häme	16	4	1	21
Karelien und Savo	36	3	1	40
Finnen aus Baltikum	8	–	1	9
Insgesamt	68	7	10	85

russische und finnische Händler und Kaufleute zusammen. Natürlich konnte dabei auch das gemeine Volk mit Ausländern in Berührung kommen.

Später, mit der Industrialisierung und Urbanisierung des 19. Jahrhunderts, wurde die Städtezusammenarbeit im Ostseeraum weiter intensiviert. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde bewußt auf den Erwerb ausländischen Know-hows gesetzt. Städtische Beamte und ehrenamtliche Akteure (Ausschußmitglieder u. dgl.) suchten fieberhaft Lösungen für zahlreiche gemeinsame Probleme – wie z.B. die Probleme bei der Energieversorgung und dem Aufbau der Infrastruktur am besten zu lösen seien. St. Petersburg (russ. Sanktpeterburg) und andere Städte an der Ostsee standen vor denselben Problemen. Und letztlich wurde auch die städtische Kultur von Wissenschaftlern, von

Architekten und Ingenieuren vereinheitlicht, die an denselben europäischen Universitäten, Technischen Hochschulen und Forschungsinstituten ausgebildet worden waren. Ausstellungen und Konferenzen, als neue gemeinsame Foren, gaben immer breiteren Bevölkerungsschichten neue herausfordernde Denkanstöße. ■

Anmerkungen:

- * Für die sprachliche Überprüfung des Artikels möchte ich mich bei Mag. Phil. Leenamarja Thuring recht herzlich bedanken sowie bei Mag. Phil. Teijo Rätty für praktische Hilfe.
- ¹ Dieser Abschnitt basiert im wesentlichen auf dem 2. Kapitel „Die Stadt und ihr Recht“ (S. 74 ff.) aus ISENMANN, Eberhard *Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250–1500: Stadtgestalt, Recht, Stadtregiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft*. Stuttgart 1988.
- ² Ebda., S. 74; ausführlich dazu ANGERMEIER, H. *Königtum und Landfriede im deutschen Spätmittelalter*. München 1966, S. 21-26; JANSSEN, W. „Friede“ in: *Geschichtliche Grundbegriffe* / hrsg. v. O. Brunner; W. Kunze; R. Kosellek, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 543ff.; DILCHER, G. „Rechtshistorische Aspekte des Stadtbegriffs“ in: *Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter* / hrsg. von H. Jankuhn; W. Schlesinger; H. Steuer. T. 1, 2. A. Göttingen 1975, S. 12-32.
- ³ ISENMANN (wie Anm. 1), S. 74.
- ⁴ Ebda., S. 75.
- ⁵ Ebda., S. 76.
- ⁶ Ebda.
- ⁷ Der folgende Abschnitt basiert auf dem Manuskript eines Artikels von HIETALA, Marjatta / LILJA, Sven „Markets and Urbanization in Finland and Sweden prior to 1800“ in: Franz Irsigler / Michel Pauly (Hrsg.): *Foires, marchés annuels et développement urbain en Europe: moyen age et époque moderne*. Trier: Porta Alba Verlag (im Druck).
- ⁸ Eine in den nordischen Ländern leicht greifbare Studienausgabe ist: MAGNUS, Olaus *Historia om de nordiska folken*. I urval av Knut Hagberg. Uppsala 1963. Ursprünglich ist das Werk u.d.T. *Historia de gentibus septentrionalibus* in Rom 1555 erschienen.
- ⁹ HEINONEN, Jouko „Tornion markkinat“ in: *Torniolaakson vuosikirja* 1979, S. 15.
- ¹⁰ QVIST, Johannes *Finlands marknader och finska landbygders handelplatser 1614-1772*. Helsingfors 1909. S. 89.
- ¹¹ AHVENAINEN, Jorma „Kaupankäyntiä maantieteen ehdoilla. Suomen kauppayhteydet Keski-Eurooppaan keskiajalta 1800-luvulle“ in: *Suomi Euroopassa. Talous- ja kulttuurisuhteiden historiaa*. Hrsg. Mauno Jokipii. Jyväskylä 1991, S. 145ff.
- ¹² NUORTEVA, Jussi *Suomalaisten ulkomainen opinkäynti ennen Turun akatemian perustamista 1640*. Suomen Kirkkohistoriallisen Seuran toimituksia 177 / Bibliotheca historica 27. Helsinki 1997. – Besonders wurde hier das 7. Kapitel „Pariisin yliopistosta Auran akatemiaan“ (dt. „Von der Pariser Universität zur Akademie am Aurajoki“), S. 438ff., berücksichtigt. – Vgl. auch die Ausführungen von Christian Krötzel in diesem Band.
- ¹³ Ebda., S. 438.

- 14 Ebda, S. 439.
15 Ebda.
16 Ebda.
17 Ebda.
18 Ebda., S. 440.
19 Ebda., S. 441. Vgl. auch *Bibliophilie und Buchgeschichte in Finnland: aus Anlaß des 500. Jubiläums des Missale Aboense* hrsg. von Esko Häkli und Friedhilde Krause. Berlin 1988.
20 NUORTEVA (wie Anm. 12), S. 441.
21 Ebda., S. 441 – 442.
22 Ebda., S. 442.
23 NILÉHN, Lars „Universiteten efter reformationen“ in: *Ur nordisk kulturhistoria: Universitetsbesöken i utlandet före 1660*. Studia Historica Jyväskyläensia 22,1. Jyväskylä 1981, S. 15ff.
24 Ebda., S. 18.
25 Ebda.
26 Ebda., S. 20.
27 HEININEN, Simo und NUORTEVA, Jussi. „Finland“. In: *Ur nordisk Kulturhistoria* (wie Anm. 23), S. 67ff.

SEKTION KUNSTGESCHICHTE

Jan von Bonsdorff

Der Blick von innen – das Kunstwerk als historische Quelle

Die zeitgenössische Kunstgeschichtsschreibung tendiert dazu, sich vorher nicht beachtetem Material zuzuwenden – der regionalen Kunst, der lokalen Kunst, der vergessenen urbanen Kunst sowie der Kunst von marginalen oder marginalisierten Gruppen – wie den ethnischen Minderheiten, Frauen oder der ganzen nichtwestlichen Kunstsphäre. Das ist selbstverständlich nicht unbekannt, aber ich hebe die Tatsache deshalb hervor, da die Beschäftigung mit den kunsthistorischen Marginalien einige interessante Konsequenzen für die im großen und ganzen sehr traditionellen Ansätze zur kunsthistorischen Erfassung des Ostseeraumes mit sich führen könnte. Der kunsthistorische Kanon besteht spätestens seit Bernard Berenson in erster Linie aus Italien und Griechenland, erst an zweiter Stelle rangiert Westeuropa. Dieser Kanon wird in den bekannteren kunsthistorischen Übersichten fast programmatisch beibehalten und weitergeführt: Für jeden Wissenschaftler, der sich mit skandinavischer oder baltischer Kunstgeschichte befaßt hat, steht fest, daß Nord- und Osteuropa in den Übersichtswerken, wie z. B. „Gardner’s Art Through the Ages“ oder H. W. Jansons „History of Art“, nicht zum „großen“ kunsthistorischen Kanon gehören.¹ Wir stehen vor der ärgerlichen Tatsache, daß viele dieser englischsprachigen Werke ohne Ergänzungen ins Deutsche, Finnische, Schwedische übersetzt werden, ohne daß man von sich aus vergleichbare, ähnlich weitgehende kunstinkludierende Unternehmen anfängt. Somit entsteht ein blinder Fleck in der Bewertung der Kunst, die den Randgruppierungen in Europa am nächsten liegt. Dies führt wiederum zu der verheerenden Auffassung, daß die einheimische Kunst für sich in einem konstruierten Isolat bewertet werden *müsse* und nicht im Zusammenhang mit den europäischen Hauptströmungen.

Betrachten wir das Kunstwerk als Prozeß (Abb. 1). Die intendierten Funktionen eines Kunstwerkes präsupponieren das Kunstwerk selbst. Michael Baxandall hat in seinem Buch „Patterns of Intention“ diese

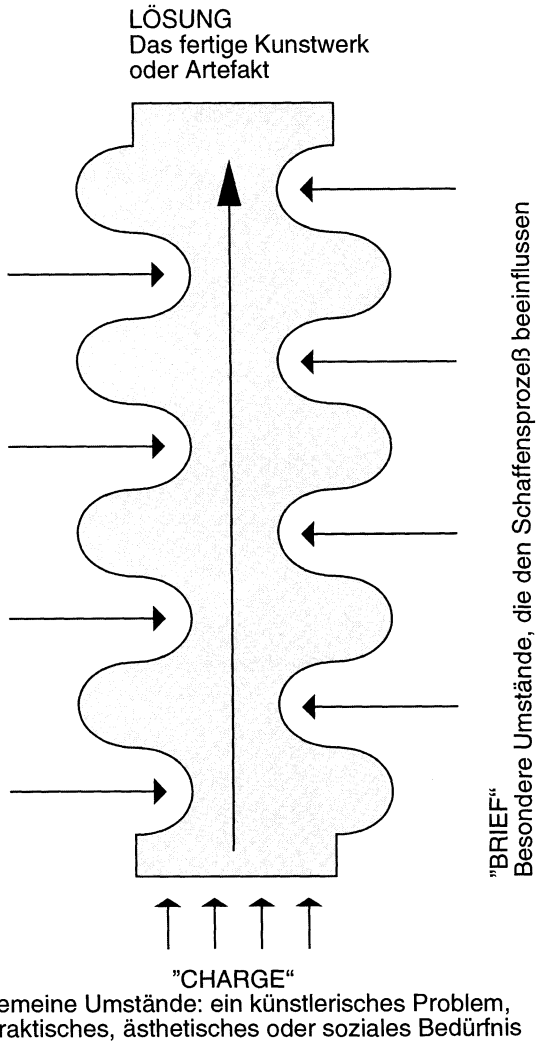


Abb. 1. Die Entstehung des Kunstwerks als Prozeß nach Michael Baxandall. Graphik: Jan von Bonsdorff

Ausgangsvoraussetzungen mit dem Begriff *charge* zusammengefaßt: Diese sind die allgemeinen Voraussetzungen, die zu einem Kunstwerk führen, man könnte vom ersten Anstoß sprechen. Sie können praktischer Art sein wie Forderungen von elitären Gruppen oder vom Publikum, wirtschaftliche Verhältnisse, politische Propaganda, oder die Suche nach dem Schönen bzw. das visuelle Interesse, das der Künstler in seinen Problemlösungen findet. Der zweite Begriff, *brief*, steht für die besonderen Umstände, die während des Herstellungsprozesses Einwirkung auf das Artefakt haben. *Charge* ist der Impetus für den kunstschaffenden Prozeß. Nach Baxandall ist es die Aufgabe des Kunsthistorikers, diesem Prozeß nachzugehen – soweit klingt es recht selbstverständlich.

Die Neuformulierung des Prozesses beinhaltet aber einen wichtigen methodischen Wechsel: Das Kunstwerk als die Lösung eines künstlerischen Problems, das nur durch Interpretation verstanden werden kann. Interessanterweise schließt die Interpretationsweise Baxandalls auch übrige bedeutungstragende Artefakte ein, d. h. nicht nur Kunstwerke. Als Beispiel nehme ich ein seltsames Epitaphium aus der Kirche in Vågan, heute Kabelvåg, auf Lofoten in Norwegen (Abb. 2).² Wir sehen ein amateurhaft zusammengesetztes Werk aus Säulen, Rückplatte und einem bemalten Baldachin mit den Gesetzestafeln. Das Erste, was ins Auge fällt, ist die Wiederverwendung und Neubemalung einer mittelalterlichen Madonnenfigur mit Kind vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Das Zweite ist die Inschrift (Abb. 3): „Her under hviler Sidsel Maria Parelia Med en smertedatter Johanna i venstre arm.“ (Hierunter ruht Cecilie Marie, geb. Parelius, mit einer Schmerzenstochter Johanna auf ihrem linken Arm).

Die Inschrift und das Epitaphium selbst stammen vom Pfarrer in Vågan, Sigvard Kildal. Seine Frau Sidsel starb ca. 1750 im Kindbett. Der Pfarrer hat demnach seine heftige Trauer um die Frau und das verlorene Kind in der Herstellung des ausgesprochen persönlichen Denkmals kanalisiert. Dies ist wohl als der Hauptanstoß – *charge* – des Werkes anzusehen. Der religiösen Lokalisierung des Werkes unterliegt somit ein subjektiver primärer Zweck. Die Mittel, die dann benutzt worden sind – *brief* –, bestimmen das letztendliche Aussehen des Werkes, nachdem das Bedürfnis nach dem Werk formuliert worden ist. Die alte mittelalterliche Madonna hat Kildal wahrscheinlich auf dem Dachboden der Kirche gefunden. Mittelalterliche Skulpturen, vor al-



Abb. 2. Sigvard Kildal: Epitaphium aus der Kirche zu Vågan, Lofoten, Norwegen (ca. 1750). Tromsø Museum. Foto: Mari Karlstad, Tromsø Museum

bildung von Bedeutungen, mit einer *Semieose* zu tun. Die Semiose besitzt eine grundsätzliche Beweglichkeit, d. h. eine Interpretierbarkeit, die zeitlich nicht nur in eine Richtung erfolgt. Norman Bryson meint hierzu: „What we have to understand is that the act of recognition [...] is a production, rather than a perception, of meaning.“³ Interessanterweise verfolgt man als Historiker die Spuren des Herstellungsprozesses (Brysons „recognition“) nicht nur zurück, sondern man schwingt entlang der Achse mal vor-, mal rückwärts. Dieses Hin-und-Herschwingen vom Gegenstand zum historischen Fluxus scheint neue Bedeutungen, neue Antworten zu produzieren.

Ich werde zum Zeichencharakter der historischen Bildquelle zurückkehren, aber zuerst möchte ich den Begriff „Blick“ erörtern. Heute spricht man viel von „Optik“, womit man verschiedene Grundpositionen in einer grundsätzlich visuellen Welt meint. Das Bild soll nicht nur „gelesen“, sondern auch „gesehen“ werden: Somit verlangt man Analysemethoden, die der Visualität, den visuell kodierten Bedeutungen des Werkes gerecht werden.⁴ Man differenziert hier zwischen verschiedenen Sehensarten⁵ und der spezifischen Identität des Betrachters und des Produzenten des Bildes⁶. Diese Diskussionen können unter dem Terminus des „Blickes“ (*the gaze, le regard*) zusammengefaßt werden, wobei ich mich hier nur auf zwei Autoren konzentriere, nämlich den Psychoanalytiker Jaques Lacan und den Kunsthistoriker Norman Bryson.

Der „Blick“ bei Jaques Lacan entsteht als Verhaltensstrategie des Kindes im Zusammenspiel mit Erwachsenen.⁷ Das Kind nimmt den „Blick“ der Mutter oder anderer wahr (*the gaze of the Other*), der also anfänglich extern ist. Da das Kind noch im sogenannten Spiegelzustand („*mirror stage*“) verharret, wird der Blick allmählich internalisiert. Später kann das Kind selbst den (kritischen?) Blick als Kontrollinstanz benutzen und steuern lernen – man verhält sich, als würde man gesehen werden. Das Sein wird zu einem Gesehen-werden, *esse est percipi*. In diesem Prozeß entsteht auch die Identifikation – die Internalisierung gewährleistet die Spiegelung des zunächst Externen. Lacan hebt das Sichtbare hervor: Das Subjekt wird im grundlegenden Stadium durch den Blick von außen (*gaze from outside*) bestimmt. Lacans Erklärung des Begriffs „Blick“ scheint nicht eindeutig: Der Blick setzt die Anwesenheit von anderen voraus, ist jedoch nicht mit einem bestimmten Betrachter oder einer Gruppe von Betrachtern gleichzusetzen. Der

Blick ist nicht greifbar und emaniert aus allen Richtungen um das Subjekt herum. Der Begriff des Blickes bei Lacan ist kompliziert. Ich werde mich nicht in die Diskussion vertiefen, es reicht festzustellen, daß das Subjekt oder der Betrachter gewissermaßen mit dem darzustellenden Objekt gleichgestellt wird. Der Blick ist die treibende Kraft, ein *Movens*, in dieser Konstellation. Das Medium, Leinwand, Film o. ä., vermittelt immer einen Teil des vorherrschenden Blickes. Das Kunstwerk an sich, das zu den Medien gehört, bekommt also eine vermittelnde Rolle für ein System des sozialen Verhaltens, das von den Erwartungen des „Blickes“ gesteuert wird.

Norman Bryson fügt eine diachrone Dimension zur zeitlosen Welt Lacans hinzu. Er beschreibt zum Beispiel religiöse Darstellungen vor Giotto als eine Kunst, die keine Artikulation des Einzelhandwerkers braucht, da für die Betrachtung kein Individuum verlangt wird: „The viewing subject is addressed liturgically, as a member of the faith, and communally, as a generalised choric presence.“⁸ Aber beim mittelalterlichen Betrachter ist das Spiegelstadium bei dieser Kunst anscheinend noch nicht erreicht: „The body [of the viewing subject] does not see itself; the gaze under which it moves is not yet the introjected gaze of the Other, but of God.“

Obwohl Lacans psychologisch fundiertes Konzept bei Bryson mitschwingt, leitet dieser seine Auffassung von *the gaze* direkt aus dem westlichen Drang zum Realismus und zur Ausradierung des Sehvorganges ab. Bryson meint, daß die westliche Kunst soweit wie möglich bemüht ist, den sichtbaren Prozeß der Herstellung zu kaschieren. Das Kunstwerk soll als Fenster zur Wirklichkeit dienen und sein innewohnender Charakter als Bedeutungsträger möglichst vertuscht werden.⁹ Bryson spricht von *Deixis*, ein Begriff, den er aus der Linguistik entliehen hat. Das Deiktische ist eine Äußerung, die auf die Lokalität des Äußerungsvorgangs hinweist. Chinesische Malerei, meint Bryson, ist deiktisch, weil der Künstler bewusst die Technik präsentiert. Damit läßt er dem Betrachter die Möglichkeit, das Kunstwerk in der zeitlichen Dimension („*in the durational temporality*“) zu genießen. Das westliche Kunstwerk klammert den Betrachtungsprozeß aus, hebt Bryson hervor. Hier ein Zitat in Norman Brysons nicht leicht zugänglicher Prosa:

„The logic of the Gaze is therefore subject to two great laws: the body (of the painter, of the viewer) is reduced to a single point, the *macula* of the

retinal surface; and the moment of the Gaze (for the painter, for the viewer) is placed outside duration. Spatially and temporally, the act of viewing is constructed as the removal of the dimensions of space and time, as the disappearance of the body: the construction of [...] the punctual viewing subject.¹⁰

So viel zum Gebrauch des Begriffs *gaze* bei Lacan und Bryson. Ich möchte diesen Begriff, mit dem oben beschriebenen konnotativen Umfeld, als Metapher benutzen, um die Sichtweise des Historikers zu relativieren und werde dabei zwei visuelle Modelle präsentieren, den *inneren* und den *äußeren Blick*.

Während der 90er Jahre hat man den Begriff des sogenannten „historischen Hintergrundes“ wiederholt in Frage gestellt. In der kunsthistorischen Praxis könnte man sich das Verhältnis zwischen Untersuchungsobjekt und historischem Kontext etwa folgendermaßen vorstellen (s. Abb. 4). Das Untersuchungsobjekt (hier Artefakt genannt) wird auf einer Zeitachse eingeplottet. Der historische Hintergrund (hier als die gestreifte Tapete dargestellt) wird als statisch, unbeweglich und für alle Zeiten gegeben empfunden. Schlimmstenfalls wird diese monolithische Größe gar nicht erwähnt, sondern als selbstverständlich verschwiegen. Nichtsdestoweniger ist der sogenannte Hintergrund genauso eine Konstruktion wie das Untersuchungsobjekt. Der Kontext muß in derselben Weise aufgebaut werden wie der Vordergrund. Es wäre nicht sinnvoll, eine andere Methodik für den historischen Kontext zu benutzen als für den Vordergrund. „Hintergrund“ und „Vordergrund“ entstehen nur relativ zur Perspektive des interpretierenden Subjekts, nicht als Unterschiede in der Substanz der historischen Größen selbst. Wenn wir dies festgestellt haben, muß auch folgen, daß der Hintergrund nie gegeben ist, sondern daß er denselben Unsicherheitsgrad besitzt wie das zu untersuchende Kunstwerk oder Artefakt.

Modell A ist der eingeschränkte, oder vielleicht eher der spezialisierte Blick. Im Modell A steht man mit einer sehr abstrahierten Erklärung der angenommenen Wirklichkeit sozusagen außerhalb der möglichen oder potentiellen Interpretationen des Kunstwerkes. Diese Distanz zum Kunstwerk führt dazu, daß ich die beschriebene Sichtweise als „den äußeren Blick“ beschreiben möchte.

Wie könnte man methodisch die Sichtweise verändern, um den äußeren Blick näher ans Kunstwerk und an das Wirkungsfeld des Kunstwerks zu rücken?

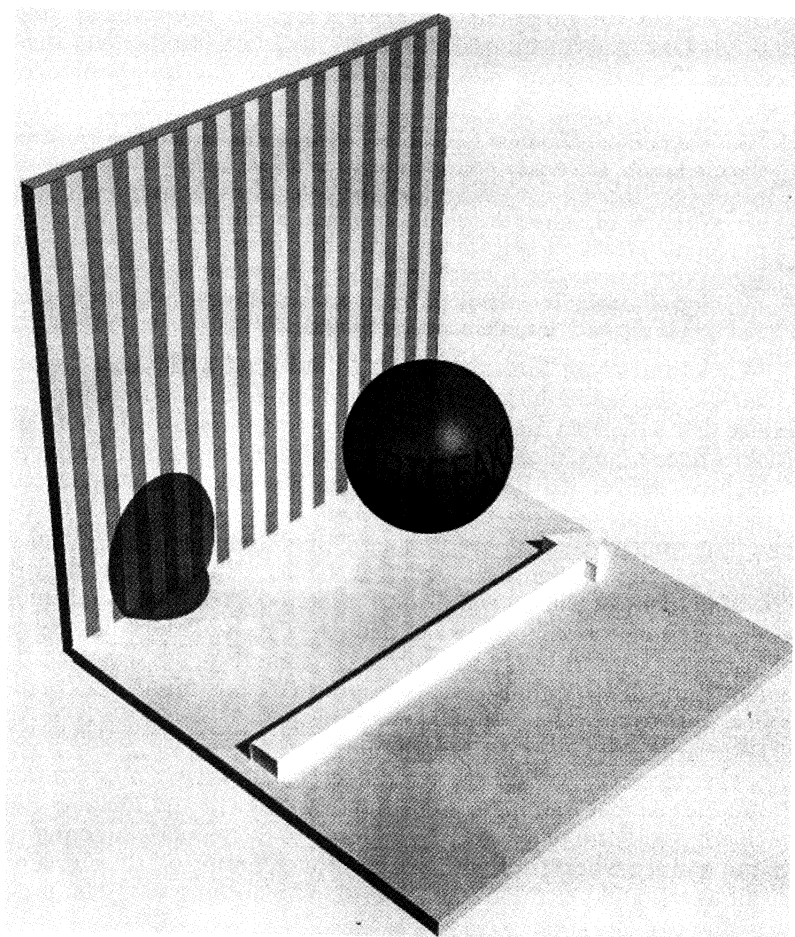


Abb. 4. Modell A: der äußere Blick. Graphik: Jan von Bonsdorff

Der Literaturwissenschaftler Jonathan Culler hat dieses Problem prägnant formuliert. Er beschreibt den statischen, immerwährenden Charakter des zur Interpretation herangezogenen Kontexts als eine Illusion. Das Untersuchungsobjekt muß natürlich interpretiert werden; der Kontext scheint fern, außer Reichweite und uninterpretierbar:

“But the notion of context frequently oversimplifies rather than enriches the discussion, since the opposition between an act and its context seems to presume that the context is given and determines the meaning of the act. We know, of course, that things are not so simple; context is not given but produced; what belongs to a context is determined by interpretive strategies; contexts are just as much in need of elucidation as events; and the meaning of context is determined by events. Yet whenever we use the term *context* we slip back into the model it proposes.”¹¹

Wir könnten von Kontext auf der Mikro- und Makroebene sprechen; die allgemeine historische Situation zu einer bestimmten Zeit bildet den äußersten Rahmen um das Interpretationsobjekt auf der Makro-Ebene, anschließend folgen verschiedene historisch bedingte Schichten, die von der Breite der Sicht des Historikers abhängig sind: nationale, lokale oder persönliche Ebenen; lange oder kurze Untersuchungsperioden. All diese historischen Dimensionen sind nach Culler als dynamische Größen interpretierbar. Culler zieht hier den Begriff „*framing*“ dem Begriff „*context*“ vor. Im semiotischen Sinn bezeichnet er das Interpretationsobjekt als Zeichen („*sign*“): „[...] one might try to think not of context but of the framing of signs: how are signs constituted (framed) by various discursive practices, institutional arrangements, systems of value, semiotic mechanisms?“.

Wie stellt sich Culler die Einrahmung vor?

„The statement *framing the sign* has several advantages over *context*: it reminds us that framing is something we do [...]; and it eludes the incipient positivism of ‚context‘ by alluding to the semiotic function of framing in art, where the frame is determining, setting off the object or event as art, and **yet the frame itself may be nothing tangible, pure articulation.**“¹²

Culler schwebt demnach eine instrumentelle Grenze vor, die die aktive Rolle des Interpretanten hervorhebt. Aber – so frage ich mich – wieviel gewinnen wir eigentlich mit der Übersetzung vom „historischen Hintergrund“ oder „Kontext“ in „*framing*“?

Wie wir in Zusammenhang mit dem Kunstwerk als historische Quelle gesehen haben, lohnt es sich, den künstlerischen Prozeß als Bedeutungsbildung und Semiose und das Kunstwerk selbst als Zeichen zu sehen. Im Modell A wird jedoch der zeichenhafte Charakter des Untersuchungsobjekts unterdrückt.¹³ Dies liegt im Medium selbst: „[...] painting in the West manipulates the sign in such a way as to conceal its status as sign“, meint Bryson. Der westliche Drang zur mimetischen Wirklichkeit vertuscht das Zeichenhafte in der Malerei. Es ist kein Wunder, daß auch der Kunsthistoriker verleitet wird, das Zeichenhafte zu ignorieren. Nur in der kombinierten Deutung von sowohl *signifié* und *signifiant*, vom Bedeutungsträger und von der Bedeutung, kann eine relevante Gesamtinterpretation entstehen.¹⁴ Aber nicht nur das: Seit Ferdinand de Saussure sind wir mit der Auffassung vertraut, daß kommunikative Symbolsysteme als von der Gesellschaft getrennt beschrieben werden können. Um jedoch beides im Blick zu behalten, also sowohl das zeichenhafte Untersuchungsobjekt als auch ein relevantes Umfeld, könnte man eine historische Betrachtungsweise wie folgt visualisieren (s. Abb. 5).

Der historische Hintergrund ist hier fragmentiert. Die historischen Größen, die in diesem Fall für ein Kompositkunstwerk mit Wurzeln in mehreren Zeitperioden wie das Epitaphium aus Vågan relevant sind, werden mit Namen genannt. Ich gehe einen Schritt weiter als Culler: Die für die Interpretation herangezogenen historischen Größen besitzen genauso viel Zeichencharakter wie das zu interpretierende Kunstwerk. Der Kontext löst sich in seine bedeutungstragenden Bestandteile auf. Alle Größen sind Konstrukte und können in Relation zueinander gedeutet werden. Konnotationen und Denotationen können hier nebeneinander beschrieben werden. Ich möchte mit Culler hervorheben, daß sie dynamische Größen sind. Gegebenenfalls kann eine historische Größe in den Vordergrund gerückt werden. Die „Werkstatt“ kann abhängig von der Perspektive auf Kosten des Kunstwerks prioritiert werden. Es ist auch möglich das Kunstwerk auszuschalten. Somit wird es möglich Ikonologie zu betreiben, ohne daß das Kunstwerk immer zentral, in der Mitte der Interpretation hocken muß.

Modell B enthält mehr differenzierte Information über relevante historische Größen als A. Modell A zeigt das Kunstwerk in der Distanz vom gesellschaftlichen Treiben; eine triste Erscheinung, die nur existiert, um musealisiert und akademisiert zu werden. Wenn man aus der

Sicht des Betrachters vom Produzenten, vom Künstler spricht, sieht man vor sich das romantische Bild des genialen Künstlers einsam in seinem Atelier, erfüllt von privaten visuellen Erfahrungen, die nur durch das enge optische Fenster vermittelt sind – ein gewiß einseitiges Bild.

Ich habe jedoch nur die konkreteren Größen aufgelistet: Abhängig von der erwünschten Breite der Sichtweise können noch mehr historische Größen hinzugefügt werden, bis wir bei den Konventionen, Ansichten, Ritualen und Mythen ankommen, den sogenannten *doxa* (also dem Gesamtkörper der Typisierungen und Stereotypen in einer Gesellschaft), die die Realität der zu untersuchenden Zeitperiode ausmachen.¹⁵

Schon bei den Konstellationen der hier aufgeführten historischen Größen erreichen wir interessante Fragestellungen. Wenn man den Scheinwerfer auf das Kunstwerk, den Künstler und die Werkstatt richtet, sagt der Schatten etwas über Produktionsverhältnisse und Arbeitsteilung aus. Wenn Kaufleute und Kunstwerk ausgeleuchtet werden, lernt man vielleicht etwas über Macht – ökonomische Macht, oder vielleicht auch ideologische Macht, wenn die Liturgie und die Kirche einbezogen werden. Hier hat man es nicht mit dem monolithischen, aus Textbrocken zusammengeflackten Hintergrund zum Beispiel einer von den Kaufleuten gesteuerten Fernhandelsproduktion von Skulpturen und Flügelretabeln zu tun. Stattdessen können wir das Kunstwerk als physischen Ausdruck und dialektische Bestätigung dieser Tatsachen lesen. Mit diesem relativen Modell ist es einfacher zu eruieren, ob das Kunstwerk ein Produkt besonderer Umstände ist oder ob das Kunstwerk diese besonderen Umstände produziert hat.

Bei meinem Beispiel aus Vågan gilt diese erste Bedeutungsschicht ja nur für die mittelalterliche Madonna. Die überlagerte Funktion als Epitaphium und zudem persönliches Denkmal macht die Bedeutung zusätzlich verzwickelt. Mit dem eingeschränkten, spezialisierten Blick, d. h. wenn man es mit dem nächsten Objekt-Umkreis vergleicht – mit anderen kunstfertigeren, tiefgründiger programmierten und besser ausgeführten Epitaphien aus dem ganzen westlichen Kulturkreis – bleibt das Denkmal uninteressant. Für die historische Situation in Lofoten im 18. Jahrhundert mag das Kunstwerk vielerlei andeuten. Und gerade wegen seiner Aussagekraft über ein persönliches Schicksal – und nicht nur als kulturhistorische Quelle – bewegt uns das Kunst-

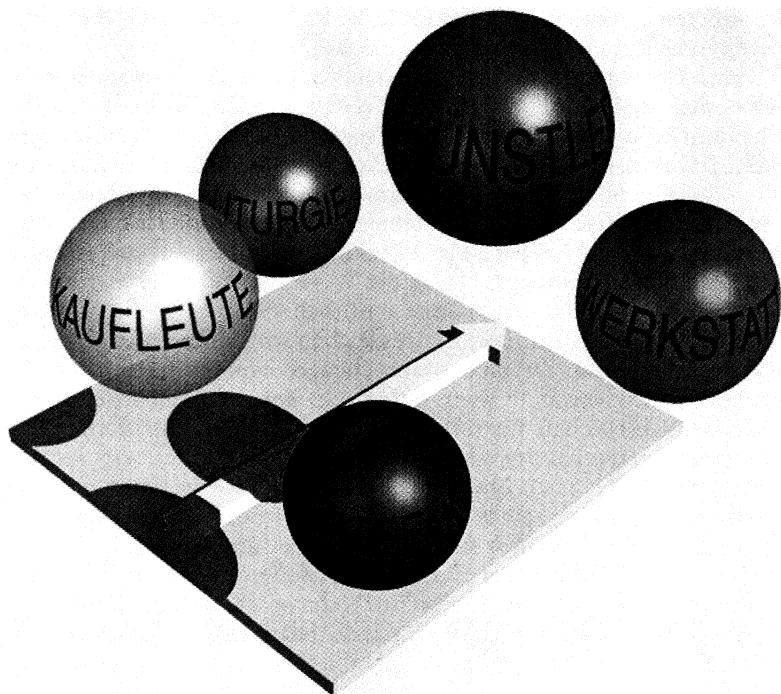


Abb. 5. Modell B: der innere Blick. Graphik: Jan von Bonsdorff

werk stark. Letztlich zeigt sich die Wandelbarkeit des Kunstwerkes – jede Kontextveränderung des Kunstwerkes produziert neue Bedeutungen.

Dies soll keine grundsätzliche Kritik der ersten Annäherung sein: hier bildet sich das kunsthistorische Handwerk aus, die Stilvergleiche und auch die sehr spezialisierte technische und konservatorische Untersuchung gehören zu diesem Bereich. Es geht darum, daß man sich des Unterschieds bewußt wird. Der eingeschränkte Blick von außen kann durchaus nützlich sein, wenn es sich um Einzelfragestellungen handelt. Der Idealfall ist eine Dialektik zwischen dem inneren und dem äußeren Blick des Wissenschaftlers: Der distanziertere Standort

des äußeren Blicks kann – sogar im Falle des Widerspruchs – den engagierteren Blick des Innenseiters ergänzen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei nochmals hervorgehoben, daß es sich bei dem inneren als auch bei dem äußeren Blick nicht unbedingt um eine direkte *Betrachterperspektive* handelt – eher um eine *Betrachtungsweise* in Form des „Blickes“ (*the gaze*). Der Blick ist, wie wir schon gehört haben, als eine grundlegende Einstellung der menschlichen Visualität zu verstehen: *The gaze* konditioniert unser Verhalten anderen Leuten gegenüber, unseren Blick auf uns selbst – und auch den spezialisierten Blick des Wissenschaftlers. Dieser immanente Blick des Historikers setzt natürlich externe Größen voraus, denn der Betrachter kann nie in der gleichen sozialen Formation gelebt und gewirkt haben; die unausgesprochenen, latenten Kenntnisse der Zeitgenossen fehlen ihm; seine Aufgabe ist eine hermeneutische: eine mystische Gesellschaft für seine Gleichgesinnten zu entziffern.¹⁶ Die Interpretation des Kunstwerkes kann letztendlich nur auf einer sprachlichen und rhetorischen Ebene geschehen, wie wir von unter anderem Michael Baxandall in seinen „Patterns of Intention“ lernen. Wir erreichen das Kunstwerk selbst nur in Form einer annähernden Übersetzung aus zweiter Hand. Der „innere“ und „äußere“ Blick müssen somit als kontrastierende, nicht als absolute Sichtweisen verstanden werden.

Was haben wir nun erreicht? Durch die relativierte Sichtweise gelangen wir zu einem Engagement mit allen Bedeutungsträgern in der sozialen Formation – nichts wird ausgeschlossen; es gibt keinen Kanon und keine deterministische Vorauswahl. Auch marginale Kunstgattungen verdienen unseren anfänglichen Respekt. Sie zu inkludieren ist natürlich viel mühsamer als sie zu exkludieren. Eine Exklusion kann ohne Weiteres stillschweigend übergangen werden, während ein Inkludieren immer den Standpunkt des Betrachters verlangt. Vielleicht liegt hierin ein grundsätzliches Problem, daß wir zu oft Kunst als Untersuchungsobjekt auswählen, die eben den (ideologischen, geschlechtlichen, nationalen, moralischen) Standpunkt des Betrachters *nicht* verrät. Das kann als eine Analogie mit dem Nichtvorhandensein des westlichen Künstlers, wie Bryson ihn auffaßt, verstanden werden: Der Kunsthistoriker versteckt sich am liebsten hinter dem Kunstwerk, das die große Tradition der westlichen Kunst verkündet. Das Ergebnis kann nur eine nivellierte Weltkunst werden, eine Kunst der glatten Gleichheiten und Ähnlichkeiten, nicht der widerspenstigen Unterschiede und schwer-

verständlichen Kontraste. Erwin Panofsky vertritt mit seiner Auffassung des westlichen Welterbes die Versöhnungsideologie in der Kunstgeschichte: Panofsky sucht die grundsätzlichen innewohnenden Analogien (*intrinsic analogies*) zwischen solchen disparaten Phänomenen wie der Literatur, der Philosophie, den sozialen und politischen Strömungen sowie religiösen Bewegungen.¹⁷ Die Auffassung eines strukturgleichen Welterbes verschleiert jedoch die feinen Diskrepanzen und glättet die tatsächlich existierenden Unebenheiten aus. Wenn wir ferner feststellen, daß die Malerei oder die Bildhauerei eine Kunst der Zeichen ist, dann existieren diese Zeichen in friedlicher Koexistenz mit anderen kulturellen Zeichen, die durch das soziale Substrat strömen. Durch den Zeichencharakter des Kunstwerkes und durch das Konzept des inneren Blickes mit der ausgesprochenen Positionierung des Kunsthistorikers, wird es einfacher sein, das Kunstwerk dem zusammengesetzten historischen Fluxus als eine differenziertere Quelle zuzuordnen. ■

Anmerkungen:

- ¹ Gardner's Art through the Ages / hrsg. von Richard G. Tansy, Fred S. Kleiner, 10. Aufl., Fort Worth 1996; H. W. Janson: History of Art: A Survey of the Major Visual Arts from the Dawn of History to the Present Day, New York (verschiedene Ausgaben in verschiedenen Sprachen).
- ² Ottar Brox: Epitafiet fra Vågan kirke, in: Ottar 35 (1963), Nr. 1, S. 4; Andreas Bugge: Kunsten langs leden i nord, in: Foreningen til norske fortidsminnesmerkers bevaring 88 (1932), S. 1-52, hier S. 46. Das Epitaphium befindet sich jetzt in Tromsø Museum.
- ³ Norman Bryson: Vision and Painting: the Logic of the Gaze, New Haven etc. 1983, S. xiii.
- ⁴ Martin Jay: Vision in Context: Reflections and Refractions, in: Vision in Context. Historical and Contemporary Perspectives on Sight / hrsg. von Teresa Brennan und Martin Jay, New York etc. 1996, S. 3-11, hier S. 3.
- ⁵ Kaja Silverman: Fassbinder and Lacan: A Reconsideration of Gaze, Look, and Image, in: Visual Culture: Images and Representations / hrsg. von Norman Bryson, Michael Ann Holly, Keith Moxey, Hanover 1994, S. 272-301; S. 277: Lacans „le regard“ = „gaze“, Lacans „eye“ = Silvermans „look“.
- ⁶ Vgl. Michael Ann Holly: Unwriting Iconology, in: Iconography at the Crossroads, Princeton 1993, S. 17-25, hier S. 21.
- ⁷ Silverman (wie Anm. 5), S. 273 f.
- ⁸ Bryson (wie Anm. 3), S. 96.
- ⁹ Ebda., S. 87 ff.
- ¹⁰ Ebda., S. 94.

- ¹¹ Jonathan Culler: *Framing the Sign: Criticism and Its Institutions*, Oxford 1988. Hier zitiert durch Mieke Bal, Norman Bryson: *Semiotics and Art History*, in: *Art Bulletin* 73 (1991), S. 174-208, hier S. 175.
- ¹² Culler (wie Anm. 11), S. ix. (Nicht xiv, wie bei Bal & Bryson – Anm. 11 – angegeben). Die kursive Schrift ist Cullers, die fette Schrift meine Hervorhebung.
- ¹³ Vgl. hier Bryson (wie Anm. 3), S. 38.
- ¹⁴ Ebda.
- ¹⁵ Vgl. ebda., S. 69.
- ¹⁶ Ebda., S. 72.
- ¹⁷ Z. B. Erwin Panofsky: *Gothic Architecture and Scholasticism*, Latrobe 1951, S. 1.

Helena Edgren

Marienikonographie im Ostseeraum

Die Jungfrau Maria und ihr Bild im Ostseeraum des 12. und 13. Jahrhunderts

Das Thema „Marienikonographie im Ostseeraum“ ist äußerst weitreichend und würde mehrere verschiedene Vorgehensweisen gestatten. In der Marienikonographie fanden bereits im Laufe des Mittelalters große Veränderungen statt, denn mit der Veränderung der theologischen Begriffe und der Hoffnungen der Menschen veränderte sich auch das Bild von Maria. In diesem Zusammenhang will ich mich jedoch auf den Anfang des chronologischen Rahmens beschränken und die Jungfrau Maria und ihr Bild im Ostseeraum im frühen Mittelalter, also im 12. und 13. Jahrhundert betrachten. Man kann nämlich sagen, daß die Bedeutung der Jungfrau Maria gerade in jenen Jahrhunderten im gesamten Ostseeraum besonders groß gewesen ist und daß der Marienkult die Herausbildung der Gesellschaft auch in vielen anderen Bereichen beeinflusste, nicht nur in der bildenden Kunst.

Als Hintergrund für die Entwicklung im Ostseeraum werde ich im folgenden zunächst mit einigen Worten die Entwicklung des Marienkults, dann den Einfluß des Marienkults im Ostseeraum und abschließend die bildnerische Form behandeln, in der die Menschen des Ostseeraums diese einflußreiche Gestalt kennenlernten. Der Überblick über den Marienkult und seine Entwicklung ist unabdingbar, will man verstehen, warum die Bedeutung von Maria u.a. im Ostseeraum ein solches Ausmaß angenommen hat.

Der Marienkult

Die Jungfrau Maria ist im Verlaufe von zwei christlichen Jahrtausenden ein selbstverständlicher Bestandteil des westlichen christlichen

Kulturerbes geworden, und ihre Position ist sowohl in der katholischen als auch in der evangelischen Kirche unerschüttert und anerkannt, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Das ist allerdings nicht immer so gewesen. Der große Wandel in der Stellung von Maria – die Entwicklung von einer unbeachteten Nebenperson in der Bibel zur Himmelskönigin – erfolgt im Verlaufe des ersten christlichen Jahrtausends, und der gesamte Glaube des Mittelalters an ihre überragenden Fähigkeiten, den Menschen zu helfen, war bezeichnend für das gesamte religiöse Leben.

Der Beginn war jedoch sehr einfach. Unser Wissen von Maria als historische Persönlichkeit ist äußerst beschränkt. Die einzigen Informationen über sie, die auch nur irgendwie als historisch angesehen werden können, finden sich im Neuen Testament, und die Historizität auch dieser Zeugnisse ist mit größter Vorsicht zu behandeln. Schließlich war es nicht etwa der vornehmliche Zweck der Texte des Neuen Testaments, historische Vorgänge objektiv wiederzugeben. In den Evangelientexten wird Maria nur einige Male erwähnt, und mit Jesus spricht sie nur zweimal. Eines dieser Ereignisse, das Erscheinen Marias auf der Hochzeit von Kana, ist jedoch insofern von Bedeutung, als es den Menschen die Berechtigung für den Glauben an Marias Fähigkeit gegeben hat, Wunder zu vollbringen. Auf der Hochzeit von Kana teilt Maria Jesus mit, daß der Wein zu Ende gehe, und Jesus, obgleich verstimmt über die Einmischung seiner Mutter, verwandelt Wasser in Wein. Maria ist also als Wundertäterin und Helferin der Menschen aufgetreten.

In allen jenen Bibeltexten, in denen Maria mit Namen erwähnt wird, erscheint sie ausschließlich als Instrument des göttlichen Heilsplans, nicht als Hauptperson. Wenn man die verschiedenen Informationen verbindet, dann ergibt sich nur ein lückenhaftes Bild von ihrem Leben. Der Erzengel erscheint und verkündet Maria die Geburt des Erlösers, Maria und Josef verloben sich, Maria bringt das Jesuskind zur Welt und taucht dann gelegentlich im Zusammenhang mit der Schilderung des Jesuslebens wieder auf, um schließlich bei der Kreuzigung von Jesus am Fuße des Kreuzes zu stehen. Und doch hat man in diesen gelegentlichen Erwähnungen bereits einen allmählichen Wandel des Marienbildes und ein Zeichen für die Zunahme des Interesses an der Person Marias erkennen können. Nach Ansicht der Forscher ist Maria bereits im Lukas-Evangelium ein Vorbild für alle Christen, und sie

muß schon damals, als dieses Evangelium niedergeschrieben wurde, große Verehrung bei den Gläubigen genossen haben.

Die knappen Angaben des Neues Testaments sind schon früh durch andere Erzählungen vom Leben der Maria und die mündliche Überlieferung der Christen ergänzt worden. Teilweise ist sicherlich eine Art natürliche Neugier – das Bedürfnis, mehr über die näheren Umstände des Lebens Jesu zu erfahren – als Ursache für ihr Entstehen anzusehen, aber erklärende Erzählungen brauchte man auch deshalb, weil die Evangelien sogar in ihrer endgültigen Form viele Widersprüche enthielten, die einer Erklärung bedurften. Die bekannteste dieser Schriften ist das sog. Protoevangelium des Jacobus, als dessen Verfasser man früher den Bruder von Jesus und ersten Bischof von Jerusalem Jakob vermutete. Die Bedeutung dieses Werks ist besonders groß, denn auf ihm basieren alle späteren Schriften. Dazu gehört auch das gesamte Werk „Legenda aurea“ des Jacobus de Voragine, eines der im Mittelalter beliebtesten und verbreitetsten Bücher, das auch für die mittelalterliche bildende Kunst von entscheidender Bedeutung war.

Erwähnungen von Maria in den Schriften der Kirchenväter tauchten erstmals im Verlaufe des zweiten Jahrhunderts auf. Die gewachsene Bedeutung von Maria im Heilsplan ist erstmals in den Schriften des etwa im Jahr 165 verstorbenen Justinus Martyr erkennbar, in denen er Maria mit Eva vergleicht: Maria verbannte die Sünde aus der Welt, die durch Eva in sie gebracht worden war. Der zweite Vergleich, der eine wichtige Bedeutung für die Position von Maria erhalten sollte, war ihre Identifikation mit der christlichen Kirche. Diesen Vergleich verwendete als erster Irenäus von Lyon (140 - etwa 202), der auf diese Weise der universalen Stellung von Maria zu einer ganz neuen Bedeutung verhalf.

Bereits in dieser Zeit erlangte die Marienverehrung auch im privaten religiösen Leben eine wichtigere Bedeutung als die Verehrung von Märtyrern, auch wenn diese sich auf Reliquien und kultische Plätze stützte. Die Marienverehrung, auf deren Herausbildung neben rationalen Gründen von Anfang an auch emotionale Faktoren wirkten, entwickelte sich schneller als die offizielle Lehre und lag teilweise auch außerhalb der Reichweite der Kirche. Und bereits im 4. Jahrhundert waren in Kirchenkreisen Fehlformen der Verehrung entstanden, zu denen die Kirchenführer Stellung nehmen mußten.

In liturgischen Texten erscheint der Name von Maria erstmals im zweiten Jahrhundert: Im Zusammenhang mit der Taufe wurde die

Ausdrucksweise „geboren aus dem Heiligen Geist und der Jungfrau Maria“ verwendet. Auf dem zweiten ökumenischen Konzil in Konstantinopel im Jahre 381 wurde dieser Satz dem Glaubensbekenntnis hinzugefügt, und dies sicherte Maria einen bleibenden Platz im Bewußtsein der Menschen. Zur „Gottesgebäerin“, zur Theotokos, wurde Maria offiziell auf dem Konzil von Ephesos im Juni des Jahres 431 erklärt, nach einer zeitgenössischen Schilderung „unter dem Jubel der Menschen“. Auf dem im Jahre 451 abgehaltenen ökumenischen Konzil von Chalcedon, dem vierten der christlichen Kirche, erhielt Maria offiziell den Titel „ewige Jungfrau“, und im Jahre 649 wurde ihre Jungfräulichkeit zum kirchlichen Dogma. In Chalcedon wurde auch die vollständige Mutterschaft von Maria hervorgehoben: Maria hat Christus nicht nur ausgetragen, sondern sie war auch seine Mutter im vollen Wortsinn. Diese Betonung eines wirklichen Mutter-Kind-Verhältnisses führte wiederum unausweichlich dazu, daß die menschliche Komponente der Angelegenheit, nämlich die Liebe zwischen Mutter und Kind, allmählich immer stärker auch in der kirchlichen Kunst hervortrat.

Zusammenfassend kann man sagen, daß während der sieben ersten Jahrhunderte der Kult um die Jungfrau Maria durch eine innige Verehrung gegenüber der Heiligkeit Marias als Mutter Gottes geprägt war. Ihre wunderbare Jungfräulichkeit, ein Zeichen ihrer Erhabenheit, war das beherrschende Thema sowohl in den Schriften der Kirchenväter als auch in den apokryphen Erzählungen und den kirchlichen Ritualen. In den folgenden Jahrhunderten traten andere, konkretere Sachverhalte zur Charakterisierung von Maria in den Vordergrund: die Stellung von Maria als Himmelskönigin, als geistliche Mutter und als allmächtige Fürbitterin.

Die zuvor behandelte Entwicklung von Kult und Lehre geschah vor allem in kirchlichen Kreisen. Seit dem 8. und 9. Jahrhundert begann sich das Marienbild in der westlichen und in der östlichen Kirche in verschiedene Richtungen zu entwickeln. Im Osten zeigte sich Maria immer mehr als die allem Irdischen entrückte goldumglänzte Ikone, im Westen dagegen wollten die Gläubigen sie konkret als die mit den Nöten des alltäglichen Lebens unmittelbar vertraute Helferin sehen. So kennt man sie dann auch später im Ostseeraum.

Für die Zunahme der Marienfrömmigkeit im Westen zum Ende des ersten Jahrtausends können zahlreiche Zeugnisse angeführt werden,

u.a. die immer häufiger werdenden Marienwidmungen von Kirchen (die ersten Marienkirchen stammten bereits aus der Zeit vor dem Konzil von Ephesos im 5. Jahrhundert), die Zunahme der Anzahl von Gebetstexten und Hymnen mit marianischer Thematik und z.B. die Widmung des Samstags an Maria, die bereits von Alcuin, dem Hoftheologen Karls des Großen, befürwortet wurde. Die Maria gegenüber empfundene Devotion wurde auch in dem auf die sog. karolingische Renaissance folgenden „Zeitalter der Dekadenz“ nicht vergessen. Auch das 10. Jahrhundert, das auch den Namen „*seculum pessimum*“ trägt, brachte neue Marienliteratur hervor, und ältere Materialien wurden abgeschrieben. U.a. aus Cluny, Reichenau und Winchester sind Maria gewidmete Gedichte und Predigten bekannt, die beweisen, daß der Kult im Schutze der Klöster weiterhin wachsen und sich entwickeln konnte. Von Maria wurde auch Hilfe gegen die Überfälle nordischer Stämme während des Wütens der Wikinger auf dem europäischen Kontinent oder gegen die drohende Invasion der Ungarn erbeten.

Das 11. Jahrhundert wird dann das „große Marienjahrhundert – le Grand siècle marial“ genannt. Aus jener Zeit ist eine beachtliche Menge von Literatur zur Verehrung von Maria überliefert, u.a. das bekannte Gebet „*Salve Regina*“, und immer öfter begannen auch einzelne Menschen, sich persönlich der Marienverehrung zu widmen. In gleicher Weise begannen ab dem 11. Jahrhundert auch geistliche Organisationen, sich in zunehmendem Maße ihrem Schutz zu unterstellen, so z.B. die um das Jahr 1000 entstandenen Kamaldulenser, um das Jahr 1050 die Johanniter, um 1084 die Kartäuser und vor allem der etwa zu Beginn des 12. Jahrhunderts entstandene Zisterzienserorden. Auch die im Spätmittelalter einflußreichen Dominikaner und Franziskaner sowie der im Norden verbreitete Birgittenorden wählten als Beschützerin die Heilige Jungfrau. – Auf die Zisterzienser werde ich unten noch zurückkommen.

Zu Beginn des 12. Jahrhunderts erreichte die Verehrung der Jungfrau Maria ihren ersten Höhepunkt in den Predigten und Schriften des Bernhard von Clairvaux (1090-1153), der den von Anselm von Canterbury gewiesenen Weg fortsetzte. Der Heilige Bernhard war einer der innigsten Verehrer von Maria, den die Geschichte kennt. Er war, wie man gesagt hat, „von allen Gelehrten des Mittelalters der, der am poetischsten von der Jungfrau geträumt und am schönsten von ihr gedichtet hat.“ Dieser „Chevalier de Marie“ hat stärker als jeder andere Theo-

loge den Begriff von Maria als Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen und von ihrer endlosen Barmherzigkeit geprägt.

Die Auffassungen von der Tätigkeit der Jungfrau Maria als Mittlerin zwischen Gott und den Menschen beruhen größtenteils auf einem von der ungeteilten Kirche zum Dogma erhobenen Glaubensartikel über die Stellung von Maria als Gottesmutter und damit ihren mütterlichen Einfluß auf ihren Sohn. In den konkreten Vorstellungen des Volkes wurde dieser Einfluß noch dadurch erhöht, daß sich Maria nach der Himmelfahrt in unmittelbarer Nähe von Christus befand, und sie somit die uneingeschränkte Möglichkeit hatte, als Fürsprecherin für die sündhaften Menschen zu wirken. Gedankengänge, die eine uneingeschränkte Macht von Maria betonen und sich später in den Predigten des Heiligen Bernhard wiederholen, tauchen erstmals beim Heiligen Germanus (gestorben 733) in folgenden Texten auf: „...kein Mensch wird gerettet außer durch Dich, Theotokos; kein Mensch wird aus Gefahren befreit außer durch Dich, Jungfrau und Mutter...“, sowie auch: „Aber da Du bei Gott mütterliche Gewalt hast, kannst Du selbst für die größten Sünder reichliche Vergebung erlangen. Denn er kann niemals verfehlen, Dich zu erhören, weil Gott Dir durch und in allen Dingen als Seiner Wahren Mutter gehorcht.“

Ein feuriger Prediger des 15. Jahrhunderts, der Franziskanerbruder Bernardinus von Siena, faßt schließlich die Auffassungen seiner Zeit in den folgenden Worten zusammen: „Ich zaudere nicht zu sagen, daß Maria das Recht zu jeglicher Gnadengewährung hat... Sie verteilt sie mit eigener Hand an wen sie will, wann sie will, wie sie will und so viel sie will.“ Somit wurde Maria nach Auffassung von Bernardinus schließlich zu einer mit Gott gleichberechtigten Erlöserin der Menschheit, zu einer Corredemptrix.

Der Grund dafür, der die Menschen bewegt hat, zwischen sich und Gott einen liebenden Anwalt zu suchen, geht z.B. aus den folgenden Worten des Heiligen Bernhard von Clairvaux hervor: „Gott hat uns Christus als unseren Anwalt gegeben, aber die Sünder könnten vielleicht Angst vor ihm haben, weil, obwohl er Mensch geworden, er doch auch Gott blieb.“ Die Auffassung von Christus als strengem Richter, der das Recht vor die Gnade stellt, geht eindeutig auch aus volkstümlichen Quellen hervor. In isländischen Sagen wird z.B. berichtet, wie der Zisterziensermönch Valterus, der nicht unbedingt ein sehr vorbildhaftes Leben geführt hat, am dritten Tag vor seinem Tode

im Traum vor Christus als Richter erscheint. Valterus bittet in seiner Not Christus um Gnade, aber vergeblich, denn jener sagt: „Jetzt ist die Zeit des Urteils, nicht der Gnade!“ Erst nachdem die Jungfrau Maria sich eingemischt und mit entblößter Brust um Gnade für den Sünder gebeten hatte, überließ ihr Christus die Entscheidung in der Sache, und damit war das Ergebnis klar.

Maria im Ostseeraum

In den Ostseeraum gelangte die Jungfrau Maria genauso auf zwei Wegen wie auch das gesamte christliche Gedankengebäude überhaupt. Die neuen Einflüsse verbreiteten sich teilweise durch die alltäglichen Kontakte der Menschen, u.a. im Handel mit christianisierten Regionen, teilweise aber auch durch die offizielle und organisierte Missionstätigkeit der Kirche. In den Ländern des Ostseeraums, in denen die Missionstätigkeit bereits vor dem Jahr 1000 begann, z.B. in Dänemark, Norwegen und Schweden, hat Maria nicht eine so bedeutende Rolle gespielt wie in den Regionen, in denen die organisierte Verbreitung des christlichen Glaubens später begann. Maria stand als Beschützerin der Menschen noch nicht auf gleicher Stufe wie Christus, sondern die Botschaft des neuen Glaubens konzentrierte sich vielmehr auf Christus selbst, den himmlischen Herrscher, an dessen Autorität die irdischen Könige Anteil haben wollten. Dies ist z.B. deutlich an den Schutzheiligen der Kirchen erkennbar. In den Ländern, in denen die Christianisierung früher begann, haben sowohl Christus selbst als auch die seit den Zeiten der Urkirche verehrten alten Heiligen eine zentralere Rolle inne als in den später christianisierten Ländern. So ist z.B. die Hauptkirche von Norwegen, der Dom zu Trondheim, dem Schutze von Christus selbst anbefohlen. Der zu Dänemark gehörende Dom von Lund, dem die schwedische kirchliche Organisation anfangs unterstand, war ursprünglich dem Heiligen Laurentius, einem frühchristlichen Märtyrer, gewidmet und erhielt später als zweiten Schutzheiligen die Jungfrau Maria, was ein deutliches Anzeichen für das Erstarken des Marienkults seit dem 12. Jahrhundert ist. Auch in diesen Ländern wurden jedoch Maria allmählich immer zahlreicher Kirchen gewidmet, und die Bedeutung der Jungfrau im Leben der Menschen ist in ihrer näheren Umgebung erkennbar, z.B. in den Runeninschriften. Vor allem auf den von Frauen errichteten Runensteinen wurde Maria um Schutz und Hilfe angerufen.

Die gewachsene Bedeutung von Maria im Ostseeraum steht sicherlich in Zusammenhang mit der Tätigkeit des Zisterzienserordens. Es ist dies die erste der großen religiösen Organisationen, die sich systematisch auch in den Ostseeländern verbreitet, und sie sollte später eine große Bedeutung bei der Verankerung der christlichen Kultur im Ostseeraum haben. Wie ich schon vorher erwähnt habe, hatten die Zisterzienser ein besonders enges Verhältnis zur Jungfrau Maria: Die Tätigkeit des gesamten Ordens stand unter dem Schutz von Maria, und alle seine Klöster trugen in ihrem Namen in der einen oder anderen Weise auch den Namen Marias. Oberhalb des Portals der Kirche von Cîteaux standen die Worte: „Salve, sancta Parens, sub qua Cistecius ordo/Militat et toto tanquam sol fulger in orbe“, und über dem Portal des Klosters stand der Text „Ad nos flecte oculos, dulcissima Virgo Maria, Et defende tuam, dica Patrona, domum.“ Auch in den Siegeln der Zisterzienserklöster findet sich regelmäßig ein Bild Marias.

Besonders groß sollte die Bedeutung der Zisterzienser in Schweden und in den baltischen Ländern werden, wo die älteren Orden, z.B. die Benediktiner, die sich ebenfalls dem Schutz von Maria anvertraut hatten, keinen größeren Einfluß gehabt hatten. In der eigentlichen Expansionszeit des Ordens wurde in den skandinavischen Ländern nahezu jedes Jahr ein neues Kloster gegründet. Schweden erhielt das erste Kloster Alvastra im Jahre 1143, das zu Dänemark gehörende Schonen (schwed. Skåne) das Kloster Herrevad im Jahre 1144, und Norwegen erhielt das Kloster Lysekil 1146. Nach Schweden gelangten die Zisterzienser auf Einladung von König Sverker und Königin Ulvild, und auch der Erzbischof von Lund, Eskil, ein persönlicher Freund des Heiligen Bernhard, unterstützte dieses Vorhaben. Die ersten schwedischen Zisterzienserklöster entstanden direkt als Tochterklöster von Bernhards eigenem Kloster Clairvaux, und sie hatten somit eine direkte Verbindung zum Hauptort des Ordens.

In das Baltikum gelangten die Zisterzienser durch Deutschland als erster geistlicher Orden, um die Christianisierung des Gebietes von Nordeuropa zu unterstützen, das dem christlichen Glauben am längsten widerstanden hatte. Vielleicht aufgrund der anhaltenden Unruhen und Kriege zwischen den Einwohnern der Gebiete und den Eroberern wurde das Zisterzienserklaster in Padise in Estland erst Ende des 13. Jahrhunderts gegründet, aber schon der erste Bischof von Estland, der vor 1167 zum Bischof ernannte Fulco, der von Geburt Deutscher

war, war Zisterziensermönch. Anfang des 13. Jahrhunderts widmete Albert von Buxhoeveden ganz Livland der Jungfrau Maria, wonach es als „Marienland“ bekannt wurde.

In Finnland hat der Zisterzienserorden zu keiner Zeit ein Kloster gegründet. Das Land war im 12. und 13. Jahrhundert fast ebenso unruhig wie die baltischen Länder. Die Annahme des neuen Glaubens und der ihm folgenden neuen weltlichen Regierung, der schwedischen Vorherrschaft, war nicht ohne Streitigkeiten vonstatten gegangen. Obgleich das Kerngebiet des Landes, Südwestfinnland, Anfang des 13. Jahrhunderts bereits eine kirchliche Organisation erhalten hatte, war doch die Situation im übrigen Finnland sehr instabil. In der päpstlichen Bulle „Ex tuarum“ vom Jahre 1209 wird festgestellt, daß es in dem Lande tatsächlich schon einen Bischof gegeben hatte, daß für ihn jedoch kein Nachfolger zu finden gewesen war. Die Ursache hierfür war die, daß den, der gewählt würde, höchstwahrscheinlich der Märtyrertod und keinesfalls ein Ehrenplatz erwarten würde. Die Tätigkeit des Zisterzienserordens hat jedoch von Schweden aus bis nach Finnland gereicht, und gelegentlich ist angenommen worden, daß auch der estnische Bischof Fulco in Finnland tätig gewesen sei. Über die Verbindungen des Ordens nach Finnland berichtet Papst Gregor IX. 1229 in einem an den Bischof von Linköping in Schweden, den Propst von Wisby und den Abt des Zisterzienserklosters von Gutnal gerichteten Brief, in dem er die genannten drei Personen ermächtigt, zu untersuchen, wie man sich gegenüber der Bitte des aus England stammenden Bischofs von Finnland, Thomas, verhalten sollte, den Bischofssitz an einen günstigeren Ort, nämlich das heutige Turku (schwed. Åbo), zu verlegen. Die Erteilung einer derartigen Vollmacht setzte natürlich eine gute Vertrautheit mit den Gegebenheiten vor Ort voraus.

Trotz des zuvor Gesagten tritt die Bedeutung von Maria für die Gestaltung der Gesellschaft gerade in Finnland am deutlichsten hervor. Es ist offensichtlich, daß die frühe Christianisierung der Finnen und die Ausbreitung der katholischen Kirchenorganisation in Finnland im Zeichen von Maria geschehen ist. Maria ist die Schutzheilige des gesamten mittelalterlichen Kerngebiets von Finnland, nämlich dem heutigen Südwestfinnland. Desgleichen war das gesamte Bistum und seine Hauptkirche, der Dom zu Turku, Maria gewidmet. Der Dom erhielt erst beim Wechsel vom 13. zum 14. Jahrhundert an die Seite von Maria einen einheimischen Schutzheiligen, Bischof Henrik. Sowohl das

südwestfinnische Provinzsiegel als auch das älteste Siegel des Domkapitels war mit dem Bild Marias ausgestattet. In letzterem ist ein feierlich gekleideter Bischof zu sehen, der vor Maria mit dem Kinde kniet.

Maria hat darüber hinaus eine zentrale Rolle auch als Beschützerin von Kirchen gehabt. Beim Aufbau einer kirchlichen Organisation in Finnland war die Hauptkirche eines Kirchenbezirks, also dessen wichtigste Kirche, stets der Heiligen Jungfrau gewidmet. So ist es beispielsweise auch auf Åland (finn. Ahvenanmaa) gewesen, wo die Kirche von Saltvik, die in der volkstümlichen Überlieferung und in alten Urkunden als „Dom“ gilt, der Jungfrau Maria geweiht ist, und in gleicher Weise sind auch die westfinnischen Mutterkirchen Marienkirchen gewesen. In Finnland, wo in diesen frühen Zeiten Turku der einzige Ort mit einer städtischen Bevölkerung war, haben somit alle wichtigsten kirchlichen Zentren unter dem Schutz Marias gestanden. Im Zentrum des Bistums, der Stadt Turku, in die der Bischofssitz und der Dom Anfang des 13. Jahrhunderts verlegt wurden, hat Maria souverän das gesamte Stadtbild beherrscht. Auch das Kirchengebäude wurde vollständig mit seiner Schutzheiligen gleichgesetzt, und wenn von der Kirche gesprochen wurde, verwendete man nur den Namen der Schutzheiligen. So wurden z.B. Geschenke direkt der Schutzheiligen, nicht der zu ihrer Ehre erbauten Kirche, geweiht. Eine ähnliche, wenn auch vielleicht nicht ebenso hervorgehobene Stellung hat Maria in anderen Ostseestädten innegehabt. In Wisby war die große und kostbare Kirche der Deutschen eine Marienkirche, und zu Lübecks bekanntesten Sehenswürdigkeiten gehört die noch immer an die Zerstörungen des Krieges erinnernde Marienkirche.

Das zuvor angeführte Material berichtet vor allem von der Haltung der obersten Schichten der Gesellschaft, der kirchlichen Behörden, gegenüber der Jungfrau Maria. Wir können jedoch feststellen, daß das Wissen von Maria auch in Finnland in gewisser Weise die normalen Menschen schon vor dem Beginn der Missionierungsphase erreicht hat. In karelischen, auf das 13. Jahrhundert zurückgehenden, noch völlig vorchristlichen Gräbern sind nämlich Gegenstände gefunden worden, die mit dem Marienkult zusammenhängen. Hierzu gehört z.B. ein Silberblechanhänger, auf dem die betende Jungfrau, *Maria orans*, dargestellt ist. Im westlichen Finnland wiederum sind sogar auf das 11. Jahrhundert datierte Kreuzanhänger mit dem Bild von Christus und Maria gefunden worden. Diese Gegenstände zeugen genauso wie

die Texte der schwedischen Runensteine davon, daß Maria auch beim gewöhnlichen Volk als beschützende und helfende Figur bekannt war.

Das Bild Marias – die ältesten Marienskulpturen

Wie hat dann aber das konkrete physische Bild von Maria ausgesehen, mit dem die katholische Kirche Maria im Ostseeraum vorgestellt hat? In Finnland, Schweden, Norwegen und Island sind einige stark aneinander erinnernde Marienskulpturen erhalten, von denen die älteste auf das 12. Jahrhundert datiert werden kann und die sich somit zeitgleich mit dem Zisterzienserorden in der Region ausgebreitet haben. Ich teile die Meinung einiger älterer Forscher, daß der Zisterzienserorden aktiv als Verbreiter dieses Bildtyps gewirkt hat.

In den fraglichen Skulpturen sind Züge der französischen Kunst des 12. Jahrhunderts gesehen worden. Zu diesen Madonnen gehört u.a. die berühmte Viklau-Madonna aus Schweden. Es handelt sich dabei vermutlich um die älteste bekannte mittelalterliche Skulptur des Landes und einen der größten Schätze des Finnischen Nationalmuseums in Helsinki (schwed. Helsingfors). Im Baltikum sind derartige Skulpturen meines Wissens nicht erhalten. Insgesamt kennt man etwa vierzig zu diesem Typus gehörende Skulpturen, die allerdings teilweise eine späte Variation des Typs repräsentieren. Alle Madonnen der Gruppe haben bestimmte gemeinsame Züge, obwohl keine die genaue Kopie einer anderen ist und sie alle Werke von verschiedenen Meistern oder aus verschiedenen Werkstätten zu sein scheinen. Gemein ist allen eine relativ geringe Höhe – die Madonna von Korppoo (schwed. Korpo) ist nur 70 cm hoch – sowie eine strenge Frontalität und Unbeweglichkeit. Die Madonnen werden in einem Stuhl mit hoher Lehne sitzend dargestellt, und alle haben das Jesuskind auf dem Schoß. Sie haben lange Haare, die entweder frei fallen oder geflochten sind. Die Haare bedeckt eine Krone, die Mitte des 12. Jahrhunderts erscheint und Marias Stellung als Himmelskönigin unterstreicht. Alle tragen ein bis zum Boden reichendes Gewand, unter dem die Schuhspitzen erkennbar sind. Einige tragen darüber hinaus auch einen Umhang. Der Halsausschnitt ist von einem breiten Band gesäumt, und das Gewand wird oft noch von einer runden Fibel zusammengehalten. Das Jesuskind ist nur in einigen wenigen Fällen erhalten, aber die auf dem Schoß der Skulpturen erkennbaren Zapfenspuren zeigen, wo das Kind gesessen hat. Die Holzanalysen haben gezeigt, daß zumindest ein großer Teil der Ma-

donnen nicht aus den nordischen Ländern stammt. So ist z.B. die Madonna von Korppoo aus Nußbaumholz gefertigt, einer Baumart also, die in Finnland nicht vorkommt.

Die Verbreitung eines so einheitlichen Bildtyps in kurzer Zeit über ein Gebiet, das von Island bis nach Finnland reicht, muß einen ganz besonderen Grund haben. Als solche Gründe sind sowohl die mit den Skulpturen selbst zusammenhängenden Eigenschaften als auch die hinter den Skulpturen stehenden Organisationen angeführt worden. Der deutsche Forscher Klaus Endemann hat die Auffassung vorgetragen, daß der gemeinsame Nenner dieser Skulpturen deren gleichartige Verwendungsart gewesen ist. Ihm zufolge rührt die Tatsache, daß die Jesuskinder so vieler Skulpturen später verschwunden sind, daher, daß sie ursprünglich nicht fest an den Skulpturen angebracht waren, sondern daß diese bei Bedarf separat für besondere Zeremonien verwendet werden konnten. Endemanns Theorie wird auch durch mittelalterliche schriftliche Quellen gestützt. In mittelalterlichen Legendensammlungen kommt nämlich oft die Erzählung von einer Mutter vor, die das Jesuskind vom Schoß einer Marienskulptur an sich genommen hatte. Nach der Erzählung war das eigene Kind der Mutter gefangengenommen worden, und die Mutter bat Maria, ihr Kind zu befreien. Um sicherzustellen, daß ihr geholfen wird, nahm sie das geschnitzte Jesuskind mit und erklärte, es erst dann zurückzugeben, wenn sie ihr eigenes Kind zurückbekommen habe. Schon in der nächsten Nacht brachte Maria den Jungen zu der wartenden Mutter und erhielt darauf das Jesuskind zurück. In den Erzählungen geht der Vorgang ganz einfach vonstatten, die Mutter brauchte keine Gewalt anzuwenden, um das Jesuskind vom Schoß der Skulptur zu nehmen, und für die mittelalterlichen Zuhörer war dieser Vorgang also offenbar keinesfalls übernatürlich.

Als zweiter gemeinsamer Zug dieses Bildtyps wird die Tatsache angesehen, daß sie zu den wundertätigen Skulpturen gehört haben. Die isländische Wissenschaftlerin Selma Jónsdóttir hat in meiner Ansicht nach überzeugender Weise dargelegt, daß das Vorbild und Modell aller fraglichen Skulpturen eine wundertätige Marienskulptur, die sich einst in der Krypta der Kathedrale von Chartres befunden hat. Diese Skulptur aus dem 12. Jahrhundert, die „Notre-Dame de Sous-Terre“, kennt man heute nur noch aufgrund einiger Zeichnungen und von der Skulptur gemachter Kopien, denn ihre wundertätige Kraft und die von

ihr genossene Verehrung waren so groß, dass die Anhänger der Französischen Revolution sie am 20. Dezember 1793 verbrannten, weil sie ihrer Sache gefährlich zu sein schien. Nach mittelalterlicher Auffassung wurde auch der Skulptur, die als Kopie einer wundertätigen Skulptur erstellt wurde, ein Teil der Kraft der ursprünglichen Skulptur zuteil.

Diese Teilung der Wunderkraft oder ihre Übertragung konnte auch in Form einer langen Kette geschehen, wobei stets ein Teil der Gnadengeschenke auch an das neue Bild übertragen wurde. Somit hätte also auch die Madonna von Korppoo und die anderen Madonnenskulpturen im Norden die Fähigkeit der Wundertätigkeit gehabt. Diese beiden Eigenschaften, die besondere Verwendungsweise und die Wundertätigkeit, brauchen sich keinesfalls gegenseitig auszuschließen. Im Gegenteil haben gerade die wundertätigen Eigenschaften der Madonnen neue Verwendungsweisen schaffen können.

Wie ich zuvor feststellte, ist es auch ganz natürlich anzunehmen, dass hinter der Ausbreitung eines gemeinsamen Bildtyps eine größere Organisation stand. Falls es sich um voneinander stark unterscheidende Marienskulpturen handelte, deren gemeinsamer Zug ausschließlich die Zeitgleichheit der Entstehung war, ist es gut denkbar, daß ihre Ausbreitung über gewöhnliche Handelsnetze erfolgte. Allerdings läßt sich schwer vorstellen, daß die voneinander unabhängigen Vertreter der Handelsnetze einerseits und der Kolonisation andererseits sich auf die Verbreitung eines gemeinsamen Bildtyps konzentriert hätten. Als natürlicher erscheint da schon der Gedanke, daß sich die wundertätigen Madonnen tatsächlich mit den Zisterziensern verbreitet haben.

Zisterzienser gelten traditionell als feindlich gegenüber Bildern eingestellt. Nach den Regeln des Ordens durfte in ihren Kirchen kein anderer Schmuck als Kruzifixe vorhanden sein. Dies betraf jedoch nur die eigenen Kirchen des Ordens. In den Schriften des Bernhard von Clairvaux wird kirchliche Kunst an sich keinesfalls verdammt, er richtet sich nur gegen deren übertriebene Pracht und dekorative Eigenschaften: „Schon beim Anblick dieser teuren, aber bewunderungswürdigen Eitelkeiten werden die Menschen eher angeregt zum Spenden als zum Beten... Es gibt mehr Bewunderung für seine Herrlichkeit als Verehrung für seine Heiligkeit.“

Wie Selma Jónsdóttir dargelegt hat, gibt es in einigen der Klöster, die als Tochterklöster des Klosters Clairvaux gegründet wurden und die somit der direkten Befugnis des Heiligen Bernhard unterstanden,

auch Marienskulpturen – so etwa im Kloster Heisterbach im Rheinland, in dem das Marienbild „wegen seiner Wunder- und Gnadenkraft einen besonderen Ruhm genoß und jahrhundertlang von zahllosen Pilgern verehrt wurde“. Dieses Kloster wurde in der napoleonischen Zeit zerstört. 1802 wurden seine Gebäude auf Befehl Napoleons dem Erdboden gleichgemacht, und die Bausteine wurden für den Wegebau verwendet.

Auch im schwedischen Kloster von Alvastra gab es eine Skulptur, die Maria darstellte. Diese Information stammt aus den Offenbarungen der Heiligen Birgitta. In einigen von ihnen (*Revelationes extravagantes*, Kap. 55) wird von einem *frater conversus* namens Gerek berichtet. Der Abt des Klosters hatte ihm einmal befohlen, am Brotbacken teilzunehmen, obgleich sich jener in dieser Arbeit nicht auskannte. Gerek wandte sich darauf mit seinen Sorgen an Maria und betete innig vor einer Marienskulptur. Maria antwortete in Form der Skulptur wie eine liebende Mutter und forderte Gerek auf, in aller Ruhe weiter zu beten, wobei sie versprach, sich um die Beschaffung des Brotes zu kümmern. Bruder Gerek ist auch aus anderen mittelalterlichen Quellen bekannt.

Die Verbindung zwischen dem Zisterzienserorden und dem frühen Madonnentyp braucht indes nicht zu bedeuten, dass die Skulpturen in den Klöstern des Ordens angefertigt wurden, wie dies früher von einigen Wissenschaftlern angenommen wurde. Vielmehr hatte der international verbreitete Orden aufgrund seiner eigenen Verbindungen die Möglichkeit, diese Skulpturen in Auftrag zu geben und weiterzuvermitteln. Die Zisterzienserkontakte brauchen aber auch nicht zu bedeuten, daß die Skulpturen alle bei einer bestimmten Werkstatt in Auftrag gegeben worden wären, denn wie ich schon früher erwähnte, zeigen schon die Unterschiede zwischen den Skulpturen, daß es mehrere Meister gab. Zumindest ein Zentrum der Werkstätten scheint jedoch im Rheinland im Raum Köln gelegen zu haben. Diese Vermutung steht auch mit der Zisterziensertheorie in Übereinstimmung. Schon der Heilige Bernhard hielt sich in dieser Gegend zum Predigen auf, und zeitgenössische Quellen berichten, welchen unglaublichen Eindruck sein Wort auf die Zuhörer machte. Die Menschen strömten in großen Scharen herbei, um ihn zu hören, und auch die, die seine in einer fremden Sprache gehaltenen Predigten nicht verstanden, waren zu Tränen gerührt. Im Rheinland wurden auch die ersten Zisterzienser-

klöster in Deutschland gegründet, Kamp am Niederrhein (1123) sowie Himmerod (1134) und Eberbach (1135), an deren Gründung Bernhard auch selbst beteiligt war. Eines der frühesten und am besten erhaltenen Beispiele für den hier behandelten Madonnentyp, die sog. Hovener Madonna, die das Jesuskind noch heute auf dem Schoß hält, ist ebenfalls in Köln angefertigt worden, und C. A. Nordman neigt dazu, den Herstellungsort der kleinen Madonna von Korpoo in Finnland ebenfalls ins Rheinland zu legen. Von hier aus hat sich also dann der Madonnentyp verbreitet, aus dem für die Menschen des Ostseeraums eine konkrete Berührung mit der Jungfrau Maria, der Himmelskönigin und gnadenreichen Mutter geworden ist. ■

Literatur:

- Edgren, Helena, 1992. Om Korpomadonnans datering och andra därmed sammanhängande frågor. In: *Finskt museum* 1991, S. 41-56.
- Edgren, Helena, 1993. Mercy and Justice. Miracles of the Virgin Mary in Finnish Medieval Wall-Paintings. (*Suomen Muinaismuistoyhdistyksen Aikakauskirja* 100) Helsinki.
- Endemann, Klaus, 1975. Das Mariabild von Werl. In: *Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde* 53, S. 53-80.
- Gjerlow, Lilli & Jarl Gallén, 1980. Cistercienserorden. *Kulturhistoriskt lexikon för nordisk medeltid* II.
- McGuire, Patrick, 1982. The Cistercians in Denmark: their Attitudes, Roles, and Functions in Medieval Society. (*Cistercian Studies Series* 35) Kalamazoo: Cistercian Publications.
- Nordman, C. A., 1964. Medeltida skulptur i Finland. (*Finska Fornminnesföreningens Tidskrift* 62) Helsingfors, insbes. das Kapitel: Korpomadonna och hennes fränder.
- Ortved, Edward, 1927. Cistercieordenen og dens klostre i Norden. I. København.
- Ortved, Edward, 1933. Cistercieorden i Norden of dens klostre. II. Sveriges klostre, København.
- Selma Jónsdóttir, 1964. Die Saga einer Thronenden Madonna. Reykjavik.

Kerstin Petermann

Neue Ergebnisse zur Werkstattorganisation Bernt Notkes am Beispiel seiner Werke für Reval/Tallinn

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der lübeckischen Kunst blickt auf eine hundertjährige Forschungsgeschichte zurück. Von Anfang an war den Wissenschaftlern des ausgehenden 19. Jahrhunderts aufgrund früher Urkundenfunde der Name Bernt Notke und zwei seiner Werke bekannt.¹ Im Verlauf der folgenden Jahrzehnte folgten zahlreiche Veröffentlichungen, die das Werk des Lübecker Meisters immer umfangreicher beschrieben.

Die drei urkundlich gesicherten Arbeiten, das Triumphkreuz und der Lettner im Lübecker Dom (Abb. 1) und die beiden Retabel in Århus (Abb. 7) und Reval (estn. Tallinn) (Abb. 2), sowie die beiden zugeschriebenen Werke, der Revaler Totentanz und die St. Georgs-Gruppe in Stockholm (Abb. 3), sind mittlerweile restauriert worden.² Dabei wurden die originalen Fassungs- und Malschichten freigelegt.

Die während der Restaurierungen getätigten Befunde zu den verwendeten Materialien, den Mal- und Schnitztechniken und den Unterzeichnungen ermöglichten eine Neubewertung der Arbeitsweise und Werkstattorganisation vor dem Hintergrund der schriftlichen Quellen und historischen Zunftbedingungen.³

Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen steht die Frage nach der Bildschnitztätigkeit Bernt Notkes. Die seit der Zuschreibung der St. Georgs-Gruppe 1906 an Bernt Notke⁴ scheinbar gesicherte Erkenntnis, dieser sei Bildschnitzer gewesen, ist schon 1970 durch Erik Moltke⁵ und 1996 durch den Restaurator Eike Oellermann⁶ in Frage gestellt worden. Während Moltke Bernt Notke nur als Unternehmer bestimmt, der weder selbst geschnitzt noch gemalt habe, vertritt Oellermann die These, Bernt Notke sei zwar selbst nicht Bildschnitzer ge-

wesen, jedoch Maler und Faßmaler. Daher wird die Bildschnitztätigkeit des Lübecker Meisters einer erneuten Prüfung unterzogen. Das Revaler Retabel spielt hierbei eine wichtige Rolle. Die durch die kunsttechnologischen Erkenntnisse gewonnenen Einblicke in die Arbeitsweise der Werkstatt und stilistische Überlegungen verhelfen zu einer Klärung.

Zwei Probleme zeigen sich bei einer Bestimmung Bernt Notkes als Bildschnitzer. Zum einen ist keine urkundliche Erwähnung überliefert, die ihn als Bildschnitzer bezeichnet, worauf Walter Paatz⁷ schon 1939 hingewiesen hat. So taucht in den schriftlichen Quellen des 15. Jahrhunderts der Name Bernt Notke immer nur mit dem Zusatz „Maler“ auf.

Die Bezeichnung „Maler“ in den Lübecker Urkunden verweist jedoch nicht zwingend auf den alleinigen Tätigkeitsbereich eines Meisters. Auch Bildschnitzer, die ihre Werke selbst faßten, somit auch im Amt der Lübecker Maler und Glaser organisiert waren, wurden als Maler bezeichnet.⁸

Weitere schriftliche Erwähnungen sind demgegenüber eindeutiger. Sie lassen Zweifel aufkommen, daß Bernt Notke Bildschnitzer war.

Zu Beginn seiner Tätigkeit in Lübeck wird Bernt Notke in den Quellen nur im Zusammenhang mit Malerei- und Faßarbeiten genannt. 1467 erhält er den Auftrag, Laubwerk und die Gewölbeschlusscheiben für die Kapelle der Nowgorodfahrerkompanie in der Lübecker Marienkirche zu fassen. Das Abrechnungsbuch der Älterleute belegt, daß Bernt Notke allein für die Faßarbeiten bezahlt worden ist. Die Zahlungen für die Schnitzarbeiten der Schlusscheiben und des Laubwerkes gehen an einen anderen Meister, den Meister Ilies.

1469 erhält Bernt Notke Lohn für die Vergoldung von Hahn, Knauf und Stange des Dachreiters der Marienkirche von den Vorstehern der Kirche. Schließlich verweist das Testament des aus Frankfurt stammenden Kaufmanns Johann Biiss aus dem Jahr 1471 auf ein gemaltes Retabel, das von Notke, aus dem Nachlaß des Kaufmanns bezahlt, ausgeführt werden sollte.⁹ Weiterhin sind Aufträge für Leinwandmalereien belegt.¹⁰ Daß Bernt Notke Schnitzarbeiten ausgeführt hat, davon ist in diesen Quellen nicht die Rede.

Erst die drei urkundlich gesicherten großen Aufträge der 70er und 80er Jahre verweisen darauf, daß er auch Schnitzarbeiten in Auftrag genommen hat. Die während der Restaurierung gefundenen Inschrif-

ten im Inneren der Figuren des Johannes und der Maria des 1477 geweihten Triumphkreuzes belegen nicht nur die Herkunft aus der Werkstatt des Lübecker Meisters, sie geben auch einen Einblick in die Werkstattstruktur. Denn sowohl der Werkstattleiter als auch seine Gesellen werden namentlich genannt. Die Aufzählung der Ausführenden beginnt mit der Nennung des Meisters Bernt Notke. Es folgen der Bildschnitzergeselle Eggert Swarte, der Malergeselle Hartich Stender sowie drei ebenfalls namentlich genannte Bereiter.¹¹ Während Bernt Notke nur mit dem Zusatz „Meister“ erwähnt ist, werden die Tätigkeitsbereiche der Gesellen durch ihre Bezeichnung als Schnitzer bzw. Maler genauer umrissen. Ob Bernt Notke sich am Triumphkreuz als Bildschnitzer betätigt hat, läßt sich den Inschriften demnach nicht entnehmen. Als Werkstattleiter und Auftragnehmer bezeichnet er sich selbst als Meister, ohne sein Betätigungsfeld genauer zu spezifizieren. Aus den schriftlichen Erwähnungen, die sich auf die beiden 1479 bzw. 1483 fertiggestellten Retabel in Århus und Reval beziehen, läßt sich zwar ableiten, daß der Auftrag für das gesamte Retabel an Bernt Notke ging und er dafür auch bezahlt worden ist, was er im einzelnen an den Retabeln mit gefaßten Schnitzfiguren und bemalten Flügeln ausgeführt hat, wird nicht genannt.¹²

Auch allein die Tatsache, daß Bernt Notke das Triumphkreuz, eine gefaßte Schnitzarbeit, und die beiden Retabel mit geschnitzten und gemalten Partien in Auftrag genommen hat, kann nicht als sicheres Indiz für eine Bildschnitzertätigkeit gewertet werden.¹³ Zum einen konnte eine Werkstatt, die laut Vertrag ein Gesamtwerk ausführen sollte, die Teile, die sie nicht selbst zu fertigen imstande war, weiterverdingen. Zum anderen belegen die Inschriften der Triumphkreuzfiguren, daß in der Notke-Werkstatt ein Malergeselle und ein Bildschnitzergeselle tätig waren. Somit standen Bernt Notke Bildschnitzergesellen zur Verfügung, welche die erforderlichen Arbeiten ausführen konnten, ohne daß der Werkstattleiter notwendigerweise eigenhändig mitarbeiten mußte.

Aus der schriftlichen Überlieferung läßt sich daher lediglich die Schlußfolgerung ziehen, daß Bernt Notke allein als Faß- und Tafelmaler, der auch zur Bemalung von Leinwand herangezogen wurde, urkundlich sicher greifbar wird. Daß Bernt Notke Bildschnitzer war, läßt sich dem Urkundenmaterial nicht entnehmen.

Ein weiteres Problem ergibt sich aus dem in der Literatur schon früh angesprochenen Gedanken, daß die beiden Retabel in Århus und Re-



Abb. 1: Triumphkreuz, Lübeck, Dom (Foto: Helmut Göbel, Lübeck)

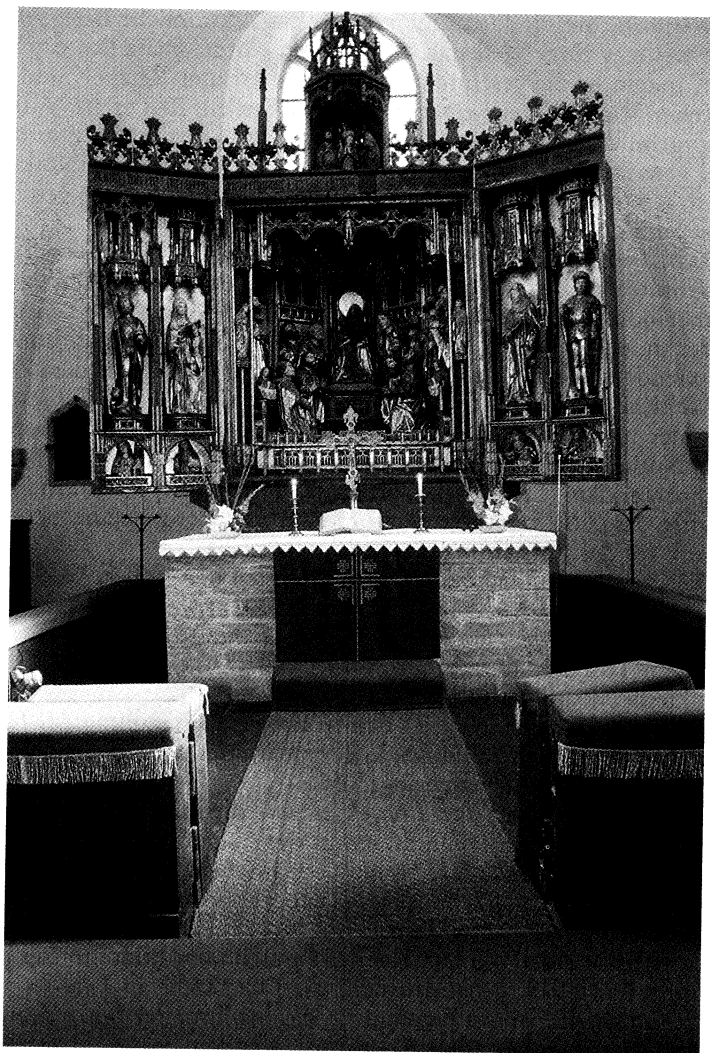


Abb. 2: Hochaltarretabel, Reval (estn. Tallinn), Heilig-Geist-Kirche (Foto: Uwe Albrecht, Kiel)

val so verschieden sind, daß man diese ohne urkundliche Belege nicht ohne weiteres einer Werkstatt zuschreiben würde. Paatz löst das Problem, indem er die geschnitzten Teile des Århuser Retabels und das Lübecker Triumphkreuz einem Werkstattgesellen, den er als „Älteren Hauptgehilfen“ bezeichnet, die Mittelschreinfiguren in Reval und die 1489 geweihte St. Georgs-Gruppe Bernt Notke zuschreibt. Notke sei in Århus nur als Maler, in Reval nur als Bildschnitzer tätig gewesen, habe somit die jeweils qualitätvolleren Teile ausgeführt.¹⁴

Hasse beschreibt dagegen 1970 Bernt Notke als verantwortlichen Bildschnitzer beider Skulpturengruppen (Lübecker Triumphkreuz und Retabel in Århus auf der einen, Revaler Retabel und St. Georgs-Gruppe auf der anderen Seite). Die Abnahme der noch aus dem 19. Jahrhundert stammenden Übermalungen der Triumphkreuzfiguren nach dem Zweiten Weltkrieg bildete die Grundlage für Hasses neue Sicht. Die Gesellen seien hier nur vorbereitend und mit schematischen Arbeiten beschäftigt, Bernt Notke behilflich gewesen. Die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen erklärt Hasse, anders als Paatz, durch einen Stilumbruch im Schaffen des Lübecker Meisters, durch eine Veränderung seiner Schnitztechnik vor der Entstehung des Revaler Retabels.¹⁵

Die Unterschiedlichkeit der Schnitzfiguren der großen Werke, des Triumphkreuzes und Lettners im Lübecker Dom, der Retabel in Århus und Reval sowie der St. Georgs-Gruppe in Stockholm, läßt sich an mehreren Punkten festmachen. Die Problematik der These Hasses wird hierbei deutlich.

Ein erster Unterschied zeigt sich in der Feinbehandlung der Holzoberfläche durch den Schnitzer, in der mehr oder weniger detaillierten Ausführung der Einzelheiten im Holz.

Um die Wichtigkeit dieses Aspektes zu verdeutlichen, sei vorab am Beispiel des Lübecker Triumphkreuzes der Ablauf des Schnitzvorganges und damit die besondere Technik beschrieben. Der Verlust der originalen Fassung ermöglichte den Restauratoren eine genaue Untersuchung der nun sichtbaren Holzoberfläche.

Zunächst wurden die Umriss der Figuren vom Bildschnitzer grob aus dem Holzblock gehauen, dann die Oberfläche in Facetten und Wülste aufgeteilt, womit die Figur in das Stadium der Bosse gebracht wurde. Danach folgte über einen fortlaufenden Prozeß kleinteiliger und wulstartiger Formen die Herausarbeitung der Gewänder, Haare und Körperpartien. Die Charakteristik der späteren Fassung trug ent-



Abb. 3: St. Georgs-Gruppe, Stockholm, St. Nikolai (Foto: Bildarchiv Foto Marburg, Archivnr. 410 466)

scheidend dazu bei, wie weit die Figuren aus der Bosse herausgelöst wurden.¹⁶

Dabei können an einer Figur verschiedene Arbeitsstadien beobachtet werden. Die Haare der Maria Magdalena des Lübecker Triumphkreuzes sind z. B. auf der Rückseite als wulstartige Stränge in der Bossenform geblieben (Abb. 4), während auf der Vorderseite der Figur diese in ihrer Binnenstruktur grob im Holz angegeben sind. Das gleiche gilt für die Figur der Eva. Die Differenzierung einzelner feiner Haarsträhnen erfolgte erst mit der Fassung, durch ein Gravieren in der Kreidegrundierung.

Für alle Triumphkreuzfiguren gilt, daß sie nicht bis in das letzte Detail vom Bildschnitzer ausgeführt, also nicht bis in das letzte Detail aus der Bosse herausgelöst sind. Ihnen fehlt die feinplastische Bearbeitung der Oberfläche durch den Schnitzer. Die detailarme, grobe, noch mit den sichtbaren Spuren der Werkzeuge belassene Holzoberfläche erhielt ihre feinplastische Vollendung erst durch die Fassung.¹⁷

Der Fassung kam somit die Aufgabe zu, die fehlende feinplastische Schnitzerei zu ersetzen. Dazu wurde zum einen die Kreidegrundierung in mehreren Anstrichen dick aufgetragen, um ihrer formgebenden Funktion gerecht werden zu können: erst mit ihr erhielten z. B. die Gesichter ihre abschließende Modellierung, konnten Einzelheiten wie Haarsträhnen, Augenlider und Falten dargestellt werden.

Zum anderen finden sich am Triumphkreuz zahlreiche Fremdmaterialien, die anstelle geschnittener Partien feinere Details wiedergeben. So säumen geflochtene Kordeln die breite Borte des Pluviales des Bischofs Krummedick, ein aus Pappmaché geformtes Relief schmückt seine Mitra (Abb. 5), feine Lederstreifen bilden die Adern an den Beinen Christi, um nur einige Beispiele zu nennen.

Dagegen ist bei den Figuren des Lettners im Lübecker Dom die plastisch-detaillierte Ausarbeitung viel stärker durch den Bildschnitzer bestimmt worden. Die großen Lettnerfiguren sind detaillierter geschnitzt als die Figuren des Triumphkreuzes. So sind nicht nur die Augenlider der vier Figuren in das Holz geschnitzt, auch die Haare der Maria sind auf der Rückseite in ihrer Binnenstruktur, die Stirnfalten und die Agraffe des hl. Nikolaus mit einer Verkündigungsszene im Holz vorgegeben (Abb. 6), wogegen feinere Details wie die Augenfalten des hl. Blasius oder die feinen Fransen der Infulbänder seiner Mitra in der Kreidegrundierung geformt sind.



*Abb. 4: Triumphkreuz, Maria Magdalena, Rückansicht, Lübeck, Dom
(Foto: Helmut Göbel, Lübeck)*



Abb. 5: Triumphkreuz, Bischof Krummedick, Detail, Lübeck, Dom (Foto: Helmut Göbel, Lübeck)

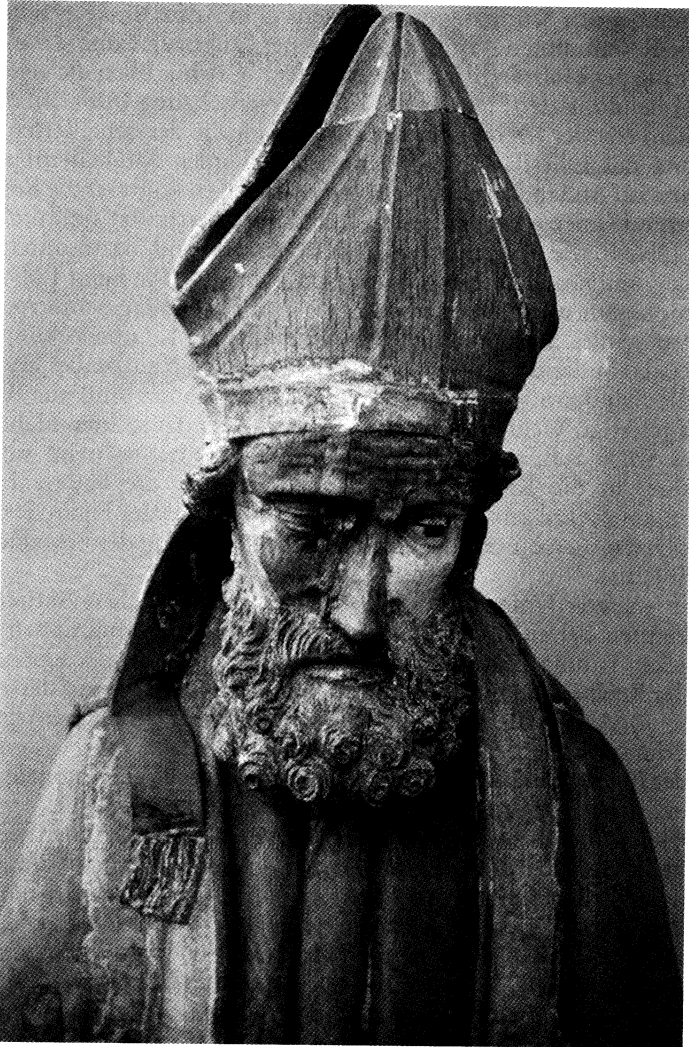


Abb. 6: Lettner, Hl. Nikolaus, Detail, Lübeck, Dom (Foto: Helmut Göbel, Lübeck)

Auch bei den Schnitzfiguren der Retabel in Århus und Reval konnten die Restauratoren – trotz gut erhaltener Originalfassung – die Ausarbeitung der Holzoberfläche untersuchen. In Århus blieb die eigentliche Vollendung der Figuren der Fassung vorbehalten (Abb. 7). Auch hier kam erst der Kreidegrundierung die Aufgabe der detaillierten Gestaltung der Oberfläche und der abschließenden Modellierung der Formen zu. Anhand punktueller Untersuchungen konnten die Restauratoren erkennen, daß die Figuren recht grob geschnitzt sind und feinere Details wie Augenpartien, Adern, Haare und Bärte durch die Kreidegrundierung ihre Form erhalten haben.¹⁸ Wie beim Lübecker Triumphkreuz wurden Fremdmaterialien als Ersatz für geschnitzte Partien verwendet. Das Halstuch der Anna und die Kopfbedeckung der Maria, das Sudarium des von Klemens gehaltenen Kreuzstabes und das um die Schultern gelegte Tuch Johannes des Täufers sind aus Pergament gefertigt. Weiterhin hält der hl. Klemens in der rechten Hand ein echtes Stück Seil, an dem sein Anker befestigt ist, während weitere Schnüre, in die Kreidegrundierung eingebettet, die Säume seines Chormantels und seiner Dalmatika zieren. Die Revaler Figuren zeichnen sich dagegen durch eine detailliertere Ausführung der Einzelheiten im Holz aus.¹⁹

Ein weiterer Unterschied zeigt sich in der räumlichen Auffassung der Figuren bei einem Vergleich der beiden Skulpturengruppen (das Lübecker Triumphkreuz und das Århuser Retabel auf der einen, das Revaler Retabel und die Stockholmer St. Georgs-Gruppe auf der anderen Seite). Anders als die reliefmäßig und flächiger wirkenden Figuren des Triumphkreuzes und des Århuser Retabels sind die Figuren des Revaler Retabels und der St. Georgs-Gruppe als dreidimensionale, plastische, sich im Raum behauptende Schnitzfiguren aufgefaßt.

Die räumlichere Ausführung der Revaler und Stockholmer Figuren ist u. a. in der Faltengebung zu erkennen. Hasse verweist auf die „gratförmigen Faltenstege“²⁰ der Triumphkreuzfiguren (Abb. 8), die sich von den räumlicheren Röhrenfalten der späteren Werke absetzen lassen (Abb. 9). Auch die Gestaltung der Haare fügt sich in die unterschiedliche Auffassung ein. Während die Locken und Strähnen der Lübecker Triumphkreuzfiguren und der Århuser Figuren der Fläche verhaftet bleiben, nur in das Holz oder die Kreidegrundierung geschnitten sind, bilden die der Revaler Figuren und des hl. Georg in Stockholm dreidimensionale Korkenzieherlocken aus (Abb. 10, 15).

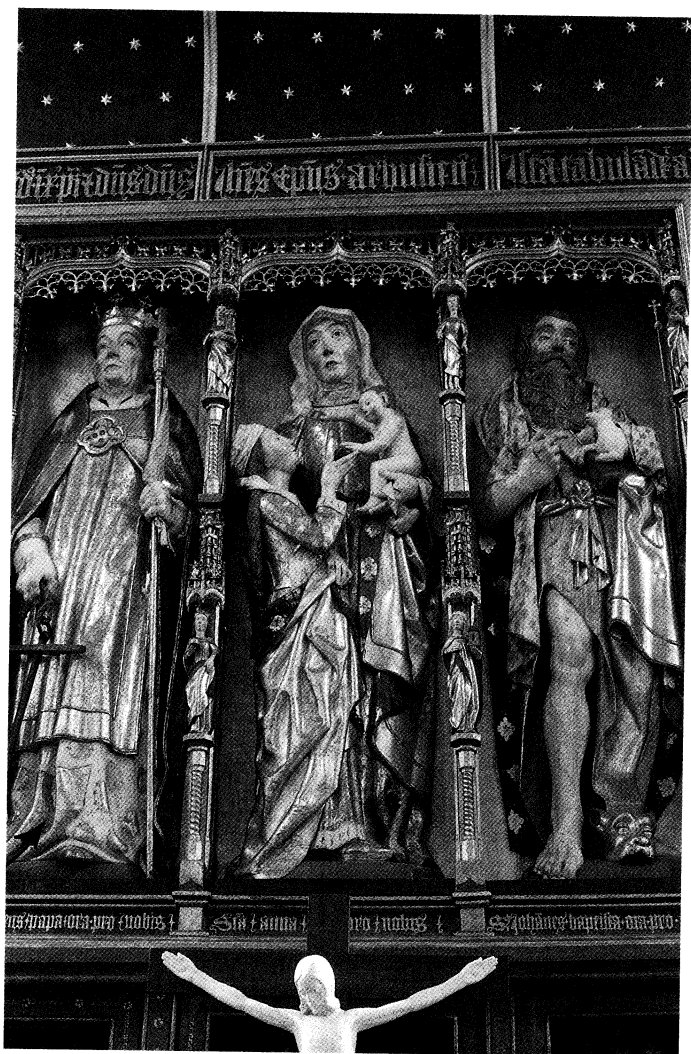


Abb. 7: Hochaltarretabel, Mittelschrein, Århus, Dom (Foto: Guido Thürnagel, Hamburg)



Abb. 8: Triumphkreuz, Johannes Evangelista, Lübeck, Dom (Foto: Helmut Göbel, Lübeck)

Diese Unterschiede waren Hasse nur durch die Annahme eines Stilumbruches im Schaffen Bernt Notkes erklärbar. Da am Revaler Retabel Faltenmotive auftauchen, die charakteristisch für die niederrheinische Bildschnitzkunst sind²¹, sieht Hasse in dieser Gegend die anregende Quelle für den Stilwandel Bernt Notkes. Dieser muß nach Hasse jedoch nicht selbst am Niederrhein gewesen sein. Als möglichen Vermittler der neuen Faltenmotive und Raumfassung bestimmt er Henning van der Heide, an dessen Werken die neuen Motive auffallend häufig zu finden sind.²²

Die These Hasses, Bernt Notke als den Bildschnitzer der Hauptfiguren aller vier Werke zu bezeichnen und die Unterschiede der Figuren durch einen Stilwandel zu erklären²³, bereitet allerdings, schon im Hinblick auf die feinplastische Ausformung der Oberfläche der Schnitzfiguren, Schwierigkeiten. Denn gemäß der These Hasses müßte ein Schnitzer, der die Figuren wie am Lübecker Triumphkreuz nicht sehr weit aus der Bosse herauslöst und die feinplastische Vollendung der groben Holzoberfläche mit der Fassung vornimmt, ein paar Jahre später zu einer detaillierteren Schnitztechnik, wie sie am Revaler Retabel beobachtet werden kann, übergegangen sein. Er hätte dann die Figuren – wenn auch nicht bis in das



Abb. 9: Revaler Retabel, Mittelschrein, Detail, Reval (estn. Tallinn), Heilig-Geist-Kirche (Foto: Anja Rasche, Speyer)



*Abb. 10: St. Georgs-Gruppe, Hl. Georg, Detail, Stockholm, St. Nikolai
(Foto: Bengt A. Lundberg, Riksantikvarieämbetet, Stockholm)*

letzte Detail – mit dem Schnitzmesser einer stärkeren Vollendung zugeführt, um sich in der Fassung zurückzunehmen, obwohl am „Endprodukt“, an der gefaßten Skulptur, kein Unterschied sichtbar wäre. Eine derartige Änderung in der Technik eines Bildschnitzers, der seine Werke selbst faßt, in der kurzen Zeitspanne zwischen der Vollendung des Århuser Retabels 1479 und der Fertigstellung des Revaler Retabels 1483 scheint wenig plausibel. Eher wird Notke für das Revaler Retabel Bildschnitzer beschäftigt haben, denen die niederrheinische Schnitzkunst vertraut war.

Weitere Unterschiede, die sich bei einem Vergleich der Schnitzfiguren zeigen, sprechen ebenfalls dagegen, Bernt Notke als den Schnitzer aller Hauptfiguren der vier großen Arbeiten zu bestimmen.

Zwei Bildschnitzer haben die großen Figuren des Triumphkreuzes und des Lettners ausgeführt (Abb. 8, 11). Zu groß sind die Unterschiede in der Faltenbildung der Gewänder, den physiognomischen Details und der Oberflächengestaltung der Holzoberfläche, was nur durch die Individualität verschiedener Bildschnitzer überzeugend erklärbar ist. Da durch schriftliche Quellen überliefert ist, daß der Schnitzer der Triumphkreuzfiguren, Eggert Swarte, 1474 verstorben war²⁴ – zu diesem Zeitpunkt waren die großen Figuren des Triumphkreuzes schon fertig skulptiert – und die Lettnerfiguren erst nach den Triumphkreuzfiguren entstanden sind, ließen sich die Diskrepanzen durch die notwendig gewordene Beschäftigung eines neuen Bildschnitzers erklären.²⁵

Das Besondere der Triumphkreuzfiguren, ihre klar umrissenen, großzügig angelegten Gesichter, die sich von der kleinteiligen Haar- und Faltengebung absetzen, findet sich weder an den Lettnerfiguren noch an den Figuren des Århuser Retabels. Bei den drei lebensgroßen Århuser Mittelschreinformen, dem hl. Klemens, der Anna selbdritt und Johannes dem Täufer (Abb. 7), sind die Falten weitgehend durch die Standmotive und Raffung der Gewänder bestimmt. Alle Körper sind von schweren, zähfließenden Stoffen umhüllt, was den Figuren ein wuchtiges Aussehen verleiht. Dabei sind die Falten der drei Figuren nicht nur großzügiger, sondern auch räumlicher und runder geformt als die der Triumphkreuzfiguren, obwohl die Århuser Figuren in ihren flachen Nischen auf Vorderansicht reliefmäßig gearbeitet sind.

Anders als bei den Århuser Figuren läßt sich das Standmotiv, die Anlage des Körpers, unter der kleinteiligen Stofffülle der Figuren der



Abb. 11: Lettner, Hl. Nikolaus, Lübeck, Dom (Foto: Helmut Göbel, Lübeck)

Maria und des Johannes (Abb. 8) nur erahnen. Das eine Bein leicht vorgestellt, stehen beide mit geraden Beinen auf ihren Plinthen, was ebenso für Adam und Eva (Abb. 12) gilt. Durch ein leichtes Ausschwingen ihrer Hüften wird der Eindruck eines unsicheren Stehens geweckt. Dagegen hebt sich das nach vorn gestellte, leicht gebeugte Spielbein und die nach außen geschwungene Hüfte unter dem Gewand des hl. Klemens ab, das zudem der Bewegung des Körpers folgt. Auch bei Johannes dem Täufer sind Spiel- und Standbein unterschieden.

Abschließend sei auf die vom Schnitzer im Holz vorgegebene Form der Haare verwiesen. Grundsätzliches läßt sich hier unterscheiden. Beiden Figurengruppen ist eigen, daß die Locken der Fläche verhaftet bleiben und sich nicht raumgreifend entwickeln. Im Gegensatz zu den Århuser Figuren sind die Wellen und Locken der Triumphkreuzfiguren angesichts der überlebensgroßen Figurenmaße jedoch auffallend kleinteilig. Eine andere Konzeption zeigt sich. Das Bart- und Haupthaar von Christus (Abb. 13), die Haare von Johannes und Maria am Triumphkreuz sind in einzelne Strähnen ge-

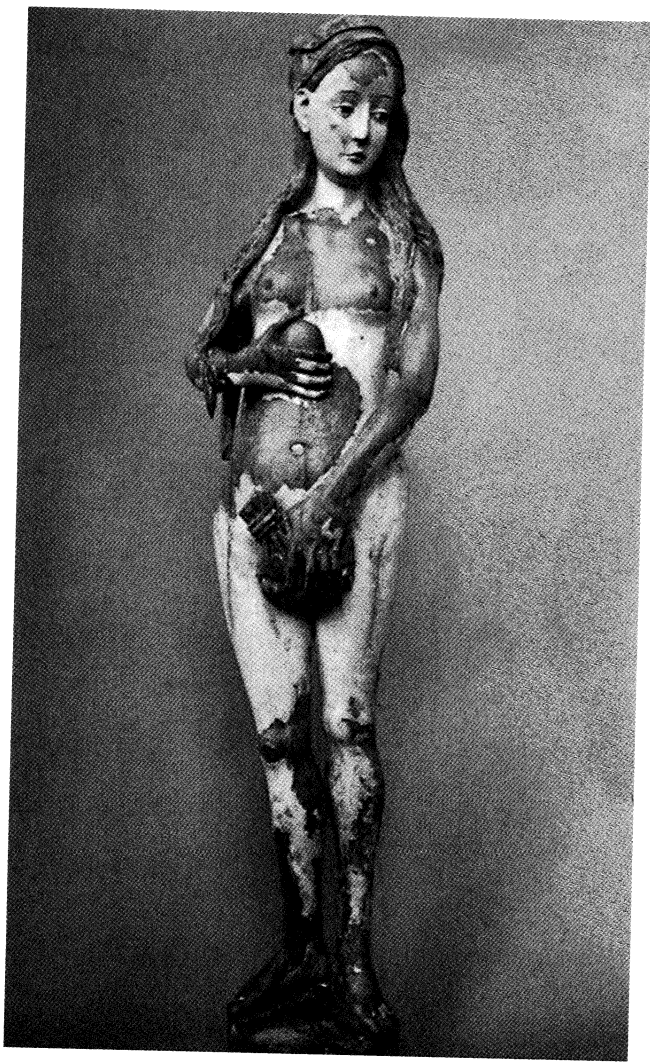


Abb. 12: Triumphkreuz, Eva, Lübeck, Dom (Foto: Helmut Göbel, Lübeck)

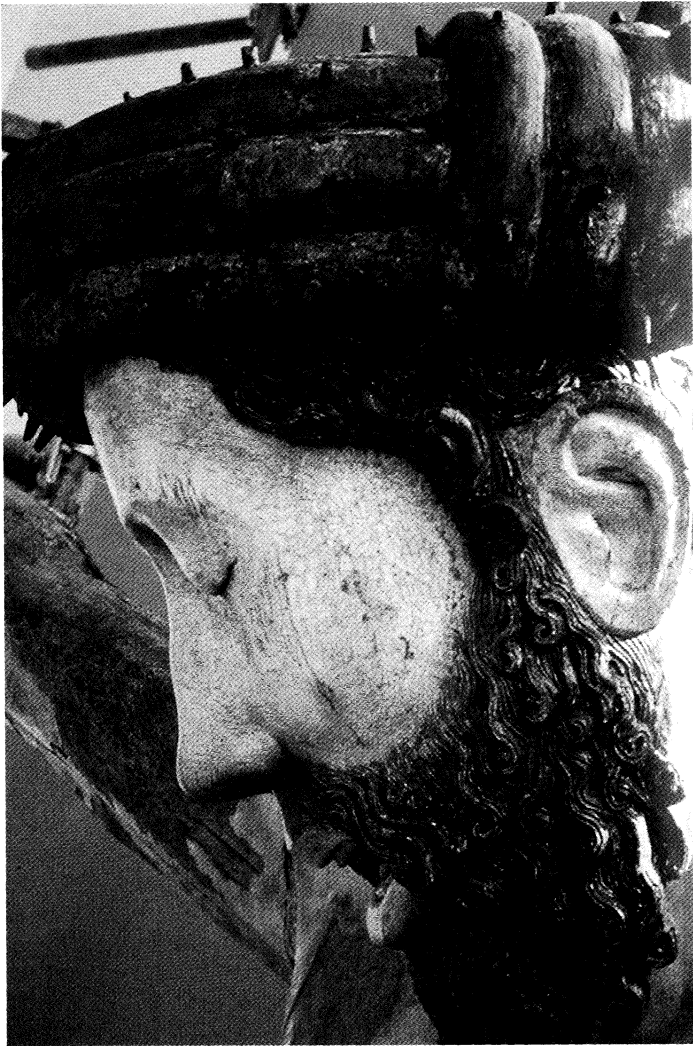


Abb. 13: Triumphkreuz, Christus, Detail, Lübeck, Dom (Foto: Helmut Göbel, Lübeck)

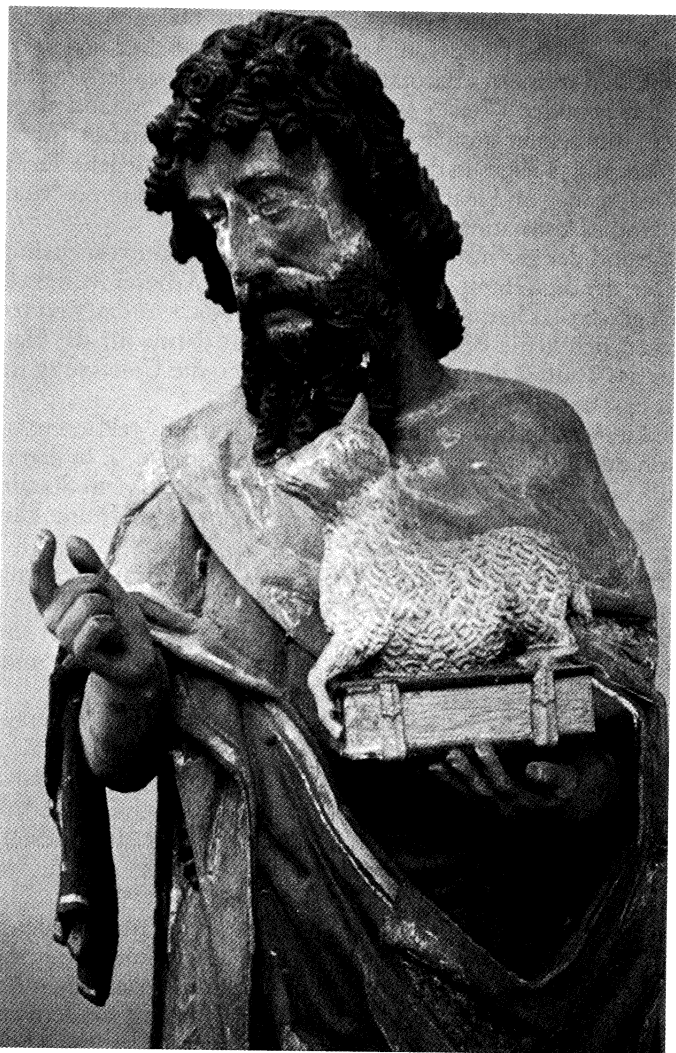


Abb. 14: Lettner, Johannes der Täufer, Detail, Lübeck, Dom (Foto: Helmut Göbel, Lübeck)

teilt, die in kleine Schnecklocken auslaufen. Dagegen wird das Gesicht Johannes des Täufers in Århus von einem Kranz voller Locken gerahmt, sein stilisiertes Barthaar durch dicke, ineinander verschlungene Wellen gebildet. Wieder anders ist das Haar der Johannesfigur des Lettners mit seinen großen Korkenzieherlocken gestaltet (Abb. 14). Somit lassen sich allein in den 70er Jahren drei verschiedene Techniken der Wiedergabe von Haaren und Bärten an den Figuren der Werkstatt Bernt Notkes konstatieren.

Aufgrund der genannten Unterschiede kann nicht von einem Bildschnitzer, der die Triumphkreuzfiguren und die Århuser Mittelschreinfiguren geschnitzt hat, ausgegangen werden. Auch zu den Lettnerfiguren lassen sich keine Bezüge herstellen. Zwar wurde für die Figur Johannes des Täufers derselbe Typus verwendet, die Umsetzung ist aber jeweils eine andere.

Die kleinen Apostelfiguren der Århuser Seitenflügel unterscheiden sich von den großen Mittelschreinfiguren, was sich u. a. in den unterschiedlichen Aushöhlungen, der Körperhaltung und dem Standmotiv zeigt. Sie können nicht von den großen Figuren des Triumphkreuzes und des Lettners abgeleitet werden.²⁶

Verbindungen zu den nachfolgenden Werken lassen sich von den Århuser Figuren ebenfalls nicht ziehen. Vor allen Dingen die in ihren Gesichtern individuell gegebenen Århuser Apostel lassen sich von den Revaler Aposteln mit ihren gleichartig gestalteten Gesichtern und Korkenzieherlocken absetzen.

An allen Aposteln des Revaler Retabels läßt sich das Charakteristische ihrer Kopfbildung ablesen (Abb. 15). Die ausgeprägten Wangenknochen und die breite Stirn markieren das Gerüst des Schädels, über das sich die Haut zu spannen scheint, was den Gesichtern ein kantiges und unbewegtes Aussehen verleiht. Zudem haben alle Apostel spitz zulaufende Nasen, volle Lippen und tief liegende Augen, was die Gleichartigkeit ihrer Gesichter noch unterstützt.

Der Gesichtstypus der Revaler Apostel läßt sich weder von den Århuser Mittelschreinfiguren noch von den Lübecker Triumphkreuzfiguren ableiten. Unterschiede zeigen sich in der räumlich-plastischen Ausprägung der Figuren, die nicht nur an der Haargestaltung, sondern auch an den Gesichtern erkennbar ist. Die betonte Form des kantigen Schädelgerüsts mit einer vorgewölbten Stirn und vorgewölbten Wangen verleiht den Gesichtern der Revaler Figuren einen plastischeren Ausdruck



Abb. 15: Revaler Retabel, Apostel Bartholomäus und Paulus, Reval (estn. Tallinn), Heilig-Geist-Kirche (Foto: Tammepõld, Eesti Kunstimuuseum, Tallinn)

als den Gesichtern der Lübecker Triumphkreuzfiguren. Ebenso zeigt die Gestaltung physiognomischer Details Trennendes. In den ebenmäßigen Gesichtszügen der großen Triumphkreuzfiguren (Abb. 18) sind Wangen und Kinn nur leicht modelliert. Die Augen sitzen nicht wie bei den Revaler Aposteln in tiefen Höhlen mit vorspringenden Brauen, sondern sind in einer flachen Mulde kugelförmig ausgebildet. Die geraden Nasen der Lübecker Figuren lassen sich zudem von den spitz nach oben laufenden Nasen der Revaler Figuren absetzen.

Die grundsätzlichen Unterschiede in der Kopf- und Gesichtsbildung, der Haargestaltung, dem Faltenverlauf der Gewänder, der räumlich-plastischen Auffassung und der detaillierten Gestaltung der Holzoberfläche durch den Schnitzer lassen sich nicht überzeugend durch einen Stilwechsel im Wirken eines Bildschnitzers erklären. Die Triumphkreuzfiguren und die Revaler Mittelschreinfiguren sind von zwei verschiedenen Bildschnitzern gefertigt worden.

Die Zuweisung einer Bildschnitzertätigkeit an Bernt Notke gründet sich seit Roosvals Aufsatz zu Beginn unseres Jahrhunderts vor allen Dingen auf die Zuschreibung der Stockholmer St. Georgs-Gruppe in Anlehnung an die Figuren des Revaler Mittelschreins.²⁷

Da die Revaler Figuren sich stilistisch nicht mit den Lübecker und Århuser Figuren verbinden lassen, stellt sich auch im Hinblick auf die Stockholmer Gruppe die Frage nach den Bezügen zu den übrigen Werken. Denn der von Roosval und Paatz gewiesene Zusammenhang zum Revaler Retabel läßt sich an den Figuren der St. Georgs-Gruppe ablesen. Bezüge finden sich in der räumlich-plastischen Ausbildung der Figuren, der Übernahme niederrheinischer Faltenmotive und Figurentypen sowie in einigen physiognomischen Details, wie z. B. den nach oben geschwungenen Nasen.

Stilistische Verbindungen zu den früheren Arbeiten können dagegen nicht gezogen werden, wie ein Vergleich der beiden etwa gleich großen Figuren der Prinzessin in Stockholm und der Maria Magdalena in Lübeck zeigt (Abb. 16, 17).

Während sich die Figur der Prinzessin durch die Drehung ihres Körpers im Raum behauptet, ist der Körper der Maria Magdalena reliefmäßig gearbeitet, ihr Gesicht frontal ausgerichtet. Auch der Faltenverlauf der Gewänder zeigt Trennendes. Der schwere Brokatstoff des Gewandes der Prinzessin ist in übersichtliche Falten gelegt, welche der Bewegung und Haltung der Figur folgen. Vom v-förmigen Ausschnitt

gehen vier Falten ab, die durch das Raffes des langen Gewandes in Schüsselfalten auslaufen. Obwohl das Gewand der Maria Magdalena ebenfalls durch die Fassung als Brokatstoff charakterisiert ist, erwecken die schmalen Röhrenfalten am Oberkörper den Eindruck eines sehr viel dünneren Stoffes. Kleinteiliger und unübersichtlicher sind außerdem die Falten des zu Boden gerutschten Umhanges. Unterschiede weisen auch die Haare auf. Bei der Prinzessin sind die einzelnen Haarsträhnen in das Holz geschnitzt. In dicken Strängen fällt das Haar in sichelförmigen Wellen herab. Bei Maria Magdalena, wie schon bei Johannes und Christus am Triumphkreuz, laufen die Strähnen in kleine Schneckenlocken aus (Abb. 18).

Verbindendes zeigt der Gesichtstypus der beiden weiblichen Figuren: ein gleichmäßiges Oval mit hoher Stirn, auf die eine Haube bzw. haubenartige Krone gesetzt ist. Verschieden sind dagegen die physiognomischen Details ausgeführt, so z. B. die Nasen. Während die schmale Nase der Prinzessin nach oben schwingt, was auch für den hl. Georg gilt, verläuft die Nase der Maria Magdalena, vergleichbar den Nasen der anderen Triumphkreuzfiguren, gerade und bildet einen kleinen Höcker aus (Abb. 19, 20).

Die Unterschiede in den Einzelheiten der Gesichter und der Haargestaltung, der Raumauffassung und der Faltengebung verweisen auch im Fall des Lübecker Triumphkreuzes und der Stockholmer St. Georgs-Gruppe – obwohl fast zwanzig Jahre zwischen beiden Aufträgen liegen – auf zwei verschiedene Bildschnitzer. Ein so weitreichender Stilwandel im Schaffen eines Bildschnitzers vom Triumphkreuz zur St. Georgs-Gruppe läßt sich auch hier nicht plausibel erklären. Denn gerade von dem Werk, an dem dieser Stilwandel zum ersten Mal und am deutlichsten zu erkennen ist, dem Revaler Retabel, lassen sich keine Verbindungen zum Lübecker Triumphkreuz ziehen. Übereinstimmungen zwischen den Figuren, wie z. B. der Gesichtstypus der Prinzessin und der Maria Magdalena, lassen sich am ehesten durch Vorlagen erklären, die von verschiedenen Personen ihrer individuellen Handschrift entsprechend umgesetzt worden sind.

Während bei den Schnitzfiguren der Arbeiten aus der Werkstatt Bernt Notkes das Trennende überwiegt, können an der Fassung durchgehende Bezüge vom Triumphkreuz und Lettner über die beiden Retabel bis hin zur St. Georgs-Gruppe aufgezeigt werden. Zu nennen wären u. a. die Gewandborten mit den in freier Malerei wiedergegebenen



Abb. 16: Triumphkreuz, Maria Magdalena, Lübeck, Dom (Foto: Helmut Göbel, Lübeck)



Abb. 17: St. Georgs-Gruppe, Prinzessin, Stockholm, St. Nikolai (Foto: Antikvarisk-topografiska arkivet (ATA), Stockholm)



Abb. 18: Triumphkreuz, Maria Magdalena, Detail, Lübeck, Dom (Foto: Helmut Göbel, Lübeck)

Heiligendarstellungen an der Figur des Bischofs Krummedick und der Lettnerfigur des hl. Blasius, die marmorierten Partien der Schreinarchitekturen und die Fremdmaterialien, die in einem bis dahin nicht gekannten Ausmaß Verwendung fanden.

Die Unterschiede, die bei dem Vergleich der Schnitzfiguren deutlich werden, und die Probleme, welche die Annahme eines Stilwandels im Schaffen Bernt Notkes bereitet, sprechen dagegen, ihn als Bildschnitzer zu bestimmen. Die Unterschiede lassen sich viel eher durch die Beschäftigung verschiedener Bildschnitzer erklären, welche nach den Vorgaben des Werkstattleiters die Schnitzfiguren für seine großen Aufträge ausgeführt haben.

Das Verbindende zeigt sich in der Fassung und in der besonderen Arbeitsweise der Werkstatt, wobei von einer engen Zusammenarbeit des Schnitzers und des Faßmalers auszugehen ist, wie es besonders am Triumphkreuz und an der St. Georgs-Gruppe beobachtet werden kann. Denn erst die Fassung bestimmte das endgültige Aussehen der Figuren, so daß der Schnitzer sich nach den Vorgaben des Faßmalers richten mußte. Die Wirklichkeitsnähe der Figuren, die auch nicht vor dem Grausigen zurückschreckt, wird erst durch die Fassung erzielt. Sie erfährt eine Steigerung durch die Verwendung zahlreicher Fremdmaterialien, an der St. Georgs-Gruppe durch die Verwendung von Haaren, Eisenzügeln, Glassplintern und Elchgeweihen. Dem mit dem Fassen einhergehenden letzten Arbeitsgang, dem Zusammensetzen der einzelnen geschnitzten Zierformen der Rüstung des hl. Georg und der zahlreichen Fremdmaterialien auf der Oberfläche des Holzkerns der Figuren, kommt die endgültige plastische Ausformung und die Bestimmung des Aussehens der Gruppe zu. Der Faßmaler, nicht der Bildschnitzer, verleiht dadurch der künstlerischen Konzeption ihre anschauliche Umsetzung. Dieser letzte Arbeitsgang wird in der leitenden Hand desjenigen gelegen haben, nach dessen Ideen und Vorgaben die Werke entstanden sind. Da sich zudem die besonderen Merkmale der Fassung an allen Werken wiederfinden, läßt sich Bernt Notke als Faßmaler festmachen.

Trotz der engen Verflechtung von Fassung und Skulptur müssen beide Arbeitsgänge nicht notwendigerweise in einer Hand gelegen haben. Durch die besondere Werkstattstruktur, die eine enge Zusammenarbeit des Werkstattleiters mit fähigen Bildschnitzergesellen ermöglichte, war die Voraussetzung gegeben, die Figuren, wie im Fall des



Abb. 19: Triumphkreuz, Maria Magdalena, Seitenansicht, Detail, Lübeck, Dom (Foto: Helmut Göbel, Lübeck)



Abb. 20: St. Georgs-Gruppe, Prinzessin, Seitenansicht, Detail, Stockholm, St. Nikolai (Foto: Antikvarisk-topografiska arkivet (ATA), Stockholm)

Triumphkreuzes, nur soweit vorbereiten zu lassen, daß sie den Vorstellungen Bernt Notkes entsprechend mittels der Fassung vollendet werden konnten.

Bernt Notke war demnach Leiter einer Werkstatt, in der Bildschnitzer- und Malergesellen beschäftigt waren. Er selbst hat sich nicht als Bildschnitzer betätigt. Nur als Faß- und Tafelmaler, der, wie der Revaler Totentanz zeigt, auch Aufträge für die Bemalung von Leinwand erhalten hat, läßt er sich sicher bestimmen. ■

Anmerkungen:

- ¹ Schriftliche Belege für die Entstehung der Retabel in Århus und Reval in der Werkstatt Bernt Notkes sind gegen Ende des 19. Jahrhunderts bekannt gemacht worden. Vgl. A. Hagedorn: Der Maler Bernt Notke, in: Mittheilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde 3 (1887-1888), S. 219-220; Friedrich Amelung: Revaler Alterthümer, Reval 1884, S. 44. Den Fund im Revaler Archiv machte Theodor Schiemann.
- ² Bis auf die Stockholmer St. Georgs-Gruppe, deren Restaurierung in den 30er Jahren beendet war, sind alle übrigen Werke in den 60er und 70er Jahren restauriert worden.
- ³ Diese erfolgte im Rahmen meiner Dissertation; vgl. Kerstin Petermann: Bernt Notke: Arbeitsweise und Werkstattorganisation im späten Mittelalter, Berlin 2000.
- ⁴ Vgl. Johnny Roosval: Die St. Georgs-Gruppe der Stockholmer Nikolaikirche im Historischen Museum zu Stockholm, in: Jahrbuch der Königlich Preussischen Kunstsammlungen 27 (1906), S. 106-117.
- ⁵ Erik Moltke: Bernt Notkes altertavle i Århus domkirke og Tallinntavlen, 2 Bde., Kopenhagen 1970.
- ⁶ Anlässlich eines Vortrages auf dem internationalen Kolloquium „Malerei und Skulptur des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit in Norddeutschland“ im Oktober 1996. Die Veröffentlichung der Vorträge ist in Vorbereitung.
- ⁷ Walter Paatz: Bernt Notke und sein Kreis, Berlin 1939, S. 39.
- ⁸ Vgl. Max Hasse: Bildschnitzer und Vergolder in den Zünften des späten Mittelalters, in: Jahrbuch der Hamburger Kunstsammlungen 21 (1976), S. 31-42, hier S. 32-33; Max Hasse: Das Verhalten der Lübecker Maler und Bildschnitzer während der Krisenzeit zu Anfang des 16. Jahrhunderts nebst einem Verzeichnis der damaligen Mitglieder des Lübecker Maleramtes, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 62 (1982), S. 49-86, hier S. 49.
- ⁹ Vgl. die Wiedergabe der schriftlichen Erwähnungen bei Paatz (wie Anm. 7), Dokumentenanhang, Nr. 2, 4 u. 6. Die für den Altar der hl. Agnes in der Kirche des Frankfurter Heilig-Geist-Hospitals gedachte Tafel hat sich nicht erhalten.
- ¹⁰ 1475 bemalte Bernt Notke Wagen, Zelte und Banner mit dem Wappen des Kaisers und der Stadt Lübeck, die als Unterstützung für die von dem burgundischen Herzog Karl dem Kühnen belagerte Stadt Neuss gedacht waren, 1479 bemalte er das Banner der Lüneburger Ratsposaune. Ebda., Dokumentenanhang, Nr. 8.
- ¹¹ Zu den Inschriften vgl. Eike Oellermann: Das Triumphkreuz von Bernt Notke im Dom zu Lübeck: ein Fundbericht, in: Kunstchronik 26 (1973), S. 93-96; ders.: Das

Triumphkreuz von Bernt Notke im Dom zu Lübeck: zweiter Fundbericht, in: *Kunstchronik* 27 (1974), S. 419-427; Max Hasse: Das Pergament zu Bernt Notkes Triumphkreuz im Lübecker Dom, in: *Kunstchronik* 26 (1973), S. 389-392.

- ¹² Die Quellen für das Århuser Retabel sind: ein Briefentwurf des Lübecker Rates an den Århuser Bischof vom 20. Dez. 1478, in dem – wohl als Antwort auf einen Beschwerdebrief aus Århus – die Gewährung eines weiteren Vorschusses für Bernt Notke für eine „kosteale tafele“, die dieser in Auftrag genommen hat, erbeten wird, sowie eine 1482 von Bernt Notke unterzeichnete Quittung mit der Bestätigung, für alles bezahlt worden zu sein. Wortlaut und Höhe der genannten Zahlung verweisen darauf, daß Bernt Notke das gesamte Retabel in Auftrag genommen hat. Vgl. Paatz (wie Anm. 7), Dokumentenanhang, Nr. 9 u. 13. Auch in den beiden Briefen Bernt Notkes an den Revaler Rat, in denen er den Rat 1484 bittet, sich bei den Vorstehern der Heilig-Geist-Kirche für eine noch ausstehende Zahlung einzusetzen, ist von einer „tafel“ und nicht von einzelnen Teilen die Rede, die Bernt Notke nach Reval geliefert hat. Ebda., Dokumentenanhang, Nr. 20 u. 21.
- ¹³ So von Paatz (wie Anm. 7), S. 39, als Argument für eine Bildschnitztätigkeit Bernt Notkes herangezogen.
- ¹⁴ Ebda., S. 121-122.
- ¹⁵ Vgl. Max Hasse: Bernt Notke, in: *Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 24 (1970), S. 19-60, hier S. 42-56. Die Zuschreibung der Triumphkreuzfiguren an Bernt Notke schon in: ders., *Die Wiederherstellung der Triumphkreuzfiguren im Lübecker Dom*, in: *Kunstchronik* 1-2 (1948-49), S. 98-100.
- ¹⁶ Zur mittelalterlichen Schnitztechnik, der sog. Blocktechnik, vgl. Arnulf von Ulmann: *Bildhauertechnik des Spätmittelalters und der Frührenaissance*, Darmstadt 1984, S. 26-27.
- ¹⁷ Eine genaue Beschreibung des Schnitzvorganges der Triumphkreuzfiguren findet sich bei Eike Oellermann, *Bernt Notke, dessen Geschichte und Restaurierung*, in: *Triumphkreuz im Dom zu Lübeck: ein Meisterwerk Bernt Notkes*, Wiesbaden 1977, S. 55-72.
- ¹⁸ Vgl. Erik Skov/Verner Thomsen: *Bernt Notkes altertavle i Århus-domkirke: nye undersøgelser*, in: *Polykrom skulptur og maleri på træ*, hrsg. von Steen Bjarnhof und Verner Thomsen, Kopenhagen 1982, S. 142-162, hier S. 156.
- ¹⁹ Vgl. N. Bregman/O. Lelekowa: *Die Restaurierung des Altars von Bernt Notke in Tallinn*, in: *Internationales Kolloquium zum Werk des Bernt Notke anlässlich der Restaurierung der Triumphkreuzgruppe im Dom*, Lübeck 22.-24. Sept. 1976, hrsg. von Gesine Taubert, o.O., o. J. [Lübeck 1977?], S. 126-133, hier S. 128. So sind die Gelenke, Fingernägel und Adern nicht nur in der Grundierung geformt, sondern auch geschnitzt worden.
- ²⁰ Hasse (wie Anm. 15), S. 44.
- ²¹ Auch der Frauentypus heiliger Jungfrauen ist niederrheinischen Vorbildern entlehnt, besonders im Hinblick auf die Haargestaltung. Bei der Hl. Katharina und der Hl. Dorothea in der Kehle des Mittelschreinrahmens gehen die Haare in mehreren Strängen symmetrisch vom Gesicht ab und sind in breiten Wellen nach hinten geführt.

- ²² Hasse (wie Anm. 15), S. 47. Die Motive finden sich bei Henning van der Heide z. B. auf dem Beweinungsrelief des Retabels in Rytterne, um 1490, an der Pietà des St. Annen-Museums, Lübeck, am Fronleichnamretabel von 1496 im St. Annen-Museum. – Zur Frage der Zuschreibung des Retabels in Rytterne vgl. den Beitrag von Jan Svanberg in diesem Band.
- ²³ Ebda., S. 42 ff. Hasse betont natürlich, daß die Figuren nicht bis in alle Einzelheiten allein von Notke ausgeführt seien. In seiner Aufzählung der Werke Notkes verweist er auf Gehilfenarbeiten, so am Beispiel der Århuser Apostel, einiger Figuren des Triumphkreuzes und der Figuren des Lettner, wobei er nicht ausschließt, daß Notke einige dieser Figuren noch übergangen haben könnte.
- ²⁴ Vgl. Paatz (wie Anm. 7), Dokumentenanhang, Nr. 7.
- ²⁵ Daß das Triumphkreuz und der Lettner in einer Werkstatt entstanden sind, darauf verweisen vor allem die Fassungen, an denen Bezüge festgestellt werden können.
- ²⁶ Nur an den beiden Heiligen, welche die kleinen Stifterfiguren am Triumphkreuz empfehlen, können Bezüge, besonders zur Figur des Århuser Paulus, aufgezeigt werden, und zwar in den Gesichtern, der Bartgestaltung, dem einen zu groß proportionierten und einzig sichtbaren Fuß unterhalb des Gewandsaumes. Darauf macht auch Hasse (wie Anm. 15), S. 52, aufmerksam. Vielleicht hat der Schnitzer der Århuser Apostelfiguren einige der kleinen qualitätvolleren Figuren des Triumphkreuzes gefertigt, zu denen noch die Figur des Jonas und des Apostels Paulus sowie der Markus-Stier und Lukas-Löwe zu zählen wären.
- ²⁷ Vgl. Roosval (wie Anm. 4), S. 106-117.

Jan Svanberg

Der Altarschrein von Rytterne: ein vergessenes Werk Bernt Notkes in Schweden

Der Altarschrein, den wir hier diskutieren werden, befindet sich in der Kirche von Rytterne, am nördlichen Ufer des Mälarsees, nördlich von Västerås, und etwa 100 km von Stockholm entfernt. Es ist ein Doppeltriptychon, d. h., es hat doppelte Flügel. Der Schrein hat eine Höhe von 170 cm und die Breite des Corpus (des Mittelstücks) ist 144 cm; er trägt eine reliefartige bemalte Darstellung der Gregorsmesse. Die Innenseiten der Innenflügel haben auch polychrome Reliefdarstellungen: links oben die Beweinung Christi, rechts oben die Kreuzabnahme, darunter vier Heiligengestalten – und zwar links (unter der Beweinung) die hl. Birgitta und ihre Tochter, die hl. Katharina von Vadstena, rechts (unter der Kreuzabnahme) der hl. Laurentius und der hl. Paulus. Es stehen sich also zwei weibliche schwedische Heilige und zwei männliche „internationale“ Heilige gegenüber. Die Außenseiten der Innenflügel und beide Seiten der Außenflügel trugen Malereien, die nicht mehr erhalten sind. Das Material aller Teile des Schreins ist Eichenholz. 1996 wurde der Altarschrein von Konservator Peter Tångeberg restauriert.

Wir wenden uns nun der zentralen Szene des Schreins zu. Hier ist die Gregorsmesse in einmaliger Weise dargestellt. Der Papst kniet vor einem Altar, der ungewöhnlich niedrig ist, weil er gleichzeitig ein Grab darstellt, aus welchem Christus auferstanden ist. Die Deckplatte des Grabes liegt schräg, darauf steht Christus und zu seinen Füßen ein Kelch, welcher das Blut des Heils aus den Passionswunden Christi aufängt. Durch diese Offenbarung Christi während der Messe erhält eine an der Transsubstantionslehre zweifelnde Frau in der Gemeinde von Papst Gregor die Bestätigung, daß dieses Wunder sich in jeder Messe vollzieht. Darstellungen des Messewunders Gregors waren im Spätmittelalter sehr häufig, weil solche Bilder Ablaß erwirkten. Für die

Stiftung eines solchen Bildes konnte man sogar vollständigen Ablauf bekommen. Während aber in allen anderen Darstellungen der Gregorsmesse der Heiland als eine kleine Figur auf einem Altar von normaler Höhe erscheint, ist Christus in Rytterne in derselben Größe wie die Menschen der Messeszene dargestellt, ja, der Schmerzensmann ist die größte und dominierende Figur der Szene.

Er hält einen Balken des Kreuzes und die Lanze, die ihm die Wunde in der Seite zugefügt hat, auf die er jetzt mit der rechten Hand zeigt. Er trägt einen kurzen Lendenrock, Mantel und Dornenkrone. In hierarchischer Ordnung umstehen den Papst je zwei Kardinäle und Bischöfe. Hinter dem knieenden Papst steht ein Kardinal, der ihm die Tiara hält, während seine Augen auf das Meßbuch gerichtet sind, das der Bischof zu seiner rechten Seite ihm entgegenhält. Auch in der anderen Gruppe hält ein Bischof das Meßbuch, aus welchem er und der andere Kardinal die Messe lesen und singen.

Hinter den Teilnehmern an der Messe sind 5 Büsten und 4 Attribute der Leidensgeschichte dargestellt. Alle gehören zu den sogenannten *arma Christi* und kommen in vielen anderen entsprechenden Abbildungen vor. Links ist die Büste von Petrus, der seinen Meister gegenüber dem Dienstmädchen des Hohepriesters, dessen Büste wir ebenfalls sehen, verleugnet. Dann folgen das Schwert, mit dem Petrus das Ohr von Malchus abgeschlagen hat, die Martersäule Christi und die Leiter. Rechts sehen wir auf dem Schreinrücken die Büsten des Landpflegers Pilatus, des Königs Herodes und des Hohepriesters Kaiphas. Vor dem letztgenannten sind die 30 Silberlinge abgebildet, mit denen der Hohepriester den Verrat des Judas erkaufte. Es sind genau 30 runde Formen geschnitzt – man kann sie nachzählen. Oberhalb der *arma Christi* sind die Baldachine mit reichen spätgotischen Formen wie Eselsrückenbogen, Kreuzblumen usw. dekoriert. Der jüdische Hohepriester trägt eine Bischofsmitra, wie es auf (spät)mittelalterlichen Darstellungen üblich ist.

Die zwei Reliefszenen auf den Flügeln haben die für die Kreuzabnahme bzw. die Beweinung normale Ikonographie. In der ersten von diesen beiden Szenen sehen wir, wie Nicodemus und Josef von Arimathia den Körper Christi tragen, wie Maria links die blutige Hand des toten Sohnes berührt und dabei von Johannes gestützt wird. Rechts steht Maria Magdalena. In der anderen Reliefhälfte hält die Mutter ihren toten Sohn und wird von den zwei anderen Marien und von Jo-



Abb. 1: Gregorsmesse / Auferstehung. Korpus des Altarschreins in der Kirche von Rytterne, Schweden. (Foto: Jan Svanberg)

hannes umgeben. Die Trauer dieser Menschen wird in ihren Augen und Gesten ausgedrückt.

Dank der hohen künstlerischen Qualität der Skulpturen ist der Schrein in Rytterne von den Kunsthistorikern oft diskutiert worden. Sowohl schwedische und deutsche als auch dänische und norwegische Forscher haben über die Attribution des Schreins geschrieben. Alle waren einig, daß er von einem Lübecker Meister geschaffen wurde, aber es hat verschiedene Auffassungen über die Identität des Meisters gegeben.

Der erste Kunsthistoriker, der den Schrein von Rytterne bemerkte, war der Schwede Andreas Lindblom. In seinem Buch über Norddeutsche Skulpturen und Malereien in Schweden schrieb er die Arbeit an den Skulpturen des Schreins dem sogenannten „Imperialissima-Meister“ zu, den er in diesem Buch als Künstlergestalt einführte.¹ Zugleich aber meinte er, daß der fein gearbeitete Kopf des Papstes Gregor von Bernt Notke geschnitzt sei. Zehn Jahre später indessen attribuierte Carl Georg Heise in seinem Werk über Lübecker Plastik den Altarschrein in Rytterne dem Künstler Henning von der Heide, dem führenden Schüler und Nachfolger Bernt Notkes in Lübeck.² Diese Zuschreibung wurde von den meisten Forschern akzeptiert, von Deutschen wie auch von Skandinaviern – so von Pinder,³ dem Dänen Thorlacius-Ussing,⁴ dem Norweger Eivind Engelstad⁵ und dem Schweden Johnny Roosval⁶. Auch Walter Paatz teilte in seinem großen Buch über Bernt Notke diese Auffassung.⁷

Nach dem Krieg folgte Max Hasse ebenfalls dieser Ansicht, daß der Altarschrein in Rytterne ein frühes Werk von Henning von der Heide (dem älteren) sei.⁸ Aber Aron Andersson fand es „angemessen, zu vermuten, daß dieser Altarschrein ein Werk der Werkstatt Bernt Notkes sein könnte“.⁹ Gerhard Eimer schließlich ging noch einen Schritt weiter, indem er in seiner Notke-Monographie den Schrein geradewegs Notke selber zuschrieb.¹⁰

Als Anknüpfungspunkt für die über 50 Jahre geltende Zuweisung des Altarschreins von Rytterne an Henning von der Heide (dem älteren) können als urkundlich belegte Werke nur zwei Stücke dienen. Das erste ist der Fronleichnamsaltar aus der Burgkirche in Lübeck und das zweite eine St. Georgsgruppe aus der Kapelle des St. Georgshospitals, die beide jetzt in Lübeck im St. Annen-Museum aufbewahrt werden. Henning von der Heide erhielt seine Bezahlung für das erste Werk



Abb 2: Beweinung Christi. Relief auf dem linken Flügel des Altarschreins in der Kirche von Rytterne, Schweden. (Foto: Jan Svanberg)

durch die Fronleichnamsbruderschaft im Jahre 1496 und 1497 und für den hl. Georg 10 Jahre später. Der gut erhaltene Fronleichnamsaltar ist ein doppeltes Triptychon genau wie der Altarschrein von Rytterne und hat auch das gleiche zentrale Motiv. Aber auf dem Fronleichnamsaltar ist die Gregorsmesse in der konventionellen Art vieler anderer spätgotischer Arbeiten dargestellt: Der Papst kniet vor einem normalen Altar, auf dem die heiligen Gefäße vor einem Retabel stehen; Christus erscheint auf dem Altar in der gewöhnlichen Form einer kleinen Figur. Unter den Personen, die den Papst umgeben, erkennt man Priester und zwei Bischöfe, von denen einer die Tiara des Papstes hält und der andere aus einem Meßbuch liest oder singt.

Genauso ist dies in Rytterne und anderen Darstellungen dieser Wundermesse, weil es die Realität einer vom Papst zelebrierten Messe darstellt. Aber wir sehen auf dem Fronleichnamsaltar Repräsentanten der niederen Geistlichkeit die Szene zahlenmäßig dominieren, während Kardinäle völlig fehlen. In Rytterne hingegen umgeben die Kardinäle den Papst, wobei einer seine Tiara hält, und die Bischöfe sind der niedrigste geistliche Rang, der überhaupt in dem Kunstwerk vertreten ist. Hier sind die Figuren im Verhältnis größer und ihre Gesichter mehr individualisiert; sie sehen wie Porträts von bestimmten Prälaten aus – besonders der Papst, aber auch die zwei Kardinäle und Bischöfe.

Für die Klärung Urheberschaftsfrage für den Altarschrein in Rytterne ist die große gemalte Gregorsmesse Bernt Notkes in der Marienkirche zu Lübeck das beste Vergleichsobjekt. Sie wurde von allen Forschern dieses Jahrhunderts eindeutig als sein Werk bezeichnet – vielleicht sein letztes Werk, um 1500 gemalt. Leider wurde sie 1942 im Bombenangriff auf Lübeck durch Brand zerstört. Aber es gibt gute Photos von allen Einzelheiten dieses hervorragenden Werkes, die ein Jahr vor der Zerstörung in Carl Georg Heises Monographie über die Gregorsmesse publiziert wurden.¹¹

Die Lübecker Malerei hatte die für eine Gregorsmesse gewöhnliche Ikonographie, d. h. der Papst vor einem Altar kniend, auf dem der Heiland als eine kleine Figur erscheint. Papst Gregor ist von hohen Prälaten umgeben – ja, hinter dem Altar steht sogar ein Laie (den Paatz als ein Selbstporträt von Bernt Notke deutete). Papst Gregor und die umgebende Kardinäle und Bischöfe haben scharf charakterisierte Gesichter und sehen wie ausgeprägte, keineswegs nur sympathische Persönlichkeiten aus: Menschen mit Willen und Macht. Diese Gesichter

haben mehr Verwandtschaft mit denen der Prälaten in Rytterne als mit den normal Typisierten Gesichtern im Fronleichnamsaltar. Die Individualisierung der Gesichter ist ein Merkmal Notkes das wir auch in Rytterne sehen, obwohl sie da nicht so weit geführt ist wie in der Lübecker Gregorsmesse. Hier erkennen wir auch die *arma Christi* zu beiden Seiten des Heilands, die ihn auch im Rytterne-Schrein umgeben – ja, sogar dieselbe Darstellungen wie in Rytterne, u. a. von der Büste des Petrus gegenüber dem Dienstmädchen des Hohepriesters, von seinem Schwert, an dem noch das blutige Ohr von Malchus klebt, und von



Abb 3: Kreuzabnahme Christi. Relief auf dem rechten Flügel des Altarschreins in der Kirche von Rytterne, Schweden. (Foto: Jan Svanberg)

den 30 Silberlingen. Obwohl ein großer Unterschied besteht zwischen der „normalen“ Lübecker Gregorsmesse und der einmaligen Kombination einer Gregorsmesse mit einer Auferstehung Christi in Rytterne, haben der kleine Schmerzensmann in der Lübecker Malerei und der große Schmerzensmann in Rytterne bestimmte Ähnlichkeiten in der Darstellung des Gesichts und der Anatomie mit der allzu großen Brust im Verhältnis zu Unterkörper und Beinen. Das machtvolle Gesicht

Christi dieser beiden Darstellungen erinnert auch an andere Christusfiguren von Notke, vor allem an diejenige des großen Triumphkreuzes im Dom zu Lübeck. Auch bei dem leidenden Christus betont Notke, daß er eine heroische Kraft hat.

Alle diese Ähnlichkeiten zwischen zentralen, unbestrittenen Werken Notkes und dem Altarschrein in Rytterne sprechen meiner Meinung nach stark für ihn als Urheber auch dieser Arbeit. Das wichtigste Argument ist indessen die Einmaligkeit der Darstellung in Rytterne, wo eine Gregorsmesse mit einer Auferstehung kombiniert ist. Eine so originelle Lösung kann man nur von einem so großen Meister erwarten. Auch in Stockholm hat Notke ein einmaliges Kunstwerk geschaffen, als er die überlebensgroße St. Jürgen-Gruppe in der Stockholmer Stadtpfarrkirche schuf. Diese große Skulpturengruppe, die von dem Reichsverweser Schwedens, Sten Sture d.ä., gestiftet worden war, wurde 1489 eingeweiht. In den folgenden Jahren ist Bernt Notke urkundlich in Stockholm belegt. In dieser Zeit, das heißt in den 90iger Jahren des 15. Jahrhunderts hat er auch den Altar-Schrein für die Pfarrkirche von Rytterne geschaffen. Diesmal war der Stifter – der damalige Besitzer des Gutes von Rytterne – ein Freund und Parteigänger von Sten Sture. ■

Anmerkungen:

- ¹ Andreas Lindblom: Nordtysk skulptur och måleri i Sverige från den senare medeltiden, Stockholm 1916, S. 14 Anm. 5 und S. 16.
- ² Carl Georg Heise, Lübecker Plastik, Bonn 1926, S. 11 und 16.
- ³ Wilhelm Pinder: Die deutsche Plastik vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance, Tl. 1-2, Potsdam 1929 (Handbuch der Kunstwissenschaft), S. 427 u. 449.
- ⁴ Viggo Thorlacius-Ussing: Ett par arbejder af Henning von der Heide, in: Fornvännern 1930, S. 100.
- ⁵ Eivind Stenersen Engelstad: Bernt Notkes Elever, in: Universitetets Oldsaksamlings Årbok (Oslo) 1933/34, S. 30
- ⁶ Johnny Roosval: Henning von der Heide, in: Konsthistorisk tidskrift 5 (1936), S. 6-8.
- ⁷ Walter Paatz, Bernt Notke und sein Kreis, Berlin 1939, S. 150f. und 366f.
- ⁸ Max Hasse: Lübecker Maler und Bildschnitzer um 1500, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 3 (1964), S. 285-318, 4 (1965), S. 137-156.
- ⁹ „... fair to suggest that this reredos could be the product of Notkes workshop.“ (Aron Andersson, Medieval Wooden Sculpture in Sweden, Bd III: Late Medieval Sculpture, Stockholm 1980, S. 136.
- ¹⁰ Gerhard Eimer: Bernt Notke: das Wirken eines niederdeutschen Künstlers im Ostseeraum, Bonn 1985. S. 130-134, 164f.
- ¹¹ Carl Georg Heise: Die Gregors-Messe in St.Marien in Lübeck, o.O., 1933.

Helena Risthein

Über die Altäre der Kirchen in Pönal/Lääne-Nigula und Karmel/Kaarma

Das Gebiet des heutigen Estlands erfuhr im Mittelalter bekanntlich Impulse sowohl aus Skandinavien als auch Norddeutschland. Zur Blütezeit der Hanse reichte die Einwirkung der norddeutschen Kunst vom Ostseeraum bis in die Breiten des subpolaren Norwegens. Aber auch die älteren Einflüsse dauerten fort. Enge Beziehungen bestanden zu Schweden und besonders Gotland. In der dortigen Kunst der Hochgotik unterscheidet man französische, englische und italienische Strömungen – man spricht im Norden in diesem Zusammenhang sogar von einer Gegen- oder Kontergotik. Während der Spätgotik spielten die Niederlande eine wachsende Rolle. Deren Kunst zusammen mit derjenigen Süddeutschlands und des Niederrheins gab auch in der norddeutschen Spätgotik den Ton an.

In Estland sind Lübecker Altäre nicht so zahlreich erhalten geblieben wie etwa in Schweden. Die Schaffung der erforderlichen Aufbewahrungsbedingungen sollte deshalb eigentlich leichter sein, aber leider ist in dieser Hinsicht noch mancher Rückstand aufzuholen. Meines Erachtens wären vor allem eine engere Zusammenarbeit unserer Restauratoren mit ICCROM (Centre for the Study of the Preservation and the Restoration of Cultural Property) mit schwedischen Zentren, den Spezialisten des St. Annen-Museums in Lübeck und das Kennenlernen der dortigen reichen Erfahrungen wertvoll. Die Aufgaben sind ja sehr oft ähnlich. Da viele der in Estland befindlichen Werke der Holzschnitzkunst einer Restaurierung sowie einer vorangehenden oder gleichlaufenden Untersuchung mit modernen Methoden bedürfen, ist eine Zusammenarbeit mit technisch bestens ausgerüsteten deutschen Einrichtungen (München, Dresden) erforderlich.

Unter den für den Ostseeraum oder auch die sogenannte Hansekunst charakteristischen Beispielen nennt man in Estland öfter die Al-

täre Hermen Rodes und Bernt Notkes in den Kirchen der Hauptstadt oder das Fragment des „Totentanzes“. Aber noch vor relativ kurzer Zeit konnten mit dem Kreis um Notke verbundene Werke in drei Dorfkirchen gesehen werden und zwar in Keinis (estn. Käina), Pönal (estn. Lääne-Nigula) und Karmel (estn. Kaarma). Natürlich muß zugegeben werden, daß sich diese großartigen Werke wohl ursprünglich in größeren Zentren befunden haben und erst nach der Reformation in Dorfkirchen übergeführt wurden. Dabei dürfte es kennzeichnend sein, daß zwei dieser Kirchen auf den Inseln stehen. Dagö (estn. Hiiumaa) und besonders Ösel (estn. Saaremaa) sind erstaunlich reich an Kunstschätzen; es kann sein, daß diese Inseln weniger Verluste hinzunehmen hatten – genau wie Gotland – weil das Meer sie behütete.

Die Altäre in Karmel und Pönal können von allgemeineren Beziehungen und Prozessen einer bestimmten Periode der Kunstgeschichte zeugen. Die beiden Werke haben im Lauf der Zeit die Aufmerksamkeit deutscher, schwedischer, estnischer und russischer Forscher oder Restauratoren gefesselt.

Die Altäre haben mehrere Veränderungen durch Bildersturm, Renovierung, oder Kriege erlebt. Entsprechend dem jeweiligen Zeitgeist und -geschmack, in Abhängigkeit von den Fähigkeiten der erreichbaren Restauratoren und Handwerker, hat das Aussehen der Altäre sich gewandelt. Im Bestreben, mich in all diesem zurechtzufinden, stehe ich noch am Anfang.

18 Kilometer von Hapsal (estn. Haapsalu) entfernt befindet sich das Gotteshaus von Pönal. Vom ursprünglichen Bauwerk sind der Chorteil im Übergangsstil, die Mauern und das frühgotische Portal mit becherförmigen Knospenkapitellen auf dem Kämpfer erhalten. An Malereien wurden Rebenmotive und ziegelrote Strichrustika entdeckt.¹ Die Kirche hat stark unter dem Brand von 1809 gelitten. Über dem Hauptaltar befindet sich das Gemälde eines Petersburger Akademiemitglieds aus dem XIX. Jahrhundert („Auferstehung“), an der Predella eine Kopie des „Heiligen Abendmahls“ von Leonardo da Vinci.

Der alte Flügelaltar aus Pönal gelangte 1921 in das Tallinna Eesti muuseum [Estnisches Museum Tallinn] nach Reval (estn. Tallinn). Geschlossen betragen seine Ausmaße 188 x 149 cm. Während des Zweiten Weltkriegs wurde der Altarschrank mit dem Flügelpaar vernichtet. Zum Glück sind drei mittlere Statuen erhalten geblieben. Erinnern wir uns aber, daß nach Hans Sedlmayr und Herbert Schindler ein Schnitz-

altar ein Raum im Raum, eine Kleinarchitektur, eine Kathedrale aus Holz ist, und wie die Kathedrale selbst dient er der symbolischen Vergegenwärtigung des Himmlischen Jerusalem.²

Auf einem alten Reprofoto sind die Gottesmutter mit dem Kind (Abb. 1a/b; 129 cm hoch), der Schutzheilige der Kirche, St. Nikolaus (EKM S 202; 137 cm hoch), und der (124 cm hohe) hl. Johannes Evangelista (Abb. 2) an ihren alten Standorten zu sehen. Man hat in ihnen auch Symbole für die Menschenalter gesehen: Christkind als Kindheit, Johannes als Mannesalter und Nikolaus als Lebensabend. Zwischen den drei zentralen Figuren haben ursprünglich Säulen gestanden, möglicherweise auch kleine Gestalten. Die Nimben mit den Inschriften sind im Hintergrund zu sehen. Auf dem Foto ist zu erkennen, daß ein Teil des Maßwerks fehlt.

Die auf handwerklichem Niveau ausgeführten Malereien „Grablegung“ und „Auferstehung“ an den Innenflügeln des Altars wurden im Zeitalter des Barocks hinzugefügt, das betrifft auch die darunter stehenrnm Insdýiften sowie die im oberen Teil der Flügel befindlichen Wappen der Grundherren, die die Erneuerung veranlaßten (Uexküll, Titver, Hoese und Farensbach).³ Was aber zeigten die ursprünglich hier befindlichen Malereien? Vielleicht Szenen aus dem Leben der Gottesmutter, des heiligen Nikolaus, des Evangelisten Johannes oder auch einen christologischen Zyklus? Was waren die ursprünglichen Techniken und Materialien?

Eine Vorstellung vom Aussehen des Altars zu Beginn unseres Jahrhunderts liefert ein Beitrag des Architekten E. Ederberg, der 1928 in Tallinn von der Estländischen Literarischen Gesellschaft veröffentlicht wurde (in der Serie „Beiträge zur Kunde Estlands“). Die in dieser als kleines Heft erschienen Schrift enthaltenen Angaben sind heute von unschätzbarem Wert. Ederberg schreibt:

...einzelne Teile des Altars sind mit Leinwand überklebt, wie das einige Spuren auf der Bretterrückwand unter den Resten der Vergoldung des mittleren Nimbus, am Halse der Maria und am Körper des Kindes zeigen. [...] Über den Figuren ist der Schrein abgeschlossen durch drei Rundbögen mit vergoldetem spätgotischem Rankenwerk in den Zwickeln. Dieser Abschluß ist sehr ähnlich der Bekrönung des Schnitzaltars zu Källunge auf Gotland. Die Bretterrückwand ist ursprünglich vergoldet gewesen, wie Spuren von Gold und rotbrauner Untermalung [Bolus, H.R.] auf dem Kreidegrunde zeigen. Auf der Vorderseite des stufenarti-

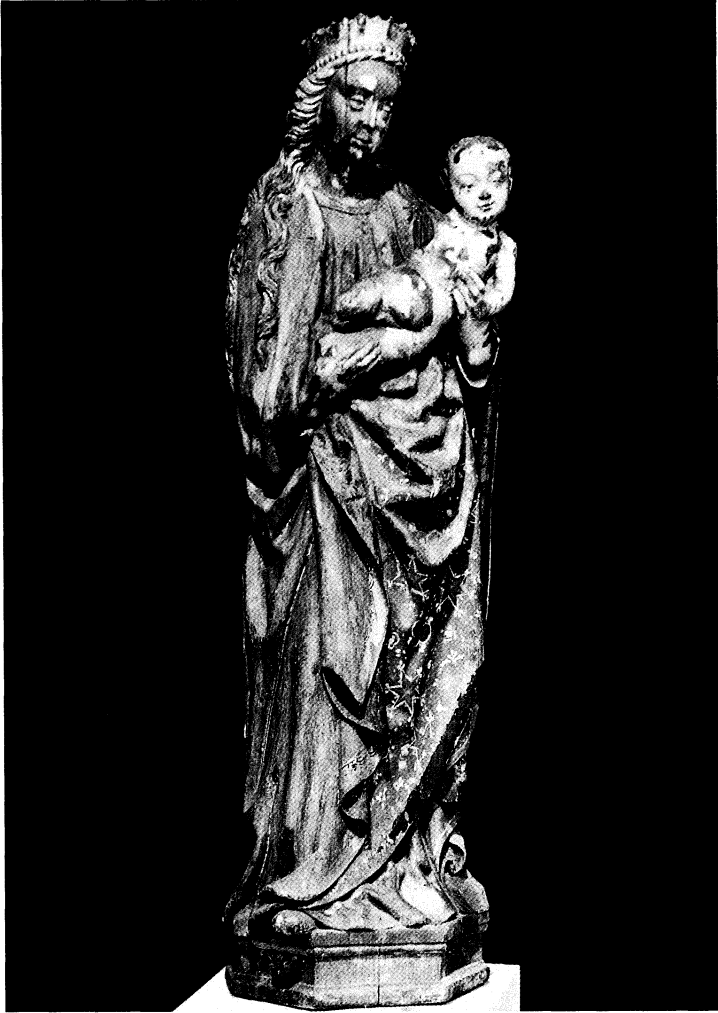


Abb. 1a: Werkstatt von Henning von der Heide. Hl. Maria mit Jesuskind vom Altar aus Pönal (estn. Lääne-Nigula). Jetzt in der Nikolaikirche, Reval (estn. Tallinn) (Filiale des Estnischen Kunstmuseums) (EKM S 200).



Abb. 1b: Werkstatt von Henning von der Heide. Hl. Maria mit Jesuskind vom Altar aus Pönal (estn. Lääne-Nigula) (wie Abb. 1a). Detail.

gen unteren Schreinabschlusses sind auf rotem Grunde die Spuren der Inschrift: Dis Altar ist zum andere mahl renovieret A-o 1750.“⁴

Ederbergs Forschungen ergaben, daß auf den Flügeln des Altars von Pönal die Heiligen Julitta und Juliana dargestellt waren. Er teilt mit, daß die Malereien „keine Grundierung besitzen und grau in grau ausgeführt sind“.⁵ Somit wurde die niederländische Tradition fortgesetzt, am geschlossenen Altar Grisailletechnik zu benutzen, so daß der Farbenreichtum des geöffneten Polyptychons als Kontrast wirkt. Warum wurde gerade eine derartige Darstellungsart gewählt? Hatten im ursprünglichen ikonographischen Programm Veränderungen stattgefunden? Wurde die alte Malerei nebst Grundierung abgekratzt? Ornamente an geschnitzten Figuren wurde stellenweise auch ohne Grundierung aufgetragen. Die daselbst befindlichen distychischen Inschriften lauten: *vincere cuncta valet constans patientia quare virtutum mediam / pinximus hac tabula 1598*. Die Jahreszahl fixiert die erste Renovierung des von 1510 (?) stammenden Altars.

Aufgrund von Fotos aus den 1920er Jahren kann festgestellt werden, daß der Mittelteil des Altars aus Pönal denjenigen in Salem und Segersta (um 1470 entstanden) oder in Köping und Enånger – alle in Schweden – aus dem 16. Jahrhundert ähnelt.⁶ Ein Vergleich mit dem Altar in Århus von 1478 ist auch möglich, obwohl die Ausmaße unterschiedlich sind. Auch hier zeigt die Mitte drei große Figuren. Jedoch gehört der Århuser Wandelaltar mit seinen zwei Flügelpaaren zum sogenannten Hansetypus. Der Altar in Pönal besaß nur ein beiderseitig bemaltes Flügelpaar. Also vertritt er eine weniger verbreitete Variante im Ostseeraum. Die meisten Altäre vom Ende des 15. und vom Beginn des 16. Jahrhunderts zeigen an den Innenseiten der Flügel Schnitzerei.

Die drei zentralen Figuren des Altars von Pönal wurden 1941 kurze Zeit im Schloß Katharinental (estn. Kadriorg) bei Reval ausgestellt (damaliger Direktor des Schloßmuseums war Villem Raam), 1960 auf einer gemeinsamen Restaurierungsausstellung Estlands, Lettlands und Litauens gezeigt und danach wieder in Katharinental. Seit 1984 sind sie in der Nikolaikirche (estn. Niguliste kirik), einer Filiale des Estnischen Kunstmuseums, zu sehen.

Bei der Suche nach Vergleichsobjekten in Hamburg und Lübeck entstand bei mir der Eindruck, daß die Gottesmutter im Typus und in der Ausführung ein wenig der Maria in der Gruppe „Anna selbdritt“

im St. Annen-Museum in Lübeck ähnelt (Inv. 1927/21). Diese wird auf 1480/1490 datiert und in den Umkreis Bernt Notkes gestellt. Das einen Apfel haltende Christuskind der gleichen Gruppe ähnelt unserer entsprechenden Figur. Schulmäßige Ähnlichkeit mit Werken des Notke-Kreises weisen auch andere Figuren auf.

Auch könnte auf die gemeinsamen Züge der Gestalt des hl. Johannes aus Pönal mit derjenigen des Altars im Lübecker Heiliggeist-Hospital (Bernt Notke) verwiesen werden. In der Ausführung und im Stil näher stehende Vergleichsbelege sind sicher zu finden. Ederberg nennt 1928 die Johannesfigur in der Lübecker Marienkirche, die bereits Walther Paatz Henning von der Heide zugeschrieben hat. Folglich verbindet Ederberg den Altar von Pönal mit der Werkstatt von der Heides und datiert ihn in das beginnende 16. Jahrhundert. Walther Paatz präzisiert: das Werk stamme von einem Gehilfen des Henning von der Heide, dem Schnitzer der Predella des Lübecker Fronleichnamsaltares (aus der Burgkirche, jetzt im St. Annen-Museum). Paatz glaubt, daß in den Lübecker Werkstätten des 15. Jahrhunderts kleine Modelle (Exempla) gebräuchlich waren. Ein Fall „ist die genaue Wiederholung der Johannes-Figur der Lübecker Marienkirche im Schrein des Altares aus“ Pönal.⁷

Die von der Heide zugeschriebene Johannesgestalt in der Lübecker Marienkirche (185 cm) wirkt majestätisch und renaissancehaft, sein Kontrapost ist frei und sicher. Teils ist das durch ihre räumliche Stellung als Einzelfigur und nicht als Teil einer Altarkomposition hervorgerufen. Unumstößlich ist, daß von der Heide die Kunst seiner Zeit in Lübeck und im Ostseeraum beeinflusste, da er die bemerkenswerteste Persönlichkeit nach Notke und sehr erfolgreich war. Die Forschung zu Henning von der Heide vermittelt übereinstimmend den Eindruck, er sei in die Werkstatt Notkes als reifer, großer Künstler eingetreten, der schnell Anerkennung gewann.⁸ Seine beiden urkundlich belegten Arbeiten, die St. Georgsgruppe und der Fronleichnamsaltar (beide jetzt in Lübeck im St. Annen-Museum), sind recht verschieden und in großen Teilen renaissancehafter Natur.

Auf mich wirkt aber die Johannesgestalt des Altars von Pönal altertümlicher als diejenige Hennings. Vermochte der konservative Künstler die Neuerungen von der Heides nur teilweise nachzuvollziehen? Oder hielt er bewußt – in der bisweilen archaisierenden Tendenz der Kunst des 16. Jahrhunderts – an den Traditionen fest?



Abb. 2: Hl. Johannes Evangelista vom Altar aus Pönal (estn. Lääne-Nigula). Jetzt in der Nikolaikirche, Reval (estn. Tallinn) (Filiale des Estnischen Kunstmuseums) (EKM S 201).

In den Gestalten ist noch die S-Kurvatur erkennbar; auch der Faltenwurf, die Barttracht und das Haar zeigen viele Gemeinsamkeiten mit den Lübecker Werken, die oft um 1500 datiert werden. Daher erscheinen mir die Datierungen V. Raams – 1515 bis 1520 – ein wenig zu spät. Ich folge der Datierung von W. Paatz und S. Karling auf ungefähr 1510.⁹ Nach der Meinung Kerstin Petermanns sind mit unseren Skulpturen vergleichbar der Johannes und die Maria einer Triumphkreuzgruppe aus Bregninge sowie der Johannes von einer Triumphkreuzgruppe im Historischen Museum in Stockholm und eine Madonna oder weibliche Heilige in Borg, Schweden (mündliche Mitteilung September 1998).

Die angeführten Vergleiche¹⁰ bringen klar zutage, daß der Schöpfer der Figuren von Pönal sich Neuerungen in ihrer Gesamtlösung nicht zum Ziel setzte. Unbestreitbar ist aber seine Vertiefung in der Darstellung menschlicher Erlebnisse und Leiden, was sich in der Haltung und vor allem in den Gesichtern der Figuren äußert. Karling vermerkt ihre Empfindsamkeit, Raam die schmerzhaft Grubelei und die pessimistische Resignation.¹¹ Wahrscheinlich ist das mit den um 1500 verbreiteten, von der Eschatologie beeinflussten tragischen Stimmungen verbunden.

Die Figuren weisen Defekte auf; drei Skulpturen werden in den Dokumenten des estnischen Denkmalschutzamts (Muinsuskaitseameti) Vierfüntel-Figuren genannt. Sie sind aus Eiche geschnitzt, in voller Übereinstimmung mit den Lübecker Forderungen. Sie sind monolithisch geformt, ohne Rücken und relativ vollständig erhalten. Nicht überkommen sind der obere Teil der Krone der Gottesmutter, teilweise die Beine und die Hände des Kindes. Der kleine Christus konnte mit der rechten Hand segnen, in der Linken vielleicht einen (Reichs-)Apfel halten, auch andere Möglichkeiten bestehen. Die rechte Hand des Nikolaus konnte in Segnungsstellung sein, die Linke etwa den Bischofsstab halten. Johannes mochte wohl ein Kreuz über dem Giftbecher schlagen. Sein Sockel ist ein wenig geräumiger. Vielleicht stand dort ein Adler wie beim hl. Johannes in der Lübecker Marienkirche. An dem verwickelten figuralen Sockel in der Marienkirche befinden sich nämlich die Symbole der Evangelisten (u. a. ein Adler auf dem Buch als Symbol des Johannes).

Im Unterschied zum Karmeler Altar (oder beispielsweise zum sog. Brüsseler Altar in der Nikolaikirche in Reval), führten die Renovie-

renungsarbeiten am Altar in Pönal in den Jahren 1598 und 1750 offensichtlich Maler aus; die fehlenden geschnitzten Details wurden nicht erneuert. Zu sehen sind ein dunkelrosa Inkarnat, goldenes Haar und eine goldene Krone, dazu Rot, Grün, Braun und Blau an den Mänteln, verschiedenartigen gemalte Ornamente an deren Rändern und anderen Kleidungsstücken.

Die Farbenwahl der Kleidung des Johannes ähnelt derjenigen im Lübecker Dom. Ursprünglich könnte sie auch golden gewesen sein, wie bei dem Johannes in der Lübecker Marienkirche. Die Hautfarbe ist dort, aber auch in vielen anderen Fällen, bedeutend heller. Mikroschliffe wären notwendig, um ggf. ältere Pigmente zu entdecken.

Aufgrund der wenigen vorhandenen Angaben scheint es, daß die Restaurierungsarbeiten der 60er Jahre und 1975 recht vorsichtiger Natur waren. Die fragmentarisch erhaltene Farbschicht wurde befestigt und teilweise geöffnet. Die Oberfläche der Figuren wurde mit einer Lauge mit Alkoholzusatz gereinigt. Der Bildhauer Paul Horma (1905-1988), als Chemiker und Restaurator Autodidakt, hat zahlreiche Metall-, Gips-, Holz- und Steinplastiken restauriert.¹²

Im Nationalarchiv in Dorpat (estn. Tartu) waren bisher noch keine Unterlagen über die Geschehnisse des Altars in den Jahren um 1598, 1602 und 1750 zu finden. Von noch größerem Interesse wären Angaben über die Bestellung und die Ankunft des Altars in Estland.

Zu dem zweiten im Titel meines Beitrags genannten Altar übergehend, sind zunächst einige Worte über die Kirche zu Karmel angebracht, die eine der interessantesten in Estland ist. Drei Bauetappen sind erkennbar: der Chor (1260), das einschiffige Langhaus, der Turm und ein zweischiffiges Langhaus (15. Jh.) – ein Raum, welcher beim Deutschen Orden und den Revaler Baumeistern sehr beliebt war. Wohl auf gotländische Vorbilder verweist das Nordportal aus Dolomit.

In der Kirche gibt es viele Bildhauerarbeiten, und auch mittelalterliche Malereien sind in relativ großer Zahl erhalten. Besonders fesselnde zeigen sich im Ostteil. Sie sind aber aufgrund von Feuchtigkeitseinwirkung und Rissen im Mörtel von Schimmel, Salzen und Grünalgen bedroht. Durch die Jahrhunderte wurde die Kirche mit Kunstwerken ständig bereichert. Von hier stammt die bekannte „Karmeler Madonna“ (13. Jh.) (jetzt: Saaremaa Muuseum [Museum von Ösel] in Schloß Arensburg (estn. Kuressaare loss). Am Chor steht eine lebensgroße Josephsfigur aus dem 15. Jahrhundert, auch als Petrus, Christophorus

u. a. bezeichnet. Bei dieser handelt es sich um Joseph aus der figuralen Gruppe „Flucht nach Ägypten“, also konnten zu ihm Maria und das Jesuskind auf einem Esel gehören.

Im Mittelalter konnten in einer Kirche mehrere (häufig drei) Altäre stehen; man könnte sich einen hochgotischen Marienaltar und vor allem die Bilder der Schutzheiligen der Kirche, Petrus und Paulus, vorstellen. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts stand an der Stelle des Hauptaltars ein Flügelaltar mit zwei Flügelpaaren, er trug Malereien und Schnitzwerk. Was über jenen Altar geschrieben worden ist und was man an Restaurierungen geleistet hat, widerspiegelt ein von Villem Raam verfaßtes Album (1975), das sich im Archiv des Autors befindet.¹³ Die von Raam gesammelten Angaben zeigen, daß das Retabel aus älteren Fragmenten zusammengesetzt worden ist und 1547 von Berent Berg (Berch), dem örtlichen Lehnsherrn und bischöflichen Vogt, der Kirche gestiftet wurde. Der Altar trägt eine entsprechende Inschrift und Wappen von Berg und Uexküll. Die Außenflügel des Altarschranks (unbeweglich) trugen Malereien. Hier sind wohl Fragmente Johannes des Täufers zu sehen. Raam setzt Hans Kemmer als Maler voraus. Die Außenseiten der Innenflügel wurden mit einer Komposition der Heiligen Familie verbunden. (Das gleiche Thema zeigt sich am sog. Brüsseler Altar in der Revaler Nikolaikirche. Didier Martens (mündliche Mitteilung September 1995) hat ihn hypothetisch Karmeliten zugeordnet.)

Die Innenseiten der Altarflügel in Karmel waren in zwei Zonen aufgeteilt. Jedes „Geschoß“ hat drei Joche. Die fein gegliederte Baldachinzone ist schmal, wie für die norddeutschen spätmittelalterlichen Altäre kennzeichnend, und sie verläuft parallel zur Rückwand. Die Gestalten der zwölf Apostel waren an den Flügeln in Dreiergruppen zusammengefaßt. Eine derartige Einteilung gab es schon am 1383 von Meister Bertram geschaffenen Altar für die Hamburger Petrikirche; sie ist typisch für die Werke der norddeutschen Kunst und hielt sich lange Zeit in Deutschland und im baltoskandischen Raum. Manchmal sind an derartigen Altären zwei der populärsten Themen im Mittelteil miteinander verbunden: in der unteren Zone die Kreuzigung Christi und in der oberen die Krönung der Maria.¹⁴

Den oberen Teil des Altarschreins von Karmel krönte friesartig eine Reihe Blendkapellen und Figuren, die nach Ansicht Karlings früher als Fragmente zu einem „Jüngsten Gericht“ im Mittelteil des Altars gehört

haben können.¹⁵ Da die zentrale Komposition fast völlig verlorenging, wurde sie (im Jahr 1547) ersetzt, jedoch nicht mit etwas Neuem, wie meist üblich, sondern mit einem älteren Relief mit der Krönung der Maria (151 x 172 cm). Dieses Relief stammte von irgendeinem älteren Altar aus der Zeit etwa um 1500; die übrigen Teile datieren aus den Jahren 1520-1525. So entstand ein recht eigenartiges Retabel, wo über der Krönungsszene, umgeben von Apostelgestalten, die kleinen Figuren Marias, Johannes des Täufers und mehrerer Engel fürbittend vor dem richtenden Christus stehen.

Die Darstellung der Krönung der Maria war ein besonders weitverbreitete Thema in der katholischen Kunst.¹⁶ Die bei Bernt Notke bestellten Altäre zeigen zwei ikonographische Schemata: 1) Maria wird vom Gott gekrönt (auf demselben Thron sitzend); 2) eine knieende Maria wird von Gottvater und dem zu seiner Rechten sitzenden Sohn gekrönt. Dabei steht die Krönung nicht im Zentrum der Komposition am Altarschrein, was dem Altar in Karmel hätte als Vorbild dienen können. Man kann lediglich darüber spekulieren, ob eine im baltoskandischen Raum noch erhaltene „Krönung der Maria“ ein gemeinsames Vorbild mit Notke gehabt hat. Heute kann man die „Krönung“ nur in den bei Notke bestellten Altaraufsätzen sehen. Deren Anordnung an der höchsten Stelle wirkt als herrlicher Abschluß, wie eine Krone des Altars.

In seiner Forschungsarbeit über den Altar in Århus hat Erich Moltke Fotos von den Altarfiguren in jener Kirche wie auch in der Revaler Heiliggeistkirche veröffentlicht. Er bezeichnet die hl. Maria als die schönste Figur des Altars, vergleicht jedoch die Krönenden mit Waldkobolden. Eine Vorankündigung des Altars in Karmel scheint die Jungfrau wie auch die eine Draperie haltende Halbfigur eines Engels zu sein, die erst nach Entfernung der Mariengestalt zum Vorschein kommt.¹⁷ Bei der Komposition des Altars von Karmel in den Jahren um 1547 befolgte der Künstler etwa die Tradition des Altars in Källunge (123 x 280 cm), der sich bis 1682 in der Kirche der Gottesmutter in Wisby befand. In dessen Mittelteil befindet sich gleichfalls eine „Krönung der Maria“, an den Innenseiten der Flügel aber Apostel. Hinzugefügt werden kann, daß der Restaurator vom Beginn unseres Jahrhunderts das Retabel in Källunge¹⁸ gekannt haben muß. Es wäre lehrreich, die Arbeit beider Restauratoren zu vergleichen. Beim Altar von Källunge spricht Aron Andersson von einem in Lübeck ausgebildeten Mei-

ster.¹⁹ Das Retabel in Wisby vergleicht man wiederum mit den damals in der Lübecker Katharinenkirche befindlichen zwei „Krönungen der Maria“ und zwei Altarreliefs aus dem Lübecker St. Annen-Museum, die sich früher in der Katharinenkirche und der Jakobikirche zu Lübeck befanden. Aufgrund von Vergleichsmaterial auf Fotos kann behauptet werden, daß unser Altar im Umfang der Darstellung und der Zahl der abgebildeten Personen eine größere Dimension besitzt. Also können wir die früher geäußerte Ansicht bestätigen, daß das Beispiel in Karmel das reichste im Ostseeraum ist. Doch das Altarrelief hat viel von seinem einstigen Aussehen verloren.

Was die Attribution betrifft, so sprach Andreas Lindblom den Altar im schwedischen Hald dem Imperialissima-Meister zu, der seinen Namen nach der Inschrift an diesem Altar – *imperialissima virgo Maria* – erhielt. W. Paatz hat versucht, den Imperialissima-Meister mit Hinrik Wilsinck, einem Lübecker Maler und Holzschnitzer sowie Gehilfen Notkes, zu identifizieren. In der Gestaltung des Altars von Hald gibt es viele Gemeinsamkeiten mit dem Zentralrelief des Altars in Karmel. Für eine gedankliche Rekonstruktion geben die Kronen und Architekturdetails gewissen Stoff. Doch besonderes Interesse bietet ein Altar mit „Gnadenstuhl“ im Isabella Stewart Gardner Museum, Boston.²⁰ Es dürfte lehrreich sein, dieses Werk mit den Altären in Pönal und Karmel zu vergleichen. In der Kunstgeschichte von Voldemar Vaga wird der Altar in Pönal eindeutig mit Henning von der Heide, das zentrale Relief des Altars in Karmel mit dem Imperialissima-Meister verbunden. Der Autor fügt hinzu, daß „die geschnitzten Teile eines zweiten Altars in der Kirche von Karmel auf den Stil Benedict Dreyers verweisen.“²¹

Beim Altarrelief in Karmel hat schon die ältere Forschung²² gleichfalls Ähnlichkeiten mit dem Altar des Imperialissima-Meisters in Hald gefunden. Das ist der Aufmerksamkeit wert, obwohl Karling, Nordman, Mai Lumiste und Raam das Relief mit Henning von der Heide verbunden haben.²³

Sowohl Paatz als auch Karling halten Henning für gehaltvoller als den Imperialissima-Meister. Die zum Kreis dieses Meisters gehörenden Werke im Lübecker St. Annen-Museum („Resemadonna“, etwa 1500) ähneln unseren Schöpfungen in einigen Details, was von derselben Schule zeugen kann. Dabei aber erscheint der dortige Typus der Gottesmutter sehr unterschiedlich von demjenigen in Karmel. Aufgrund

der Fotos scheint es, daß die Formen der Skulpturen des Imperialissima-Meisters nicht so plastisch, so renaissancehaft sind wie bei Henning. Doch sie zeigen die gleichen zeichnerischen Ursprünge wie das Relief in Karmel. Die Art Hennings ist kraftvoller und sozusagen irdischer. Fr. Bruns hat die „fassunglose, freudige Bestürzung“ der Prinzessin Hennings in der St. Georgs-Gruppe in Kontrast gesetzt gegen die „bis zum letzten Augenblick korrekte Prinzessin“ des Stockholmer Gegenstücks von Bernt Notke.²⁴ Die Jungfrau Maria des Altars in Karmel hat mehr Gemeinsamkeiten mit Notkes Jungfrau und Prinzessin, als mit derjenigen Hennings. W. Paatz gebraucht Superlative, wenn er den Altar kennzeichnet und behauptet:

„Das Karmeler Relief kann ... Notke zugeschrieben werden. Vielleicht ist es nicht allein von ihm selbst ausgeführt worden, da es im ganzen wenig schwächer wirkt als die Kopenhagener Reliefs. Aber es ist doch in allen wesentlichen Zügen notkesch: seine Typen, seine Falten, seine Schnitztechnik und seine reiche Erfindung gesellen es zu Notkes Werken und unterscheiden es von den viel plumperen Werken des Imperialissima-Meisters ... denen es ... nicht in einem individuellen Sinne ähnelt, sondern nur in dem allgemeineren, unpersönlichen Sinne eines nachgeahmten Vorbildes. Vorbildlich war es übrigens wohl schon für den Halder Altar des Imperialissima-Meisters; da dieser wohl im Jahre 1500 gestiftet wurde, wird es kurz vor der Jahrhundertwende entstanden sein.“²⁵

Die Darstellung Gottvaters am Altar von Karmel erinnert ein wenig an die Figur des heiligen Nikolaus als sitzendem Bischof in Keinis. Sie wurde im Zweiten Weltkrieg vernichtet. Ihre Höhe betrug etwa anderthalb Meter. Man hat sie Henning von der Heide zugeschrieben. Der heilige Nikolaus könnte vom einstigen Altar der Kirche in Keinis stammen. Nach der Aufnahme zu urteilen, haben die Ausführung und die Stimmung Gemeinsamkeiten sowohl mit dem hl. Nikolaus aus Pönal als auch der Gottvater-Figur aus Karmel. Als mittelbare Beispiele vom Gesichtskreis jener Künstler, die unter Notkes Einfluß standen, könnte man den Kaiser des Lübecker und Revaler Totentanzgemäldes und den Gottvater auf dem gemalten Altarflügel der „Dreifaltigkeit“ im Lübecker St. Annen-Museum nennen. In der Rundplastikengruppe zum gleichen Thema in diesem Museum könnten Gemeinsamkeiten bei der Gestalt Christi entdeckt werden. Also erinnert der Christus vom Altar in Karmel an den Kreis um Notke mit Werken vom Ende des 15. Jahrhunderts.

Die Pose und der Faltenwurf der Gestalt Gottvaters am Altar von Karmel hat Gemeinsamkeiten mit der Figur der Gottesmutter des Pfingstaltars (vernichtet) der Aspeboda-Kirche in Dalarna. Man hat ihn für eine Arbeit der Werkstatt von Hennings von der Heide aus dem Jahre 1495 gehalten.²⁶ Die starke, an Bronze erinnernde und individualisierte Formgebung der Gesichter der Figuren in Pönal und Keinis unterscheidet sich von der typisierenden und verallgemeinernden Art des Reliefs in Karmel. Der Christus von Karmel ähnelt recht wenig den kräftig gebauten, männlichen Gestalten, die sowohl Notke als auch Henning zugeschrieben werden. Zu derartigen Figuren gehören der gekreuzigte Christus in der Stockholmer Storkyrka und der Christus von einer Pietà im Lübecker St. Annen-Museum. Übrigens hat Karling das Gesicht der dortigen Gottesmutter mit demjenigen des Johannes in der Kirche von Pönal verglichen.²⁷

Paatz, Karling, Hasse und Petermann behandeln in ihren Forschungen über den Lübecker Fronleichnamsaltar Hennings von der Heide den Schöpfer der Predella als gesonderte Persönlichkeit. Restauratoren in Lübeck sehen ihrerseits bei den Aposteln zwei unterschiedliche Handschriften. Es wäre interessant, Details am Altar in Karmel stilistisch mit der jüngst restaurierten Predella des Fronleichnamsaltars zu vergleichen.

In der Figurenaufstellung und dem Faltenwurf der Gewänder des Altars in Karmel findet sich merklich mehr Dynamik als beispielsweise am Altar in der Heiliggeistkirche in Reval. Den Altar in Karmel hält man traditionell für ein Lübecker Ausfuhrstück. Seinen Schöpfer würde ich irgendwohin zwischen den Imperialissima-Meister und Henning von der Heide stellen – vielleicht ein Schüler Notkes. Es ist zu hoffen, daß die weiteren Untersuchungen der Spezialisten die schöpferischen Eigenarten des Imperialissima-Meisters und/oder Hinrik Wilsincks sowie anderer von Notke beeinflussten Schnitzer konkretisieren. Dann wird es auch möglich sein, die Attribuierung des Altars in Karmel zu präzisieren.

Das edle Relief schmückte den Altar bis 1791, als an seine Stelle eine mittelmäßig gemalte Darstellung der Golgatha-Szene angebracht wurde. Der Auftrag erging an Andreas Simonsen Schielderup aus Trondheim in Norwegen – ein Hinweis auf die damaligen Kulturbeziehungen Estlands und die von dort ansässigen deutschen Künstlern erhobene Proteste gegen mittelmäßige ausländische Künstler. Allerdings paßte die „herrnhutische“ Lösung Schielderups am Ende des 19. Jahrhun-

derts nicht mehr in die Zeit. Das neue, jetzige Hauptaltargemälde „Christus am Kreuz“ schuf Otto von Moeller, Mitglied der Petersburger Akademie und Besitzer des Guts Kahli (estn. Kaali) auf Ösel. Die Figuren der Apostel des Altarreliefs mit Christus Pantokrator wurden um das Gemälde herum an der zu groß für diese Kirche dimensionierten Altarwand aufgestellt. Der alte Altarschrein wurde 1884 an die Südwand der Kirche plaziert.

Die Geschichte des Altars von Karmel enthält meines Erachtens viel Lehrreiches und ist es wert, an dieser Stelle in Erinnerung gerufen zu werden. Die Erlebnisse und Wandlungen, welche dieses Kunstwerk während seines langen Bestehens durchzumachen hatte, können teils anhand von Fotografien verfolgt werden. Da zur Zeit seine Restaurierung aktuell ist, dürfte die Rekonstruktion des Altarreliefs in seiner Situation zu Beginn des 20. Jahrhunderts sinnvoll sein.

Das erste Foto des Reliefs „Krönung der Maria“ stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1887 (Abb. 3a) und wurde zu einer Zeit gemacht, da die Gruppe sich nicht mehr über dem Hauptaltar oder an einer anderen würdigen Stelle befand, sondern im Vorraum der Sakristei (die Trennwand zwischen beiden Räumen wurde 1972 abgetragen). An dieser abgelegenen Stelle fand Oberlehrer J. B. Holzmayer das Relief, der es genau vermaß und beschrieb. Der verdiente Heimatforscher, Sammler und Archäologe hielt auch einen Vortrag über die „Marienkrönung“ im Verein zur Kunde Ösels, aus dem V. Raam reichlich zitiert. Das Relief war zu diesem Zeitpunkt schon nach Arensburg (estn. Kuressaare) gebracht worden. Hier (oder vielleicht in Riga?) erfolgten offensichtlich auch die Restaurierungsarbeiten, um den Altar in der Kapelle des Schlosses von Arensburg aufzustellen.

Beim Vergleich jenes Fotos mit dem heutigen Aussehen des Altars von Karmel (Abb. 3b) ist zu sehen, daß beinahe alles, was heute beim Altar stört, damals fehlte. Das Relief zeigt interessante Details, doch die für die lübeckische Kunst und besonders Notke charakteristische Großzügigkeit überwiegt, die den Einzelheiten und der filigranen Endausführung nicht die gleiche Aufmerksamkeit widmet. An den geschnitzten Flächen sind hier und da Beitelspuren zu erkennen, die dem festlichen Gesamteindruck eine lebendige Note verleihen; eines dieser Details ist die rechte Hand Christi.

Konkrete Angaben über die einstigen Ausführenden der Arbeiten hoffe ich in alten Zeitungen und in Archiven zu finden. Bekannt ist,



Abb. 3a: Unbekannter Meister aus dem Kreis um Bernt Notke. Marienkrönung vom Altar von Karmel (estn. Kaarma). Um 1500. Jetzt Saaremaa Muuseum, Kuressaare lossi [Museum der Insel Ösel im Schloß von Arensburg]. Detail. Zustand vor 1900. (Negativ jetzt im Historischen Museum, Tallinn, AM F 17 708; wiederholt publiziert.)

daß die Restauratoren um die Jahrhundertwende den Figuren von Christus und Gottvater Hände hinzufügten, welche die Krone Marias hielten – weiterhin die Engelsgestalt rechts oben, einen Teil des Körpers und den linken Flügel des großen Engels, nicht zu reden von den Flügeln der kleinen Engel und der schlaff herabhängenden Draperie neben dem Haupt Gottvaters. Der Altar erhielt einen neuen pseudogotischen Schrein. Das entspricht den alten Darstellungen mit dem gestirnten Himmel, ist jedoch im Arbeitsumfang kleiner und einfacher.

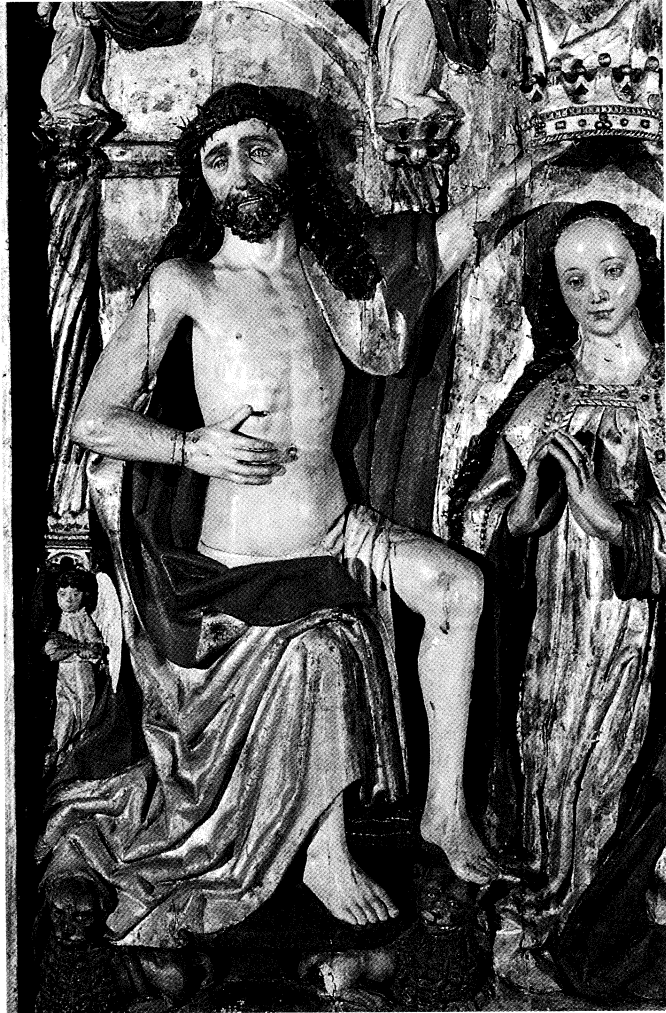


Abb. 3b: Unbekannter Meister aus dem Kreis um Bernt Notke. Marienkrönung vom Altar von Karmel (estn. Kaarma) (wie Abb. 3a). Zustand nach 1900. (Foto: Stanislav Stepaško)



Abb. 3c: Unbekannter Meister aus dem Kreis um Bernt Notke. Marienkrönung vom Altar von Karmel (estn. Kaarma) (wie Abb. 3a). Zustand 1943. (Foto von R. Kirchhoff, Saaremaa Muuseum, Kuressaare lossi [Museum der Insel Ösel im Schloß von Arensburg], Photosammlung)

Die Silhouetten der Fialen und des Maßwerks konnte beispielsweise der Altar der Heiliggeistkirche in seiner damaligen Gestalt inspirieren – so wie er im Buch von Nottbeck und Neumann 1904 abgebildet wurde.²⁸

Die rechte Hand Christi (erhalten ist nur die empfindsam modellierte Handfläche) in Karmel weist auf die Wunde in seiner Seite. Der rekonstruierte angewinkelte Arm zerstört die Einheitlichkeit der Komposition.²⁹ Auf dem Foto (Abb. 3a) ist zu erkennen, daß der Arm bei der Schulter mehr vertikal verlief und größtenteils mit dem Kleidungs-saum verdeckt war. Also unterschied sich diese Ausführung ursprünglich nicht so drastisch von der Linienführung und dem Stil bei den Armen Gottvaters und Marias.

Anfechtbar ist die Rekonstruktion der linken Hand Gottvaters. Sowohl bei dem Altar-Gesprenge von Veit Stoß im Krakau (poln. Kraków) als auch bei denen Notkes, wie auch auf vielen Gemälden, ruht sie auf der Sphäre; ebenso ist es auch bei den alten Beispielen auf Gotland. Beim Altar von Wisby-Källunge aber ruht sie auf einem Reichsapfel mit aufgesetztem großem Kreuz³⁰. Am Altar von Karmel ist die Stellung der Hand Gottvaters, die den Reichsapfel hält aber eine andere. Diese Details hätten meines Erachtens nicht wiederhergestellt werden sollen, da ihre genau Form nicht bekannt ist. Zudem hätte ihr Fehlen das Gesamtbild wenig beeinträchtigt. Bei der Wiederherstellung der Krone Marias diene wohl eine Krone mit beschädigtem oberem Teil als Vorbild, wie wir es in Pönal sahen. Der Dornenkrone von Christus sind neue, lange und spitze Dornen hinzugefügt worden.

Holzmayr schrieb 1887: „Noch ist eines Stabes zu erwähnen, welcher oberhalb des Mantels des rechts oben schwebenden, dienenden Engels (beginnt) ... Er kann nur als Stamm eines jungen Baumes aufgefaßt werden. Abgebrochen ist er nicht. Er zeigt die Schnittfläche mit einem Loch ... Sollte dieser Stab die Taube (den h. Geist) getragen haben?“³¹ Ein eifriger Restaurator hat als Ersatz einen Baum – die üppige Palme wohl als Symbol Christi (oder Symbol des Paradieses?) – geschnitzt. Er machte sich auch darüber Sorgen, daß die Dreifaltigkeit nicht vollständig dargestellt war, und so wurde über dem Haupt Gottvaters eine Taube als Symbol des Heiligen Geistes angebracht (Abb. 3c). Es wäre richtiger gewesen, sie an zentraler Stelle zu plazieren, wenn überhaupt. Die Taube ist später verloren gegangen.

Der Neugestalter des Altarreliefs ergänzte auch die Nebenfiguren. Der Engel bei Gottvater erhielt den fehlenden Teil seines Körpers (auf dem Foto von 1887 war er noch vorhanden) und den linken Flügel, der parallel zum rechten Flügel angebracht wurde. Derart verdeckt er einen Teil des geschnitzten Haares und anderes, was ursprünglich vielleicht sichtbar sein sollte. Meines Erachtens konnte der Flügel eingangs quer zur Bildfläche stehen.

Bei der Krönung Marias können Engelscharen unter Anführung der Erzengel Michael und Gabriel assistieren. Manchmal beschränkte man sich auch auf sieben Engel. Der Restaurator des Altars in Karmel ging offenbar von diesem Schema aus, oder er hatte sogar Details der Originalfiguren gesehen, als er einen Fiedel spielenden Engel in der rechten Ecke gestaltete. An den anderen Engeln brachte man Flügel an und schuf so eine Tradition, die später von Restauratoren der Eremitage fortgesetzt wurde.

Die „Wiederherstellung“ der Polychromie verwandelte das Gesamtbild merklich. Im ungünstigsten Fall ging damit die Vernichtung der alten Farbreste einher. In früheren Zeiten tat man das manchmal aus pietistischen und „ästhetischen“ Gründen, und überzog die Figuren neu mit einem Stein imitierenden Grau oder Naturholz ähnlichem Braun, doch der Altar in Karmel entging diesem Schicksal. Wilhelm Neumann schreibt in seinem 1892 erschienen Buch: „Es erübrigt noch etwas über die ehemalige Bemalung der Schnitzerei nachzutragen. Dieselbe war bis auf den Kreidegrund, und stellenweise auch dieser, verschwunden, doch läßt sich aus den einzelnen Spuren die ehemalige Farbgebung rekonstruieren. Die Mäntel der drei Figuren waren vergolddet, diejenigen Gottvaters und Christi an den inneren und umgeschlagenen Teilen rot, bei der Maria lichtblau; die Fransen am Kleide Gottvaters abwechselnd golden, rot und blau. Die Gewandsäume sind erhaben gearbeitet und zeigen zwischen zwei Perlenschnüren die Nachahmung von aufgesetzten Edelsteinen in verschiedenen Farben. Vergolddet waren auch die Thronessel und die Gewänder der musizierenden Engel. Alle übrigen Teile trugen naturalistische Bemalung.“³² Holzmeyer fügt hinzu: „Die Spuren davon sind aber äußerst spärlich; nur an dem Christus ist etwas mehr erhalten ... An den Gewändern der Engel ... scheint das Kolorit gaze- oder tüllartigen Stoff, welcher in verschiedener Weise einfach gemustert und in hellgrauer Farbe gehalten ist, nachahmen zu sollen. Die Mäntel der Engel sind blau, auch

wohl in manchen Theilen roth gewesen... Die Säulchen, auf welchen die Engel stehen, mit ihren zierlichen Ueberdachungen über den Engeln, sind wohl in verschiedenen Farben gehalten gewesen... Wie die Höllengeister [es handelt sich um Löwen, H. R.] gemalt waren, ist nicht mehr zu ersehen. Alle Farben sowie das Gold, sind aufgetragen auf einen ca. 1 mm. dicken Gypsüberzug, den das Ganze zuerst erhalten hatte.³³ Leider beschränkte sich die Restaurierung nicht auf eine derartige verbale Rekonstruktion des Zustandes. Die neue Polychromie ging vielmehr von der Art des Anfangs als von der des Ausgangs des 15. Jahrhunderts aus.

Wo die alte Polychromie erhalten ist, so am Altar der Revaler Heiliggeistkirche, sehen wir Flächen mit verschiedenartigen Brokatmustern, deren Unebenheit als Vervollkommnung der Form erscheint und ein Farbenspiel bewirkt. Das Gold ist von weichem Ton, seine matten und glänzenden Flächen bilden Muster und „töten“ die Form nicht. Wir sehen reiche, ausgesuchte Farbtöne der Kleidung (teuere Stoffe), des Inkarnats, des Haupthaars, der Barttracht. Der Ausführende der polychromen Fassung war oft auch der führende Meister, war sowohl Bildhauer als auch Maler. Die Altäre eines Veit Stoß hat man in gewissem Sinn auch Gemälde genannt. Die Restauratoren der Wende zum 20. Jahrhundert im Baltikum beschränkten sich auf sehr einfache Mittel. Das sehen wir etwa am Brüsseler Altar in der Revaler Nikolaikirche oder am Marienaltar der Großen Gilde in Riga (jetzt im Museum für Stadt- und Schiffahrtsgeschichte). Bei der Wiederherstellung der Polychromie des Altars in Karmel ging man offensichtlich von der christlichen Farbensymbolik aus, wo man viel Blau, Rot und Grauweiß sowie besonders viel Gold verwendete. Das Blau ist aber wohl nicht jenes Hellblau, von welchem Neumann schreibt. Dazu wurde auch Blau dort benutzt, wo Neumann Rot vermeldet – am Gewandfutter Gottvaters. Höchst anfechtbar ist der Einsatz von Rot unter dem Thron. Auf dem neu aufgetragenen Gold hinterlassen kleine Stempelabdrücke einen monotonen Eindruck. Auf dem Foto des Altars in Karmel von 1887 glaube ich zartes Blattgold zu erkennen, das sich bei den einzelnen Figuren und bei deren Hintergrund unterschied. Die Reliefflächen waren nuanciert. Die starken Farben und die eintönige Vergoldung der Draperie, der gewundenen Säulen und anderer Architekturdetails durch die Rekonstruktion hinterlassen einen flachen Eindruck und lassen die Formen undeutlich werden.

Wäre die Entfernung der Ergänzungen des 19. Jahrhunderts eine Einmischung in die Geschichte des Altars? Als der Altar von Karmel 1969-1982 in der Staatlichen Eremitage in St. Petersburg (russ. Sanktpeterburg) restauriert wurde, schrieb man in den Rechenschaftsberichten erneut über einen großen Blattgoldaufwand.³⁴ Aus der Dokumentation des estnischen Denkmalschutzamtes ist zu ersehen, daß 1968 beschlossen wurde, das Relief „Krönung der Maria“ und die Innenflügel zu restaurieren. Die Einverständnis zur Durchführung der Arbeit gab der bekannte Restaurator S. Konenkow; nach seinem Weggang aus der Eremitage übernahmen seiner Arbeit Tamara Tschishowa, Alexej Kozujew u. a. – insgesamt befaßten sich mit der Restaurierung der Altarteile 10 Restauratoren; die fehlenden Details schnitzte M. Polewoj.

Die Malereien auf den unbeweglichen Außenflügeln des Altarschreins wurde im Jahre 1969 vor Ort von Tamara Tschishowa und Rita Grunina konserviert. Auf einer Konferenz am 15. November 1969 in der Eremitage beschloß man, alle drei Teile des Altars zu desinfizieren, die Malschicht zu befestigen, die Schwundstellen der Malschicht bis zur allgemeinen Höhe aufzufüllen (mit Mastix) und die Übermalungen am Mittelteil – an der Kleidung und dem Inkarnat – zu beseitigen. Weiter wurde vorgesehen, die Schwundstellen der Flügel wiederherzustellen „in Annäherung an das Original“, und zwar im mittleren Gemäldeteil und am rechten Flügel. In einer Randbemerkung wird festgehalten, daß am rechten Flügel 65 % und am linken Flügel 50 % der Malereien (!) erhalten seien und daß am Mittelteil der Grund auf 450 Quadratzentimetern abgelöst ist.³⁵ Ungefähr um dieselbe Zeit fand in Stockholm eine Konferenz statt, in der erklärt wurde, eine neue Bemalung und ein neues Vergolden seien eine unverzeihliche Fälschung des Originals.³⁶

Weiterhin wurde in der Eremitage beschlossen, die Holzteile des Ornaments und die Konstruktion zu erneuern sowie nach Beendigung der Arbeiten alle Flächen mit Lack zu überziehen, wofür insgesamt drei Jahre veranschlagt wurden. Als jedoch die Altarteile 1982, also nach dreizehn Jahren, nach Estland zurückgelangten, stellte es sich heraus, daß die Arbeiten nicht abgeschlossen waren. Auf Ösel verbreitete sich das Gerücht von einer „halben Arbeit“ wegen des Ablebens des Restaurators. Der jetzige Zustand des Altars in Karmel ist jedenfalls beklagenswert.



Abb 4. Flügel des Altars von Karmel (estn. Kaarma). Rekonstruktion. Pastorat Karmel.

Man begann die Arbeiten mit der Verstärkung der Konstruktion (Altarteile, zwischen welchen große Lücken entstanden waren, wurden zusammengeschoben) und fügte geschnitzte Details hinzu. Danach befestigte man die Farbschicht. Bei Betrachtung des Altars heute bemerkt man aber, daß sie in Schuppen abblätterte oder an anderer Stelle provisorisch mit einer inzwischen degenerierten und verschmutzten Schicht aus einer Art Japanpapier überzogen wurde. Durch Einwirkung des in der Goldlegierung enthaltenen Kupfers ist dieses stellenweise grünlich geworden.

Auch änderten sich bei der Arbeit ständig die Standpunkte. Die fehlenden Teile der Gemälde wurden anfangs tatsächlich in Aquarelltechnik rekonstruiert (Abb. 4). Dann entfernte man sie erneut.³⁷ Auf den in den 80er Jahren in der Eremitage angefertigten Fotos sind Fragmente zu sehen, die wohl zur Rekonstruktion des unbekanntem Originals gemacht wurden; das wahre Aussehen der Altarflügel wäre somit erst nach der Entfernung der Malereien der Restauratoren wieder zu sehen.

Aber die Gemäldefragmente, die 1964 an den Außenseiten der Innenflügel und an den Außenflügeln unter Leim-Kalkfarbe entdeckt wurden und bis heute wohl vom einer für den Transport gedachten (?) provisorischen Japanpapier-Schicht völlig überzogen sind, kann man zur Zeit nicht einmal sehen. Es ist zu hoffen, daß der Klebstoff an dem Papier nicht so stark ist, daß die Farbschicht abgezogen wird, bevor sie fachkundig befestigt ist. Der Idealfall wäre, wenn im Lauf der Restaurierungsarbeiten in der Kirche von Karmel ein museales Klima geschaffen würde, in dem die Kunstschätze der Kirche ausgestellt werden können.

Die „Marienkrönung“, gehört gegenwärtig zur ständigen Ausstellung des Museums von Osel im Schloß von Arensburg. Die vielgelittenen Flügel aber wurden zuerst unerfindlicher Weise nach Wolde (estn. Valjala), dann ins Pastorat Karmel überführt. Sechs kleine Details (das Jüngste Gericht) aus dem Oberteil des Altares wurden während des Transports in Reval samt dem Auto, in dem sie lagen, gestohlen und sind bis heute verschollen. Die zwölf Apostelfiguren von den Innenseiten der Flügel befinden sich zur Zeit im Depot des Museums von Osel. Man hat sie wiederholt restauriert: Wachsmastix verunstaltet ihre schön geschnitzten, unterschiedlich charakterisierten Antlitze (Abb. 5)

Wohl das einzige, was in Verbindung mit dem Meister mit einiger Bestimmtheit genannt werden kann, sind der Ostseeraum als Entste-



Abb. 5: Apostel vom Altar aus Karmel. Jetzt Saaremaa Muuseum, Kuresaare lossi [Museum der Insel Ösel, Schloß Arensburg]. Detail. (Foto: Stanislav Stepaško)

hungsort und um 1520 als Entstehungszeit, obwohl V. Vaga unmittelbare Beziehungen zu Claus Berg festgestellt haben will.³⁸ Die geradezu dramatischen Faltenwürfe schließen nicht aus, daß die Körperformen bei manchen Figuren geradezu betont sind (Abb. 5). Zur Zeit sind Überlegungen im Gange, sie zu untersuchen und nach Restaurierung wieder in den renovierten Altarschrein einzugliedern. Gesucht wird nach Spuren ursprünglicher Pigmente; Wachsmastix und teils wohl auch die Übermalungen werden entfernt. Die Frage, in welcher Reihenfolge die Apostel zurückplaziert werden sollten, dürfte mit Hilfe existierender Vorbilder zu beantworten sein. Vielleicht findet man an den Innenseiten der Flügel einige Namen oder Zeichen, jedoch erschwert das Fehlen der Attribute bei den meisten Apostelgestalten auf alle Fälle die Lösung des Problems.

Nach Angaben von Tannar Ruuben (Restaurierungswerkstatt Kanut, Reval) hat man bei den Skulpturen jüngerer Datums im Oberteil des Altarschreins bereits Originalfarben entdeckt, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts verwendet worden waren. Es ist möglich, das solche auch am Zentralrelief gefunden werden, im übrigen aber muß man sich damit begnügen, die neuere Farbschicht zu festigen.

Die Einordnung der hier betrachteten Altäre als norddeutscher Kunstexport ist unbestreitbar. Zugleich bleiben verschiedene Fragen zu ihren einstigen Standorten und Schicksalen unbeantwortet. Keines der beiden Werke ist gänzlich erhalten. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Programms ist wohl unmöglich, obwohl es sicher neue Erkenntnisse geben wird, wenn die Erforschung und Restaurierung alter Kunst in Estland den notwendigen Stand erreicht hat. Bis dahin hat man die alten Fotos, die sie vor den Renovierungen zeigen – und selbst über die Untersuchungen und Restaurierungen unserer Tage nur recht wortkarge archivalische Angaben.

Wenn wir die anderen Altäre in Estland aus dem 15. und dem beginnenden 16. Jahrhundert sichten, so zeigt es sich, daß ihre Herkunft und Autorenschaft meist nicht bewiesen sind. Man hat sie mit bekannten Namen verbunden, später aber die Einschränkung „aus dem Umkreis“ hinzugefügt. Ob aus ökonomischen oder anderen Gründen wurden schon bei der Bestellung nicht Hans Memling, sondern sein Schüler, der Meister der Lucia-Legende (Altar der Schwarzhäupter in der Revaler Nikolaikirche), nicht Gerard David oder Joachim Patinier, sondern von ihnen beeinflußte unbekannte Meister (Passionsaltar

ebenda), nicht Henning von der Heide, sondern ein anonymes Meister (Altar von Karmel), der dessen und auch Notkes Werke gut kannte, angegangen. Was den Altar aus Karmel überhaupt betrifft, so kann an seinem Beispiel die Geschichte der norddeutschen Holzschnitzkunst vom Kreis um Bernt Notke bis Claus Berg und Benedikt Dreier in reduzierter Gestalt verfolgt werden. Den Altar von Pönal kann man mit E. Ederberg der Werkstatt Hennings von der Heide zuordnen; ebenso kann man die Einordnung von W. Paatz für den Altar von Karmel als Werk eines Gehilfen von B. Notke akzeptieren. Groß sind die Verdienste unserer Vorgänger bei der Beschreibung und Attribuierung dieser Kunstwerke; andererseits haben Restaurierungen um die letzte Jahrhundertwende die mittelalterlichen Werke verunstaltet. Vielleicht bringt das neu geweckte Interesse an ihnen nach vergleichenden Untersuchungen neue Ergebnisse in der Attribuierung. Vor allem aber müssen sie restauriert und dann für sie geeignete Ausstellungsbedingungen geschaffen werden. Estland benötigt einen „leitenden Restaurator“ mit moderner Ausbildung, der den Zustand der in den Kirchen befindlichen alten Kunst ständig kontrolliert und die entsprechenden Arbeiten anleitet. ■

Anmerkungen:

- ¹ T. Parmasson, T. Sepp: Lääne-Nigula kirik. Väliuuringud. 1992. Muinsuskaitseameti arhiiv / Archiv des estnischen Denkmalschutzamts: Archivum A 2968.
- ² Herbert Schindler: Der Schnitzaltar: Meisterwerke und Meister in Süddeutschland, Österreich und Südtirol, Regensburg 1982, S. 16.
- ³ E. Ederberg: Ein Spätmittelalterlicher Flügelaltar aus der Kirche zu Pönal, Tallinn 1928 (Beiträge zur Kunde Estlands, hrsg. von der Estländischen Literarischen Gesellschaft; Bd. 15), S. 198.
- ⁴ Ebda., S. 193, 195.
- ⁵ Ebda., S. 193-199.
- ⁶ Peter Tångeberg: Mittelalterliche Holzskulpturen und Altarschreine in Schweden, Västervik 1986, S. 138.
- ⁷ Walther Paatz: Bernt Notke und sein Kreis, Berlin 1939, S. 160, 166: „Aus dem Johannes-Figürchen der Hutterock-Platte spricht Notkes tiefe, in den Schranken des Menschlichen gefangen bleibende, düster großartige Melancholie, aus Hennings gleichzeitiger Darstellung desselben Heiligen eine von allem Irdischen erlöste Gottseligkeit“ ... „Im Altar aus Pönal steht eine genaue Nachbildung von Hennings Lübecker Johannes-Figur ... der Altar muß deshalb nach dieser Figur angesetzt werden, das heißt nach 1510, dafür sprechen auch die schon renaissance-mäßigen Formen seiner Baldachine. Der Altar in Enanger hat eine Madonnenfigur vom Pönal Typus.“ (Ebda., S. 161)

- ⁸ Z. B. Friedrich Bruns: Die St. Jürgen-Gruppe des Lübecker Museums und ihr Meister, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 15 (1913), S. 213-227; Carl Georg Heise: Lübecker Plastik, Bonn 1926, S. 4 u. 11; Johnny Roosval: Henning von der Heyde, in: Konsthistorisk Tidskrift 5 (1936), S. 2-22; Max Hasse: Henning von der Heyde, in: ders.: Lübeck, St. Annen-Museum: Die sakralen Werke des Mittelalters, Lübeck 1970, Nr. 49-52 (S. 131-138); Lotte von Eyern: Norddeutsche Georgs-Gruppen des beginnendem 16. Jahrhunderts und ihr Vorbild, in: Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, 1935, S. 453 ff.
- ⁹ Sten Karling: Medeltidä träskulptur i Estland, Stockholm und Göteborg 1946, S. 200-212, 277, insbes. S. 207.
- ¹⁰ Zum Vergleich siehe auch: Lane Faison, Jr.: Wellesley Art Collections reopened, in: College Art Journal 18 (1959) no 3: Spring, S. 242, fig. 2.
- ¹¹ Villem Raam: Gooti puuskulptuur Eestis, Tallinn 1976, S. 58-59.
- ¹² Eesti Kunstimuuseumi Arhiiv, [Archiv des estnischen Kunstmuseums], F. 25. EKM restaureerimise nõukogu protokollid nr. 10, 20. oktoober 1975; nr. 5, 2. aprill 1976; nr. 4, 28. juuli 1977. – Über seine diesbezügliche Tätigkeit habe ich leider bisher nur ungenügende Angaben in den Archiven des Estnischen Kunstmuseums, des Ministeriums für Kultur und der Behörde für den Schutz der Boden- und Kunstdenkmäler gefunden. Zu den im Kunstmuseum gängigen Legenden gehört auch jene, daß Horma all seine Rezepte und Methoden verheimlichte und seine Kenntnisse ins Jenseits mitnahm. Die heutigen Restauratoren des Museums erstellen natürlich gründliche Dokumentationen über jedes von ihnen behandelte Objekt.
- ¹³ Vgl die etwas abweichende Fassung: Villem Raam: Kaarma altar. Ajalooline öiend. 26 S., 73 Ill., Muinsuskaitseameti arhiiv (wie Anm. 1), Toimik 4 -5/6, Band IV.
- ¹⁴ Zu einer großen Anzahl vergleichbarer Objekte s. Jan von Bonsdorff: Zur Methodik der kunsthistorischen Großraumforschung: die mittelalterliche Holzskulptur in Schleswig-Holstein, in: Figur und Raum, Berlin 1994, S. 9-20.
- ¹⁵ Karling (wie Anm. 8); S. 217, S. 222; s. auch insgesamt S. 193-200; 217-226.
- ¹⁶ „Die Feierlichkeit dieses Krönungsaktes wird oft durch die Hinzufügung einer Schar Engel und Heiliger gesteigert. ... Die großen spätgotischen Flügelaltäre übernehmen die Krönung seit Michael Pachters Hochaltar in der Pfarrkirche zu St. Wolfgang, vollendet 1481, oft als Hauptdarstellung im Mittelschrein, der nur an Festtagen zu sehen ist.“ (Gertrud Schiller: Ikonographie der christlichen Kunst, Gütersloh 1980, S. 148, 150; s. auch S. 146-152.
- ¹⁷ Erik Moltke: Bernt Notkes altertavle i Århus Domkirke og Tallinntavlen, København 1970, Bd. 1, S. 249-255 u. Bd.2, Fig. 249-256.
- ¹⁸ Vgl. Gunnar und Karin Svahnström: Visby Domkyrka, in: Sveriges Kyrkor: Gotland, Stockholm 1986, S. 14, Fig. 8 a-g.
- ¹⁹ Aron Andersson: Medieval Wooden Sculpture in Sweden, Vol. 3, Late Medieval Sculpture. Stockholm 1980, S. 222, Ill. 44.
- ²⁰ D. Gillerman: Gothic Sculpture in American Collections: the New England Museums, Part 2. Gesta 1981, S. 358.
- ²¹ Voldemar Vaga: Üldine Kunstiajalugu, Tartu 1937, S. 463.
- ²² Rudolf Struck: Beiträge zur lübeckischen Kunstgeschichte, 3: Zur Kenntnis Bernt Notkes und Hermen Rodes; der Imperialissima-Meister (= Hinrich Wilsing), in: Lübbische Forschungen, Jahrbuchgabe des Vereins für Lübeckische Geschichte und

- Altertumskunde, Lübeck 1921, S. 303-324; Victor Habicht: *Hanseatische Malerei und Plastik in Skandinavien*, Berlin 1926, S. 46.
- ²³ Karling (wie Anm. 8), S. 193-200; Raam (wie Anm. 11), S. 1-4; C. A. Nordman: *Medeltida skulptur i Finland*, Helsinki 1964, S. 471; Mai Lumiste: *Maal, puuskulptuur ja tarbekunst 13. sajandist kuni 16. saj. teise veerandini*, in: *Eesti Kunsti ajalugu kahes köites*, Hrsg. B. Bernstein u. a., Tallinn, 1975, S. 79-80.
- ²⁴ Bruns (wie Anm. 8), S. 217f.
- ²⁵ W. Paatz (wie Anm. 7), S. 109, 328.
- ²⁶ Ebda., S. 208, Fig. 217.
- ²⁷ Karling (wie Anm. 8), S. 207.
- ²⁸ Eugen Nottbeck, Wilhelm Neumann: *Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval*, Reval 1904, Fig. 64.
- ²⁹ Zum Vergleich heranzuziehen wäre das Corpusbild vom Flügelaltar (1510-1520) des Imperialissimeisters, Isabella Stuart Gardner Museum, Boston, Mass., USA.
- ³⁰ Andersson (wie Anm. 19).
- ³¹ J. B. Holzmayer: *Ueber ein altes Altarbild in der Karmelschen Kirche*, in: *Arensburger Wochenblatt*, 1887, Nr. 14 (9. April).
- ³² Wilhelm Neumann: *Werke mittelalterlicher Holzplastik und Malerei in Livland und Estland*, Lübeck 1892, S. 5-6.
- ³³ Holzmayer (wie Anm. 31), Nr. 13, 14.
- ³⁴ Muinsuskaitseameti arhiiv (wie Anm. 1), Toimik 4-5/6, Akte 4. XII. 1986.
- ³⁵ Ebda., Protokoll der Konferenz vom 15. XI. 1969.
- ³⁶ Paul Philippot: *Preface*, in: *Safe Guarding of Medieval Altarpieces and Wood Carvings in Churches and Museums*, Stockholm 1981, S. 7.
- ³⁷ Angaben über vorangehende Untersuchungen mit Infrarot oder Röntgenstrahlen oder zusätzliche Dokumentationen habe ich im Archiv der Eremitage nicht entdecken können.
- ³⁸ Voldemar Vaga: *Une œuvre présumée de l'école de Claus Berg en Estonie*, in: *Kunstiajaloo Kabineti Väljaanded*, Tartu, 1937, S. 2-8, insbes. S. 5.

Kaur Alttoa

Der Chorumgang in Alt-Livland

Der Chorumgang ist ein architektonisches Motiv, das vor allem mit der Kathedralgotik in Verbindung steht. Ohne Zweifel gibt es hier die großzügigsten Lösungen, doch ist der Chorumgang auch anderswo anzutreffen. Vor allem ist wesentlich die Sonderentwicklung, die hauptsächlich in Hansestädten in Norddeutschland vor sich ging: mehrere städtische Pfarrkirchen erhielten einen Chorumgang mit Kapellenkranz. Diese Entwicklung ist als Ausdruck des Repräsentationsbedürfnisses des Stadtbürgertums erklärt worden. Beispielgebend ist hier die Marienkirche in Lübeck.

Wie ist die Situation in Alt-Livland? Ein Chorumgang ist hier nicht besonders beliebt – hier gibt es lediglich vier Beispiele.

Der einzige Chorumgang mit Kapellenkranz ist in der Petrikerche in Riga vorhanden. (Abb. 1) Dabei handelt es sich nicht um eine klassische französische Choranlage, sondern um eine reduzierte Variante von ihr, die auch in Norddeutschland verbreitet war: die Kapellen sind nicht tief und sind mit den Umgangsjochen unter einem Gewölbe vereinigt. Die Forschungsgeschichte der Rigaer Petrikerche ist lang. Schon 1890 wurden zwei wichtige Aufsätze veröffentlicht. Joseph Girgensohn publizierte Baurechnungen der Kirche aus den Jahren 1408–1409.¹ Aufgrund der Rechnungen bewies der Autor, daß man damals den Chor baute. Ebenso zeigte J. Girgensohn, daß der Hauptbaumeister mit Namen Johan Rumeschottel aus Rostock gerufen worden war. Der Chortheil wurde 1418 eingeweiht.

Der Architekt Wilhelm Bockslaff² wiederum verbindet den Chor der Petrikerche mit Vorbildern aus Mecklenburg, vor allem mit dem Schweriner Dom und der Doberaner Klosterkerche. Gleichzeitig beweist Bockslaff, daß bei der Errichtung des Chors auch ein Querhaus geplant war, das aber nicht errichtet wurde. Es sind nämlich am West-Teil des Chorraumes Verbindungssteine zu sehen, die auf den genannten Bauplan hinweisen.

Später hat Voldemar Vaga sich mit der Petrikerche in Riga beschäftigt.³ Er hält es für unmöglich, daß der ganze Chortheil innerhalb

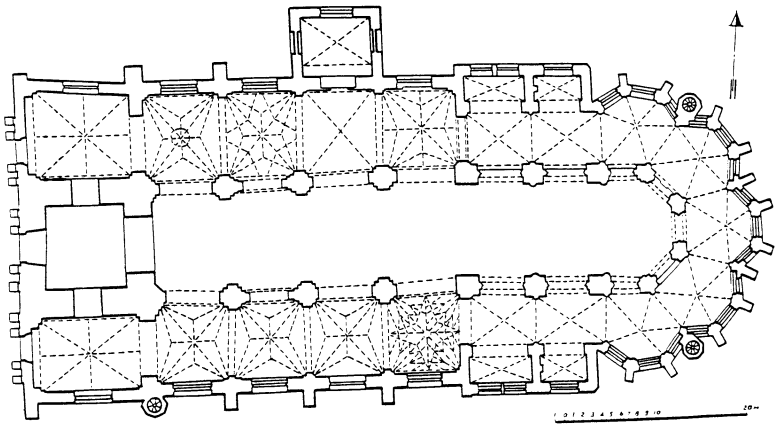
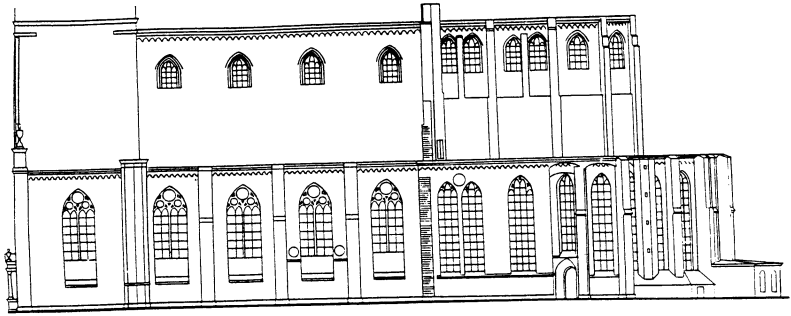


Abb. 1: Riga: Grundriss und Südfassade der Petrikirche

von zwei Jahren errichtet werden konnte, und so wird von ihm die folgende Hypothese aufgestellt: im Hauptteil sei der Chor nach der Vorbild der Rostocker Marienkirche in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gebaut worden, also nach 1351, nach dem Schwarzen Tod. Rumeschottel hatte bloß die Hochwand oder Kleristorienwand des Hauptchors zu errichten. Dieses Entwicklungsschema war bis in die jüngste Zeit in der Forschung dominierend.⁴

Es ist sicher, daß der Chor der Petrikerche in Riga in zwei Etappen fertiggestellt worden ist. Über den Arkaden verläuft hier ein horizontales Gesims, das auch eine Bauetappe markiert. Als die Kirche renoviert wurde und von einem Gerüst umgeben war, konnte der Unterschied zwischen zwei Zonen besonders gut aus der Nähe betrachtet werden.

Es bleibt nur zu fragen, welche Bauperiode sich in den Rechnungen von 1408-09 widerspiegelt. Es wurde schon gesagt, daß der Chor der Petrikerche vor allem nach dem Vorbild des Chors der Rostocker Marienkirche errichtet worden sei. Die Forscher – unter ihnen auch V. Vaga – ziehen aus der älteren Literatur die Schlussfolgerung, daß der Rostocker Chor in dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts fertiggebaut worden ist. Eigentlich sieht es aber komplizierter aus. Mit dem Bau des Chors der Rostocker Marienkirche beginnt man tatsächlich um 1290. 1398 erfolgt aber der Einsturz des noch nicht vollendeten Baues, und das Querschiff wird erst danach hinzugebaut.⁵ Wenn man damit rechnet, daß in Riga ebenso ein Querschiff umrissen wurde, so kann die Marienkirche in Rostock als Vorlage erst in dem ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts in Frage kommen. Übrigens liegt solch ein Chorumriss damals in Norddeutschland durchaus in der Tendenz der Zeit – man braucht hier nur die im Jahre 1415 vollendete Nikolaikirche in Wismar zu erwähnen. Also war Johan Rumeschottel der Baumeister, der die Idee des Chorumgangs aus seiner Heimatstadt Rostock nach Riga mitgebracht hat.

Der monumentalste Sakralbau in Alt-Livland war der Dom von Dorpat (estn. Tartu). Die Kirche steht seit dem 16. Jahrhundert in Ruinen. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der Chor teil rekonstruiert und dabei zur Bibliothek der Universität umgestaltet. Heute befindet sich dort das Universitätsmuseum. In seiner vollendeten Gestalt hatte der Dorpater Dom einen Hallenumgangschor ohne Kapellenkranz. Ein Testament aus dem Jahr 1477 erwähnt auch, daß man „den nyen kore, so de vollenbracht, uthbuen sall.“⁶ Dies genügt einem Teil der

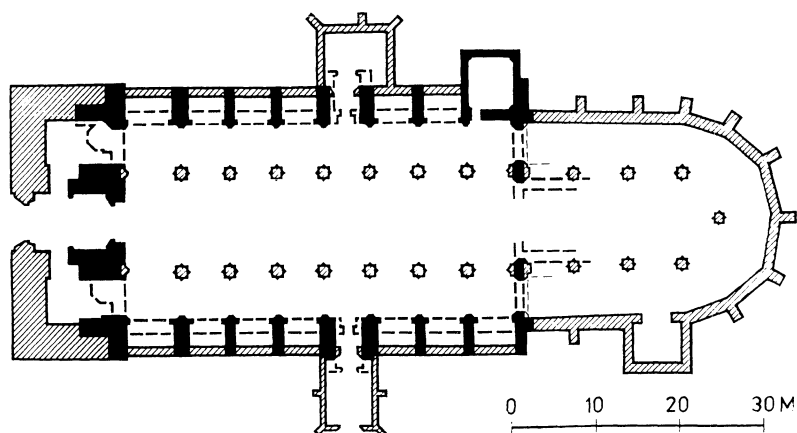


Abb. 2: Dorpat (estn. Tartu): Grundriss der Domkirche

Forscher, daraus auch die Bauzeit des Chors abzuleiten. Der Chor des Dorpater Doms hat aber einen spezifischen Zug: im östlichen Teil des Chors auf der Längsachse gibt es kein Interkolumnium, sondern einen Pfeiler. Als erster weist darauf Wilhelm Neumann im Jahre 1914 hin.⁷ Von Karl Heinz Clasen wurde 1939 dieses Motiv analysiert und betont: dieser für die Gotik recht seltene Zug ist in erster Linie den Baumeistern aus der Parlerschule eigen. Ebenda weist Clasen darauf hin, daß Dietrich Damerow, ein Mann aus der nächsten Umgebung Kaiser Karls IV., von 1379 bis 1400 Bischof von Dorpat war.⁸ Es besteht also ein Widerspruch zwischen der urkundlichen Erwähnung und den stilkritischen Bestimmungen.

Ausgehend von denselben Argumenten – aber ohne auf Clasen hinzuweisen – folgert V. Vaga, daß der Chor mit seinem Umgang zu Anfang des 15. Jahrhunderts errichtet wurde.⁹ Dagegen betonen andere Forscher die Priorität der urkundlichen Angaben vor stilkritischen Bestimmungen und bleiben bei der traditionellen Datierung.¹⁰

Eigentlich ist der Entwicklungsgang des zu betrachtenden Chorraums aber komplizierter.¹¹ An den Fassaden des Chortheils findet sich ein außergewöhnliches Detail. Die Ecken der Fensterleibungen und der Strebepfeiler sind von dünnen Rundstäben umrahmt, die sich aber nicht in voller Länge hinziehen, sondern nur etwa bis zur mittleren

Höhe reichen. So könnte man zwei Bauperioden voraussetzen und nach den Proportionen der unteren mit Rundstäben versehenen Zone könnte man annehmen, daß zuerst mit dem Bau eines basilikalen Chors begonnen wurde. In den 1980er Jahren während Restaurierungsarbeiten konnte man, als man die Westwand des Chors sondierte, diese Hypothese überprüfen. (Abb. 3) Unter anderem war hier in der

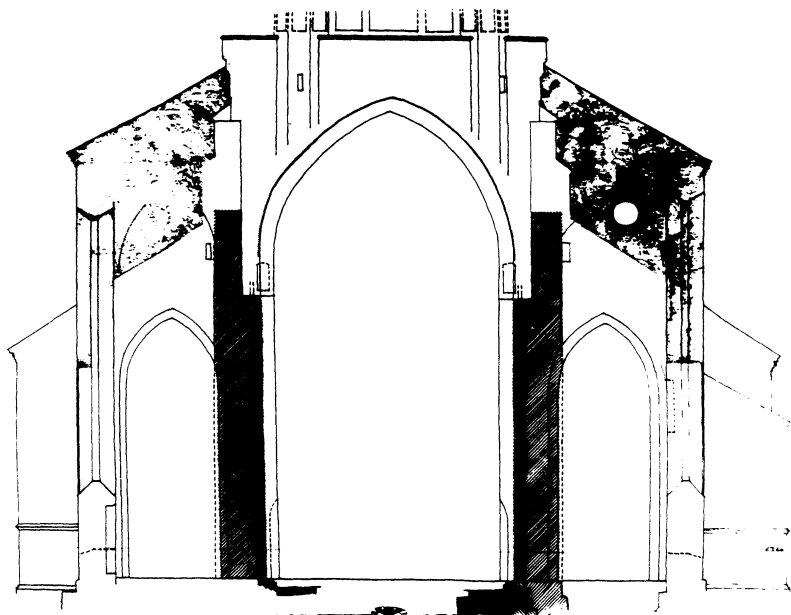


Abb. 3: Dorpat (estn. Tartu): Westwand des Chors von Osten

Zone der Seitenschiffe bzw. des Chorumgangs die ursprüngliche, niedrigere Giebelkontur des Chorumgangs deutlich zu sehen. In der nord-westlichen Ecke des nördlichen Seitenschiffes ist auch ein Fragment des Gewölbeanfangs erhalten geblieben. Alle diese Details deuten auf einen dreischiffigen basilikalen Chor, zu dem die obengenannten, als Fassadenschmuck dienenden Rundstäbe ausgezeichnet passen. Es ist nicht klar, in welchem Maße die ganze basilikale Lösung realisiert wurde. Doch in der nächsten größeren Bauperiode hat der Chor teil des

Doms sein endgültiges Gepräge erhalten: die Außenwände wurden erhöht und der Bau wurde realisiert als Hallenumgangschor. Damit liegt die Vermutung nahe, daß im obengenannten Testament vom Jahre 1477 gerade auf diese Rekonstruktion hingewiesen ist.

In Reval (estn. Tallinn) tritt der Chorumgang Anfang des 15. Jahrhunderts in den Vordergrund. Es ist eine Zeit, in der in Reval ein wirklicher Bauboom herrschte; als erste Schwalbe dieses Sommers sei hier das in den Jahren 1402-1404 rekonstruierte Rathaus genannt. Übrigens fand gerade zu dieser Zeit und hier vielleicht sogar die bemerkenswerteste Veränderung in den Bautraditionen des mittelalterlichen Estland statt. Während bis zu dieser Zeit überall wandernde Bauhütten als Erbauer galten, so wurde nun in Reval die Zunft der Steinmetze ausschlaggebend: Anfangs ist ihr Beschäftigungsgebiet Reval, dann aber kann ihre Expansion in ganz Nord- und West-Estland beobachtet werden. Die Meister dieser Zunft zeigen in Details – besonders beim Gewölbe – ihre höchst spezifische Handschrift, an der sie eindeutig erkannt werden können.

In der zu betrachtenden Zeit werden auch die beiden Hauptpfarrkirchen Revals rekonstruiert – die Olaikirche und die Nikolaikirche. Mai Lumiste und Rasmus Kangropool haben die Bauchronologie ausführlich begründet.¹² Etwa 1405-1420 erhält die Nikolaikirche eine völlig neue Gestalt. Dem Langhaus wird ein basilikaler Aufriss verliehen, und der Chor wird völlig neu umgestaltet. Der Chorumgang wird errichtet – jedoch ohne Kapellenkranz. Hier sind mehrere Motive anzutreffen, die aus dem Repertoire der Revaler Meister stammen: vier- und achteckige Pfeiler nebeneinander, Grätgewölbe, auf Konsolen gestützte Gurtbögen spezifischen Profils, nicht aufgegliederte Wandflächen. Es ist unklar, woraus für die ganze Anlage die Inspiration geschöpft wurde. In der Literatur wird im allgemeinen auf einen entsprechenden Trend in den norddeutschen Hansestädten hingewiesen, doch zu einer näheren Analyse ist man noch nicht gekommen.

Gleich nach dem Umbau der Nikolaikirche wird die Olaikirche 1420-1425 mit einem neuen Chorraum ausgestattet. Hier gibt es ebenso einen Umgang ohne Kapellen, doch im Unterschied zur Nikolaikirche entsteht hier ein Hallenraum, also auch ein Hallenumgangschor. Der Chor hat Sterngewölbe, was im architektonischen Bild von Reval eine Ausnahme darstellt. Doch ein Teil der Details ist aus der Formenwelt der lokalen Meister bekannt: Pfeiler, Gurtbogen und Konsolen.

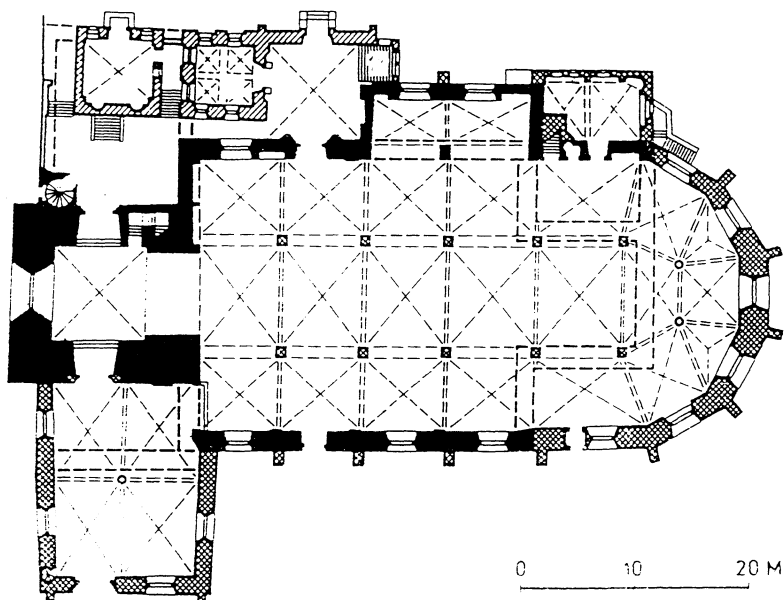


Abb. 4: Reval (estn. Tallinn): Grundriss der Nikolaikirche

Aufgrund der schriftlichen Quellen ist die Umgestaltung dieser zwei Revaler Kirchen genau datierbar. Aber dabei bleiben mehrere Fragen ohne Antwort. Und was schwerer wiegt – die Genese der Formenwelt der Revaler Steinmetze ist unklar. In allgemeinen Zügen hat man behauptet, daß sie mit den Bautraditionen des Deutschen Ordens verbunden sei.¹³ Ebenso hat man angenommen, daß die Revaler Bautradition im 15. Jahrhundert auch mit Ideen aus Mitteleuropa in Vermittlung über Ösel (estn. Saaremaa) beeinflusst sein könnten.¹⁴ Aber eine systematische Behandlung dieses Themenkreises steht noch aus.

Wir wollen nach der Behandlung dieser vier Kirchen zusammenfassen, welche Kräfte hinter den konkreten architektonischen Lösungen stehen. Wer war der Bauherr der Chöre mit Chorumgang?

Es wäre ja zu erwarten, daß an erster Stelle Bischöfe genannt würden. Aber ihr Anteil ist hier ziemlich klein: als einzige wäre ja die Dom-

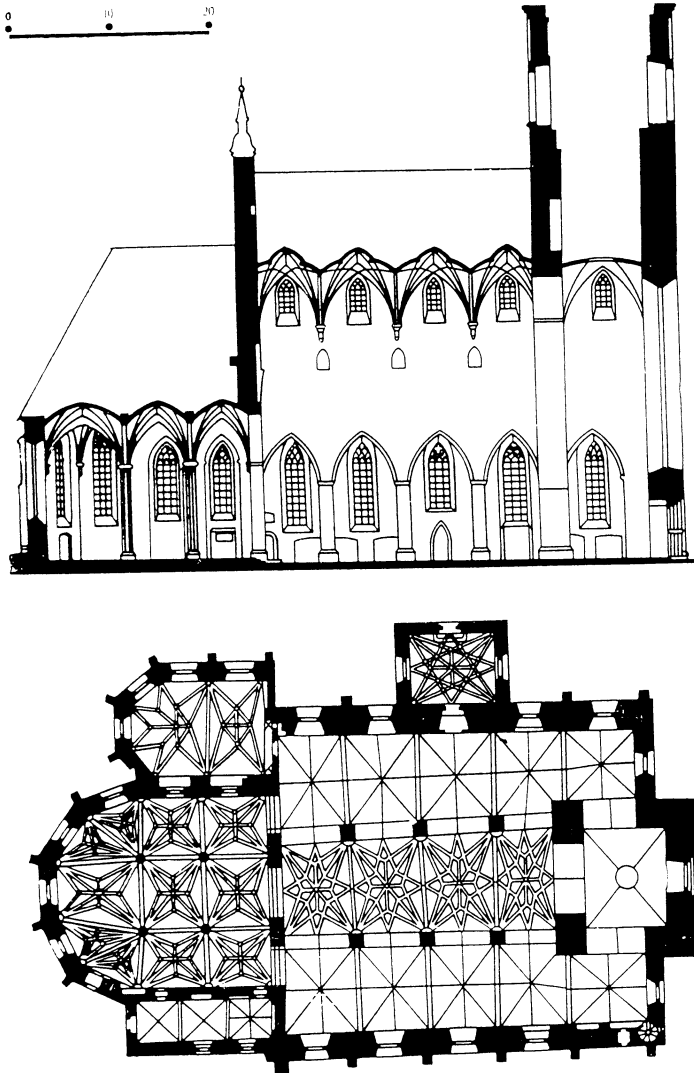


Abb. 5: Reval (estn. Tallinn): Grundriss und Längsschnitt der Olai kirche

kirche in Dorpat zu nennen. Übrigens ergibt sich ein eigenartiges Bild, wenn man alle Domkirchen Alt-Livlands gemeinsam betrachtet – z. B. wenn man die Größe der Kirchen vergleicht. (Abb. 6)

Daß die Domkirche in Reval verhältnismäßig zurückhaltend ist, ist noch zu verstehen. Der Bischof von Reval besaß ja nur eine bescheidene Stellung in der Stadt,¹⁵ und so blieb auch seine Kirche schlicht. Aber dennoch – es herrschte in Reval im 15. Jahrhundert ein großer Bauboom, und basilikaler Stil war in Mode; daher nimmt auch die Revaler Domkirche diese Raumform auf, obwohl etwas später als die Kirchen der Unterstadt.¹⁶

Völlig seltsam ist die Lage im Bistum Ösel-Wiek: hier ist die Domkirche von Hapsal (estn. Haapsalu) bis Ende des Mittelalters so erhalten geblieben, wie sie etwa 1260 errichtet worden war. Die Erklärung, es verhalte sich wegen des Geldmangels so, ist nicht stichhaltig. Im Bistum Ösel-Wiek wurde doch im 14. Jh die Burg von Arensburg (estn. Kuressaare) vollendet, bei der man neben dem Verteidigungsbedürfnis ungeheuren Wert auf Repräsentativität legte. Ebenso werden um 1500 im Bistum sogar fünf neue Pfarrkirchen errichtet.

Auch in der Domkirche in Riga bleiben nach der Fertigstellung im 13. Jahrhundert die weiteren Ergänzungen ziemlich bescheiden. Also bietet nur Dorpat eine den anderen erwähnten Bauten vergleichbare Kirche. Vielleicht ist die dortige Situation mit der außergewöhnlichen Gestalt des damaligen Bischofs – Dietrich II. Damerow¹⁷ – in Verbindung zu bringen.

Doch bei der Dorpater Domkirche ist ein Faktor nicht zu übersehen: die Großvasallen des Bistums. Zumindest aus der Rekonstruierungszeit des Chorsteils im Jahre 1470 gibt es vielerlei Auskünfte über wesentliche Stiftungen des Großadels – der Tiesenhausen, Uexküll u.a. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in der Monumentalität der Dorpater Domkirche auch das Streben des Adels der Region nach Repräsentation zum Ausdruck kommt.

Doch als Hauptinitiator bei der Errichtung der betrachteten großzügigen Chorräume gilt die Stadt. 1408 waren in Riga je zwei Vertreter des Rates und der Bürgerschaft zu Verwaltern über Kirchbaugelder eingesetzt worden.¹⁸ Besonders markant ist aber die Lage in Reval. Etwa Anfang des 15. Jahrhunderts erlebt die Stadt wirtschaftlich ziemlich günstige Zeiten, und sogleich wird auch der Umbau der Gemeindepfarrkirchen in Angriff genommen. Als stilistische Stichwörter gelten Basilika

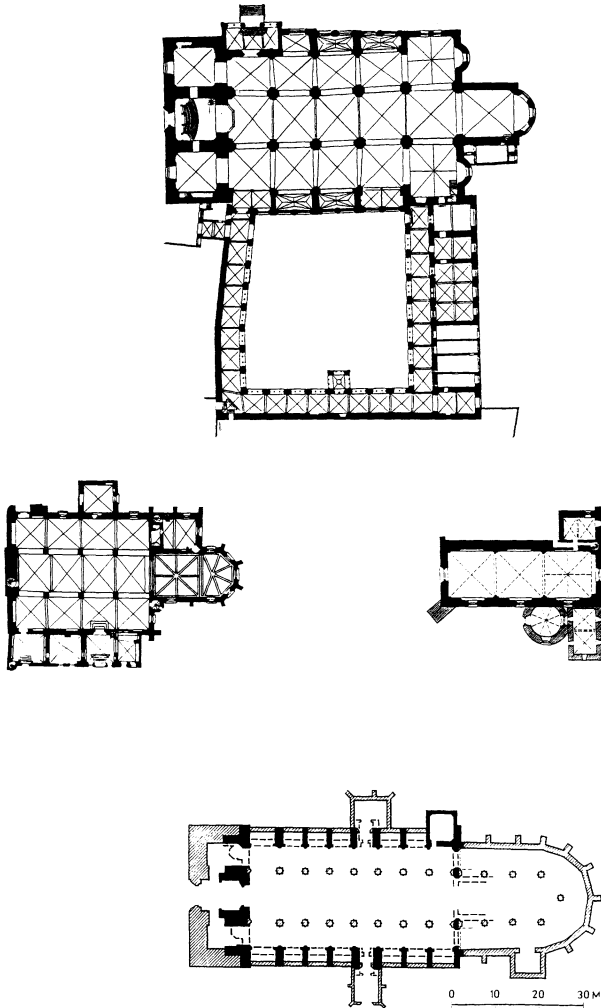


Abb. 6: Die Domkirchen in Alt-Livland: Grundrisse im Größenvergleich: (von oben nach unten) Riga, Reval (estn. Tallinn) (l.), Haapsalu (estn. Haapsalu) (r.) und Dorpat (estn. Tartu)

und Chorumgang, also aus der Kathedralgotik stammendes Repertoire. Man darf wohl sagen, daß der Vorgang hier ähnlich wie in dem südlichen Ostseeraum verläuft und hier in seinem Norden offensichtlich dieselben Bestrebungen verfolgt werden. ■

Anmerkungen:

- ¹ Girgensohn, Joseph: Zur Baugeschichte der Petri-Kirche in Riga, in: Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, Bd. 14 (1890), S. 180-221 u. 489-496.
- ² Bockslaff, Wilhelm: Kunstgeschichtliche Bemerkungen über die St. Petrikirche zu Riga und ihre Vorgänger in Mecklenburg, ebda., S. 236-273.
- ³ Vaga, Voldemar: Die Petrikirche in Riga, in: Konsthistorisk Tidskrift 39 (1970), S. 140-168.
- ⁴ Z. B. in: Kunstdenkmäler baltische Staaten: ein Bildhandbuch; Estland, Lettland, Litauen. Einleitungen... von Kaur Altkoa, Jurijs Vasiljevs und Jonas Minkevičius, Leipzig 1992, S. 378.
- ⁵ Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler: die Bezirke Neubrandenburg, Rostock, Schwerin, Berlin 1968, S. 321.
- ⁶ Livländische Güterurkunden. Bd. 1: 1207-1500, Hrsg. v. H. von Bruiningk & N. Busch, Riga 1908, No. 519.
- ⁷ Neumann, Wilhelm: Der Dom zu St. Peter und Paul in Dorpat, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde des Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1913 (1914), S. 11.
- ⁸ Clasen, Karl Heinz: Grundlagen der baltendeutschen Kunstgeschichte, in: Baltische Lande, hrsg. v. A. Brackmann und C. Engel, Bd. 1: Ostbaltische Frühzeit, Leipzig 1939, S. 462.
- ⁹ Vaga, Voldemar: Das Problem der Raumform in der mittelalterlichen Baukunst Lettlands und Estlands, Tartu 1960, S. 54-55.
- ¹⁰ Prints, Olev: Keskaegne Toomemägi ja hooned, in: Toomemägi, Tallinn 1968, S. 31.
- ¹¹ Altkoa, Kaur: Eesti tellisgootika uurimiseisust [mit Zfsg.: Zum Stand der Erforschung der Backsteingotik in Estland], in: Annales Societatis Litterarum Estonicae in Svecia 11:1988-1990 (1992), S. 17-18.
- ¹² Kangropool, Rasmus & Lumiste, Mai: Mõningatest Tallinna 15. sajandi arhitektuuri dateerimise küsimusest, in: Tõid kunstiteaduse ja -kriitika alalt 2 (1977), S. 270 ff.
- ¹³ Karling, Sten: Tyska Orden och den svenska kyrkobyggnadskonsten omkring år 1400, Riga & Stockholm 1936, S. 272 ff.
- ¹⁴ Raam, Villem: K voprosu ob arhitekturnych kontaktach meždu Tallinom i ostrovom Saaremaa v srednie veka, in: Iskustvo Pribaltiki (Tallin) 1981, S. 14 ff.
- ¹⁵ Kala, Tiina: Tallinna hiliskeskaegne kirik enne luterlikku reformatsiooni. Magistritöö. [mit Zfsg.: Die Kirche im spätmittelalterlichen Reval vor der lutherischen Reformation. Magisterarbeit], maschschr. Tallinn 1996, S. 19 ff.
- ¹⁶ Raam, Villem & Dubovik, Boris: Toomkirik, in: Eesti arhitektuur I: Tallinn, Tallinn 1993, S. 244-245.

- ¹⁷ Jähmig, Bernhart: Zur Persönlichkeit des Dorpater Bischofs Dietrich Damerow, in: Beiträge zur Geschichte Westpreußens: Zeitschrift zur Pflege der Heimatkunde und Geschichte Westpreußens. Bd. 6 (1980), S. 5-22.
- ¹⁸ Girgensohn (wie Anm. 1); Arends, P.: Die St.-Petri-Kirche in Riga, Riga 1944, S. 5-6.

Markus Hiekkanen

Die mittelalterlichen Stadtkirchen in Finnland

Im Mittelalter sind in Finnland nur sechs Gemeinschaften entstanden oder gegründet worden, die aufgrund ihrer Privilegien und ihrer sozialen Struktur als Städte bezeichnet werden können. In jeder von ihnen ist im Mittelalter eine Kirche aus Stein gebaut worden, die so wenigstens formell die Stadtkirche gewesen ist¹. Ich werde in meinem Beitrag untersuchen, ob diese Kirchen solche Charakteristika – qualitativ oder von ihren Ausmaßen her – haben, auf deren Grundlage sie sich von anderen finnischen Steinkirchen unterscheiden, die in territorialen Gemeinden, also in Kirchspielen gebaut wurden. Dazu werde ich noch nachfragen, ob diese Kirchen solche Züge besitzen, die besonders den Einfluß der Hanse im weiteren oder engerem Sinne zu erkennen geben.

Finnlands Vorgeschichte, deren erhaltene Quellen fast ausschließlich archäologische Funde sind, hat bis Ende des 12. Jahrhunderts gedauert, im östlichen und nördlichen Finnland sogar bedeutend länger. Für die westlichen, südwestlichen und südlichen Teile des Landes war schon seit der Wikingerzeit ständige bäuerliche Siedlung charakteristisch, aber der größte Teil des heutigen Gebiets war Wildnis, die von Jägern und Fischern bewohnt wurde. Die landwirtschaftlichen Siedlungen nahe an Gewässern haben wohl nur aus einem Haushalt bestanden, obschon Dörfer sich ganz am Ende der Vorgeschichte zu formieren begannen. Größere Gemeinschaften wie etwa Birka in Schweden, Kaupang in Norwegen, Hedeby in Dänemark, Alt-Lübeck in Deutschland und Staraja Ladoga in Rußland hat es in Finnland nicht gegeben. Das in jüngster Zeit oft angeführte Varikkoniemi in Hämeenlinna (schwed. Tavastehus) ist auch keine solche gewesen. Es war nur ein kleiner Ort, mit dem die Forscher der Ortschaft verschiedene Reste von Industriebauten vom Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts in Verbindung gebracht haben². An den Küsten Finnlands lagen ohne Zweifel gewisse Marktplätze³, aber sie waren nicht fest be-

wohnt. Städte im eigentlichen Sinne entstanden in Finnland erst im Mittelalter, und zwar seit Ende des 13. Jahrhunderts⁴.

Archäologische Überbleibsel vom Einfluß des Christentums wurden in Gräbern aus dem 11. Jahrhundert gefunden und Anzeichen der organisierten Verbreitung des Christentums nach der Mitte des 12. Jahrhunderts festgestellt. Diese verschiedenen Versuche, Finnland zu christianisieren, die durch Raubzüge oder „Ledungen“ mit Schiffen unternommen wurden, haben im Zusammenhang einer organisierten Missionstätigkeit Ende des 12. Jahrhunderts ein Missionsgebiet mit seinem Zentrum Nousiainen im Eigentlichen Finnland (finn. Varsinais-Suomi, schwed. Egentliga Finland), zustandegebracht, das etwa 20 Kilometer nördlich von Turku (schwed. Åbo) lag. Als die Verhältnisse sich stabilisierten, wurde das Zentrum der Mission nach dem Jahre 1229 nach Koroinen am Aurajoki verlegt, ein wenig über ein Kilometer nordöstlich vom Dom von Turku gelegen. Am Anfang desselben Jahrhunderts haben sich die Gemeinden in den schwedischsprachigen Siedlungen auf Åland (finn. Ahvenanmaa) und im Eigentlichen Finnland zu entfalten begonnen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts hat es etwa 70 Gemeinden gegeben und bis Ende des Mittelalters betrug die Anzahl schon 140. Vergleichsweise sei angeführt, daß die gleiche Zahl damals im Mutterland, in Schweden weit über 1000, in Dänemark 2500 und in Norwegen 1200 betrug.

Die ersten Gemeindekirchen wurden immer wieder, viele Generationen lang, aus Holz gebaut⁵. Die ersten Gemeindekirchen aus Stein in Åland wurden seit Ende des 13. Jahrhunderts errichtet und der ursprünglichste Teil des Doms zu Turku stammt auch aus dieser Periode. Der Steinkirchenbau hat im Binnenland einen ersten Aufschwung von 1420 bis 1470 erlebt, zu dieser Zeit erhoben sich 25-30 Gotteshäuser. Der zweite Aufschwung hat Ende desselben Jahrhunderts begonnen und sich fortgesetzt, bis 1540 die Wirtschafts- und Kirchenpolitik der Krone die Voraussetzungen für den Steinkirchenbau abgeschafft hat. So wurde fast keine von diesen Kirchen fertig gebaut.

In der Datierung der Kirchen aus Stein hat man in letzter Zeit beträchtlich sicherere Ergebnisse durch systematische Klassifizierung und Analyse sowie durch die damit zusammenhängenden sichereren Datierungsmethoden wie Dendrochronologie erreicht. Dafür war man aber gezwungen viele alte naturwissenschaftliche Methoden, wie etwa die C¹⁴-Analyse von Kalkmörtel aufzugeben, deren Unzuverläss-

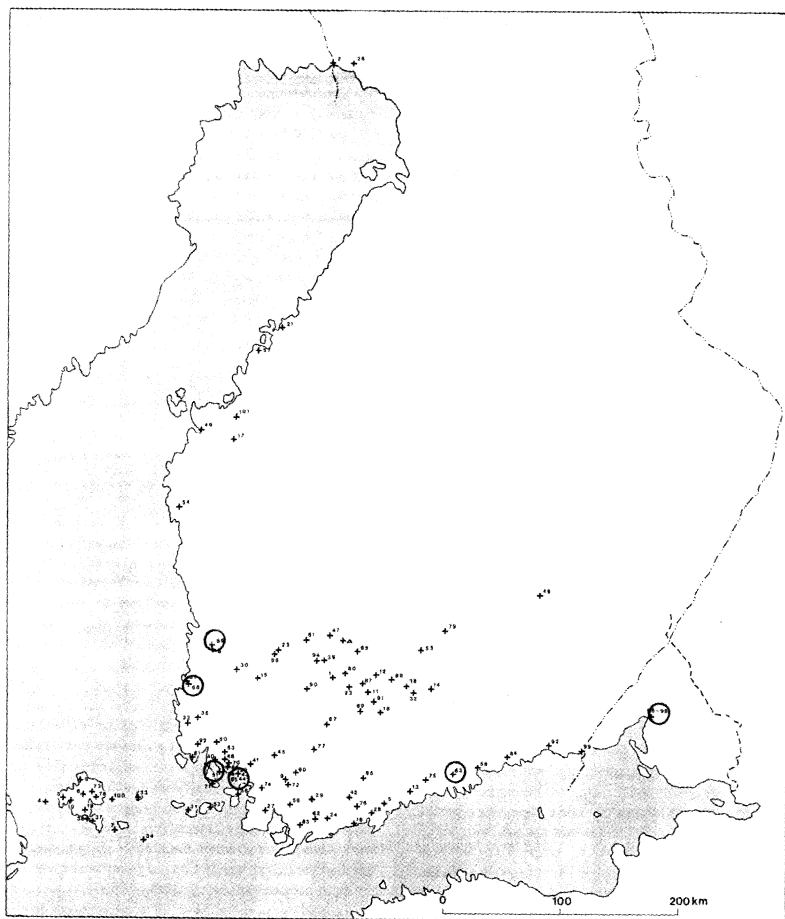


Abb.1: Die finnischen mittelalterlichen Kirchen aus Stein (angekreuzt) und Städte (angekreuzt mit Kreis).

Die Städte gegen den Uhrzeigersinn: Uvila (schwed. Ulfby), Rauma (schwed. Raumo), Naantali (Nådendal), Turku (schwedisch: Åbo), Porvoo (schwed. Borgå), Wiborg (finn. Viipuri, russ. Vyborg). Nach Hiekkanen (wie Anm. 8).

sigkeit sich bei vielen Proben in Åland und anderswo herausgestellt hatte.

Im Folgenden werden kurz die mittelalterlichen Städte in Finnland und ihre Stadtkirchen aus Stein dargestellt.

Turku – Åbo

Die Gründung des heutigen Turku war eine Folge der Verschlechterung der Verkehrsanbindung der befestigten Bischofskirche und des Gutshofs in Koroinen, etwa ein Kilometer flußaufwärts am Aurajoki. Die jetzige Stadt mag in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts gegründet sein, aber der genaue Zeitpunkt ist unbekannt. Die ältesten archäologischen Funde stammen aus den achtziger Jahren des 13. Jahrhunderts⁶ und die ältesten dendrochronologischen Datierungen aus den neunziger Jahren des 13. Jahrhunderts⁷. Als Bischofssitz und zugleich Hauptstadt der zugehörigen Diözese und damit des damaligen Finnland entwickelte sich Turku sehr schnell. Ende des 15. Jahrhunderts hatte es etwa 1500 Einwohner. Die erste Bischofskirche aus Holz ist vermutlich in den 80er Jahren des 13. Jahrhunderts gebaut worden, und schon damals hat man vielleicht eine Kirche aus Stein geplant, da neben der Kirche eine kleine Sakristei aus Stein errichtet worden ist. Die Sakristei der heutigen Kathedrale aus Ziegelsteinen und das Langhaus wurden höchst wahrscheinlich in den neunziger Jahren des 13. Jahrhunderts gemauert⁸. Das Gebäude wurde vermutlich im Juni 1300 geweiht. Schon Mitte des 14. Jahrhunderts wurde es durch einen fünfseitigen Chor erweitert, der Ende des 15. Jahrhunderts durch einen siebenseitigen Hallenchor, dessen Breite der des Langhauses entsprach, ersetzt wurde⁹. In der Mitte desselben Jahrhunderts hat das Gebäude mehrere Veränderungen erlebt, aufgrund derer es die einzige Basilika Finnlands wurde. Um das Langhaus herum wurden Ende des 15. Jahrhunderts sowie am Anfang des 16. Jahrhunderts Kapellen gebaut. In den späteren Jahrhunderten wurden an dem Gebäude keine größere Veränderungen mehr vorgenommen¹⁰.

Wiborg (Viipuri – Vyborg)

Die Stadt Wiborg hat ihren Ursprung in einer Burg. Der zentrale Teil der Burg ist im Sommer 1293 im Zusammenhang mit dem sogenannten dritten Kreuzzug nach Karelien gebaut worden. Im Jahre 1323 verlief die Grenzlinie des zwischen Schweden und Nowgorod

geschlossenen Friedens nur etwa 70 Kilometer südöstlich der Stadt in Richtung Nowgorod. Eine stadähnliche Gemeinde begann sich auf einer Halbinsel südöstlich von der Burg etwa Anfang des 13. Jahrhunderts zu bilden und im Jahre 1336 wurde sie mit dem Wort *civitas*¹¹ bezeichnet. Vermutlich Ende des 13. Jahrhunderts versuchte die Unionsregierung in Dänemark die Stadt sowie die anderen Gemeinden in Finnland zu fördern.¹² In der Stadt wurden zwei Mendikantenkonvente gegründet und zwar der dominikanische im Jahr 1392 und der franziskanische vermutlich zur gleichen Zeit. Unter dem Schutz der Burg entwickelte sich die Stadt im 15. Jahrhundert lebhaft. In den 70 Jahren des 15. Jahrhunderts wurde sie als die einzige finnische Stadt im Mittelalter mit einer Stadtmauer umgeben. Trotz der günstigen Entwicklung hatte sie unter dem Fluch der Grenze zu leiden, und die Nowgoroder brannten sie zumindest in den Jahren 1351 und 1411



Abb.2: Dom zu Turku (schwed. Åbo), Sicht aus Süden. Foto: Per Olof Welin, 1985. (Zentralamt für Museen und Denkmalpflege Finnlands)

nieder. Dagegen lief sich der große Angriff des Moskauer Rußland und die anschließende Belagerung im Herbst 1495 an den Stadtmauern fest.

In Wiborg ist wahrscheinlich eine katholische Gemeinde gleich nach der Eroberung um 1293 gegründet und zu gleicher Zeit die erste Kirche aus Holz errichtet worden. Die Kirche soll an der Stelle gebaut worden sein, wo – etwa 300 Meter südöstlich von der Burg – später eine Steinkirche errichtet wurde. Bei den genannten Angriffen der Nowgoroder mag die Kirche abgebrannt sein, und sicher weiß man dies für das Jahr 1411. Das Vorhaben zur Errichtung einer Steinkirche ist wahrscheinlich in den 30er Jahren des 15. Jahrhunderts aktuell geworden. Die Initiative zum Bau der Kirche hat wohl der energische Schloßhauptmann Kristiern Nilsson Vase ergriffen. Die Kirche ist vermutlich spätestens in der zweiten Hälfte der 40er Jahre des 15. Jahrhunderts¹³ ausgeführt worden. Der zum König erhobene ehemalige Wiborger Schloßhauptmann Karl Knutsson Bonde hat für ihr Bau zumindest im Jahr 1448 reichlich Mittel zur Verfügung gestellt. Das Gebäude erlitt großen Schaden durch den Stadtbrand im Jahre 1477 und mindestens das Gewölbe wurde bis 1494 erneuert. Die Veränderungsarbeiten in späteren Jahrhunderten und schließlich der Bombenangriff der Russen im Winterkrieg 1939/40 vernichteten die mittelalterlichen Züge der Kirche fast vollständig.

Ulvila – Ulfsby

Die allgemeinen Voraussetzungen für die Entstehung der Stadt Ulvila sollen darin bestanden haben, daß die örtlichen Kaufleute (aus Satakunta), anfänglich auch die Kaufleute aus Gotland sowie später die Hansekaufleute sich an der Mündung des großen Kokemäki-Flusses (Kokemäenjoki)¹⁴ trafen. Die in der Kirche gefundenen Grabsteine deuten auf eine Tätigkeit ausländischer Händler schon um 1300 hin. Die Gemeinde hat die Stadtprivilegien spätestens im Jahr 1348 erhalten und die Stadt entwickelte sich zu dieser Zeit und besonders im 15. Jahrhundert kräftig.¹⁵ Mit der Landhebung verschlammte die Flußmündung und die Küste zog sich immer weiter gegen Westen. Aus diesem Grund sind Ulvilas Stadtrechte im Jahr 1550 eingezogen und der etwa sieben Kilometer nordwestlich gegründeten Stadt Pori gegeben worden. Die erste Kirche aus Holz ist in Ulvila wahrscheinlich spätestens am Anfang des 14. Jahrhunderts gebaut worden, aber ver-

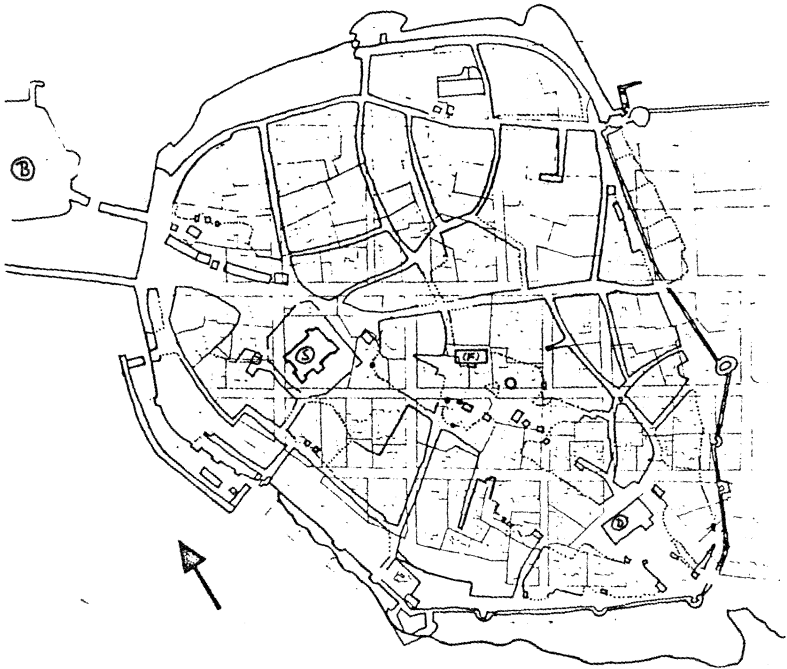


Abb.3: Die Stadt Wiborg (finn. Viipuri, schwed. Viborg, russ. Vyborg) im Jahr 1638. Die Stadtkirche links in der Mitte (S). Auch die Kirche des ehemaligen Dominikanerkonvents ist auf der Karte rechts unten (D) und die Kirche des Franziskanerkonvents oben in der Mitte (F) markiert. Links oben die Burg von Wiborg (B). Die Stadt ist mit einer Stadtmauer umgeben. Nach Ruuth (wie Anm. 11).

mutlich schon im vorhergehenden Jahrhundert. Der Brand einer späteren Kirche aus Holz 1429 ist aus den Geschichtsquellen bekannt. Die Steinkirche der Stadt wurde zwischen 1490 und 1510 gebaut¹⁶. Sie ist sehr gut in ihrer ursprünglichen Fassung erhalten.

Porvoo – Borgå

Die Entstehung der Stadt Porvoo hatte ihren Grund darin, daß sie an der Kreuzung einer Wasserstraße und eines Landwegs lag – der des

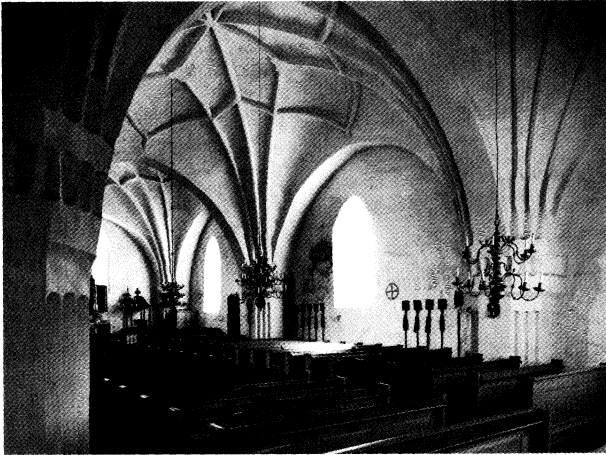


Abb.4: Kirche in Ulvila (schwed. Ulfåby). Innensicht gegen Osten. Foto: Per Olof Welin, nach 1971. (Zentralamt für Museen und Denkmalpflege Finnlands)



Abb.5: Kirche in Porvoo (schwed. Borgå). Westgiebel. Foto: Per Olof Welin, 1961. (Zentralamt für Museen und Denkmalpflege Finnlands)

Porvoonjoki und der wichtigen Landverbindung zwischen Turku und Wiborg an der Küste entlang. Porvoo hat sich in der Mitte bzw. in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu einer Gemeinde und zu einem Zentrum entwickelt und in den 80er Jahren des 14. Jahrhunderts die Stadtprivilegien erhalten.¹⁷ Seine Entwicklung scheint im Mittelalter sehr günstig gewesen zu sein, aber im 16. Jahrhundert wurde es von Angriffen der Russen heimgesucht, und schließlich sind ihm sogar die Stadtprivilegien entzogen worden. Die Stadt hat Anfang des 16. Jahrhunderts höchstens 300-500 Einwohner gehabt. Sie hatte noch Jahrzehnte nach ihrer Gründung eine aus Zimmerholz gebaute Kirche. Nach Auskunft der Quellen wurde fast sicher eine kleine Kirche aus Stein in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts gebaut, von der noch Teile in der heutigen Kirche erhalten geblieben sind. Die heutige Kirche entstand durch die Erweiterung der alten Steinkirche etwa um 1450.¹⁸ Es wird berichtet, daß der Baumeister aus Rostock in Mecklenburg kam und Carsten Nybuhr¹⁹ hieß. Die Kirche ist ziemlich gut in ihrer Fassung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts erhalten geblieben.

Rauma – Raumo

Vermutlich lag schon am Ende des 14. Jahrhunderts an der Küste von Ala-Satakunta (schwed. Nedre-Satakunta) ein kleiner Handelsplatz namens Unio, der später dann etwas nach Norden verlegt wurde und den Namen Rauma erhielt;²⁰ dies ist wahrscheinlich ganz am Anfang des 15. Jahrhunderts geschehen. Die Unionsregierung hat auch diese Stadt – ähnlich wie Wiborg – gefördert. Die ersten Stadtprivilegien sind aus dem Jahr 1442 bekannt und die Stadt scheint sich ziemlich rege entwickelt zu haben. Dennoch gehörte auch sie zu den Städten, die im Jahr 1550 aufgehoben wurden, aber sie hat ihre Tätigkeit erneut aufnehmen können. Rauma hatte Anfang des 16. Jahrhunderts schätzungsweise einige Hunderte Einwohner. Die sich entfaltende Gemeinde hat ihre erste Kirche aus Holz Anfang des 15. Jahrhunderts gebaut und vermutlich später sogar noch eine zweite. Die Stadtkirche aus Stein wurde erst am Anfang des 16. Jahrhunderts errichtet,²¹ aber sie ist 1640 niedergebrannt und dem Verfall preisgegeben worden. Die Stellung einer Stadtkirche erhielt damals die in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts entstandene Kirche des ehemaligen Franziskanerkonvents²². Die flachen Mauern der Stadtkirche sind erhalten geblieben, aber sonst hat man wenige Kenntnisse über sie.

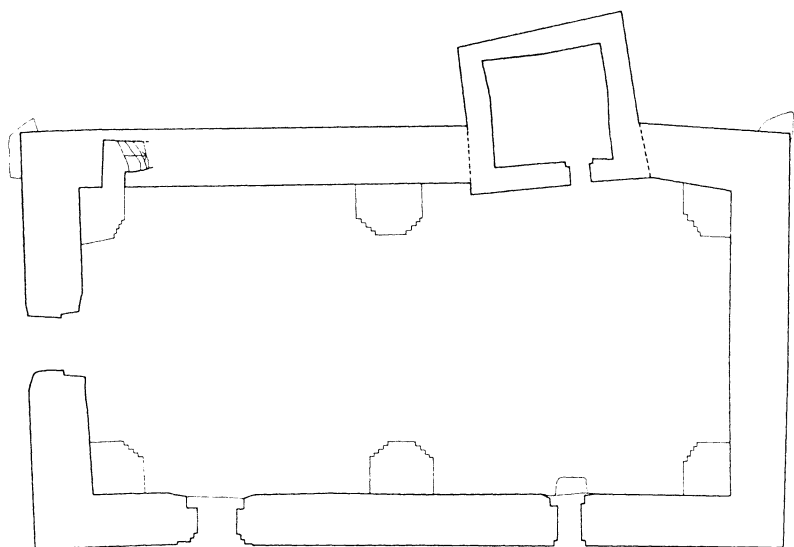


Abb.6: Ruinen der Stadtkirche in Rauma (schwed. Raumo). Grundplan. Zeichnung von Eero Jama und Veijo Laine 1983. 1:300. (Zentralamt für Museen und Denkmalpflege Finnlands)

Naantali – Nådendal

Die Entstehung der Stadt Naantali ist ausschließlich darauf zurückzuführen, daß das erste und einzige Birgittenkloster in Finnland, das im Jahr 1438 gegründet wurde, zur Unterstützung bei der Beherbergung der Pilger und zur Förderung des Handels²³ eine stadtähnliche Gemeinde gebraucht hat. Ihre heutige Lage erhielt die Stadt im Jahr 1442 und die Brüder von dem Hauptkloster in Vadstena haben wahrscheinlich ihr Gebiet abgesteckt. Bewohner der Stadt wurden schon Anfang der 50er Jahre des 15. Jahrhunderts genannt. Beim Niedergang der wirtschaftlichen und kulturellen Grundlage des Birgittenklosters seit den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts hat auch die Stadt die meisten Voraussetzungen ihres Daseins verloren. Sie setzte aber ihr spärliches Leben fort und überlebte als eine kleine Stadt, die heutzutage sehr vital ist. Sie hat am Anfang des 16. Jahrhunderts höchstens einige Hunderte Einwohner gehabt. Die Kirche des Brigittenklosters hat so-

wohl den Leuten des Klosters als auch den Stadtbewohnern gedient. Die erste Kirche aus Holz ist vermutlich spätestens im Jahr 1443 gebaut worden – sie kann auch aus der Stelle des früheren Klosters verlegt sein, das in den Jahren 1438 und 1442/43 in Karinkylä von Masku lag. Das Bauen einer Kirche aus Stein ist erst nach Jahrzehnten möglich geworden, als die Wirtschaft des Klosters sich befestigt hatte. Dies ist wahrscheinlich in den 80er und 90er Jahren des 15. Jahrhunderts geschehen, weil die wirtschaftlichen Voraussetzungen sich später beim beginnenden 16. Jahrhundert stark verschlechterten²⁴. Die Kirche ist ziemlich gut in ihrer ursprünglichen Fassung erhalten geblieben.

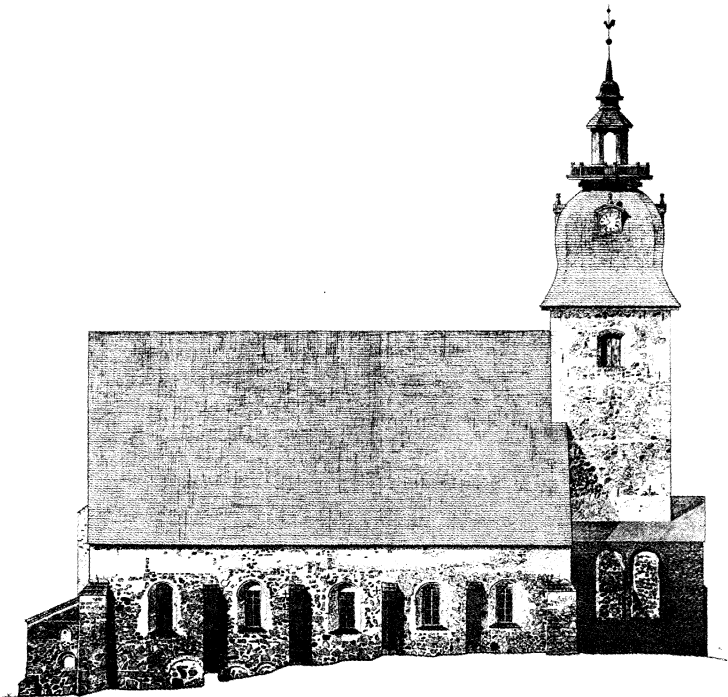


Abb. 7: Kirche des Birgittenklosters in Naantali (schwed. Nådendal). Südseite. Absteckzeichnung Eero Jama / Veijo Laine. (Zentralamt für Museen und Denkmalpflege Finnlands)

Analyse

Bei der Betrachtung der gemeinsamen Züge der dargestellten Städte kann sofort festgestellt werden, daß es ungewöhnlich wenige sind. Die Anzahl der Städte im Mutterland, in Schweden betrug ja im Mittelalter fast 40,²⁵ ganz zu schweigen von den Hunderten und Tausenden von Städten in anderen Ländern. Zum zweiten sind die finnischen Städte – sogar nach nordeuropäischem Maßstab – spät gegründet worden. Die älteste Stadt ist Turku, aber auch sie stammt vom Ende des 13. Jahrhunderts, während Wiborg und Ulvila kaum vor dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts gegründet worden sind. Der dritte gemeinsame Zug der Städte besteht in ihrer Größe. Im Vergleich zu anderen Ländern waren die meisten von ihnen kaum größer als Dörfer. Die einzigen Städte mit größerer Einwohnerzahl waren Turku und Ulvila, während in den anderen Städten am Ende des Mittelalters höchstens einige Hunderte Einwohner lebten. Die Kehrseite dieser Verhältnisse zeigt sich darin, daß keine von den Städten reich war und in ihnen keine besonders reichen Kaufleute wohnten. So interessierten sich andere Länder auch nicht für sie. Die Kaufleute einiger Hansestädte scheinen ein gewisses Interesse für Turku gehabt zu haben, aber bezeichnend ist, daß es selbst keine Hansestadt wurde wie z.B. Reval (estn. Tallinn).

Dies ist der Hintergrund für den Vergleich der Kirchen der betreffenden Städte mit anderen Kirchen. In bezug auf die finnischen Verhältnisse werden sie mit den Kirchen der territorialen Gemeinden verglichen. Bezüglich ausländischer Kirchen sollen ihre Eigenschaften andeutungsweise betrachtet werden. In dieser kurzen Darstellung muß man sich auf die Betrachtung der Steinkirchen konzentrieren, weil die Analyse und der Vergleich der Kirchen aus Holz zu umständlich wäre.

Gleich zu Beginn ist die Eigenart der Kirchen von Turku und Naantali (schwed. Nådendal) hervorzuheben. Der Dom zu Turku wurde von Anfang an als eine Kirche des Bischofssitzes, mithin als eine Kathedrale gegründet. Sie sollte Licht auf das gesamte Bistum von Turku ausstrahlen und die leitende hierarchische Stellung der Kirche gegenüber anderen Kirchen hervorheben. Dazu hatte sie auch bessere Voraussetzungen als andere Kirchen, weil sie spätestens seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die innerhalb des gesamten Bistums eingezogenen Steuerermittel zur Vermehrung ihrer *fabrica* hatte.²⁶ Diese Stellung hat sie höchst wahrscheinlich schon beim Bau der ursprünglichen Kirche am

Ende des 13. Jahrhunderts gehabt. Die Kirche in Naantali wurde dagegen ausdrücklich für die Bedürfnisse der Einwohner des Birgittenklosters gegründet. Das Vorbild für ihre Charakteristika und die für die finnischen Verhältnisse riesige Größe ist in der Kirche des Hauptklosters in Vadstena zu suchen. Die kleine Stadtgemeinde ist nicht besonders an das Gebäude gebunden gewesen und hat vermutlich auch nichts mit seiner Planung zu tun gehabt. So waren die Kirchen in Turku und Naantali im Mittelalter keine Stadtkirchen im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Eigentümlichkeiten beider haben sich aus anderen Gründen als daraus, daß sie Stadtkirchen waren, ergeben und beide waren sie unter eine andere Funktion unterstellt.

Es bleiben also in chronologischer Reihenfolge nach der Bauzeit die Kirchen in Wiborg (1430-50), in Porvoo (c. 1450), in Ulvila (1490-1510) und in Rauma (1500-30) übrig, die unmittelbar von der Stadtgemeinde errichtet und unterhalten wurden. Nur in bezug auf die Kirche in Wiborg gibt es Kenntnisse über private Stifter. Ein Papstbrief aus dem Jahr 1449 berichtet, daß vor der vor kurzem vom Rang eines Schloßhauptmannes zum König Schwedens erhobene Karl Knutsson Bonde eine Kirche sowohl bauen als auch ausschmücken ließ. Im gleichen Schreiben werden der Kirche die Gründung sogar dreier Präbenden erlaubt. Die finanzielle Unterstützung dafür kam eben von Karl Bonde. Auch sein Vorgänger als Schloßhauptmann und sein ernsthafter politischer Konkurrent Kristiern Nilsson Vase kann Stifter oder wenigstens ein starker Hintermann im Bauvorhaben der Steinkirche gewesen sein.

Der Schlüssel zum Verständnis der Stellung von Wiborg ist die Burg, die zu den Reichsburgern Schwedens gehört hat und seine Festung gegen Nowgorod und später gegen Rußland gewesen ist. Es kann natürlich die Frage gestellt werden, ob die Kirche in Wiborg auf dieser Grundlage, wie die Kirchen in Turku und Naantali, von den Stadtkirchen unterschieden werden sollte. Andererseits ist sie aber deutlich nach der Kirche in Turku das Gotteshaus der größten Stadtgemeinde in Finnland gewesen und auch die umgebende Provinz, also die Dörfer der Landgemeinde, haben ihren Bau und ihre Unterhaltung durch Steuermittel unterstützt, vielleicht verhältnismäßig viel mehr als die entsprechenden Landgemeinden in Turku und Naantali.

Wie schon angedeutet liegt die Stadtkirche in Wiborg nur noch in Ruinen. Aus ihr können also nur sehr wenig direkte Beobachtungen

gemacht werden. Nach der Größe des Langhauses (Außenabmessung 37 x 20 Meter) hat sie deutlich zu den großen Kirchen der Diözese gehört und wenigstens das Gewölbe hat für andere Kirchen unbekannt Züge gehabt. Die Säulen der dreischiffigen Kirche waren nämlich mit estnischen Kalksteinen – vermutlich aus Lasnamäe bei Reval²⁷ – gemauert, während sie in den anderen finnischen Kirchen einschließlich des Domes vom Turku aus Ziegelsteinen bestanden.²⁸

Auch die Kirchen in Porvoo und Ulvila sind größer als die anderen Kirchen in ihrer Umgebung und es scheint, als ob es dabei um eine bewußte Hervorhebung ginge. Besonders deutlich kommt dies in der Kirche in Porvoo zum Ausdruck. Sie wurde von demselben Baumeister geplant und gebaut, der die Kirchen für die anderen Gemeinden im östlichen Uusimaa (schwed. Nyland) – für Pernaja (schwed. Pernå) (c. 1435-45), Sipoo (schwed. Sibbo) (1455-55), Helsingin pitäjä (schwed. Helsinge) (1450-70) und Pyhtää (schwed. Pyttis) (etwa 1455-65)²⁹ errichtete. Die Kirche in Porvoo ist größer als alle diese Kirchen und ihre Ausschmückungen sind sichtbar – obgleich nicht beträchtlich – feiner. Aber dafür unterscheidet sie sich nicht z.B. durch ihre Wandmalereien, da sie von den Bauhandwerkern unmittelbar ausgeführt worden sind, und somit sog. primitive Dekorationsarbeiten³⁰ darstellen. Auch die Kirche in Ulvila unterscheidet sich von den anderen Kirchen im Kokemäenjoki-Tal – außer der Kirche in Karkku – durch ihre Größe (Außenabmessung 37 x 15 Meter). Auch in dieser Kirche sind die architektonische Gliederung und die Ausschmückungen qualitativ und quantitativ besser als in anderen Kirchen, vielleicht sogar besser als in der Kirche in Porvoo. Dieses bezieht sich besonders auf die Gewölbe, die einzigartig in Finnland sind. Die Wappenornamente in den Nischen des Ostgiebels und der Sakristei deuten vielleicht auf finanzielle Unterstützung durch die in der Nähe liegenden Gutshöfe hin. Dennoch sind die Bauarbeiten der Kirche unvollendet geblieben, denn die Rüstkammer wurde nicht eingewölbt. Daßelbe trifft für die im Mittelalter als letzte gebaute Kirche in Rauma zu, von der man sich aber wegen ihres Verfalls sehr schwer eine deutlich Vorstellung machen kann. Durch ihre Größe (Außenabmessung 30 x 16 Meter) fällt sie nicht besonders auf, und sie scheint auch nicht architektonisch von besonders hoher Qualität gewesen zu sein.

In keiner der Kirchen versuchte man etwa mit Hilfe der Grundform die Stellung der Stadtkirche hervorzuheben, sondern sie sind alle recht-

eckige Hallen- oder Saalkirchen. Es sind auch keine besondere Choranbauten errichtet worden, nicht einmal für die Kirche in Wiborg, die ja mehrere Präbenden hatte. Es entsteht der Gesamteindruck, daß die wenigen finnischen Städte keine Möglichkeiten hatten, den Unterschied zu der umgebenden Provinz durch prächtigere Kirchen geltend zu machen. Hier unterscheidet sich Finnland sehr vom Mutterland Schweden, ganz zu schweigen z. B. von Livland oder von den Hansestädten Deutschlands. Dennoch haben alle im Mittelalter gegründeten Städte ihre Kirche aus Stein vor dem Ende des Mittelalters erhalten – es sei denn, daß sie wie in Rauma und Ulvila nicht fertiggebaut worden sind, weil König Gustav Wasa die wirtschaftlichen Voraussetzungen für den Kirchenbau aus Stein zerstört hat. Die Verhältnisse in den Städten, die erst in der Neuzeit gegründet wurden, waren ganz andere. Nur die in den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts gegründete Stadt Tammissaari (schwed. Ekenäs) und das zu Anfang des 17. Jahrhunderts gegründete Ususikaupunki (schwed. Nystad) sind imstande gewesen, ein Gotteshaus aus Stein errichten lassen. Alle anderen Städte, die bis zum Jahr 1700 gegründet worden sind, hatten sich mit einer Kirche aus Holz abzufinden³¹. So konnte auch die Stadt Helsinki (schwed. Helsingfors) eine Kirche aus Stein nur mit der Unterstützung der Krone erst in den Jahren 1830-52 errichten lassen, nachdem sie die Stellung der Hauptstadt des autonomen Großfürstentums im Jahr 1812 erlangt hatte. ■

Anmerkungen:

- ¹ Die Frage nach dem Charakter der Stadtkirchen in Finnland ist im Hinblick auf Turku (schwed. Åbo) und Porvoo (schwed. Borgå) sehr interessant behandelt bei Carl Jakob Gardberg: Den medeltida stadskyrkan i stadsplanen och stadsbild, in: Hikuin (Höjbjerg) Bd. 17 (1990), hier S. 237-246.
- ² Die vermutete Stadtmauer ist in Wirklichkeit die Grundmauer der Fördereisenbahn eines Sägewerks.
- ³ Unto Salo: Suomen kaupunkilaitoksen syntymä ja varhaisvaiheita, in: Historiallinen arkisto 1982, S. 5-98.
- ⁴ Siehe auch die Gesamtdarstellung über die Entwicklung der Städte in Finnland bei Vilho Niitemaa: Die frühen Städte Finnlands, in: Acta Visbyensia 1 (1965), S. 48-63. Zum Stand der Stadtarchäologie von Turku siehe auch Markus Hiekkanen: Present and Future Archaeology in Turku (Åbo), in: Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum. 1: Stand, Aufgaben und Perspektiven, Lübeck 1997, S. 377-385.
- ⁵ In Åland gibt es insgesamt sechs oder sieben Kirchen aus Stein aus der Zeit vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zum Anfang des 15. Jahrhundert.

- ⁶ Aki Pihlman & Juhani Kostet: Åbo, Åbo 1986 (Medeltidstaden; 3), S. 187-191.
- ⁷ Aki Pihlman, mündliche Mitteilung 1996.
- ⁸ Markus Hiekkänen: Stenkyrkorna i Åbo stift under medeltiden, in: Historisk tidskrift för Finland 1994, S. 429-458, hier S. 458.
- ⁹ Knut Drake: Keskiajan kirkkorakennukset, in: Suomen historia 2, Espoo 1985, S. 90-91, hier S. 90. Markus Hiekkänen: The Stone Churches of the Medieval Diocese of Turku: a Systematic Classification and Chronology, in: Suomen muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja – Finska Fornminnesföreningens tidskrift 101 (1994), S. 225-227. Hiekkänen (wie Anm. 8), S. 458.
- ¹⁰ Carl Jakob Gardberg: Åbo domkyrkas tjugo byggnadsskeden, in: Muistomerkki. Kirjoituksia Antero Sinisalolle, Helsinki 1987, S. 15-20, hier S. 19-20.
- ¹¹ J. W. Ruuth: Vuoteen 1617, Viipuri 1931 (Viipurin kaupungin historia; 1), S. 18-22. Aripikka Palola: Yleiskatsaus Suomen keskiaikaisten seurakuntien perustamisajankohdista, in: Faravid 18-19 (1994-1995), S. 67-104, hier S. 93-94.
- ¹² Jalmari Jaakkola: Suomen myöhäiskeskiaika I, Helsinki 1951 (Suomen historia; 5), S. 44-55. Markus Hiekkänen: De finska klostren under medeltiden: arkeologiskt och byggnads-historiskt perspektiv, in: Hikuin (Höjbjerg), Bd. 20 (1993), S. 123-154, hier S. 148-149.
- ¹³ Der Autor hat früher die Ansicht vertreten, daß der Bau der Stadtkirche in die Periode 1480-1530 zu datieren ist. Hiekkänen (wie Anm. 9), S. 242; Hiekkänen (wie Anm. 8), S. 458. Siehe auch Markus Hiekkänen: Näkökohtia Viipurin keskiaikaaisista kaupunkikirkkoista ja dominikaanikonventin kirkosta, in: Viipurilaiset muistomerkit: puheenvuoroja tutkimuksesta ja restauroinnista; Seminaari Helsingissä 21.-22.4.1992. Helsinki, 1994, (Suomen Unesco-toimikunnan julkaisusarja; 68), S. 33-34, wo die Datierung etwa in das Jahr 1490 zu präzisieren versucht wurde.
- ¹⁴ Jyrkki Knuutila: Pyhä Olavi Satakunnassa ja Tyrväässä, in: Tyrvään seutu Suomusjärven kulttuurista uuden ajan alkuun, Vammala 1998, (Tyrväässä tutkittua; 1 = Tyrvään seudun Kotiseutuyhdistyksen julkaisuja; 58), S. 118-120.
- ¹⁵ Über die archeologischen Forschungen von Ulvila siehe Aki Pihlman: Utgrävningarna vid den medeltida staden i Ulfsby, in: Historisk Tidskrift för Finland 1977, S. 436-442.
- ¹⁶ Hiekkänen (wie Anm. 9), S. 228-229; ders.: Satakunnan kirkkorakennusten vaiheita keskiajalla, in: Tyrvään seutu (wie Anm. 14), S. 85, 101.
- ¹⁷ Es gab also noch keine Stadt in den 40er Jahren des 14. Jahrhunderts, wie in der älteren Forschung behauptet wurde. Die Gründe für die Annahme der Entstehung der Stadt in den 80er Jahren des 14. Jahrhunderts hat Carl Jakob Gardberg vorgelegt (Carl Jakob Gardberg: Keskiaika ja 1500-luku, Porvoo 1996 (Porvoon kaupungin historia; 1), S. 172-180). Über das Mittelalter der Stadt Porvoo siehe auch Markus Hiekkänen: Borgå, Helsingfors 1981 (Medeltidsstaden; 1), S. 25-31 und die englischsprachige Zusammenfassung, S. 32-33.
- ¹⁸ Hiekkänen (wie Anm. 9), S. 217-218; Gardberg (wie Anm. 17), S. 223-224, 227-228.
- ¹⁹ Torsten Haartman, der Autor der Stadtgeschichte von Porvoo hat den Namen des Baumeisters genannt (Torsten Haartman: Borgå stads historia, 1., Borgå 1906, S. 37). Er lehnt sich dabei an die noch Anfang des 18. Jahrhunderts bestehende Tradition an, aber legt keine ausdrückliche Quelle zur Unterstützung seiner Ansicht vor. Trotz vieler Bemühungen wurde solche Quelle auch später nicht gefunden. So bleiben

die Person und Herkunft des Baumeisters der Kirche in Porvoo zumindest vorläufig spekulativ.

²⁰ Über die Entwicklung der Stadt siehe Markus Hiekkanen: Raumo, Helsingfors 1983 (Medeltidsstaden; 2), S. 31-46 und die engl. Zusammenfassung, S. 49-52.

²¹ Hiekkanen (wie Anm. 8), S. 456, wo die Datierung in die 40er Jahre des 16. Jahrhunderts erweitert wurde. Auch ders.: Satakunnan kirkkorakennusten vaiheita (wie Anm. 16), S. 84-85.

²² Hiekkanen (wie Anm. 9), S. 229.

²³ Über die Stadt Naantali siehe Markus Hiekkanen: Näändal, Helsingfors 1991 (Medeltidsstaden; 4), S. 6-18, 54-75 und die englischsprachige Zusammenfassung, S. 76-81.

²⁴ Der Autor hat früher die Kirche in die Jahre 1460 und 1480 datiert (Hiekkanen (wie Anm. 9), S. 222-223; ders. (wie Anm. 8), S. 456), hat aber seine Ansicht geändert. Über die Diskussionen hierzu s. Henrik Lilius: The Problem of dating our medieval churches, in: Suomen Museo 1996, S. 181; Markus Hiekkanen: Finland's medieval churches and their dating – a topical problem, ebda., S. 145.

²⁵ Hans Andersson: Sjuttiosex medeltidsstäder – aspekter på sadsarkeologi och medeltida urbaniseringsprocess i Sverige och Finland, Stockholm 1990, (Medeltidsstaden; 73), S. 42-54.

²⁶ Markus Hiekkanen: The Bishop's Landscape of Stone Churches in Finland 1260-1560, in: Religion and Belief in Medieval Europe: Papers of the "Medieval Europe Brugge 1997" Conference, Vol. 4, ed. by Guy De Boe & Frans Verhaeghe, Zellik 1997, S. 152.

²⁷ Juhani Rinne: Viipurin entinen tuomiokirkko, in: Suomen museo 21 (1914), S.53-67, 79-94, hier S. 54-57. – Die Annahme über Kalkstein aus Lasnamäki stammt vom Autor.

²⁸ Die einzige Ausnahme stellt die zu Anfang des 14. Jahrhunderts gemauerte, kleine, zweischiffige Kirche in Sund dar, deren beide Säulen vermutlich auch mit den estnischen Kalksteinen gemauert sind.

²⁹ Markus Hiekkanen: Near but far: Finnish and Estonian church architecture in the Middle Ages, in: Suomen Museo 1991, S. 24, Anm. 19.

³⁰ Nur für die Kirche in Pyhtää scheinen zwei Fachkünstlergruppen hinzugezogen sein. Die erste Gruppe hat wahrscheinlich in den 70er und 80er Jahren des 15. Jahrhunderts die Wandmalereien der zwei östlichen Gewölbe im Mittelschiff ausgeführt. Es kann angenommen werden, daß es um die bekannteste Künstlergruppe im finnischen Mittelalter ginge, die sogenannte Schule von Petrus Henriksson. Die zweite Gruppe hat ihre Arbeiten vermutlich in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts aufgeführt.

³¹ Hier wurde von Vaasa/Vasa, also von dem ehemaligen Mustasaari abgesehen, wo es eine Kirche aus Stein am Ende des Mittelalters gegeben hat. Hiekkanen (wie Anm. 9), S. 234-235.

Jyrki Knuutila

Der Kult des heiligen Olaf in der Kunstgeschichte

Eine Analyse der Kunstgegenstände mit Olafsmotiv in Finnland

1. Einleitung

Faßte man das Thema dieses Vortrags so auf, daß der Kult des heiligen Olaf, des Nationalheiligen von Norwegen, im Lichte der Kunstgegenstände mit Olafsmotiv betrachtet werden soll, so wäre es von jedem Gesichtspunkt aus zu breit angelegt. Als Grund dafür kann beispielsweise angeführt werden, daß geographisch allein schon in der Nord-Süd-Richtung Kunstgegenstände mit Olafsmotiv aus den nördlichen Teilen Norwegens und Schwedens – sogar nördlich vom Polarkreis – bis nach Bethlehem bekannt sind. Dazu kommt, daß sie in fast 800 Jahren, also vom 12. bis 20. Jahrhundert gefertigt wurden.¹ Schon aus diesem Grund muß das Thema eingeschränkt werden.

Unter den Kunstgegenständen mit Olafsmotiv verstehe ich verschiedene geschnitzte und gemalte Bilder von ihm. Im Hinblick auf das Gesamtthema unseres Symposiums ist es angebracht, sich zum ersten nur auf solche Kunstgegenstände einzuschränken, die mit dem Kulturraum des Ostseegebietes zusammenhängen. Zum zweiten befasse ich mich nur mit den Skulpturen und Malereien aus dem 12. bis 16. Jahrhundert, weil der Kult des heiligen Olaf sich in ihnen am ursprünglichsten widerspiegelt.

Trotz dieser Einschränkung ist das Thema immer noch breit, weil die betreffenden Kunstgegenstände aus dem 12. bis 16. Jahrhundert in den neun Staaten des Ostseeraumes reichlich zu finden sind. Nach den Verzeichnissen in verschiedenen Forschungen ist bekannt, daß es in Dänemark, Schweden und Finnland sowie in Estland 600-700 Holz- und Steinskulpturen und gemalte Bilder mit Olafsmotiv gibt.² Dar-

über hinaus finden sich in Deutschland, Dänemark, Lettland, Litauen und Polen eine große Anzahl der Kunstgegenstände entsprechender Art, die meines Wissens bis jetzt in keiner Untersuchung systematisch verzeichnet wurden.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht zweckmäßig – nicht einmal in den Hauptzügen! – alle den heiligen Olaf darstellenden Kunstgegenstände aus dem 12. bis 16. Jahrhundert im Ostseeraum zu betrachten. Deshalb werden als Stichprobe die in Kirchen und Kapellen Finnlands erhaltenen Holzsulpturen und Wandmalereien ausgewählt. Sogar über sie kann hier nur ein Überblick dargeboten werden, der dann mit der kunstgeschichtlichen Forschung in anderen Ländern des Ostseeraumes verglichen wird.³

Ich habe Kenntnisse aus verschiedenen Quellen über die in Finnland überlieferten Holzschnitarbeiten und Wandmalereien mit Olafsmotiv gesammelt, die bis Ende des 16. Jahrhunderts gefertigt wurden – sowohl über noch vorhandene als auch zerstörte oder verlorene Kunstgegenstände. Die gesammelten Fakten beziehen sich auf die betreffenden Kunstgegenstände selbst, auf ihre Datierung und ihren Ursprung sowie auf ihre Motive und Details. Darüber hinaus wird mitberücksichtigt, in welchem Teil Finnlands sie sich befinden. Auch die Kirchen und Kapellen und ihre Datierung sowie die Gründungszeiten der Gemeinden und Kapellengemeinden, in denen sie untergebracht worden sind, werden miteinbezogen.⁴

Im folgenden wird aufgrund dieses Materials zunächst ein Überblick über die den heiligen Olaf darstellenden Kunstgegenstände in Finnland gegeben. Danach werden sie unter dem Gesichtspunkt der Bildmotive betrachtet und mit entsprechenden Kunstgegenständen in anderen Ländern des Ostseeraums verglichen.

2. Die Kunstgegenstände mit Olafsmotiv in Finnland

2.1. Datierung und Ursprung

In Finnland gab es nachweislich mindestens 84 bis Ende des 16. Jahrhunderts gefertigte Kunstgegenstände mit Olafsmotiv.⁵ Sieben von ihnen sind jedoch verlorengegangen oder zerstört worden. Die meisten von den erhaltenen sind Holzsulpturen. Es gibt 44 freistehende Holzsulpturen, 10 Altarsulpturen, eine Heiligenskulptur und sechs Olafsschreinskulpturen, zwei Chorstuhlreliefs, die als Holzsulpturen bezeichnet werden können, eine Bronzegravierung an einem Sar-

kophag und ein Relief an einer Kirchenglocke. Somit gibt es insgesamt 65 Bilder des heiligen Olaf, die auf verschiedene Weise geschnitzt bzw. in zwei Fällen graviert wurden. Sie stellen ca. 8 % aller in Finnland erhaltenen mittelalterlichen Skulpturen dar, deren Anzahl insgesamt 834 Stück betrug. Darüber hinaus gab es noch 19 den Heiligen darstellende Bilder: 13 Wandmalereien, zwei Altarschreinmalereien und zwei Glasmalereien sowie zwei vierteilige Olafsschreinmalereien.⁶

Von diesen 84 Gegenständen können insgesamt 54 Stück aufgrund der Attribute des heiligen Olaf als ihn darstellend identifiziert werden.⁷ Diese Attribute sind Bart, Axt und Reichsapfel sowie unter seinen Füßen ein Krieger, ein Wesen mit menschlichem Körper, ein kleiner Mann oder ein Wesen mit Menschenantlitz, das hier als Drache bezeichnet wird.⁸ Aber 30 Holzskulpturen und Wandmalereien können nicht mit Sicherheit als ihn darstellende nachgewiesen werden, weil an den fragmentarischen Gegenständen die Attribute entweder vollständig oder teilweise fehlen. Dazu kann der heilige Olaf das Attribut eines anderen Heiligen haben oder aber das ihn möglicherweise darstellende Bild wegen seiner primitiven Ausführung sehr schwer zu interpretieren sein.⁹ Ich habe jedoch diese Kunstgegenstände als den heiligen Olaf darstellende gedeutet, weil sie in ihm geweihten Kirchen untergebracht worden sind. Darüber hinaus haben sie einige gemeinsame Eigenschaften mit den Gegenständen, die ihn mit voller Sicherheit darstellen. Solche Eigenschaften sind etwa die Stellung, der Bart oder die Bekleidung des heiligen Olaf.¹⁰ Die entsprechenden Bilder aus anderen Ländern haben meine Deutung mit beeinflusst, obgleich auf einigen Wandmalereien seine gewöhnlichen Attribute nicht abgebildet wurden.¹¹

Der größte Teil der in Finnland erhaltenen Kunstgegenstände mit Olafsmotiv (78 Stück) kann – mit Ausnahme von fünf Holzskulpturen und einer Wandmalerei – sicher datiert werden. Von den 78 datierten Kunstgegenständen sind zwei Skulpturen (knapp 2 %) aus dem 13. Jahrhundert und 18 Skulpturen und Wandmalereien (23 %) aus dem 14. Jahrhundert. Die meisten der behandelten Holzskulpturen und Wandmalereien, insgesamt 45 Kunstgegenstände (58 %), wurden im 15. Jahrhundert gefertigt. Vor der Reformation im 16. Jahrhundert wurden nur 13 Holzskulpturen und Wandmalereien (17 %) ausgeführt. Der größte Teil, also 75 Stück der datierten Kunstgegenstände mit Olafsmotiv (96 %) sind also im 14. bis 16. Jahrhundert hergestellt worden. Der Entstehungsort kann bei 60 Kunstgegenständen ziemlich

sicher bestimmt werden: 28 Holzskulpturen (47 %) können begründet als einheimisch angesehen werden, 14 Holzskulpturen und Gemälde (23 %) stammen aus Schweden und 18 Kunstgegenstände (30 %) aus Deutschland. Der Ursprung von vier Skulpturen kann jedoch entweder finnisch oder schwedisch und von zwei weiteren entweder schwedisch oder deutsch sein. Die Herkunft von 24 Skulpturen und Gemälden kann nicht bestimmt werden.¹²

Die schwedischen Skulpturen stammen zum größten Teil aus Gotland, andere aus Stockholm und Uppland. Die deutschen Skulpturen und Gemälde sind in Lübeck, Rostock, Wismar und Danzig (poln. Gdańsk) geschaffen worden. Der genaue Entstehungsort von einer Skulptur deutschen oder schwedischen Ursprungs, die in das 14. Jahrhundert datiert wird, kann nicht bestimmt werden.¹³

Bei der Betrachtung der Relation zwischen der Datierung und dem Ursprung der Kunstgegenstände kann festgestellt werden, daß die ältesten Holzskulpturen aus dem 13. Jahrhundert aus Gotland stammen. Eine fast ebenso alte, in die Wende vom 13. zum 14. Jahrhunderts datierte Holzskulptur kann auch in Deutschland hergestellt sein. Die Holzskulpturen aus dem 14. Jahrhundert haben ihren Ursprung in Gotland, Deutschland und Finnland. Die meisten von den in das 15. und 16. Jahrhundert datierten Kunstgegenständen sind in Deutschland gefertigt worden. Die übrigen stammen entweder aus Schweden oder sind finnischen Ursprungs.¹⁴

Die Entstehungszeit und der Ursprung der kirchlichen Kunstgegenstände mit Olafsmotiv gibt auch Aufschluß über die Übertragungsweg der Handels- und Kultureinflüsse nach Finnland in verschiedenen Jahrhunderten. Gotland ist schon um die Jahrtausendwende sowie im 12. Jahrhundert ein bedeutendes Handelszentrum und ein Knotenpunkt des Handels zwischen Osten und Westen gewesen. Nach der Eroberung durch die Deutschen in den 80er und 90er Jahren des 12. Jahrhunderts ist Wisby eingedeutscht worden und in die Hanse eingetreten. Die deutsch-Wisbyer Kaufleute haben ihre Standesgenossen aus Gotland gegen Ende des 13. Jahrhunderts verdrängt und ihre früheren Handelsgebiete eingenommen, unter anderem die finnischen Handelsplätze. Um ihre Stellung bei der Kontrolle des Handels und der Handelsverbindungen mit dem Osten durchzusetzen, bemühten sie sich um die Erweiterung des westlichen Kulturgebiets und der organisierten Gesellschaftsstrukturen unter anderem durch die Christianisie-

rung Finnlands.¹⁵ Sie erhielten dabei Unterstützung von dem im Ostseeraum verbreiteten Dominikanerorden, der die Seelsorge der Neubekehrten übernahm. Der heilige Olaf ist insofern ein bedeutender Heiliger in der dominikanischen Provinz Dacia gewesen, als er sogar in den Landschaftssiegeln als Schutzpatron der gotländischen Kaufleute vorkam und auch ein beliebter Heiliger in Norddeutschland und in den Hansestädten des gesamten Ostseeraums im 13. und 14. Jahrhundert gewesen ist.¹⁶ Der Kult des heiligen Olaf war also ein Hilfsmittel für die Dominikaner bei der Seelsorge und damit auch bei der Beförderung des deutsch-gotländischen Handels.

Gotland hat sich mit seinem durch Handel erworbenen Vermögen zu einem kulturellen Zentrum entwickelt, wo viele begabte Bildschnitzer und Bildhauer – auch aus anderen Ländern zugezogene – tätig waren. Sie haben als Vermittler der französischen, deutschen und auch ihrer selbst entwickelten Stilrichtungen fungiert. Die gotländischen Künstler können im Auftrag auch in anderen Ländern, wie in Finnland gearbeitet und so den finnischen Bildschnitzern als Vorbild gedient haben.¹⁷ Aus diesem Grund haben die gotländischen Kulturströmungen in Finnland zu Anfang des 14. Jahrhunderts einen starken Einfluß gehabt. Die verhältnismäßig große Fülle der Holzsulpturen mit Olafsmotiv deutet auf die Durchsetzung und Beliebtheit seines Kults in Finnland im 14. Jahrhundert hin. Nach Gotlands Eroberung durch die Dänen im Jahre 1361 ist der Niedergang der kulturell führenden Stellung der Insel auch in der finnischen Kunst zu beobachten: vom Ende des 14. Jahrhunderts ist in Finnland keine einzige Olafskulptur aus Gotland oder mit gotländischem Einfluß gefunden worden.¹⁸

Durch Hansehandel wurden Kunstgegenstände im 14. Jahrhundert nicht nur aus Gotland sondern auch aus anderen Gebieten nach Finnland geführt.¹⁹ Dies ist unter anderem an einer Skulptur im Lübecker Stil zu erkennen, die um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts entweder in Deutschland oder in Schweden gefertigt wurde. Dasselbe zeigt sich auch an einer Glasmalerei aus den 40er Jahren des 14. Jahrhunderts, die höchstwahrscheinlich aus Lübeck stammt. Als drittes Beispiel kann eine Holzsulptur angeführt werden, die vermutlich zu Anfang des 14. Jahrhunderts aus Reval (estn. Tallinn) nach Kirkkonummi (schwed. Kyrklätt) als Stiftung ausgeführt wurde. Ihr Ursprung kann jedoch nicht nachgewiesen werden, weil sie verlorengewungen ist.²⁰

Die verhältnismäßig große Anzahl der aus Norddeutschland stammenden Kunstgegenstände mit Olafsmotiv aus dem 15. und 16. Jahrhundert bringt den zunehmenden Einfluß der Hansestädte Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts im Gefolge des Niederganges Gotlands zum Ausdruck. Die Hanse hat auch politisch die Küsten des finnischen Meerbusens zu kontrollieren versucht.²¹ Bei diesen Bestrebungen hatte sich der Kult des heiligen Olaf traditionell als ein gutes Werkzeug bewiesen. Die Kaufleute aus Gotland und ihre Nachfolger, die deutsch-Wisbyer Kaufleute, hatten sich seiner schon seit einigen Jahrhunderten bedient. Der heilige Olaf war immer noch im 14. und 15. Jahrhundert ein beliebter Heiliger in Norddeutschland, somit war die Ausnutzung seines Kultes nicht außergewöhnlich.²² Die Dominikaner, deren Position im Bistum Turku (schwed. Åbo) sich im 14. und 15. Jahrhundert verstärkte, scheinen die Kaufleute der Hanse dabei unterstützt zu haben.²³

Die relative Vielfalt der Kunstgegenstände mit Olafsmotiv aus Deutschland während des gesamten 15. Jahrhunderts erklärt sich zum Teil auch daraus, daß Lübeck damals zu einem wichtigen Kulturzentrum wurde. Der Einfluß seiner erstrangigen Meister spiegelte sich sowohl in dort gekauften Kunstgegenständen als auch in künstlerischen Anregungen und der Übersiedlung von Künstlern in andere Hansestädte, aber auch nach Schweden und Finnland, wider.²⁴

Den heiligen Olaf darstellende Kunstgegenstände wurden auch aus Schweden nach Finnland eingeführt, besonders am Ende des 15. Jahrhunderts. Dies ergibt sich teilweise daraus, daß der starke Einfluß der Hanse in der Zeit der Kalmarer Union in Schweden immer mehr auf Widerstand stieß. Ein Mittel dazu war, die Kulte "nordischer Heiliger" zur Festigung der nationalen Identität zu verwenden.²⁵ So ging man auch im östlichen Teil des Reichs – in Finnland – vor, wo der schon traditionell beliebte Kult des heiligen Olaf zur Verstärkung des schwedischen Einflusses genutzt wurde. Schwedens Gegner waren neben der Hanse auch die nordischen Unionskönige und die Russen. Von der Anwendung des Olafskultes zeugt auch, daß der Burg zum Schutz der östlichen Reichsgrenze der Name Olavinlinna (schwed. Olofsborg) gegeben wurde.²⁶ Ein anderer Grund für die Einfuhr von Kunstgegenständen aus Schweden war die kulturelle Entwicklung von Stockholm und den Landschaften im Mälargebiet am Ende des 15. Jahrhunderts. Dort arbeiteten zu der Zeit mehrere erstklassige Holzschnitzer und

Bildhauer mit ihren Schulen.²⁷ Weil St. Olaf in diesem Gebiet ein beliebter Heiliger war, fanden auch die ihn darstellenden Kunstgegenstände guten Absatz.²⁸ Stockholm war für die finnischen Bauernsegler ein wichtiger Handelsplatz am Ende des 15. Jahrhunderts; selbstverständlich wurden dort auch Kunstgegenstände erworben. Viele Adlige, Bischöfe von Turku und einige Priester waren an dieser Tätigkeit als Reeder beteiligt. In Stockholm wohnten auch Bürger aus Finnland, besonders aus Turku, die Handelsbeziehungen mit Finnland unterhielten.²⁹

Den heiligen Olaf darstellenden Kunstgegenstände wurden im 15. und 16. Jahrhundert auch aus Finnland beschafft. Obgleich viele der als einheimisch angenommenen Holzskulpturen wahrscheinlich in Schweden gefertigt waren, erklärt die verhältnismäßig große Anzahl der einheimischen kirchlichen Kunstgegenstände mit Olafsmotiv dennoch die Lebenskraft und Beliebtheit seines Kultes in Finnland. Man hat wahrscheinlich auch aus wirtschaftlichen Gründen einheimische Holzskulpturen erworben, da einige begabte Schnitzer mit ihren Schulen zu dieser Zeit in Finnland tätig waren.³⁰ Dies war der Fall besonders zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als die Hochkonjunktur des vorigen Jahrhunderts sich in eine jahrzehntelange Rezession umwandelte.³¹

2.2. Die Beschaffung der Kunstgegenstände und ihre Unterbringung in Kirchen und Kapellen

Die Quellen geben kaum Aufschluß darüber, in welchem genauen Zeitraum die Kunstgegenstände mit Olafsmotiv für Finnland beschafft wurden. Es kann jedoch angenommen werden, daß dies kurze Zeit nach ihrer Herstellung erfolgte. Durch den Vergleich der Entstehungszeit mit der Datierung der Kirche oder Kapelle und mit der Gründungszeit der Gemeinde oder Kapellengemeinde, für die die betreffenden Gegenstände beschaffen wurden, können die Holzskulpturen und Gemälde mit Olafsmotiv grob in zwei Gruppen eingeteilt werden. Zu der ersten Gruppe gehören 20 in das 13. und 14. Jahrhundert bzw. 14. und 15. Jahrhundert datierte Kunstgegenstände, die wahrscheinlich schon im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts für die ältesten kirchlichen Gebäude ihres Standorts beschafft wurden. Sie können auch später aus einer anderen Kirche oder Kapelle in die kirchlichen Gebäude ihres Standorts aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahr-

hunderts verlegt worden sein. Die zweite Gruppe ist zweimal größer als die erste. Dazu gehören 58 kirchliche Kunstgegenstände mit Olafsmotiv aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Sie sind für die Gemeinden und Filialen vielleicht schon bei der Ausführungsphase der Kirchen und Kapellen ihrer Unterbringungsplätze Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts erworben worden. Wegen der Datierungsprobleme können sechs der Kunstgegenstände in keine der beiden Gruppen eingeordnet werden.³²

Die Kunstgegenstände der ersten Gruppe wurden wahrscheinlich während der Verbreitung des Christentums in Finnland beschafft. Wie schon angedeutet, spielte bei der Verbreitung und Durchsetzung des Christentums der Kult des heiligen Olaf eine wesentliche Rolle. Er wurde auch anfänglich durch schwedischen Handel und später durch den Hansehandel verbreitet. Der Zusammenhang der den heiligen Olaf vorrangig als König darstellenden Holzskulpturen mit dem Handel äußert sich auch darin, daß ihre Standorte an guten Verkehrsverbindungen in Reichweite des Handels lagen. Somit förderten die Gegenstände selbst die Verbreitung und Durchsetzung des Christentums in Finnland. Sie waren auch Kultgegenstände, weil unter ihnen wenigstens ein Altarschreinskulptur war. Den Zusammenhang der Skulpturen mit dem Kult zeigt auch Messe- und Officiummaterial aus dem 13. und 14. Jahrhundert, das dem Bistum Turku zugewiesen werden kann und in dem über den Heiligen eben als König gesprochen wird.³³

Die Kunstgegenstände der zweiten Gruppe, die den heilige Olaf vorrangig als König in Kriegsrüstung darstellen, wurden für ihre Unterbringungsplätze nach der Durchsetzung des Christentums in Finnland beschafft. Die Gemeinden lebten zu der Zeit in stabilen und ziemlich begüterten Verhältnissen, so daß sie Kirchen aus Stein bauen und kirchliche Kunstgegenstände sowie Bücher erwerben konnten. Die finnische Kirche verband sich zu dieser Zeit immer enger mit der westlichen Kirche und der westeuropäischen Kultur. Davon zeugen auch die Handelsbeziehungen zur Südküste der Ostsee und dort gekaufte Kunstgegenstände. Sie fanden durch die guten Verkehrsverbindungen Verbreitung in verschiedenen Gemeinden, auch im Inneren Finnlands. Die den heiligen Olaf darstellenden Kunstgegenstände verwandelten sich im 15. und 16. Jahrhundert immer deutlicher in Kultgegenstände. Fast alle ihn darstellenden Altar-, Heiligen- und Olafschreinskulpturen und Wandmalereien sowie Reliefs an den Chorstühlen stammen aus dieser Zeit.

Aus der gleichen Periode gibt es auch reichlich Messe- und Officiummaterial des heiligen Olaf, worin über ihn als Krieger des Glaubens und Überwinder des Bösen gesprochen wird.³⁴

Kunstgegenstände mit Olafsmotiv hat es in der Zeit vom 13. bis 16. Jahrhundert in mindestens 60 bekannten und zwei unbekanntem, also insgesamt 62 finnischen Kirchen und Kapellen gegeben. Dies entspricht einem Anteil von ca. 46% aller 136 mittelalterlichen kirchlichen Gebäude in Finnland. Hingegen waren nur 13 von diesen auch dem Heiligen geweiht; die Zahl der Standorte übertrifft also zwei- bis dreifach die Zahl der ihm gewidmeten kirchlichen Gebäude in Finnland. Ihm geweihte kirchliche Gebäude gab es insgesamt 23, also 17% aller mittelalterlichen kirchlichen Bauten. Auch dieses zeugt von der großen Beliebtheit des Olafskultes in Finnland.³⁵

Kunstgegenstände mit Olafsmotiv fanden sich in allen anderen mittelalterlichen Landschaften Finnlands außer Karelien und Savo. Dieses mag darin begründet sein, daß Karelien und Savo als Grenzgebiete im Laufe der Geschichte oft unter den Verwüstungen der Kriege zu leiden hatten.³⁶ Wenn die Anzahl der betreffenden Holzkulpturen und Wandmalereien in den jeweiligen Landschaften mit ihrer Beschaffungszeit in Zusammenhang gebracht wird, kann die Schlußfolgerung gezogen werden, daß der Kult des heiligen Olaf ziemlich beliebt in den Landschaften Eigentliches Finnland (Varsinais-Suomi, schwed. Egentliga Finland), Häme (schwed. Tavastland), Satakunta, Pohjanmaa (schwed. Österbotten), Uusimaa (schwed. Nyland) und Åland (finn. Ahvenanmaa) war – in dieser Rangfolge.³⁷

Es ist problematisch, die Anzahl der Kunstgegenstände mit Olafsmotiv in Finnland mit der entsprechenden Anzahl in anderen Ländern des Ostseeraumes zu vergleichen. Zum ersten hat man nicht aus allen Ländern präzise, der obigen Darlegung entsprechende Gesamtkenntnisse.³⁸ Zum zweiten wird der direkte Vergleich der Anzahl von Gegenständen dadurch erschwert, daß sie in der Regel in den dem heiligen Olaf geweihten Altären der Kirchen und Kapellen oder in ihrer unmittelbaren Nähe untergebracht waren. Ein Teil von diesen Altären befand sich in den dem heiligen Olaf geweihten Kirchen und Kapellen, aber sie gab es auch in anderen Heiligen dedizierten Kirchen und Kapellen. Sowohl die Anzahl der Kirchen und Kapellen im allgemeinen als auch die Anzahl der ihm dedizierten Gebäude variiert in verschiedenen Ländern. Es wird durch die Größe des Landes, durch seine wirt-

schaftlichen Ressourcen und durch die Beliebtheit des Olafskultes bestimmt. Somit ist der direkte Vergleich der Kunstgegenstände mit Olafsmotiv problematisch.³⁹

3. Das Bild des heiligen Olaf in den in Finnland erhaltenen Kunstgegenständen

3.1. Bildmotive

Bei den in Finnland erhaltenen Kunstgegenständen, die den heiligen Olaf darstellen, können verschiedene Motive vom 13. bis 16. Jahrhundert unterschieden werden. Es sind dies ein Drache unter den Füßen des in Kriegerrüstung dargestellten Königs, der König in Kriegerrüstung an Bord eines Schiffes, der König in Zivilkleidung, unter den Füßen des Königs in Zivilkleidung ein Krieger oder ein menschliches Wesen oder ein kleiner, zusammengeschrumpfter Mann, unter den Füßen des Königs in Zivilkleidung ein Drache sowie König in Kriegerrüstung. Nach der gemeinsamen Eigenschaften können die Motive noch grob in vier Bildmotive eingeteilt werden. Es sind dies: (1) unter den Füßen des Königs in Zivilkleidung ein Krieger, (2) der König in Zivilkleidung oder in Kriegerrüstung, (3) der König in Zivilkleidung oder in Kriegerrüstung auf einem Schiff und (4) unter den Füßen des Königs in Zivilkleidung oder in Kriegerrüstung ein Drache mit Menschenantlitz.⁴⁰

Bildmotiv (1) kommt vom 13. bis 16. Jahrhundert insgesamt bei sechs Holzskulpturen vor. Zwei von diesen stammen aus dem 13. Jahrhundert, zwei aus dem 14. Jahrhundert sowie eine aus dem 15. und eine aus dem 16. Jahrhundert. Bildmotiv (2) war allgemeiner: insgesamt 38 Kunstgegenstände aus dem 14. bis 16. Jahrhundert stellten den heiligen Olaf auf diese Weise dar. Der größte Teil von diesen, 31 Stück, stammt aus dem 14. und 15. Jahrhundert, dagegen gab es nur sieben in das 16. Jahrhundert datierte solche Gegenstände. Entsprechend Bildmotiv (3) wurde er auf acht aus dem 15. Jahrhundert stammenden Malereien und auf einer undatierten dargestellt. Als Bildmotiv (4) erscheint der heilige Olaf im 15. und 16. Jahrhundert in 26 Gegenständen dargestellt. Die meisten von ihnen, 20 Stück, stammen aus dem 15. Jahrhundert, fünf aus dem darauffolgenden Jahrhundert und eines konnte nicht datiert werden. Die Bildmotive von einem in das 14. Jahrhundert datierten und vier undatierten verlorenen Kunstgegenständen sind unbekannt.⁴¹

Aufgrund der obigen Darlegung kann festgestellt werden, daß die Darstellungsweise des heiligen Olaf sich vom 13. bis 16. Jahrhundert wandelte. Ende des 13. Jahrhunderts und zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurde er als König in Zivilkleidung dargestellt und unter seinen Füßen war ein Krieger. Auch aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammt je eine Skulptur, in dem er auf diese Weise dargestellt wird. Während des 14. Jahrhunderts scheinen sich die Motive jedoch gewandelt zu haben, weil der heilige Olaf zwar immer noch als König in Zivilkleidung dargestellt wurde, aber ohne den Krieger unter seinen Füßen. Im 15. Jahrhundert begann man ihn als König in Kriegerrüstung darzustellen. Die Behandlung des Themas – der heilige Olaf als König in Zivilkleidung oder Kriegerrüstung – wurde im 15. Jahrhundert weiterentwickelt. Auf den damaligen Wandmalereien stand er auf einem Schiff und in den Skulpturen befand sich unterhalb seiner Füße ein Drache mit Menschenantlitz. Das Motiv des Königs in Zivilkleidung oder Kriegerrüstung wurde auch im 16. Jahrhundert angewendet. Wiederum hatte er als „Unterlage“ – dieser Hilfsbegriff soll im folgenden anstelle längerer Umschreibungen angewendet werden – einen Drachen mit Menschenantlitz. Dagegen ist nicht bekannt, ob der heilige Olaf auch weiterhin an Bord eines Schiffes dargestellt wurde, weil keine Wandmalereien mit diesem Motiv aus dem genannten Jahrhundert erhalten geblieben ist.⁴²

3.2. Attribute des heiligen Olaf

Die genannten vier Bildmotive haben einige gemeinsame Züge. Zum ersten wurde in ihnen der heilige Olaf mit Bart, als sitzender oder stehender König entweder in Zivilkleidung oder in Kriegerrüstung dargestellt. Die zweite gemeinsame Eigenschaft waren die gleichbleibenden Kennzeichen des Heiligen – meistens Reichsapfel und Axt. Der Reichsapfel wurde gelegentlich auch durch Reliquienschein, Ciborium oder Schild und die Axt durch Zepter, Bogen oder Schwert ersetzt. Das erste und vierte Bildmotiv Thema waren auch darin gleich, daß unter den Füßen des Heiligen ein Krieger, ein menschliches Wesen, ein kleiner Mann oder ein Drache mit Menschenantlitz lag.⁴³

Der heilige Olaf wurde im 13. bis 16. Jahrhundert allgemein auch in den Ländern des Ostseeraumes mit Bart dargestellt, im 12. Jahrhundert aber gelegentlich auch bartlos. Im 13. Jahrhundert erscheint er als junger Mann mit kurzem Bart und vom 14. bis 16. Jahrhundert mit

längerem Bart, als erwachsener oder älterer Mann. Die kunstgeschichtliche Forschung hat dies auf das Werk „*Saga Óláfs konungs hins helga*“ von *Snorri Sturlusson* zurückgeführt, das am Ende der 20er Jahre des 13. Jahrhunderts entstand und nach dem er – seinen Zeitgenossen gleich – einen langen Bart trug. Der lange Bart kann auch dadurch erklärt werden, daß die Darstellung seiner Gestalt um die Wende des 14. Jahrhunderts durch die Könige David und Salomon beeinflusst wurde.⁴⁴

Auch in den Kunstgegenständen aus anderen Ländern des Ostseeraumes zeigte sich der heilige Olaf vom 12. bis 14. Jahrhundert gewöhnlich als stehender oder sitzender König in Zivilkleidung, die bei vielen dieser Werke einem zeremoniellen Gewand ähnelt. Die Wahl der Kleidung erklärt sich wohl aus den damaligen liturgischen Texten vom Kult des heiligen Olaf, wo er als ein wundertätiger Königsheiliger dargestellt wurde, der inmitten himmlischen Glanzes für die um seine Hilfe bittenden Menschen betete.⁴⁵ Damit mag auch die sitzende Stellung zusammenhängen, weil es zu den Heiligen, die auf den Ehrenplätzen der Himmelsäle saßen, zu beten galt. Darüberhinaus ergibt sich die sitzende Stellung wohl auch aus der Darstellungsweise der antiken Kunst, wo Könige auf ihrem Thron sitzend die Huldigungen und Bitten ihrer Untertanen entgegennahmen.⁴⁶

Während des 15. Jahrhunderts begann man allgemein im Norden und in Norddeutschland den heiligen Olaf als einen König in Kriegerrüstung darzustellen, der entweder stand oder saß. Diese Darstellungsweise wurde Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts allgemein.⁴⁷ Die Kriegerrüstung ergab sich wohl aus der Kunst der Hansestädte, der bedeutenden kulturellen Zentren im Ostseeraum. Sie stellte den idealen König eben in Kriegerrüstung dar.⁴⁸ Auch die liturgischen Texte aus dem 15. Jahrhundert betonten von den früheren abweichend den heiligen Olaf als einen heldenhaften, im Kampf mit Gottes Hilfe siegreichen Heiligen.⁴⁹ Das symbolisierte auch seine stolze, stehende Stellung, weil man darin das Kennzeichen einer siegreichen Persönlichkeit sah. So konnte der heilige Olaf auch den um seine Hilfe bittenden Menschen im Lebenskampf beistehen.

Bei den finnischen Skulpturen aus Ende des 13. Jahrhunderts finden sich ihres fragmentarischen Erhaltungszustands neben der „Unterlage“ keine andere Attribute des heiligen Olaf außer in einem Fall, wo der heilige Olaf in seiner linken Hand einen Schild hatte.⁵⁰ Vom 14.

bis 16. Jahrhundert waren seine Attribute gewöhnlich Reichsapfel und Axt, die entweder zusammen oder getrennt dargestellt wurden. Im 15. Jahrhundert konnte an Stelle des Reichsapfels ein Reliquienschrein oder Ciborium sein. Die Axt konnte durch ein Schwert ersetzt sein.⁵¹

Auch in den Ländern des Baltikum hatte der heilige Olaf in seiner Hand als Attribute die Axt oder den Reichsapfel. Die Axt wurde gelegentlich im 12. bis 15. Jahrhundert auch unter seine Füße plaziert, vom 14. bis 15. Jahrhundert vorwiegend aber in seine Hände. Als das ursprüngliche Attribut des heiligen Olaf kann das Schwert aus dem 12. Jahrhundert angesehen werden, das allmählich im Laufe des 13. Jahrhunderts durch die Axt ersetzt wurde. Die Axt kommt vermutlich zum ersten Mal als sein Kennzeichen auf einer Malerei aus den 50er und 60er des 12. Jahrhunderts an einer Säule der Geburtskirche zu Bethlehem vor. Der Reichsapfel wurde als Attribut im 14. Jahrhundert eingeführt. Anstatt des Reichsapfels stellte man gelegentlich im 15. und 16. Jahrhundert Kelch, Ciborium oder Doppelbecher – finn., schwed. u. engl. *hanap*, nach dem lat. *hanapus*, (urspr. hebräisch) – dar.⁵²

Die Axt als Attribut wurde in Verbindung mit den Erzählungen über den Tod des heiligen Olaf in den volkssprachigen Legenden – *Saga Óláfs konungs hins helga* und *Olafs saga hins helga* – sowie in der lateinsprachigen *Passio et miracula beati Olavi* gebracht. Die erstgenannte bot die genaueste Darlegung, nach der dem in der Schlacht von Stiklestad mit dem Schwert kämpfenden Olaf drei tödliche Wunden zugefügt wurden. Sein Bein und Hals empfingen Axthiebe, und dazu wurde durch den Harnisch in seine Weiche eine Lanze gestoßen.⁵³

Weil nun die Axt nicht seine eigene Waffe war und eigentlich nicht seinen Tod bewirkte, erklärt die Darlegung der Legende im Grunde genommen nicht die Wahl der Axt zum Attribut. In der Heimatlandschaft des Heiligen – dem Stift von Nidaros (Trondheim) – sowie überhaupt in der anglo-normannischen Kulturtradition – dem Entstehungs- und Entwicklungsgebiet seines Kultes – symbolisierte die Axt Macht, nicht Gewalt. In der Wikingersgesellschaft war sie als die Waffe des Wikingeraristokraten ausdrücklich das Herrschaftszeichen der herrschenden, vermögenden Wikinger-Aristokratie, und in der anglo-normannischen Symbolsprache, die sich auf die antike Welt stützte, wurde mit der Axt die gesetzgebende Macht der herrschenden Klasse ausgedrückt. Aus diesen Gründen ist es nicht erstaunlich, daß die Axt

als das Kennzeichen des heiligen Olaf zur gleichen Zeit angenommen wurde, als der Erzbischof von Nidaros, *Eysteir Erlandsson* (1157 ernannt, 1161 geweiht, 1188 gestorben) den Kult des heiligen Olaf entwickelte. Dadurch wurde es möglich, sowohl die Interessen der weltlichen Herrscher als auch die der Kirche zu fördern. Die Axt als Machtsymbol half den weltlichen Herrschern, die nationale Rolle des heiligen Olaf als Norwegens König und Feudalherr hervorzuheben, der das Reich durch Gesetzgebung und Errichtung von Kirchen vereinigte und organisierte. Dieses Attribut bezeichnete einerseits, daß der heilige Olaf von seiner Würde und Stellung her ein außerordentlich bedeutender Königsmärtyrer war, der durch die Kirche genehmigte geistliche Macht über alle in seiner Landschaft wohnenden Menschen hatte, auch über die Mitglieder der herrschenden Klasse. So mußten auch sie sich vor ihm und damit vor der Kirche demütigen. Andererseits bezog sich dieses Attribut auch auf die geistliche Stellung und Aufgabe des Heiligen, weil die Axt nach der zu Beginn des 14. Jahrhundert ausgesprochenen Auffassung ihm als Martyriumswaffe im Himmel gegeben wurde. So war sie ein besonderes Machtsymbol des Heiligen, das der heilige Olaf als ein Märtyrer und Gottes Krieger gegen das Böse trug. Um zu zeigen, daß er auch für den Krieger der heiligen Maria im Kampf gegen das Böse gehalten wurde, konnte an der Axt auch ihr Zeichen sein.⁵⁴

Das Reichsapfel als allgemeines Machtsymbol stammt aus der antiken Darstellungstradition der Regenten. So verband sich dieses Attribut des heiligen Olaf mit der Hervorhebung seiner Stellung und wichtigen Bedeutung als Königsmärtyrer sowohl für Gesellschaft als auch für die Kirche. Das Reichsapfel beschrieb einerseits auch die geistliche Macht und Stärke des heiligen Olaf, mit der er dem Bösen entgegen treten konnte. Aus diesem Grund wurde das Reichsapfel zuweilen durch den Reliquienschein ersetzt. Die wundertätige Kraft der Reliquien vom heiligen Olaf und die hinter ihnen verbergende himmlische Macht wurde in den Mirakelgeschichten beschrieben, die weite Verbreitung im Volksglauben fanden.⁵⁵ Die Wahl der verschiedenen konsekrierten Aufbewahrungsgefäße für die eucharistischen Materialien wie z.B. des Ciboriums oder des Kelches als seine alternativen Attribute erklärt sich daraus, daß die Bekämpfung des Bösen für seine zentrale geistliche Aufgabe gehalten wurde. Er hatte in der Erfüllung dieser Aufgabe die allergrößte Stärke und Macht, weil er Leib und Blut Chri-

sti in seinen Händen trug. Dadurch wurde auch seine Stellung als bedeutender Heiliger hervorgehoben. Die Darstellung des Leibes und Blutes Christi in diesem Zusammenhang mag auch mit der zwischen 1000 bis 1500 verbreiteten Annahme zusammenhängen, daß der heilige Olaf gleiche Eigenschaften wie Christus besaß. Er wurde sogar mit ihm gleichgesetzt. Das Ciborium wurde auch als ein Symbol für die richterliche Gewalt der Kirche angesehen.⁵⁶ In anderen Ländern des Ostseeraumes wurden als alternative Attribute des heiligen Olaf auch Ölgeläße, Buch oder Buchrolle, Standarte und Kugel unter den Füßen dargestellt, die Weisheit, gerechte richterliche Gewalt und wundertätige Macht symbolisierten.⁵⁷

Der Schild in der Hand des heiligen Olaf bezieht sich wahrscheinlich auf das Legendenmaterial, wo berichtet wird, daß er mit einem weißen Schild gerüstet in die Schlacht bei Stiklestad zog.⁵⁸ Der Schild symbolisierte ihn als einen siegreichen Königsmärtyrer, weil der Schild aufgrund der Heiligen Schrift für einen geistlichen Glaubensschild gehalten wurde, der gegen alles Böse schützte.⁵⁹

Im Ostseeraum wurde als Attribut des heiligen Olaf auch die „Unterlage“ dargestellt. Ihre Gestalt variierte. Sie war ursprünglich am Ende des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts ein Krieger. Seit Beginn des 15. Jahrhunderts verwandelte sie sich in einen Drachen mit Menschenantlitz oder in ein menschliches Wesen oder in einen kleinen Mann.⁶⁰ Die letztgenannten Gestalten dürften die Darstellungsweise der früheren Jahrhunderte widerspiegeln, als die „Unterlage“ noch ein Krieger war.

In der Darstellungstradition der westeuropäischen Heiligen wurden die Heiligen so dargestellt, daß sie unter ihren Füßen eine „Unterlage“ hatten. Nach diesem Vorbild wurde unter die Füße des stehenden heiligen Olaf ein Krieger gestellt. In den ältesten nordischen Darstellungen des heiligen Olaf hält der Krieger ein Schwert hoch auf ihn gerichtet. In der Ikonographie des heiligen Olaf ist der Krieger als „Unterlage“ auf viele verschiedene Weisen interpretiert worden. Zum ersten wurde der Krieger als ein konkretes Symbol für die heidnischen Gegner des heiligen Olaf bzw. des Olaf Haraldsson gehalten, die er als ein Heiliger besiegt hatte, obgleich sie ihn töteten. Zum zweiten sah man im Krieger ein Symbol entweder für die heidnische Vergangenheit des heiligen Olaf oder für das Heidenwesen überhaupt, das der Heilige mit Füßen tritt. Zum dritten hat man die „Unterlage“ als die schlechtere,

sündhafte Seite des heiligen Olaf gedeutet, die der siegreiche Märtyrer vorbildlich unterdrückt hat. Zum vierten wurde behauptet, daß die „Unterlage“ einfach nur den Sieg des Heiligen über alle seine Gegner darstellt.⁶¹ In welcher der beschriebenen Weisen auch immer die „Unterlage“ im 13. und 14. Jahrhundert verstanden wurde – in jedem Fall stellte sie den heiligen Olaf als einen Sieger dar. Dieses hat wahrscheinlich der Kirche in ihrer Lehre über die Vorbildlichkeit der Heiligen gedient. Sein mit Gottes Hilfe errungener Sieg galt als Vorbild für alle Menschen, besonders für die Menschen, die zu ihm beteten. Sie konnten sich in all ihren Angelegenheiten auf Gottes Hilfe durch seine Fürbitten verlassen. Deswegen wurde der heilige Olaf in den liturgischen Materialien aus 13. und 14. Jahrhundert als Fürbitter hervorgehoben.⁶²

In der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde der Krieger als „Unterlage“ allmählich durch einen Drachen mit Menschenantlitz und Krone ersetzt. Der Drache hatte – mit gelegentlichen Ausnahmen – keine Flügel, zuweilen aber auch ein Halsband. In der Ikonographie des heiligen Olaf wird die Wandlung des Kriegers zu einem Drachen dadurch erklärt, daß die darstellenden Künstler seit dem 14. Jahrhundert immer mehr die Erzählungen der Legenden als Motive verwendeten. So wird auch interpretiert, daß der Drache das vom heiligen Olaf besiegte Böse aus verschiedenen Sagen und Erzählungen symbolisiert – sei es geistig oder konkret. Hier sei nur die mittelniederdeutsche Fassung der Olaf-Legende in dem 1507 gedruckten Lübecker *Passional* (vgl. Anm. 56) genannt, nach der die Gegner des heiligen Olaf seine Leiche verbrennen wollten, diese aber nicht brannte. Als der Scheiterhaufen zu Asche verbrannt war, kroch daraus ein Drache, der den Halbbruder des heiligen Olaf und seine nächsten Männer tötete. Aufgrund dieser Legende wurde angenommen, daß der Drache in den Kult des heiligen Olaf durch die deutsche Hanse aufgenommen wurde.⁶³

Der Drache konnte auch nur eine künstlerische Modeströmung ohne einen besonderen Symbolgehalt sein.⁶⁴ Es kann jedoch angenommen werden, daß der Drache oder eine andere „Unterlage“ sich auf die liturgischen Texte des Kultes vom heiligen Olaf bezog, die zu Beginn des 15. Jahrhunderts eine neue Nuance erhalten hatten, wo er als ein heldenhafter, mit Gottes Hilfe siegender Heiliger im Geiste der Ritterideale hervorgehoben wurde. Der Drache symbolisierte somit

den heiligen Olaf als einen besonderen Heiligen, um dessen Fürbitte bei allen Angelegenheiten gebeten werden konnte.

Die den heiligen Olaf darstellenden Wandmalereien mit Schiffsmotiv beruhten ursprünglich auf einer norwegischen – nicht liturgischen – Legende, die sich in der Volkssprache in allen nordischen Ländern verbreitete. Darin wurde das Wettsegeln des heiligen Olaf mit seinem Bruder Harald aus Dänemark nach Norwegen beschrieben, dessen Preis die Krone Norwegens war. Der heilige Olaf gewann das Wettsegeln nach vielen wunderbaren, von der Kraft des Christentums zeugenden Wendungen.⁶⁵ Auf vielen dänischen und schwedischen Kirchenwandmalereien hielt der heilige Olaf in seinen Händen Schwert und Bogen.⁶⁶ Die Handelseeefahrt auf der Ostsee erklärt auch, warum Schiffe in der Regel realistisch als Koggen der Hanse vom Ende des 16. Jahrhunderts dargestellt wurden.⁶⁷

In dem Legendenmaterial des heiligen Olaf gab es auch Geschichten, die zu Motiven der Kunstgegenstände wurden. Hier sei noch der prophetische Traum des heiligen Olaf vor seinem Tod sowie seine Teilnahme an der Messe vor der Schlacht bei Stiklestad genannt.⁶⁸ Diese Themen darstellende Kunstgegenstände waren sehr allgemein in den Ländern des Ostseeraumes.⁶⁹ In Finnland gibt es nur ein Werk mit diesem Motiv und zwar an den Türen des Olafschreines einer Kirche.⁷⁰ Mit diesen auf Legenden fußenden Bildern wollte man Gottes dem heiligen Olaf erwiesene Hilfe sowie seine Frömmigkeit und sein Vertrauen auf Gott hervorheben.

4. Zusammenfassung

Vom 13. bis 16. Jahrhunderts waren in 60 finnischen Kirchen und Kapellen mindestens 84 Kunstgegenstände mit Olafsmotiv vorhanden. Von diesen sind jedoch sieben entweder zerstört worden oder verlorengegangen. Die Kunstgegenstände wurden in Gotland, in den deutschen Hansestädten, in Stockholm und Uppland, im übrigen Schweden sowie in Finnland hergestellt. Im 13. Jahrhundert und zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurden sie vorrangig aus Gotland eingeführt, im 15. und 16. Jahrhundert hauptsächlich aus Deutschland. Die meisten für Finnland beschafften Holzskulpturen wurden am Ende des 15. Jahrhunderts in Schweden gekauft. Die Rezession zu Beginn des 16. Jahrhunderts bewirkte, daß man sie nur noch aus Finnland selbst bezog. So drücken die Kunstgegenstände mit Olafsmotiv die Verbrei-

tung der Kulturströmungen in Finnland im 13. bis 16. Jahrhundert aus.

Die Kunstgegenstände wurden in zwei Phasen beschafft, und zwar bei der Christianisierung Finnlands im 13. und 14. Jahrhundert und im Rahmen der immer enger werdenden Verbindungen Finnlands mit Schweden und dem westlichen Europa im 15. und 16. Jahrhundert. In beiden Phasen hatte der Kult des heiligen Olaf, der sich auch in den Kunstgegenständen widerspiegelte, eine bedeutende Rolle. Zuerst diente er den Interessen der gotländischen Kaufleute und der Dominikaner, später denen der deutschen Hansestädte sowie im 15. Jahrhundert auch der Aristokratie Schwedens.

Die Ikonographie der Kunstgegenstände mit Olafsmotiv kann in zwei Perioden eingeteilt werden. Die erste dauerte vom 13. bis 14. Jahrhundert, wo der Heilige in der Regel als einer sitzender König mit Bart und in Zivilkleidung dargestellt wurde. Am Ende des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts lag ein Krieger unter seinen Füßen. Seit der Mitte des letztgenannten Jahrhunderts wurde der Heilige auch ohne „Unterlage“ dargestellt. Die Darstellung des heiligen Olaf als König war innig mit seinem Kult verbunden, wobei er als ein Königs-märtyrer bzw. als ein außergewöhnlich bedeutender Heiliger dargestellt wurde. Auf die gleichen Wurzeln ging auch die Anwendung sowohl des Reichsapfels als auch der Axt als Attribut zurück. Die „Unterlage“ zeigte, daß der heilige Olaf alle seine Gegner konkret geschlagen hatte und ein wundertätiger Märtyrer war. Diese Darstellung des heiligen Olaf hob auch seine geistliche Bedeutung und seine Stellung als Fürbitter für die um seine Hilfe rufenden Menschen hervor. Dasselbe wurde auch in den liturgischen Materialien aus dem 13. und 14. Jahrhundert unterstrichen.

Die zweite Periode erstreckte sich vom 15. bis zum 16. Jahrhundert, obschon die Themen der ersten Periode noch teilweise angewendet wurden. Seit Beginn des 15. Jahrhunderts begann man nämlich, ihn als einen stehenden König in Kriegerrüstung und mit Bart darzustellen. Er zeigte sich entweder ohne „Unterlage“ oder aber ein Drache mit Menschenantlitz lag unter seinen Füßen. Die „Unterlage“ konnte auch eine menschliches Wesen oder ein kleiner Mann sein. Die genannten „Unterlagen“ hoben hervor, daß der heilige Olaf ein heldenhafter, mit Gottes Hilfe im Kampf siegreicher Königsheiliger war. Das wurde auch durch die Anwendung von Ciborium, Kelch oder Reliquienschrein als

Attribut betont. Damit wollte man ihn als einen Königsheiligen mit himmlischer Macht auszeichnen. Die Darstellung des heiligen Olaf in dieser Gestalt deutete auf seine geistliche Stellung sowie seine Funktion, mit Fürbitten all denjenigen zum Sieg verhelfen, die um seine Hilfe im Kampf gegen das Böse riefen, was sich auch im liturgischen Material des 15. und 16. Jahrhunderts widerspiegelt. ■

Anmerkungen:

¹ Als Beispiele für die ältesten Kunstgegenstände mit Olafsmotiv seien genannt: eine Holzskulptur aus der Mitte des 11. Jhs. im Museum von Bergen, die ursprünglich aus der Kirche in Vernes (Stjørdalen, Norwegen,) stammt (*Fredrik B. Wallem (†) & Brage Irgens Larsen*: *Iconographia Sancti Olavi, Olavsfremstillinger i middelaldersk kunst, Del I A, Skulpturfremstillinger*, Trondheim 1947 (Det kongelige norske videnskabers selskabs skrifter; 1930:1.), S. 6.) sowie eine Wandmalerei aus der zweiten Hälfte des 12. Jh. an einer Säule der Geburtskirche in Bethlehem (z. B. *Anne Lidén*: *St Olav in the Beatus Initial of the Carrow Psalter*, in: *Scripta Islandia*, Lund 1992 (Isländska sällskapets årsbok; Bd 43), S. 3-27, hier S. 14-15). Diese Wandmalerei ist auch ein Beispiel für die Kunstgegenstände, die geographisch im Süden liegen; als nördliche Gegenstücke können eine Holzskulptur aus den 90er Jahren des 15. Jh. in der Kirche in Övertorneå/Ylitornio (Västerbotten, Schweden) und eine Holzskulptur aus dem 15. Jh. in der Kirche in Hammerfest (Finnmarken, Norwegen) angeführt werden (z. B. *Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie oben), S. 164; *Oloph Odenius*: *Till frågan om hypostaslikhet mellan Tor och St Olof*, in: *Credo*, Stockholm 1950 (Katolsk tidskrift; Bd. 30), S. 21-51, hier S. 48). Von den jüngeren, den Heiligen Olaf darstellenden Kunstgegenständen auch zwei Beispiele: eine Steinmetzarbeit aus der nachreformatorischen Zeit in Reval (estn. Tallinn, Estland), die an dem oberen Teil des Hauses der Knuts-gilde steht (*Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie oben), S. 229) und eine Steinskulptur in der Burg Olavinlinna (schwed. Olofsborg), (Savonlinna, schwed. Nyslott, Finnland) aus dem Jahre 1912 (*C. J. Gardberg & P. O. Wellin*: *Suomen keskiaikaiset linnat*, Keuruu 1994, S. 118). – Siehe auch *Ingrid Telhammer* *Sankt Olof som karolin*, in: *ICO. Iconographisk post, Nordisk tidskrift för ikonografi* 4/1980, hier S. 26-27. *Jyrki Knuutila* *Pyhä Olavi Satakunnassa ja Tyrväällä*, in: *Tyrvään seutu, Suomusjärven kulttuurista uuden ajan alkuun, Tyrväässä tutkittua I*, Vammala 1998 (Tyrvään seudun museo- ja kotiseutuyhdistyksen julkaisuja; Bd. 78), S. 113-131, hier S. 122.

² *Wallpaintings in Danish Churches / Kalkmaleriet i danske kirker i internet*. <http://130.225.228/Phrasea/Phrasea.acgi>; *Sten Karling*: *Medeltida träskulptur i Estland, Göteborg 1946*, (Kungliga vitterhets historiska och antikvitets akademien; 33), passim. *Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie Anm. 1), passim; *Odenius* (wie Anm. 1), S. 36-51; *Bengt Thordeman*: *Erik den Helige i medeltidens konst*, in: *Erik den Helige, Historia – kult – relikier*, Stockholm 1954, S. 173-232, hier S. 218-224; *Peter Tångeberg*: *Mittelalterliche Holzskulpturen und Altarschreine in Schweden, Studien zu Form, Material und Technik*, Västervik 1986, passim; *Anne Lidén*: *Bilden av Sankt Olav*, in: *Helgonet i Nidaros, Olavskult och kristnande i Norden*, Red. av Lars

Rumar, Jyväskylä 1997 (Skifter utgivna av Riksarkivet; 3), S. 26-49, hier S. 29; *Jyrki Knuutila* Pyhän Olavin kultti suomalaisissa kirkoissa 1500-luvun puoliväliin mennessä, Helsinki 1998, 38-47 (Manuskript, im Besitz des Verf.), *Anne Lidén* arbetet under der Leitung des Professoren *Jan Svanberg* an ihrer Dissertation „Olav den helige i medeltida bildkonst. Legendmotiv och attribut“, in der sie Kunstgegenstände mit Olafsmotiv in verschiedenen Ländern behandelt.

- ³ Z. B. *Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie Anm. 1), Passim. *Thordeman* (wie Anm. 1), S. 174-216. *Marin Blindheim*: St. Olav – ein skandinavischer Oberheiliger: einige Beispiele der Literatur und der Bildkunst, in: St. Olav, sein Zeit und sein Kult, Uddevalla 1981, (Acta Visbyensia VI, Visbysymposiet för historiska vetenskaper 1979), hier S. 53-68; hieraus auch *Ulla Haastrup*: Olav der Heilige in dänischen Wandmalereien (S. 151-160, hier S. 151-159); *Mereth Lindgren*: Die Legende vom heiligen Olav in der mittelalterlichen Malerei Mittelschwedens (S. 135-150); *Teresa Mroczko*: Kulte skandinavischer Heiligen in der mittelalterlichen Kunst Nordpolens (S. 217-234, hier S. 223-231); *Lidén* (wie Anm. 2), S. 26-48.

In diesem Zusammenhang werden die Landschaftssiegel der finnischen Landschaften Satakunta, Uusimaa und Åland sowie das Pilgerzeichen von Köyliö in Satakunta nicht beachtet. Mehr über sie bei *Tove Riska*: Om Sankt Olofs ikonografi i Finland, in: Fra Sankt Olav til Martin Luther, Foredrag fremlagt ved det tredje nordiske symposium for ikonografiske studier, Bårdshaug, den 21. – 24. August 1972, Oslo 1975, S. 41-49, hier S. 41. Zu den Kunstgegenständen mit Olafsmotiv wurden auch nicht zwei Bilder von ihm gezählt, die in Initialen eines Brevariumfragments in der Universitätsbibliothek Helsinki (HUB) eingefügt sind (HUB Breviariumfragment 124, 2v, 4v). Das betreffende Werk stammt aus dem Norden und kann in das 15. Jh. datiert werden. Siehe auch über die Lokalisierung und Datierung des Fragments bei *Toivo Haapanen*: Verzeichnis der mittelalterlichen Handschriftenfragmente in der Universitätsbibliothek zu Helsingfors, III Breviaria, Helsingfors 1932, (Helsingin yliopiston kirjaston julkaisuja = Helsingfors universitetsbiblioteks skrifter; 16), S. 55-56. Die Initialen wurden hier außer Acht gelassen, weil hinsichtlich der Verwendung des betreffenden Brevariumfragments in Finnland keine volle Sicherheit besteht.

- ⁴ Die Kenntnisse über die Kunstgegenstände mit Olafsmotiv in Finnland aus dem 13. bis 16. Jh. wurden aus dem *Bilderarchiv der Abteilung Kulturgeschichte im Zentralamt für Museen und Denkmalpflege Finnlands*, aus dem *Bilderarchiv des Zentralamts für Museen und Denkmalpflege Finnlands* und aus verschiedenen allgemeine Geschichtswerken sowie Lokalgeschichte und Kunstgeschichte betreffenden Forschungen gesammelt. Siehe etwa *C. A. Nordman*: Olof den helige i Finlands medeltida konst, Helsingfors 1946, (Svenska litteratursällskapets historiska och litteraturhistoriska studier; Bd. 21-22), S. 529-551; *Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie Anm. 1), S. 32-34, 78-80, 117-118, 155, 160, 176-176, 182, 185-187, 203-204, 218; *Thordeman* (wie Anm. 2), S. 219, 222, 223-224; *C. A. Nordman*: Medeltida skulptur i Finland, Helsinki 1964, (Suomen muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja = Finska forminnesföreningens tidskrift; Bd. 62), S. 625-641; *C. A. Nordman*: Olav den helige (Finland), in: Kulturhistoriskt lexikon för nordisk medeltid; Bd. 12, Helsingfors 1967, S. 577-579, hier S. 577; *Riska* (wie Anm. 3), S. 41; *Tove Riska*: Sankt Olav in Finnland, in: St. Olav (wie Anm. 3), S. 169-170. *Knuutila* (wie Anm. 2), S. 38-47. Siehe auch *Helena Edgren*: Hollola kyrkas biskopstol och

antemensale – rekvisita i mässans liturgiska drama, in: Ting och tanke. Ikonografi på liturgiska föremål, Stockholm 1998, S. 277-291, hier S. 287 fig. 13, 288.

Die Quellen werden in der weiteren Behandlung nicht mehr detailliert genannt. Die vorgetragenen Fakten beziehen sich auf die Ergebnisse einer als Manuskript vorliegenden Untersuchung des Autors: *Knuutila* (wie Anm. 2), S. 38-47.

- 5 Vgl. *Jyrki Knuutila: The Motifs of the Works of Art Depicting St. Olav in Finland between the 13th and 16th centuries*, in: *Ars Ecclesiastica, The Church as a Context for Visual Arts, International Symposium held in Jyväskylä 18.-21. 8. 1995*. Jyväskylä 1996, (Käytännöllisen teologian laitoksen julkaisuja/Jyväskylän yliopisto = Publications of the Department of practical Theology/University of Jyväskylä; Bd. 85), S. 197-218, hier S. 198; *Jyrki Knuutila: Sankt Olav i Finlands kyrkliga konst under medeltiden*, in: *Helgonet i Nidaros* (wie Anm. 2), S. 91-114, hier S. 91, 98-99 (tabell. 1-2). Hier wird zuerst als Zahl der ihn darstellenden Holzschnitarbeiten 82 Stück (1996) und später 83 Stück (1997) angegeben. Nach dem Erscheinen dieser Veröffentlichungen hat der Autor noch über eine ihn darstellende Skulptur und eine Wandmalerei erfahren.
- 6 *Jyrki Knuutila: Sankt Olav i Finlands kyrkliga konst under medeltiden*, in: *Helgonet i Nidaros* (wie Anm. 2), S. 91-93. Vgl. *Riska* (wie Anm. 4), S. 170. Nach ihr sind vier von den Kunstgegenständen mit Olafsmotiv verlorenggegangen.
- 7 *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 93. Siehe auch *Riska* (wie Anm. 4), S. 169, 170. *Kauko Pirinen Pyhän Olavin palvonta Suomessa*, in: *Suomen kirkkohistoriallisen seuran vuosikirja 70-71 (1980-1981)*, Loimaa 1981, S. 17-37, hier S. 25.
- 8 Über die Attribute des Heiligen Olav und deren Verhältnis zu den Attributen anderer skandinavischer Königsheiligen (St. Erik, St. Knut), siehe *Thordeman* (wie Anm. 2), S. 173-216.
Mit dem Terminus Axt wird in diesem Zusammenhang eine langstielige Axt mit ein oder zwei Schneiden und scharfer Spitze bezeichnet.
- 9 Als Beispiel sei ein Holzschnittfragment der Kirche in Vesilahti (Häme, Finnland) angeführt, in dem der Drache unter dem Fuß eines Kriegers dargestellt wird. Dies kann auch ein Teil aus einer Holzschnitarbeit gewesen sein, die den Erzengel Michael dargestellt hat. *Markus Hiekkänen Vesilahden sakaristo ja vanhemmat puukirkot*, in: *Vesilahti 1346-1996, Vesilahden 650-vuotisjuhlakirja*, Toim. Helena Honka-Hallila, Vesilahti 1996, S. 208-233, hier S. 11-12. Das betreffende Holzschnittfragment wird hier jedoch als Teil einer Arbeit gedeutet, die den Heiligen Olaf dargestellt hat.
- 10 *Olga Alice Nygren Helgonen i Finlands medeltidskonst: en ikonografisk studie*, Helsingfors 1945, (Suomen muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja = Finska fornminnesföreningens tidskrift; Bd. 46:1), S. 173-182. *Wallem (f) & Irgens Larsen* (wie Anm. 1), S. 248-268. *Thordeman* (wie Anm. 2), S. 173-216.
- 11 Z. B. Auf der Wandmalerei der Kirche in Pohja (Uusimaa, Finnland) hält der Heilige Olaf in seinem Hand einen Bogen. Entsprechende Darstellung gibt es auch in der Kirche in Højby in Själlann von Dänemark. *Anna-Lisa Stigell Kyrkans tecken och årets gång: tideräkningen och Finlands primitiva medeltidsmålningar*, Hagalund 1974, (Suomen muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja = Finska fornminnesföreningens tidskrift; Bd. 77), S. 110. *Ulla Hastrup Olav der Heilige in dänischen Wandmalereien*, in: *St. Olav* (wie Anm. 3), S. 151-160, hier S. 154-155.

- ¹² *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 97, 99, 101. Bei den dort vorgestellten Erkenntnissen ist allerdings eine Wandmalerei nicht berücksichtigt.
- In der kunstgeschichtlichen Forschung wurde in den 80er und 90er des 20. Jahrhunderts lebhaft diskutiert, ob alle Holzskulpturen, die in bezug auf das Königreich Schweden als „einheimisch“ betrachtet wurden, wirklich auf dem Boden Schwedens oder Finnlands hergestellt worden sind. Darauf hat Professor *Jan Svanberg* am 12. 9. 1998 aufmerksam gemacht (Aufzeichnungen im Besitz des Autors). Hier wird jedoch an den Vorstellungen der früheren Forschung festgehalten, die 42 in Finnland erhaltenen Kunstgegenstände mit Olafsmotiv als „einheimisch“ anzusehen, denn bis auf weiteres liegen keine eindeutigen Beweise dafür vor, daß diese Kunstgegenstände anderswo hergestellt worden sind; S. a. *Tångeberg* (wie Anm. 2), S. 300-309.
- ¹³ *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 102.
- ¹⁴ Ebda.
- ¹⁵ *Ingvar Andersson* Hansan, in: *Svensk uppslagsbok*; Bd. 11, Malmö 1949, S. 1014-1018, hier S. 1014; *Hugo Yrwing* (Gotlands) historia, in: *Svensk uppslagsbok*; Bd. 11, Malmö 1949, S. 989-998, hier S. 990-991; *Gunvor Kerkkonen* St. Olof och Hiisi, in: *Nordenskiöld-Samfundets tidskrift* 13 (1953), Helsingfors 1954, hier S. 17-27; *Tove Riska* Keskiajan puuveisto ja maalatut alttarikaapit, in: *Ars Suomen taide*; Bd. I, Keuruu 1987, 184-225, hier S. 203; *Kauko Pirinen* Suomi liittyy länsimaiseen kulttuuripiiriin, in: *Kivikaudesta Koivistoon, Suomen historian pääpiirteitä*, Espoo 1989, S. 24-51, hier S. 31-37; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 102.
- ¹⁶ *Jarl Gallén* La Province de Dacie de L'Orde des Frères Prêcheurs, Diss. Helsingfors 1946, S. 43-57; *J. N. Rasmussen* Olav von Norwegen, in: *Die Heiligen, Alle Biographien zum Regionalkalender für deutsche Sprachgebiet*, Hrsg. v. *Peter Manns*. 3. Aufl, Mainz 1977, S. 311-313, hier S. 313; *Carl F. Hallencreuz* Der Heiligenkönig und die Christianisierung Gotlands, in: *St. Olav* (wie Anm. 3), S. 85-100; *Max Hasse* Die Lübecker und ihre Heiligen und die Stellung des Heiligen Olav in dieser Schar: die Heiligenverehrung in Lübeck während des Mittelalters, ebda., S. 171-188; *Mroczo* (wie Anm. 3), S. 226-227; *Erik Nylén* Gotland zu St. Olavs Zeit, in: *St. Olav* (wie Anm. 3), S. 115-130; *Sven Erik Pernler* Sankt Olav und Gotland, ebda., S. 101-112; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 94.
- ¹⁷ *Nordman* Olof den helige (wie Anm. 4), S. 537-542; *ders.*: Medeltida skulptur (wie Anm. 4), S. 114, 130-132, 134-138, 137-139, 140-144, 235, 236; *Riska* (wie Anm. 15), S. 186-187, 189, 190-193. Siehe auch *Armin Tuulse*, *Romansk konst i Norden*, Stockholm 1968, S. 84-87.
- ¹⁸ Z. B. *Yrwing* (wie Anm. 15), S. 991-992. *Riska* (wie Anm. 15), S. 200.
- ¹⁹ Z. B. ebda. S. 119, 200, 203.
- ²⁰ *Finlands medeltidsurkunder*, Samlade och i tryck utgifna af Finlands statsarkiv genom Reinh. Hausen, Bd. 1, Helsingfors 1910, S. 472; *Nordman* Olof den helige (wie Anm. 4), S. 537; *Nordman* Medeltida skulptur (wie Anm. 4), S. 13, 633. Über die Stellung des Heiligen Olaf als Heiliger in Reval s. *Tore Nyberg* St. Olav als der Erste einer Dreiergruppe von Heiligen, in: *St. Olav* (wie Anm. 3), S. 69-84, hier S. 70-72.
- ²¹ Z. B. *Andersson* (wie Anm. 15), S. 1014-1016 und *Pirinen* (wie Anm. 15), S. 45-63.
- ²² *Hasse* (wie Anm. 16), S. 181-188. *Gerd Baier* Zum Vorkommen von mittelalterlichen Darstellung des Heiligen Olav im Norden der Deutschen Demokratischen Republik,

- in: St. Olav (wie Anm. 3), S. 189-198. *Mroczo* (wie Anm. 3), S. 223-231. *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 104-105.
- ²³ Z. B. *Aarno Malin* Der Heiligenkalender Finnlands, Seine Zusammensetzung und Entwicklung, Helsingfors 1925, (Finska Kyrkohistoriska Samfundets Handlingar; Bd. 20), S. 184, 191-192, und *Martti Parvio* Postscriptum et index generalis, in: *Mis-sale Aboense, Secundum ordinem fratrum praedicatorum 1488*, Porvoo 1971, S. [544-556], hier S. [531].
- ²⁴ *Riska* (wie Anm. 15), S. 119, 203-209, 216. *Jan von Bonsdorff* Kunstproduktion und Kunstverbreitung im Ostseeraum des Spätmittelalters, Vammala 1993, (Suomen muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja = Finska forminnesföreningens tidskrift; Bd. 99), S. 45-52.
- ²⁵ Über die Bevorzugung der „eigenen Heiligen“ im Norden siehe auch *K. K. Meinander* S. Olof och Finland, in: *Kunst og Kultur 1911*, Bergen 1911, 18-24, hier S. 23; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 103; *Jan Svanberg* Die St.-Georg-Gruppe in Stockholm, in: *Mit Hammer und Fackel 34/1996*, Stockholm 1998, S. 3-46, hier S. 13.
- ²⁶ Siehe auch *Nordman* Olof den helige (wie Anm. 4), S. 542-551; *Jan Arvid Hellström* Biskop och landskapssamhälle i tidig svensk medeltid, (Rättshistoriskt bibliotek; 16, *Skrifter utgivna av institutet för rättshistorisk forskning grundat av Gustav och Carin Olin*), Motala 1971, S. 172-174; *Riska* (wie Anm. 15), S. 187, 200, 214-215; *Pirinen* (wie Anm. 15), S. 48-63, 68.
- Der Kult des Heiligen Georg wurde auch von den Schweden am Ende des 15. Jahrhunderts für den Widerstand gegen die nordischen Unionskönige genutzt; vgl. *Svanberg* (wie Anm. 25), S. 11-13.
- ²⁷ Z. B. *Riska* (wie Anm. 15), S. 214-215.
- ²⁸ *Odenius* (wie Anm. 1), S. 35-36, Karte; *Lindgren* (wie Anm. 3), S. 135.
- ²⁹ Z. B. *Gunvor Kerkkonen* Bondesegel på finska viken: kustbors handel och sjöfart under medeltid och äldsta Wasatid, Borgå 1959, (*Skrifter utgivna av Svenska litteratursällskapet i Finland*; Bd. 369), S. 17-19, 31-52; *Pirinen* (wie Anm. 15), S. 69.
- ³⁰ Z. B. *Riska* (wie Anm. 15), S. 211-213, 221-225.
- ³¹ Z. B. *Seppo Suvanto* Keskiäika, in: *Suomen historia 2*, Espoo 1985, S. 207, 209; *Pirinen* (wie Anm. 15), S. 63-66, 74-76.
- ³² *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 94.
- ³³ Ebda.
- ³⁴ Ebda., S. 94-97.
- ³⁵ Ebda., S. 96-97; siehe auch *Pirinen* (wie Anm. 7), S. 25.
- ³⁶ *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 96-97; siehe auch *Pirinen* (wie Anm. 7), S. 25, 27.
- ³⁷ *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 93-98.
- ³⁸ In Estland sind nur einige Holzkulpturen mit Olafsmotiv erhalten geblieben; vgl. *Karling* (wie Anm. 2), passim. Über Schweden weiß man, daß es dort über 500 ihn darstellende Kunstgegenstände gibt. (*Odenius* (wie Anm. 1), S. 36-51; *Thordeman* (wie Anm. 2), S. 218-224; *Lidén* (wie Anm. 2), S. 29.) In den dänischen Kirchen gibt es 20 ihn darstellende Wandmalereien. (*Wallpaintings* (wie Anm. 2)). Darüber hinaus gibt es in Dänemark mindestens 12 Skulpturen mit Olafsmotiv, die auf verschiedene Weise geschnitzt oder bearbeitet wurden; s. *dkmedart@panix.com* und *medieval-religion@mailbase.ac.uk*.

In Reval sind mindestens drei mittelalterliche Skulpturen mit Olafsmotiv erhalten geblieben: 1) eine Altarschreinskulptur aus dem Jahre 1483 in der Heiliggeist-Kirche (Püha Vaimu); vgl. *Karling* (wie Anm. 2), S. 149, 157 fig 148; 2) eine Relief vom Anfang des 15. Jhs in der St. Olai-Kirche, auf einem Schlußstein der Gewölbe im Hauptchor (*Anne Lidén* Nordisk stenskuulptur med Olavsmotiv. Kritik och tolkning kring dopfonten i Löderop, in: Ting och tanke, Ikonografi på liturgiska föremål, Stockholm 1998, S. 66-81, hier S. 78); 3) eine Steinmetzarbeit aus nach-reformatorischer Zeit an dem oberen Teil des Hauses der Knutsgilde (vgl. Anm. 1). Es gibt dazu im Revaler Stadtarchiv eine Urkunde aus dem Jahre 1509 über die Gründung der Marien-Kapelle mit illuminierten Initialen; die Darstellung des Heiligen Olaf verziert die erste Initiale. (*Tallinna Linnaarhiiv* II. 921a. Ich bin Herrn M. A. *Juhan Kreem* sehr dankbar für diese Information.)

Als Kuriosität sei erwähnt, daß es auch eine Darstellung des Heiligen Olaf auf einem Schlußstein des östlichen Gewölbes in der Kirche von Skanör (Schonen, Schweden) gibt; S. *Rune Nordberg* Slutstensplattor, in: Kulturhistoriskt lexikon för nordisk medeltid; Bd. 16, Helsingfors 1971, S. 227-228, hier S. 228.

³⁹ In Schweden gab es z. B. 100 dem Heiligen Olaf geweihte Kirchen und die fünffache Anzahl ihn darstellender Kunstgegenstände (*Lidén* (wie Anm. 2), S. 26). Das entsprechende Verhältnis war in Finnland bei 23 ihm geweihten Kirchen nur vier zu eins.

⁴⁰ *Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie Anm. 1), S. 32-34, 78-80, 117, 160, 177, 182, 185-187; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 193-203; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 105-106.

Nicht alle Kunsthistoriker wählen für die den Heiligen Olaf darstellenden Kunstgegenstände die gleiche Grobeinteilung. Die höhere Anzahl von Kunstgegenständen in anderen Ländern erschwerte auch die Einteilung. Darauf hat FL *Anne Lidén* 26. 10. 1996 den Autor hingewiesen. Aufmerksamkeit gelenkt. Vgl. *Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie Anm. 1), S. 8-186, wo die Skulpturen mit Olafsmotiv in vier Gruppen eingeteilt werden.

⁴¹ *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 198-200, 200 table; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 105-106. Von diesen Arbeiten fehlen zwei (1996, wie Anm. 5) Kunstgegenstände bzw. einer (1997, wie Anm. 6), die Bildmotiv (2) enthalten und in das 16. Jahrhundert zu datieren sind.

⁴² *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 203.

⁴³ Siehe auch *Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie Anm. 1), S. 248-268.

⁴⁴ *Nygren* (wie Anm. 10), S. 171; *Karling* (wie Anm. 2), S. 157, 174-179; *Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie Anm. 1), passim; *Bernt C. Lange* Olav den hellige (Ikonografie), in: Kulturhistoriskt lexikon (wie Anm. 4), S. 568-577, hier S. 570-571; *Baier* (wie Anm. 22), S. 191 (Abb. 2); *Hasse* (wie Anm. 16), S. 181 (Abb. 4); *Anne Lidén* Royal Images on Church Portals, The Image of St. Olav in the European Perspective, Vortrag The Fourth Nordic Workshop on Liturgy and the Arts in the Middle Ages -Sitzung 25.10. 1996 in Sigtunastiftelsen-Kurszentrum von Sigtuna i Schweden, Aufzeichnungen im Besitz des Autors; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 204; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 106.

⁴⁵ Z. B. *Ordo nidrosiensis Ecclesia (Ordubók)*, Editus cura *Lilli Gjerlow*, Osloae 1996, (Libri liturgici provinciae Nidrosiensis medii aevi; Vol. 2), S. 372; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 204-205; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 106-107.

⁴⁶ *Riska* (wie Anm. 15), S. 192; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 204.

- ⁴⁷ *Karling* (wie Anm. 2), S. 157, 174-179, 228; *Lange* (wie Anm. 44), S. 569, 571; *Signe Horn Fuglesang* Iconography, in: *Medieval Scandinavia: an Encyclopedia*, New York & London 1994, S. 320-322, hier S. 321-322.
Im Rahmen dieses Beitrags werden die Details der Bekleidung des Heiligen Olaf nicht näher betrachtet; vgl. dazu *Riska* (wie Anm. 3), S. 48-49.
- ⁴⁸ *Horn Fuglesang* (wie Anm. 47), S. 322; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 205; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 107.
- ⁴⁹ *Missale Aboense secundum ordinem fratrum praedicatorum 1488*. (MA) Editionem curavit *Martti Parvio*. Porvoo 1988, S. 493-494; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 205; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 10.
- ⁵⁰ In die 90er Jahre des 13. Jahrhundert zu datierende Skulptur aus Gotland in der Kirche in Rusko, (Eigentliches Finnland (Varsinais-Suomi), Finnland).
- ⁵¹ *Nygren* (wie Anm. 10), S. 175-183; *Nordman* Olaf den helige (wie Anm. 4), S. 536, 542-551; *Tove Riska* Perniön rovastikunta 1 (Turun arkkihiippakunta 4), Helsinki 1966, (Suomen kirkot = Finlands kyrkor; Bd. 4), S. 65-66; *Nordman* Olav den hellige (wie Anm. 4), 578-579; *Sigrid Nikula* Åbolands prosteri 1, Borå stift 1, Helsingfors 1973, (Suomen kirkot = Finlands kyrkor; Bd. 7), S. 43; *Riska* (wie Anm. 3), S. 41-49; *Riska* (wie Anm. 15), S. 203-225; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 107.
- ⁵² *Nygren* (wie Anm. 10), S. 170; *Karling* (wie Anm. 2), S. 157, 174-179; *Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie Anm. 1), S. 248-259; *Lange* (wie Anm. 44), S. 568, 569; *Blindeheim* (wie Anm. 3), S. 66; *Lidén* (wie Anm. 1), S. 14-15; *Torsten Dixelius* Myterna om kung Olav den helige dissekrade på späckad konferens, (Referat über den Vortrag von *Anne Lidén* im Rahmen der Konferenz „Mittnordiska historie- och arkivdagar“ in Östersund (Schweden) am 19.5.1995), in: *Kultur. Länstidningen [Östersund]* 24. 5. 1995, hier S. 33; *Baier* (wie Anm. 22), S. 195 (Abb. 7); *Hasse* (wie Anm. 16), S. 181 (Abb. 4); *Mroczo* (wie Anm. 3), S. 225 (Abb. 4); Siehe auch *Bianca Kühnel* Crusader Art of the Twelfth Century: a Geographical, an Historical, or Art Historical Notion, Berlin 1994, S. 55-56; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 206-207; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 107-108.
- ⁵³ *Passio et miracula beati Olavi*, introduction and notes by F. Mecalfé, Oxford 1881, S. 21, 72-73; *Olafs saga hins helga*, efter pergamenthåndskrift i Uppsala Universitetsbibliotek, Delargardieske samling nr 8II, Utgit av Oscar Albert Johnsen, Kristiania 1922, S. 84-85 (Abschn. 81-82); *Saga Óláfs konungs hins helga: den store saga om Olav den Hellige*, efter pergamenthåndskrift i Kungliga Biblioteket i Stockholm nr 2 4To med varianter fra andre håndskrifter av Oscar Albert Johnsen og Jón Helgason I, Oslo 1941, S. 574-575 (Abschn. 226); *Snorres konungasagor*: Olav den heliges saga (1015-1030), svensk tolkning på prosa och vers från fornisländskan med skaldekomentar av Åke Ohlmarks, (Forumbiblioteket; 124), Uddevalla 1961, S. 263-264; *Nygren* (wie Anm. 10), S. 172-174, 180-181; *Lidén* (wie Anm. 1), S. 16; *Anne Lidén* Der Olavschrein in Stralsund, in: *Konsthistorisk tidskrift* 61 (1992), Askim 1992, S. 83-98, hier S. 94; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 206; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 107.
- ⁵⁴ *Harry Fett* Norges malerkunst i middelalderen, Kristiania 1917, S. 14; *E. Bull* Det norske folks liv og historie, Oslo 1931, S. 316; *Grethe Authén Blom* St. Olav in norwegischer Geschichte, Königsheliger in vielen Gestalten, in: *St. Olav* (wie Anm. 3), S. 27-34, hier S. 27-33; *Grethe Authén Blom* Kongekroninger og kroningsutstyr i

norsk middelalder frem til 1300-årene, in: Kongens makt og aere: skandinaviske herskersymboler gjennom 1000 år, Oslo 1985, S. 71-77, hier S. 72; *Lidén* (wie Anm. 1), S. 14-18; *Margarete Stang* The Image of S. Olav in the Twelfth and Thirteenth Century – What, How, and Why, Vortrag Nidaros Cathedral: Cult, Liturgy and Sacred Space, Tagung in Trondheim 27. 11. 1995 (Aufzeichnungen im Besitz des Autors); *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 206, 207; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 107-108; *Lidén* (wie Anm. 2), S. 30-43. Siehe auch *Nygren* (wie Anm. 10), S. 172-174.

In der Forschung zu Anfang des 20. Jahrhundert wurde angenommen, daß die Axt deswegen das Kennzeichen des Heiligen Olaf war, weil sie auch die Waffe der Gottheit Thor war. Nach dieser Auffassung setzte sein Kult den Thor-Kult fort. Die spätere Forschung des 20. Jahrhunderts hat jedoch diese Auslegung nicht akzeptiert. (*Nygren* (wie Anm. 10), S. 172-173; *Odenius* (wie Anm. 1), S. 21-36; *Dixelius* (wie Anm. 52), S. 33; *Lidén* (wie Anm. 2), S. 38-43.)

⁵⁵ *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 207; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 109; Mehr über die Mirakelgeschichten siehe bei *Christian Krötzel* Pilger, Mirakel und Alltag, Formen des Verhaltens im skandinavischen Mittelalter (13.-16. Jahrhundert), Diss. Tampere 1994, (*Studia Historica*; Bd. 46), S. 63-64, 194, 196, 230-238, 323-337.

⁵⁶ Siehe auch *Anne Holtsmark* Olavslegenden, in: Kulturhistoriskt lexikon (wie Anm. 4), S. 584-588, hier S. 587; *Riska* (wie Anm. 3), S. 44; *L. Schütz* Olaf II von Norwegen, in: Lexikon der christlichen Ikonographie; Bd. 8, Freiburg im Breisgau 1976, hier S. 81-82; *Blindheim* (wie Anm. 3), S. 53-66; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 207; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 109; *Lidén* (wie Anm. 2), S. 46-48.

In der Kirche in Tortuna (Västmanland, Schweden) trug der Heilige Olaf in seiner Hand auch eine Monstranz. (*Anna Nielsen* Program och funktion i senmedeltida kalkmåleri: kyrkmålningar i Mälارlandskapen och Finland 1400-1534, Uddevalla 1986, (Kungl. vitterhets historie och antikvitets akademien), S. 431.) In der Kirche der Kleinstadt Andenes im nordnorwegischen Inselgebiet von Vesterålen hat es eine in das späte Mittelalter datierte, vierteilige Altarschreinmalerei gegeben, auf der die Leiden des Heiligen Olaf dargestellt sind (heute Museum von Tromsø). Sie gleichen den Leiden Christi: Mißhandlung, Peitschen, Lästerung und Kreuzigung. Die Darstellung gründet sich auf eine Legende aus dem späten Mittelalter, die Steffen Arndes im Jahr 1507 in Lübeck auf der Grundlage u.a. der lateinischsprachigen Legenda Aurea des Jacobus von Voragine unter dem Titel *Passionala efte Dat Leuent der Hylligen* auf mittelniederdeutsch drucken ließ. (*Blindheim* (wie Anm. 3), S. 60-62, dort aufgr. älterer Quellen noch 1505 als Druckjahr.)

⁵⁷ *Thordeman* (wie Anm. 2), S. 213; *Lange* (wie Anm. 44), S. 569-570, 573; *Baier* (wie Anm. 22), S. 196 (Abb. 8); *Hasse* (wie Anm. 16), S. 183 (Abb. 5); *Lidén* (wie Anm. 44); *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 109.

⁵⁸ *Saga Óláfs konungs hins helga* (wie Anm. 53), S. 553 (Abschn. 210); *Snorres konungasagor* (wie Anm. 53), S. 250; *F. Metcalfe* (wie Anm. 53), S. 18.

⁵⁹ *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 211.

⁶⁰ Ebda., S. 208-210; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 110-111. Siehe auch *Riska* (wie Anm. 15), S. 207, 211, 215, 216-217.

⁶¹ *Nygren* (wie Anm. 10), S. 171; *Karling* (wie Anm. 2), S. 174-179; *Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie Anm. 1), S. 260-261; *Lange* (wie Anm. 44), S. 568-569, 572; *Baier* (wie

- Anm. 22), S. 190 (Abb. 1); *Blindheim* (wie Anm. 3), S. 67-68; *Horn Fuglesang* (wie Anm. 47), S. 321; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 208; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 110.
- ⁶² Z. B. *Monumenta historica norvegiae*: Latinske kildekrifter til Norges historie i middelalderen, Udgivne efter offentlig foranstaltning ved Gustav Storm, Kristiania 1880, S. 231; *Wallem (†) & Irgens Larsen* (wie Anm. 1), S. 261; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 208; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 110.
- ⁶³ *Nils Ahnlund* Sankt Olofs seglation, in: Oljoberget och Ladugårdsgårde, Stockholm 1924, S. 31-57, hier S. 41-42; *Nygren* (wie Anm. 10), S. 171-172; *Karling* (wie Anm. 2), S. 157, 174-179, 228; *Baier* (wie Anm. 22), S. 195-197 (Abbildungen 7-9); *Blindheim* (wie Anm. 3), S. 66-67, 68; *Hasse* (wie Anm. 16), S. 181 (Abb. 4); *Pirinen* (wie Anm. 7), S. 25; *Horn Fuglesang* (wie Anm. 47), S. 322; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 208-210; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 110-111.
- ⁶⁴ Nach *Thordeman* (wie Anm. 2), S. 213 war der Drache als „Unterlage“ besonders beliebt in den französischen Skulpturen aus dem 14. und 15. Jh., wo er eine künstlerische „Unterlage“ ohne besonderen Symbolgehalt bildete. Der Drache erschien relativ oft auch unter dem Heiligen Georg und dem Erzengel Michael. (*Knuutila* (wie Anm. 5), S. 209; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 111.)
- ⁶⁵ *Folkeviser* 2, Ud. Svend Grundtvig, København 1854, S. 136-138; *Ahnlund* (wie Anm. 63), S. 38-40, 51-52; *Nygren* (wie Anm. 10), S. 179-180, 181; *Lange* (wie Anm. 44), S. 574; *Stigell* (wie Anm. 11), S. 100-101; *Riska* (wie Anm. 3), S. 48-49; *Haastrup* (wie Anm. 3), S. 152-158; *Lindgren* (wie Anm. 3), 135-150. Über andere die Seefahrten des Heiligen Olaf darstellenden Wandmalereien z. B. *Lidén* (wie Anm. 53), S. 92-93; *Baier* (wie Anm. 22), S. 194 (Abb. 6); *Mroczko* (wie Anm. 3), S. 225 (Abb. 6); *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 210; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 111-112; *Lidén* (wie Anm. 2), S. 43-46.
- ⁶⁶ Z. B. gab es in der Kirche in Skamstrup (Seeland, Dänemark) zwei Wandmalereien. Auf der einen hatte der Heilige Olaf in seiner Hand ein Schwert, auf der anderen dagegen einen Bogen. (*Haastrup* (wie Anm. 3), S. 153.) Auf einer Malerei in der Kirche von Stavby (Uppland, Schweden) trug der Heilige Olaf in seiner Hand einen Bogen. (*Lindgren* (wie Anm. 3), S. 143-144; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 210.)
- ⁶⁷ *Stigell* (wie Anm. 11), S. 100; *Lindgren* (wie Anm. 3), S. 140; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 210; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 112.
- ⁶⁸ *Saga Óláfs konungs hins helga* (wie Anm. 53), S. 553 (Abschn. 210); *Snorres konungasagor* (wie Anm. 53), S. 250. Adam von Bremen nennt auch den prophetischen Traum des Heiligen Olaf vor seinem Tod. *Adam av Bremen* Historien om Hamburgstiftet och dess biskopar, översatt av Emanuel Svenberg, Helsingborg 1984, II:41, S. (123-124); *Nordman* Olof den helige (wie Anm. 4), S. 534-535; *Knuutila* (wie Anm. 5), S. 210-211; *Knuutila* (wie Anm. 6), S. 112.
- ⁶⁹ *Nygren* (wie Anm. 10), S. 180; *Lange* (wie Anm. 44), S. 573-574; *Pirinen* (wie Anm. 7), S. 27.
- ⁷⁰ Kirche von Saloinen (Österbotten (Pohjanmaa)); der Olafschrein stammt aus Lübeck und ist 1430-1440 zu datieren.

Anja Rasche

Lübeck und Reval: zwei Altarretabel Hermen Rodes im Vergleich

Zwei Werke Hermen Rodes sollen einander im direkten Vergleich gegenübergestellt werden: zum einen das einzige von ihm signierte Werk, das Lukasretabel im St. Annen-Museum in Lübeck, zum anderen das Hochaltarretabel der Nikolaikirche in Reval (estn. Tallinn), dessen Zuschreibung an Rode seit langem bekannt¹ und unbestritten ist. Der Vergleich ist in der Kunstgeschichte eine sehr gebräuchliche Methode, die dazu dient, Beobachtungen zu präzisieren und zu verdeutlichen. Das Revaler Retabel kann hierdurch in seinen künstlerischen Kontext eingeordnet werden. Zudem eröffnet die Beschäftigung mit beiden Retabeln den Blick auf die Kulturbeziehungen von Lübeck und Reval am Ende des 15. Jahrhunderts.

Der Vergleich beider Retabel macht schnell einen großen Unterschied deutlich: Größe und Umfang sind sehr verschieden, auch wenn die Abbildungen diesen Unterschied nivellieren (Abb. 1 und 2). Der Schrein des Lukasretabels mißt in der Breite 1,15 m, bei geöffneten Flügeln ca. 2,30 m und ist 1,74 m hoch (ohne Predella).² Die Maße des Revaler Retabels betragen ca. 2,60 m auf 3,16 m. Bei geöffneten Flügeln hat es eine Spannweite von ca. 6,30 m und ist damit fast dreimal so breit wie das Lübecker Retabel. Dieser Unterschied in der Größe läßt sich durch die unterschiedlichen Funktionen der Retabel erklären: das Lübecker Retabel war lediglich für einen bescheidenen Nebentempel in der Franziskanerkirche St. Katharinen bestimmt, während das Revaler Retabel für den Hauptaltar der Pfarrkirche St. Nikolai bestellt wurde. Die Funktionen spiegeln sich nicht nur in der Größe, sondern auch im Umfang der Retabel wider: Die Predella des Revaler Retabels ist im Gegensatz zum Lübecker Werk auch wandelbar und das Bild-

programm insgesamt weitaus umfassender, was insbesondere bei der Skulpturenseite deutlich wird.³

Betrachtet man die beiden Kunstwerke in Gegenüberstellung (Abb. 1 und 2), so fällt als oberer Abschluß am Revaler Retabel ein kammförmiger Aufsatz auf. Etwas Ähnliches muß man sich auch am Lübecker Retabel vorstellen, dort hat es sich jedoch nicht erhalten. Augenfällig sind die weitgehenden Übereinstimmungen zwischen den Retabeln. Die Predellenform ist gleich, beide Predellen verjüngen sich nach unten, vermitteln so zwischen der Breite des Retabels mit geöffneten Flügeln und der Standfläche. Ferner sind an beiden die Kirchenväter dargestellt, in Lübeck mit Christus als Schmerzensmann in der Mitte, in Reval mit dem hl. Bernhard von Clairvaux rechts und dem hl. Benedikt links. Auf den Außenflügeln sind stehende Heilige zu sehen, die von steinernen Blendarkaden überfangen sind. Die Standfläche ist jedoch unterschiedlich: in Lübeck stehen die beiden Heiligen auf Rasen, während in Reval je drei weibliche und drei männliche Heilige auf einem steinernen Podest plaziert sind.

Wer ist hier dargestellt? Auf dem Lübecker Retabel sehen wir zwei weibliche Märtyrerinnen, die beide sehr häufig und oft als Paar zu sehen sind: links vom Betrachter aus die hl. Katharina mit Schwert und auf dem Rad stehend, rechts die hl. Barbara mit einem Buch in der Hand und ihrem Attribut, dem Turm, im Hintergrund. Beide Heilige sind auch in Reval zu sehen. Dies ist jedoch keine Laune des Malers Hermen Rode, sondern Teil eines durchdachten Bildprogramms, das in erster Linie vom Auftraggeber bestimmt wurde. Auf dem vom Betrachter aus linken Flügel des Revaler Retabels ist die Madonna mit Katharina rechts von ihr und Barbara – hier zum Zeichen ihres Martyriums mit Palmwedel – links dargestellt. Auf dem anderen Flügel sind drei männliche Heilige zu sehen: der hl. Nikolaus umgeben von zwei Ritterheiligen, wovon nur der ganz rechts außen stehende auf Anhieb anhand des Drachens als hl. Georg zu identifizieren ist. Auf den anderen Heiligen werde ich später noch eingehen.

Die stilistischen Übereinstimmungen zwischen beiden Retabeln sind sehr weitreichend. Ins Auge fällt zuerst der übereinstimmende Bildaufbau mit bekrönenden Maßwerkbögen und stehenden Figuren vor Landschaftsdarstellung. Alle Figuren stimmen im Typus überein: sie sind überlängte, die Köpfe im Verhältnis zum Körper recht groß, die Schultern schmal und leicht herabhängend. Kunstvoll faltenreich dra-

pierte Gewänder verhüllen den größten Teil der Körper. Der Fall der Gewänder ist nicht ganz überzeugend motiviert durch die Körperhaltung bzw. den Griff ins Gewand. Alle gewählten Gesichtstypen sind eng verwandt. Sie sind gekennzeichnet durch ovalen Umriß, Ebenmäßigkeit und einen ruhigen, in sich gekehrten Ausdruck. Die Mund-Nasen-Partie ist schmal, die Augen sind relativ groß und stehen recht weit auseinander. Die dargestellten Haare sind in der Regel stark gekräuselt und geben fast in allen Fällen den Blick auf die Ohren frei. Motivische Übereinstimmungen reichen bis in winzige Details: am Schwert der hl. Katharina beispielsweise ist sowohl in Lübeck als auch in Reval ein kleines Venuszeichen aufgebracht. Sorgfältiger Farbauftrag mit aufwendigen Schattierungen und Modellierungen kennzeichnet die Maltechnik.⁴ Bei beiden Retabeln ist mit bloßem Auge die umfangreiche Vorbereitung der Malerei in der Unterzeichnung festzustellen. Alle genannten Stilkriterien bestätigen die Annahme, daß ein und derselbe Maler beide Werke ausgeführt hat: Hermen Rode.⁵

Trotz dieser Übereinstimmungen im Stil zeigt ein genauerer Vergleich zwischen den Retabeln deutlich auch Unterschiede auf, es handelt sich also nicht etwa um die stereotype Wiederholung einmal gefundener Gestaltungsformeln. Schon die gemalten steinernen Maßwerkbögen, die wie ein Baldachin den Bildraum nach oben hin abschließen, sind leicht variiert: während die lilienförmigen Nasen in den Spitzbögen sich in Reval fast berühren, sind diese in Lübeck mit größerem Abstand und leicht veränderter Neigung gegeben. Die hl. Katharina und Barbara tragen in Lübeck aufwendigen Kopfputz, wogegen in Reval nur ein dünnes Band, ein sogenanntes Schapel,⁶ den Haaransatz der Jungfrauen schmückt, – die Krone bleibt hier der Madonna vorbehalten. In der Kleidung ist die Rangfolge deutlich ablesbar: so ist die Form des Gewandes bei Katharina in Lübeck und bei Barbara in Reval dieselbe: beide tragen einen pelzgesäumten Rock, einen sog. Surcot, mit Ärmellöchern, die bis zur Hüfte ausgeschnitten sind, und die auch Teufelsfenster genannt werden. Doch Katharinas Surcot in Lübeck ist aus Brokatstoff, während derjenige Barbaras in Reval aus weich fallendem Wollstoff gefertigt zu sein scheint. Nur die Madonna trägt auf den Außenflügeln des Revaler Retabels ein Gewand aus Brokatstoff. Eine ähnliche Abstufung ist in Bezug auf die Mäntel festzustellen. In Lübeck tragen beide Heilige sogenannte Tasselmäntel, d.h. der Mantel wird von Schmuckstücken, die durch ein Band miteinander verbun-



Abb. 1: Lukasretabel, St. Annen-Museum Lübeck, Gesamtansicht außen mit Predella (Foto: Anja Rasche)



Abb. 2: Hochaltarretabel, Nikolaikirche in Reval/Tallinn, Gesamtansicht außen mit Predella, Aufnahme nach 1939 (Foto: Bildarchiv Foto Marburg, Archivnr. 150700)

den sind, am Hals zusammengehalten. Dagegen sind die Mäntel der Heiligen in Reval nur locker um die Schultern gelegt und lediglich die Madonna trägt einen Tasselmantel. Diese präzisen Abstufungen im Kostüm geben einen Eindruck davon, mit wieviel Sorgfalt Rode seine Bilder durchdacht hat. Auch die Details sind mit Bedacht gewählt, haben Ausdruckskraft und sind nicht bloße Zutat.

Größer und reich verziert ist der Turm der heiligen Barbara in Lübeck, der im Hintergrund hoch aufragt, während die Heilige in Reval ihr Attribut auf dem Unterarm trägt. Unterschiedliche Anordnung der Attribute und der Figuren insgesamt, z.B. der Blickrichtungen, Drapierungen der Gewänder etc. ist dadurch bedingt, daß es unterschiedliche Bildaufgaben zu lösen galt: in Lübeck stehen bei der ersten Ansicht zwei Figuren auf zwei Flügeln nebeneinander, der große Turm dient u.a. dem Bildabschluß nach rechts, – unterstützt von der Drapierung des Mantels. Zusammengeschlossen werden die beiden Flügel – über den Rahmen hinweg – z.B. durch die Wegführung im Hintergrund, die Blickrichtung der hl. Katharina und die parallele Handhaltung von Katharina und Barbara. Ihre rechten Hände sind annähernd in gleicher Position gegeben, ihre linken gespiegelt an einer horizontalen Achse. Der Blick des Betrachters wird von Katharina entsprechend der Leserichtung von links nach rechts geleitet und durch die Gestaltung des rechten Flügels aufgehalten und zurückgelenkt.

Anders war die Gestaltungsaufgabe in Reval: die Heiligenfiguren sind so angeordnet, daß auf jedem Flügel die mittlere Figur im Zentrum steht. Die hl. Katharina lenkt den Blick des Betrachters durch ihre Körperhaltung und den geneigten Kopf einleitend nach rechts und schließt das Bild nach links ab. Die Madonna und der hl. Nikolaus sind eher frontal gegeben, während z.B. die hl. Barbara den Blick weiter auf den rechten Flügel lenkt und der hl. Georg ganz rechts durch den Blick nach unten wiederum die Blickrichtung zurück leitet.

Durch die Anordnung, die jeweils die verehrungswürdigste Person in der Mitte plazierte, wird die Reihe rhythmisiert, sie ist nicht gleichförmig gestaltet, sondern bietet ein Auf und Ab. Gerade in der längeren Reihe der Revaler Heiligenfiguren kann man die Qualität der Malerei – wie ich meine – gut sehen: vielfältige Verbindungen zwischen den Figuren, wie z.B. der kleine Christusknabe, der an das Schwert der hl. Katharina greift, oder der Palmenzweig Barbaras, der die Schulter-Hüftlinie der Madonna paraphrasiert, beleben die Reihe von stehen-



Abb. 3: Lukasretabel, St. Annen-Museum Lübeck, Innenflügel gesamt (Foto: Anja Rasche)

den Figuren. Durch die Zueinanderwendung von Barbara und dem Ritterheiligen, wird der Blick des Betrachters über die Rahmen hinweggeleitet. Solcherlei Gestaltungsraffinessen, die in ihrer Wirkung zusätzlich durch die Farbgestaltung subtil unterstützt werden, sorgen dafür, den Betrachter in Bann zu ziehen. Allerdings fällt es mit unseren heutigen Sehgewohnheiten schwer, sich bewußt zu machen, daß ein Postulat nach Realismus und individualisierender Gestaltung der Personen diesen Bildern nicht gerecht wird. Die dreifache Darstellung von ideal-schönen Frauengestalten, zumal in einer so wohlkomponierten Gruppe, ist nicht als Makel, sondern vielmehr als kunstvolle Steigerung zu empfinden.⁷

Die Betrachtung der Außenflügel beider Retabel zeigt neben weitgehender stilistischer Übereinstimmung, daß Rode mit großer Sorgfalt für beide Retabel neue Bilderfindungen komponiert hat. Auch wenn die Bildaufgabe, stehende Heilige vor Landschaft, zunächst ähnlich erscheint, zeichnen die verschiedenen Lösungen Hermen Rodes sich durch die jeweils eigene Gestaltung aus. Vielleicht sind gerade solche Bildkompositionen eine Stärke dieses Malers. Da beide Retabel meist aufgeklappt zu sehen sind, läßt sich dieser Eindruck jedoch nur selten gewinnen.

Der Gesamteindruck der Außenflügel wird gesteigert durch die Predellengestaltung. Sowohl in Lübeck als auch in Reval wird der hellblaue Hintergrund der Außenflügel auch in der Predella wieder aufgenommen. Den stehenden Figuren der großen Flügel entsprechen Halbfiguren auf den Predellen. Die Gestaltung der Lübecker Predella ist jedoch durch rahmende Architektur und Schriftbänder aufwendiger, während in Reval die Steigerung durch den klappbaren Retabeltypus und durch halbfigurige Skulpturen erzielt wird. Werfen wir noch einen Blick auf die Rahmen der Flügel: in Lübeck sehen wir einen flachen Rahmen, dessen Kante zur Malfläche hin abgefast ist. Die Fläche ist rot, die Fase gold gefast. In Reval dagegen ist der Rahmen reicher profiliert: an die Fläche stößt ein Rundstab, der durch eine Kehle von einem inneren Rundstab getrennt ist. Das gesamte Profil ist vergoldet, während die Fläche des Rahmens rot gefast und mit goldenen Blümchen in Schablonenmalerei versehen ist.

Werden die Flügel aufgeklappt, sieht man sich in Lübeck wie in Reval einer großen Bilderwand gegenüber (Abb. 3 und 4). Von außen nach innen ist eine Steigerung der Prachtentfaltung festzustellen. So

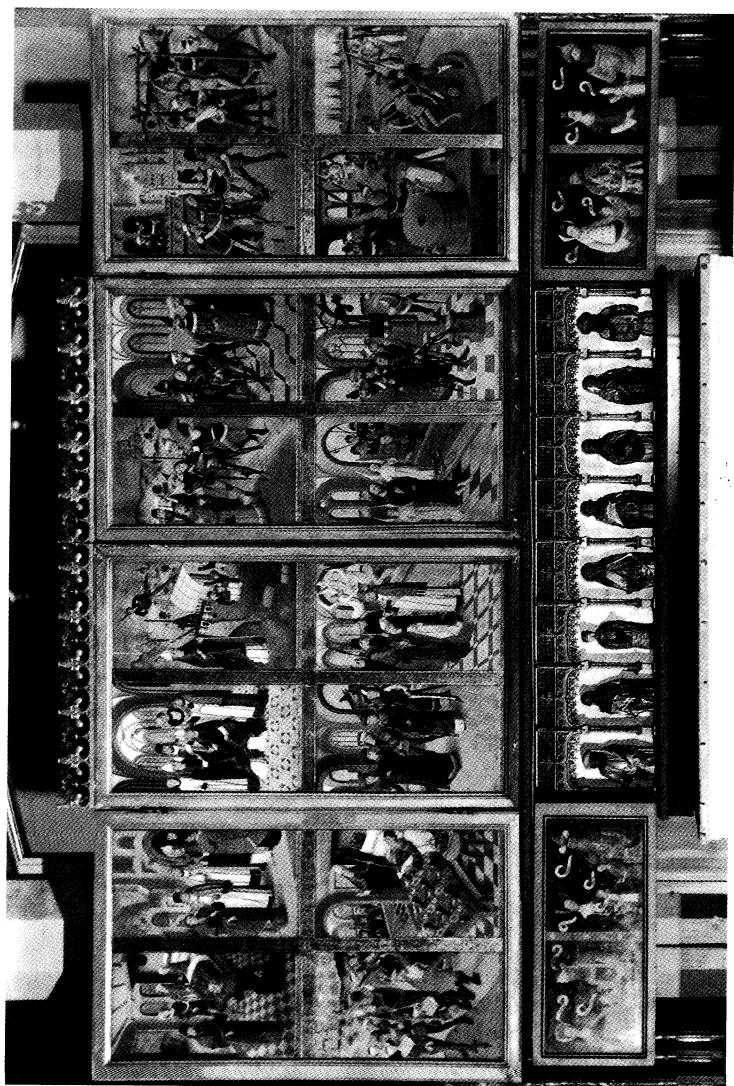


Abb. 4: Hochaltarretabel, Nikolaikirche in Reval/Tallinn, Gesamtansicht nach der ersten Wandlung mit Predella, Aufnahme nach 1939 (Foto: Bildarchiv Foto Marburg, Archivnr. 150711)

ist die Verwendung von Gold nach der Wandlung wesentlich üppiger: nicht nur die kompletten Rahmen, sondern auch die Bildfeldeinteilungen und der Bildhintergrund der einzelnen Szenen ist vergoldet. In Lübeck ist außerdem die Fase nach der ersten Wandlung durch die Applikation von kleinen Bleiblämchen verziert, in Reval rahmt ein dünner roter Strich ganz außen das ansonsten komplett vergoldete Rahmenprofil.

Der jeweiligen Größe entsprechend, sind in Reval durch die Viertelung der einzelnen Flügel insgesamt 16, in Lübeck durch einfache Teilung der Flügel acht Bildfelder entstanden. Die teilenden Goldstreifen sind bei beiden Retabeln im Prinzip sehr ähnlich – hier wie dort wurden mit Schwarzlot Blatt- und Rankenornamente auf die vergoldete Fläche gezeichnet. Zusätzlich sind in Reval die Kreuzungen mit Löwenköpfen in Medaillons versehen. In Lübeck wurden die Ornamentleisten zudem noch farbig überarbeitet.

Es besteht kein Zweifel, daß auch die Malereien der Innenflügel weitgehende Analogien aufweisen. Zahlreiche Parallelen bieten sich an: z.B. die Architektur im Hintergrund vom jeweils zweiten Bild von links oben oder die Physiognomie Christi. Die ähnliche Darstellung der gen Himmel fahrenden Seele des hl. Lukas links unten in Lübeck und in der vierten Szene von links unten in Reval zeigt die Verwendung des gleichen Motivs (Abb. 5 und 6). Aber auch hier gilt, was für die Außenflügel schon herausgearbeitet wurde: bei Rode werden auch die Bildszenen jeweils neu gestaltet bzw. umgestaltet: Trotz mancher Übereinstimmung sind auch die einzelnen Szenen jeweils anders und ihrer speziellen Aufgabe gemäß komponiert.

Ohne nun die gezeigten 24 Bildszenen der Retabel im Einzelnen besprechen zu wollen, gehe ich nur auf einige wichtige ein. In Reval zeigen die beiden linken Flügel acht Szenen aus dem Leben des hl. Nikolaus, der auch auf dem vom Betrachter aus rechten Außenflügel zu sehen ist. Nikolaus gehört als Patron der Seefahrer und Kaufleute zu den besonders verehrten Heiligen des Hanseraums. Die Vorlagen der dargestellten acht Szenen finden sich in der *Legenda Aurea* des Jacobus de Voragine.⁸ Darin werden für das Leben des hl. Nikolaus acht Begebenheiten erzählt, fünf davon sind am Retabel dargestellt, allerdings auf acht Szenen ausgedehnt. So wird die Bestimmung Nikolaus zum Bischof in zwei, die Legende mit den drei Rittern sogar in drei Szenen erzählt. Einerseits wird damit das Bischofsamt des hl. Nikolaus beson-

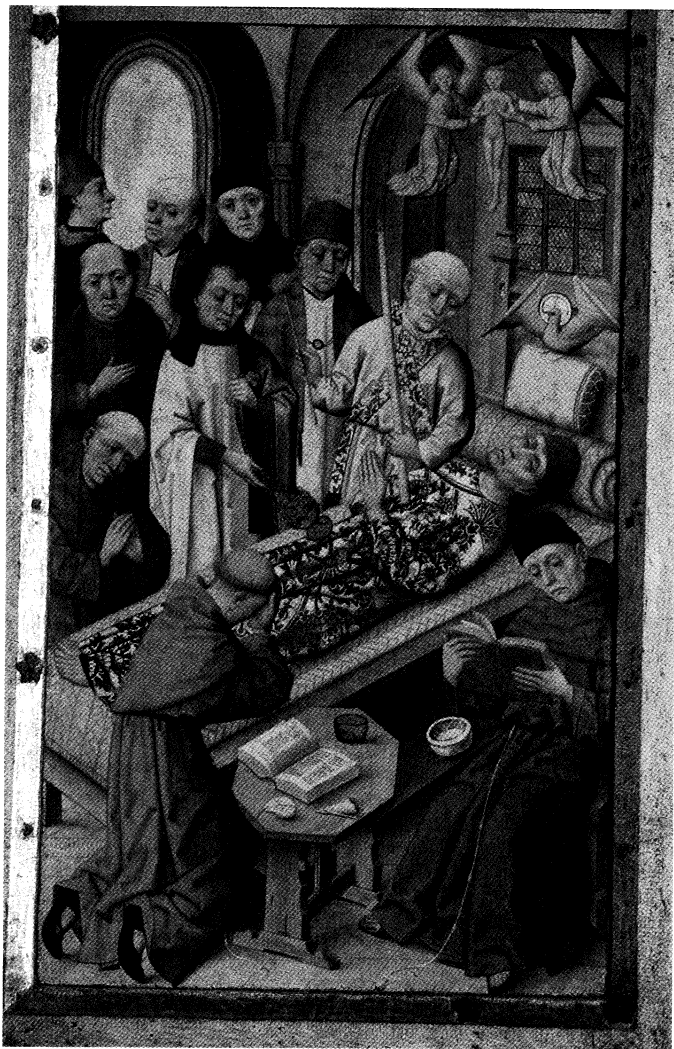


Abb. 5: Sterbeszene des hl. Lukas, Lukasretabel, St. Annen-Museum Lübeck (Foto: Anja Rasche)



Abb. 6: Todesszene des hl. Nikolaus, Hochaltarretabel, Nikolaikirche in Reval/Tallinn (Foto: Anja Rasche)



Abb. 7: Erste Szene des Viktorzyklus, Hochaltarretabel, Nikolaikirche in Reval/Tallinn (Foto: Anja Rasche)

ders hervorgehoben. Sogar seine zum Himmel fahrende Seele, die in Form eines kleinen nackten Menschen, der von Engeln gehalten wird, dargestellt ist, trägt die Mitra. Andererseits ist die Betonung von Rittern festzustellen. Im Zusammenhang mit den Auftraggebern wird darauf zurückzukommen sein.⁹

Wer aber ist in den acht Szenen der verbleibenden beiden Flügel dargestellt? Wiedererkennbar ist der Ritterheilige vom Außenflügel, der zwischen Barbara und Nikolaus plaziert ist. Mit Hilfe der Bildunterschriften, die jede einzelne Szene erläutern, ist die Identifikation kein Problem. Unter dem ersten Bild des Zyklus ist zu lesen: „Hir steyt sunte victor manck den krysten und lert se in dem gheloven des leyt en de keser agrypen.“ (Abb. 7)

Heilige mit dem Namen Viktor gibt es allerdings zahlreich. Dank des ausführlichen Zyklus läßt sich dieser aber eindeutig als Viktor von Marseille bestimmen: nur dieser erleidet sein Martyrium unter einem Mühlrad.¹⁰ Viktor von Marseille ist ein eher selten dargestellter Heiliger. Vielleicht ist seine umfangreiche Vita in Reval mit Bildunterschriften versehen worden, um sie einer großen Betrachterzahl verständlich zu machen?¹¹ Ein Anknüpfungspunkt für die Verehrung dieses Heiligen im Hanseraum könnte sein, daß er den weitreisenden Seefahrern und Kaufleuten deshalb nahe stand, weil sein Leichnam zwar ins Meer geworfen wurde, aber auf wunderbare Weise trotzdem ein christliches Begräbnis erhielt.¹²

Die Darstellungen dieses Heiligen am Retabel der Nikolaikirche sind jedoch nicht die einzigen in Reval. Zahlreiche weitere Darstellungen des hl. Viktor, z.B. an Notkes Retabel für die Heiliggeistkirche sind bekannt. Das Werk in der Nikolaikirche ist jedoch der Schlüssel für das Verständnis: durch dieses Retabel läßt er sich eindeutig bestimmen. Seine herausragende Position an diesem Altar sowie die Anzahl weiterer bekannter Viktorskulpturen läßt vermuten, daß es sich hierbei um einen in Reval besonders verehrten Heiligen handelt.¹³ Zudem ergibt sich ein Zusammenhang mit der Großen Gilde, der bedeutenden Kaufleutevereinigung in Reval, die als Auftraggeber des Retabels in Erscheinung tritt.

Die Innenflügel des Lübecker Retabels zeigen acht Bilder aus dem Leben des Heiligen Lukas. In der Szene der Beisetzung des hl. Lukas ist vorne links ein Mann im Profil zu sehen, der auf seinem Halskragen den Namen: „Hermen Rode“ trägt. Anhand von Quellen läßt sich zei-



Abb. 8: Lukasretabel, St. Annen-Museum Lübeck, Skulpturenseite (Foto: Anja Rasche)

gen,¹⁴ dass es sich bei diesem Namen um die Signatur des in Lübeck belegten Malers und bei dem Dargestellten vermutlich um ein Selbstportrait handelt.

An den höchsten Festtagen des Kirchenjahres und an für die jeweilige Kirche bedeutenden Tagen, wurden die Retabel ein weiteres Mal gewandelt (Abb. 8 und 9): am Lübecker Retabel sehen wir in den Flügeln stehende Skulpturen: wieder Katharina und Barbara und im Schrein „Lukas malt die Madonna.“ In Reval stehen wir einem sehr figurenreichen Skulpturenschrein gegenüber. In zwei übereinander angeordneten Reihen sehen wir zu Seiten der Marienkrönungsgruppe oben und einer Anna-selbdritt-Gruppe unten insgesamt 28 stehende Figuren. Zwischen diesen Figuren, in die Schreinarbeit integriert, befinden sich noch einmal 36 kleine Figuren, die jedoch nicht alle im Original erhalten sind. Spätestens mit dieser Wandlung wurden sicherlich auch die Flügel der Predella aufgeklappt, wodurch acht Halbfiguren sichtbar werden.¹⁵ Auf den Innenflügeln der Predella sehen wir eine gemalte Heilige Sippe, in Ergänzung der Anna-selbdritt-Gruppe, die stilistisch von der Malerei des übrigen Retabels abweicht.¹⁶

Die Prachtentfaltung der Retabel hat mit dieser dritten Wandlung ihren Höhepunkt erreicht. Anstelle von Malerei sehen wir nun Skulptur, die aber ihrerseits wiederum bemalt ist. Die Rahmenprofilierung ist plastischer gestaltet und der Einsatz von Gold noch einmal gesteigert. Nicht nur der Hintergrund, sondern auch die Schreinarbeit ist vergoldet. Außerdem zeigen große Teile der Gewänder der Skulpturen Vergoldungen, so daß bei dieser Wandlung die Farbe in den Hintergrund tritt und sich dem Glanz des Goldes unterordnet. Zum Eindruck der Kostbarkeit trägt aber auch die besonders in Reval aufwendige Schreinarbeit bei. Mit Blau in den Kehlen abgesetzt, ansonsten vergoldet, bilden Figurenpodeste und Baldachine sowie die trennenden Pfeiler die filigrane Rahmung der Figuren. Diese Steigerung läßt sich nur dann eindrucksvoll ablesen, wenn man sich wieder angewöhnt, ein Retabel von außen nach innen anzusehen.

Bei der dritten Wandlung wird noch einmal sehr deutlich, welche unterschiedlichen Funktionen die beiden Retabel zu erfüllen hatten: das Bildprogramm des Lukasretabels beschränkt sich auf die Heiligenvita und die geschnittene Hauptszene des hl. Lukas, begleitet von den Heiligen Katharina und Barbara. Dagegen ist das Bildprogramm des Nikolaikirchretabels weitaus umfassender, was auch die Aufstellung



Abb. 9: Hochaltarretabel, Nikolaikirche in Reval/Tallinn, nach der zweiten Wandlung (Foto: Anja Rasche)

der Heiligenfiguren in zwei Registern übereinander bedingen dürfte. Die Bestimmung der einzelnen Figuren am Revaler Retabel kann nur an einigen Beispielen verdeutlicht werden. Das untere Register des linken Flügels zeigt vier weibliche Heilige: leider hat sich nur ein Attribut erhalten. Die zweite Figur von rechts trägt einen Turm, es handelt sich also um die hl. Barbara, die drei übrigen lassen sich anhand der offen getragenen Haare zwar als hl. Jungfrauen bestimmen, sind jedoch nicht ohne weiteres zu identifizieren. Fotos, die während der Restaurierung aufgenommen wurden, zeigen die Schreinrückwand, ohne die Figuren davor. Auf dem Kreidegrund wurden die Attribute skizziert, wodurch die Figuren eindeutig bestimmbar sind. Von links nach rechts handelt es sich um Apollonia, Dorothea, Barbara und Katharina. Die unterschiedlichen Umrißlinien der Figuren machen es sehr wahrscheinlich, daß diese noch heute an ihrem originalen Standort stehen, weil ansonsten die Aussparung in der Vergoldung nicht durch die Skulptur verdeckt würde.¹⁷

Nun aber zurück zum Vergleich von Lübeck und Reval: während die Malerei allem Anschein nach von ein und demselben Künstler stammt, lassen sich zwischen den Schnitzereien doch erhebliche Unterschiede aufzeigen.¹⁸ Für einen direkten Vergleich bieten sich die Anna-selbdritt-Gruppe in Reval und die Lukasszene in Lübeck an (Abb. 8 und 10). Bei beiden ist die Grunddisposition dieselbe: je zwei sitzende Figuren mit dem Christusknaben auf dem Marienschoß. Die Madonnenfiguren weisen deutliche Unterschiede auf: das Gesicht der Lübecker Maria ist länglicher, das Haar im Detail etwas lockerer gestaltet als die streng in Wellenform gelegten Strähnen der Revaler Maria. Noch deutlicher wird der Unterschied beim Vergleich der Christusknaben: das Gesicht des Kindes in Lübeck erscheint insgesamt voller, Nase und Augen sind nicht so fein wie in Reval. Beide Jesusknaben halten einen Apfel, der Revaler in seiner rechten Hand, der Lübecker in der linken. Bei diesem Motiv des Haltens sind Qualitätsunterschiede evident. Während das Revaler Jesuskind den Apfel zwischen Daumen und Zeigefinger eingespannt mit der ganzen Hand greift, ist das Haltemotiv in Lübeck nicht überzeugend dargestellt – der Apfel erscheint wie an die Handinnenfläche geklebt. Solche Qualitätsunterschiede in der Ausführung sprechen dafür, daß unterschiedliche Schnitzer die Skulpturen der beiden Retabel fertigten. Die Übereinstimmungen in Motiven und in der Gruppenbildung z.B. bei den ge-



Abb. 10: Hochaltarretabel, Nikolaikirche in Reval/Tallinn, nach der zweiten Wandlung (Detail), Anna-Selbdritt-Gruppe (Foto: Anja Rasche)

zeigten Zweiergruppen mit Jesuskind, lassen sich vielleicht auf die Entwurfstätigkeit des Malers zurückführen.

Diese Beobachtungen lassen sich für das Oeuvre Rodes verallgemeinern: den weitgehenden Übereinstimmungen der Malerei steht die große stilistische Spannbreite der Bildschnitzerei der Retabel gegenüber, was zu der These führt, daß Rode für seine Retabel verschiedene Bildschnitzer beschäftigte.¹⁹ Sten Karling unternahm 1946 den Versuch, die Schnitzarbeiten am Hochaltarretabel der Nikolaikirche in Reval Johannes Stenrat zuzuschreiben.²⁰ Neuere Forschungen konnten das Oeuvre Stenrats genauer bestimmen, und damit wurde auch deutlich, daß das Nikolaikirchretabel nicht zu diesem gehört.²¹ Nichtsdestotrotz gab Karling den wichtigen Hinweis auf ein anderes Retabel, das ganz offensichtlich von demselben Schnitzer wie das Nikolaikirchretabel gefertigt wurde. Bei einem Vergleich der Köpfe der hl. Barbara in Trolle-Ljungby (Schweden) und der hl. Katharina in Reval (Abb. 11 und 12) zeigen sich weitgehende Übereinstimmungen. Allerdings wird der Vergleich erschwert durch den schlechten Erhaltungszustand der schwedischen Figur. Von der ursprünglichen Fassung haben sich nur geringe Reste erhalten. Trotzdem ist festzustellen, daß die Augen, die schmale Nase-Mund-Partie und ein kugeliges Kinn sowohl in Reval als auch in Trolle-Ljungby die Gesichter charakterisieren. Auch technische Eigenarten stimmen bei beiden Skulpturen überein: zu nennen ist hier zum einen das weitgehende Vermeiden von Ohrdarstellungen durch die geschickte Drapierung der Haare²² und zum anderen die etwas formale Art der Haardarstellung. Leider haben sich von dem Retabel in Trolle-Ljungby nur wenige Figuren erhalten. Von den gemalten Flügeln fehlt bis jetzt jede Spur, so daß nicht zu klären ist, ob es sich dabei vielleicht ebenfalls um ein Rode-Retabel gehandelt haben könnte.

Der Vergleich von Lukasretabel und Nikolaikirchretabel wäre nicht vollständig, bezöge man nicht auch die sehr qualitätvolle Faßmalerei beider Retabel mit ein. Charakteristisch für die Inkarnate der Skulpturen in Reval sind die kräftig roten Lippen und das großflächig aufgetragene Wangenrot. Die Inkarnate in Lübeck sind dagegen farblich zurückhaltender.²³ Am Revaler Retabel fällt die abwechslungsreiche Gestaltung von Brokatmustern ins Auge. Während hier neben der feinen Oberflächengestaltung mit Schraffuren und Tremolierungen auch durch farbliche Abwechslung die Reihe der stehenden Figuren belebt wird, wurden in Lübeck die Brokate vor allem gold in gold ausgeführt.

Auffällig ist in Lübeck die Verwendung von Applikationen, z.B. am Saum des Mariengewandes, wie sie so in Reval nicht vorkommen. Auch die Schreinrückwände beider Retabel wurden unterschiedlich behandelt: in Reval glatt vergoldet, sind sie in Lübeck großflächig mit einem Ornamentmuster versehen. Auch bei der Faßmalerei, wie schon bei den Schnitzarbeiten, ist demnach von zwei verschiedenen Ausführenden auszugehen.²⁴

An beiden Retabeln, dem Lukasretabel in Lübeck, wie dem Nikolai-kirchretabel in Reval finden wir eine Stadtansicht Lübecks. Während diese am Außenflügel des Lukasretabels nur von Ferne angedeutet ist, ist diejenige in Reval äußerst detailliert ausgearbeitet. Die vieltürmige Silhouette Lübecks ist so naturgetreu wiedergegeben, daß jeder Kirchturm identifizierbar ist. Darüberhinaus sind auch kleine Details wie weiß verputzte Blendnischen, Wetterhähne an den Kirchtürmen und Schießscharten in der Stadtmauer zu erkennen.²⁵ Diese Darstellung der Stadt Lübeck am Revaler Retabel ließ schon Russwurm 1841²⁶ seine Herkunft aus Lübeck vermuten. Quellen bestätigen dies: Im Rechnungsbuch der Nikolaikirche findet sich für 1482 die Eintragung: „Item wir leten de tafele tom hogen altare maken unde van lub halen kostete tosamen ume trent 1250 mk.“²⁷ Das bedeutet also, daß das Retabel in Lübeck gefertigt und anschließend nach Reval transportiert wurde. Die genauen Standortangaben für die Skulpturen, wie ich sie zuvor gezeigt habe, erklären sich vielleicht auch durch den Transport und die dann erforderliche Neuaufstellung in Reval.²⁸ Für den August 1481 findet sich im Rechnungsbuch eine Eintragung, die sich plausibel auf das Retabel beziehen läßt: die Angestellten des Schiffers Hinrik van dem Brok erhalten eine Entlohnung für das Aufstellen der neuen Tafel.²⁹ Damit kann die Entstehung des Retabels vor 1481 als sicher angenommen werden. Das Lukasretabel ist genau datierbar, weil sich dort eine Inschrift mit dem Datum 1484 findet. Die weitgehenden stilistischen Übereinstimmungen erklären sich also auch durch die zeitliche Nähe der Entstehung der Retabel.

Das Tagungsthema „Kulturbeziehungen im europäischen Nordosten“ bedeutet für das Verhältnis von Reval und Lübeck im Zusammenhang mit den Werken Rodes den Import von Altarretabeln aus Lübeck nach Reval. Das behandelte Nikolaikirchretabel ist hierfür nicht das einzige Beispiel: man denke z.B. an die Werke Bernt Notkes. In den Quellen sind noch zahlreiche weitere Werke erwähnt. Jan von



*Abb. 11: Trolle-Ljungby (Schweden, Schonen), Portrait der hl. Barbara
(Foto: Anja Rasche)*

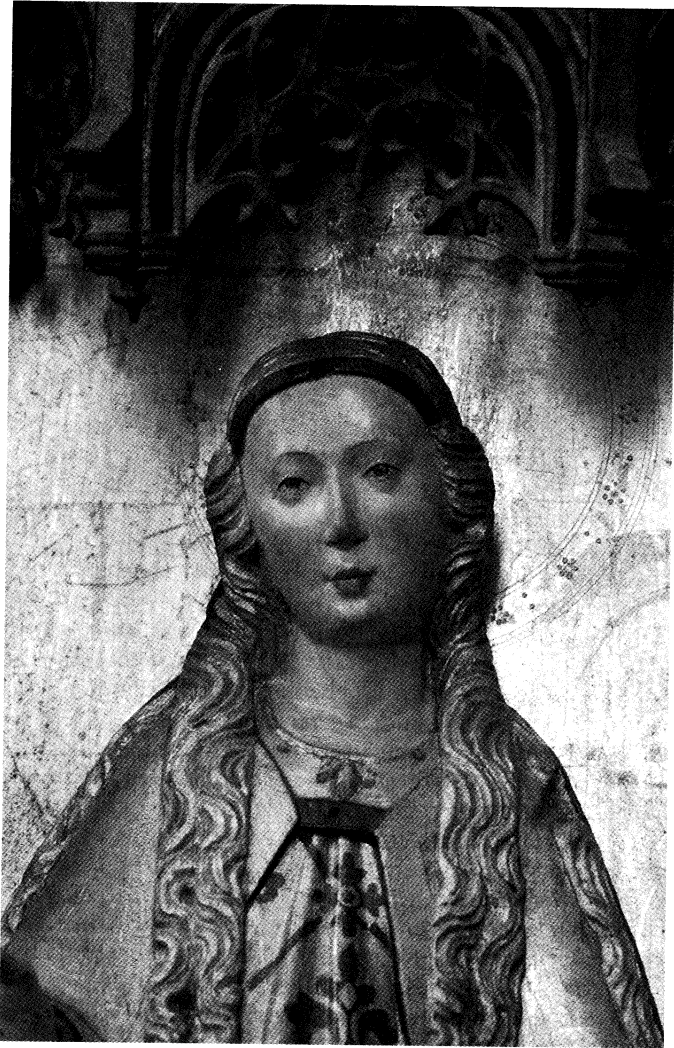


Abb. 12: Hochaltarretabel, Nikolaikirche in Reval/Tallinn, Portrait der hl. Katharina (Foto: Anja Rasche)

Bonsdorff hat die Zahl hypothetisch hochgerechnet: er nimmt für das gesamte 15. Jahrhundert mindestens 600 Retabel und Einzelfiguren an.³⁰ Das Nikolaikirchretabel ist jedoch kein auf Vorrat produziertes Werk, sondern setzt die genaue Kommunikation zwischen den Auftraggebern in Reval und der fertigen Werkstatt in Lübeck voraus. Als Grundlage diente dafür vermutlich eine Zeichnung, eine sogenannte Visierung.

Durch die dargestellten Wappen sind die Auftraggeber des Nikolaikirchretabels bestimmbar: der Mohrenkopf mit Binde vor weißem Grund steht für die Bruderschaft der Schwarzhäupter, während das weiße Kreuz vor rotem Grund sowohl das kleine Revaler Stadtwappen als auch das Wappen der Großen Gilde war. In beiden, sehr eng miteinander verbundenen Vereinigungen, waren Kaufleute zusammengeschlossen. Es fällt auf, daß diese Korporationen Ritterheilige bevorzugen. An dieser Stelle ist zum einen noch einmal auf die ausführliche Darstellung der Ritterlegende in der Vita des hl. Nikolaus hinzuweisen. Für die Schwarzhäupter ist die Verehrung des hl. Mauritius belegt, der allerdings an diesem Retabel nicht dargestellt ist. An seine Stelle tritt der hl. Georg. Er trägt bei seiner Darstellung am Außenflügel – wie der Mohrenkopf in der Wappendarstellung – ein weiß-rotes Band um die Stirn gebunden. Für die Große Gilde heißt es in der älteren Literatur, es habe keinen Titelheiligen gegeben. Was schon die Analyse des Nikolaikirchretabels nahelegt, ist nach freundlicher Auskunft von Frau Anu Mänd auch aus den Quellen ersichtlich: gerade der hl. Viktor gehörte zu den dort besonders verehrten Heiligen.

Die Kaufleute der Schwarzhäupter und der Großen Gilde kannten sicherlich Altarretabel in Lübeck und anderen Städten, in die sie während ihrer Reisen gelangten. Handelt es sich also bei der Retabelbestellung in Lübeck lediglich um eine Laune? Muß man sich vorstellen, daß Hermen Rode die Revaler Auftraggeber mit dem Stadtportrait Lübecks überraschte? Mir scheint diese Vorstellung wenig überzeugend. Die sehr aufwendige und an prominenter Stelle gezeigte Herkunft aus Lübeck könnte vielleicht sogar eine Demonstration sein. In diesem Zusammenhang ist auch die Frage zu stellen, warum sich die Revaler Bürger eine Kopie des Lübecker Totentanzes bestellten. Vielleicht lassen sich dafür auch politische Gründe finden? Es wäre genauer zu untersuchen, wie zu dieser Zeit das Verhältnis zwischen Lübeck und Reval aussah. Allgemein läßt sich feststellen, daß es den livländischen Städ-

ten, allen voran Reval, seit der Mitte des 15. Jahrhunderts gelungen war, Lübecks Vormachtstellung am Hansekontor in Novgorod zu übernehmen. Reval war nun eine noch wichtigere Zwischenstation in dem für den wirtschaftlichen Erfolg der Hansestädte so bedeutsamen Pelzhandel. Trotz der Konkurrenz beider Städte bleiben gleichzeitig aber auch die guten Verbindungen nach Lübeck sehr wichtig, weil der weitere Handel nach Westen über Lübeck verlief.³¹

Auftraggeber für das Lukasretabel ist die Lukasbruderschaft, in der die Lübecker Maler und Glaser zusammengeschlossen waren. Die Auftragsvergabe für das Retabel dieser Bruderschaft an Hermen Rode liefert auch ein Indiz dafür, daß er seinerzeit zu den angesehensten Lübecker Malern gezählt wurde. Eine Vielzahl von Werken Rodes und seiner Werkstatt ist nach Schweden, vor allem in den Raum um Stockholm, exportiert worden. Über den Ostseeraum hinaus sind noch Tafeln in Mährisch-Sternberg (tschech. Sternberk), Mailand (ital. Milano) und der Sammlng Kisters³² zu nennen. Vielleicht hat gerade dieses große Verbreitungsgebiet dazu beigetragen, daß bis heute sowohl eine monographische Behandlung Hermen Rodes, als auch eine ausführliche Beschäftigung mit einem seiner Werke fehlt. In meiner Dissertation an der Technischen Universität Berlin (Arbeitstitel: Studien zu Hermen Rode) will ich versuchen, wenigstens die wichtigsten Werke dieses Künstlers eingehend zu behandeln. ■

Anmerkungen:

- ¹ Adolf Goldschmidt: Lübecker Malerei und Plastik bis 1530, o.O. 1889, S. 20.
- ² Vgl. zum Lukasretabel: Kirchliche Kunst des Mittelalters und der Reformationszeit. Bearb. von Jürgen Wittstock, Lübeck 1981 (Lübecker Museumskataloge; 1: Die Sammlung im St. Annen-Museum), S. 126 Katalog-Nr. 79.
- ³ Die liturgischen und Darstellungsanforderungen sind bei Hochaltären andere als bei Nebenaltären. Vgl. allgemein zum Thema Altarretabel: Adolf Reinle: Die Ausstattung deutscher Kirchen im Mittelalter, Darmstadt 1988, S. 3-23, und Joseph Braun: Der christliche Altar in seiner geschichtlichen Entwicklung, 2 Bde, München 1924.
- ⁴ Es gibt allerdings auch Unterschiede zwischen den verschiedenen Formaten und Gestaltungsaufgaben. So ist die Modellierung der Inkarnate auf der Festtagsseite des Revaler Retabels bei weitem nicht so fein wie diejenige der Außenflügel.
- ⁵ Zu Hermen Rode vgl. bisher vor allem: Friedrich Bruns: Zur Lübschen Kunstgeschichte, 2.: Zur Lebensgeschichte der Lübecker Maler Hans Stenrat, Martin Radeloff, Friedrich van dem Ryne, Hermann Rode, Heinrich Wilsing und Johann Kemmer, in: Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde 10 (1901), S. 2-30 und S. 38-52; Harald Busch: Meister des Nordens: die Alt-

niederdeutsche Malerei 1450-1550, Hamburg 1943; Alfred Stange: Deutsche Malerei der Gotik, Bd. 6, München und Berlin 1954 und ders.: Die deutschen Tafelbilder vor Dürer, Bd. 1: Kritisches Verzeichnis, München 1967.

⁶ Zum Kostüm vgl. Harry Kühnel: Bildwörterbuch der Kleidung und Rüstung, Stuttgart 1992.

⁷ Zum Verständnis allgemein vgl. die Schriften von Robert Suckale und Otto Pächt; Peter Tängeberg: Mittelalterliche Holzsulpturen und Altarschreine in Schweden, Stockholm 1986, S. 272 faßt diese Auffassung wie folgt zusammen: „Man behielt bis zum Ende des Mittelalters die Freiheit, die Wirklichkeit so getreu wiederzugeben, wie es für die Funktion, für die Aufgabe des Bildes geeignet schien.“

⁸ Richard Benz: Legenda aurea des Jacobus de Voragine. Darmstadt ¹²1997.

⁹ Ob diese Vorlieben in der Bildauswahl auch historisch erklärbar sind, etwa durch die Konkurrenzsituation zwischen den Bürgern der Revaler Unterstadt und den Rittern des Dombergs, ist bislang lediglich eine Vermutung.

¹⁰ Dies wurde bisher in der Literatur nur zum Teil richtig erkannt, z.B. Wilhelm Neumann: Lübecks künstlerische Beziehungen zu Altlivland, in: Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte 13 (1918), S. 93-108 sowie: Kämmererbuch der Stadt Reval 1463-1507, bearb. v. Richard Vogelsang, Köln/Wien 1983, S. 490, Anm. 2. Dort wurde jedoch nicht weiter hinterfragt, warum der hl. Viktor von Marseille in Reval dargestellt ist. Häufig wurde dieser Heilige jedoch auch mit Viktor von Xanten verwechselt, z.B. bei Jan von Bonsdorff: Kunstproduktion und Kunstverbreitung im Ostseeraum des Spätmittelalters, Helsinki 1993, S. 135 Anm. 594. - Joseph Braun: Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst, Berlin 1943 (3. Auflage 1988), Sp. 720-721 nennt den Mühlstein als eindeutiges Attribut nur für Viktor von Marseille, führt jedoch das Revaler Retabel unter Viktor von Xanten auf. Korrekt angeführt ist dieses Werk aber z.B. in Hiltgart L. Keller: Reclams Lexikon der Heiligen und biblischen Gestalten, Stuttgart 1984, S. 564. Vgl. außerdem zur Ikonographie des hl. Viktor allgemein: Felix Rütten: Die Victorverehrung im christlichen Altertum, Paderborn 1936.

¹¹ Aus Gründen der Einheitlichkeit erhielten dann auch die Szenen der Nikolauslegende solche Bildunterschriften.

¹² Aus diesem Grund wurde auch der hl. Klemens verehrt, vgl. dazu Matthias Zender: Heiligenverehrung im Hanseraum, in: Hansische Geschichtsblätter 92 (1974), S. 1-15, hier S. 5-6.

¹³ Die Ikonographie Viktors von Marseille bleibt noch zu erforschen, vor allem die Bedeutung des Heiligen für Reval verspricht stadthistorisch neue Erkenntnisse.

¹⁴ Vgl. dazu Anmerkung 5.

¹⁵ Zwei der Figuren sind spätere Ergänzungen.

¹⁶ Die Art der Ausführung der Predelleninnenflügel weicht von den übrigen Malflächen ab. Die Vorgaben der Unterzeichnung erscheinen wie ausgemalt, die verschiedenfarbigen Flächen schließen nicht nahtlos aneinander an, sondern sind durch schmale Streifen voneinander getrennt.

¹⁷ Vgl. hierzu: N.G. Bregman: Issledovanie i restavracija altarja Chermena Rode: metodičeskie principy restavracionnoj mikroskopii polichromnoj skulptury, in: Chudožestvennoe nasledie: sbornik naučnych trudov 1989, S. 104-125. Leider wurden jedoch bisher nicht alle Skizzen der Schreinrückwand veröffentlicht, so daß nicht

alle Figuren eindeutig bestimmt werden können (Lücken: vierte v. links oben, rechter Flügel die 2 inneren, rechter Flügel unten die 3 inneren Figuren).

- ¹⁸ Auch die Schreinerarchitektur ist sehr verschieden, worauf ich hier nicht näher eingehen kann.
- ¹⁹ Auf dieses Problem bin ich in meinem Beitrag zum Internationalen Kolloquium zur Malerei und Skulptur des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit in Norddeutschland, 16.-19. Oktober 1996 in Hildesheim näher eingegangen (Publikation in Vorbereitung).
- ²⁰ Sten Karling: *Medeltida träskulptur i Estland*, Göteborg 1946, S. 118-147.
- ²¹ Margareta Kempff: Johannes Stenrat and Hermen Rode – two Lübeck Masters, in: *Homburger Gespräche* 13 (1994), S. 37-41, und Tångeberg (wie Anm. 7).
- ²² Daß dies nicht durch die Schönheitsideale/Frisuren der Zeit bedingt sein kann wird deutlich, wenn man bedenkt, daß am selben Retabel in der Malerei sehr häufig die Ohren zu sehen sind.
- ²³ Einschränkend ist einzuräumen, daß die Revaler Fassungen sehr frisch wirken, weil sie erst in den 80er Jahren gereinigt wurden, die Lübecker Fassung wirkt dagegen insgesamt verschmutzt.
- ²⁴ Tångeberg vermutet eine spätere Fassung des Lukasretabels (mündliche Mitteilung), vgl. ders. (wie Anm. 7), S. 296.
- ²⁵ Auf die Lübecker Stadtansichten bin ich in meinem Beitrag zum 8. Baltischen Seminar der Carl-Schirren-Gesellschaft (Publikation in Vorbereitung) näher eingegangen.
- ²⁶ Carl Russwurm: Das Altarblatt der St. Nikolaikirche zu Reval, in: *Das Inland* (1841) Nr. 35, 26. August, Sp. 553-560.
- ²⁷ Das Kirchenbuch wird im Revaler Stadtarchiv (Tallinna linnaarhiiv) aufbewahrt: KB Nikolai 1, Signatur 31-1-216, S. 57. Eine Transkription bei R. Hausmann: Der Silberschatz der St. Nikolaikirche zu Reval, in: *Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands*. XVII (1900), S. 213-376, hier: S. 237-238. Die Quelle findet sich auch zitiert bei Mai Lumiste und Rasmus Kangropool: *Niguliste kirik*, Tallinn 1990, S. 39, Anm. 168. Leider liegt die Quelle bisher nicht in einer kritischen Ausgabe vor, obwohl sie für die historische und kunsthistorische Forschung sehr wichtig wäre.
- ²⁸ Ob der Meister bei der Aufstellung anwesend war oder nicht, läßt sich daraus aber wohl kaum ableiten, denn bei der Vielzahl von Figuren bräuchte selbst der Werkstattleiter wohl eine Gedächtnisstütze bei der Aufstellung der Skulpturen.
- ²⁹ Vgl. Lumiste und Kangropool (wie Anm. 27), Tallinn 1990, S. 39 Anm. 168.
- ³⁰ Jan von Bonsdorff (wie Anm. 10), S. 83.
- ³¹ Eine genauere Untersuchung dieser Fragestellungen anhand der Quellen wäre sehr wünschenswert.
- ³² Die Tafel befindet sich inzwischen (Stand 2001) im St. Annen-Museum in Lübeck.

Elita Grosmane

Hochmittelalterliche Plastik im Ostseeraum und ihre Stilverbindungen

Zur Frage nach der Rolle der Hanse bei der Verbreitung der mittelalterlichen Plastik im Baltischen Raum

„Gibt es eine Hansekunst?“ fragt rhetorisch Jan von Bonsdorff in der Festschrift für Gunnar Svahnström und gibt einen historiographischen Rückblick über die Entstehung des Begriff bis hin zu Alfred Lichtwarks Formulierung „... die hanseatische Kunst, die in der Zeit von 1370 bis 1440 vor allem die Malerei und Plastik in den Städten Hamburg, Bremen und Lübeck umfasste...“¹ Dazu sei noch die Auffassung Nikolaus Zaskes erwähnt, der die Definition sowie die stilistische und ideelle Eigenart dieser Kunst gesucht hat. In seinen Schriften sind die Grenzen der hanseatischen Kunst kunstgeographisch bis Nowgorod und Stockholm und chronologisch sogar bis ins 16. Jahrhundert erweitert.² Trotzdem wird der Begriff meistens auf den Ostseeraum mit dem Hauptzentrum Lübeck bezogen. Die spätere Entwicklungsphase der Hanse, die mit der Zunahme des niederländischen Exports verbunden ist, wird nicht mehr in die Interpretation mit einbezogen. Deshalb schließt von Bonsdorff folgendermaßen: „Zwischen ‚Hanse‘ und ‚Kunst‘ besteht kein kausaler Zusammenhang, daher ist auch Terminus ‚Hansekunst‘ in einem allgemeinen Kontext nicht zu verwenden...“³ Versuche, Kunststile mit bestimmten Regionen in Verbindung zu bringen, werden in der neuesten Fachliteratur häufig mit Misstrauen betrachtet. Die altbekannten, aus der Topographie abgeleiteten Adjektive, wie z.B. „niederrheinisch“, „schwäbisch“, „westfälisch“ oder „lübisch“ und „baltisch“ sind Funktionsbegriffe, die man nicht außer acht

lassen kann, doch inhaltlich bleibt der Terminus verschwommen. In meinem Vortrag werden sie lediglich als ein historisches Phänomen betrachtet.

Schon seit den 80er Jahren des 13. Jh. ist Riga als Mitglied der Hanse nachweisbar. Es besteht kein Zweifel, daß die größten Kunstexporteure wie Lübeck, Antwerpen (frz. Anvers) u.a. während der Blütezeit des Hansebundes eine wichtige Rolle für die ostbaltischen Städte spielten. Es gibt eine Reihe von Kunstwerken, die die beiderseitigen Beziehungen bezeugen.

Die Periode der mittelalterlichen Bildschnitzkunst in Lettland umfaßt den Zeitabschnitt vom 13. bis zum ersten Drittel des 16. Jahrhunderts. Mit der Reformation wurde eine jahrhundertealte Kunstentwicklung unterbrochen, so auch im Baltikum. Am 6. März 1524 wurde das Franziskanerkloster in Riga geplündert, am 10. März haben die Schwarzhäupter selbst ihren Altar in der Petrikerche zerschlagen, und in den nächsten Tagen wurden fast alle Altäre und Heiligenbilder in den Rigaer Kirchen zerstört. Die Schatzkammer des Rigaer Doms wurde zugunsten der Stadt enteignet, und 1551 wurde der katholische Bischof aus der Kirche verwiesen.

Die schriftlichen Quellen lassen erkennen, daß die Rigaer Kirchen im Mittelalter mit gemalten und geschnitzten Kunstwerken reichlich geschmückt waren. Am Ende des 15. Jh. werden beispielsweise in der Petrikerche etwa 20 Altäre erwähnt.⁴ Im Rigaer Dom befanden sich über 30 Altäre.⁵ Heute steht dort ein von Wilhelm Neumann entworfener neugotischer Altar. Auch die übrigen Rigaer Kirchen sehen ähnlich aus: nirgends ist heute ein mittelalterliches Kunstwerk zu finden. Besonders verwüstend waren die Renovierungen der Kirchen am Ende des 18. Jahrhunderts, von den damaligen Rationalisten geleitet, als man – ich zitiere den Rektor der Rigaer Domschule und den späteren Generalsuperintendenten Karl Gottlob Sonntag – : „...alten Kram und geschmacklosen Überrest altfränkischer Vorzeit“ entfernte.⁶

Trotzdem besteht kein Zweifel, daß es in Riga dort mittelalterliche Schnitzereien gegeben hat. Auch im profanen Bereich waren solche Verzierungen häufig vertreten: so wurden Schnitarbeiten in Schlössern, Rathäusern und Gilden angebracht. Heute werden alle mittelalterlichen Kunstwerke in zwei Museen aufbewahrt: im Museum für Geschichte Lettlands sowie im Museum für Stadt- und Schifffahrtsgeschichte Rigas – insgesamt etwa 30 Werke.

Als das erste mit dem Namen Rigas verbundene Beispiel aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts (1280), das einen Einblick in die älteste Entwicklungsphase gibt, sei die Stuckplastik der hl. Anna selbdritt aus der Pfarrkirche St. Nikolai zu Stralsund erwähnt. Das monumentale Bildwerk gehört zu den sehr frühen Annen-Darstellungen in diesem Raum und ist bekannt als eine Stiftung der Rigafahrer. Nach Meinung N. Zaskes verkörperte sie bereits das hansische Ingenium.⁷ Trotzdem kann man schon jetzt davon ausgehen, daß die Typologie des Einzelwerkes nicht verallgemeinert werden darf.

Die ältesten Kunstwerke unseres Materials sind drei Skulpturen aus der Insel Runö (lett. Roņu, estn. Ruhnu), die sich im Museum für Geschichte Lettlands befinden. Sie wurden schon 1892 für die Sammlungen des Rigauer Dommuseums erworben. (Die Insel Runö gehörte bis zur Grenzziehung zwischen dem heutigen Lettland und Estland zu Livland.)

Eine dieser Holzfiguren stellt die Jungfrau Maria mit dem Kind dar, die zweite und kleinste – einen Bischof. Die dritte ist als Gottesmutter bekannt.⁸ Allerdings fehlen an ihr sowohl die Arme als auch sämtliche Attribute. Der Künstler hat hier eine wesentlich ältere Frau dargestellt als in der obenerwähnten Marienfigur.⁹ Es ist demnach angebracht, die ihrer Attribute beraubte Figur einfach Anna zu benennen. Die „Gruppe“ stammt aus den 20er Jahren des 14. Jahrhundert. Hier ist daran zu erinnern, daß die Annenverehrung seit dem 13. Jahrhundert durch den wachsenden Marienkult an Bedeutung gewann und im 14. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebte.

Die Holzfiguren waren lange Zeit ungünstigen Witterungsverhältnissen ausgesetzt, die Oberfläche des Holzes ist deshalb stark angegriffen, und jegliche Reste von früheren Fassungen fehlen. Lediglich die Tatsache, daß sie zu den ältesten mittelalterlichen Figuren nicht nur in Lettland, sondern im gesamten Baltikum gehören, verleiht diesen Figuren kunstgeschichtliche Bedeutung.

Entsprechend der Kunsttradition der Romanik sind die Figuren noch als auf dem Thron sitzende Herrscher gestaltet. Aber die romanische Starrheit und Frontalität sind hier schon aufgelockert. Der gotische Einfluss läßt sich in dem geheimnisvollen, majestätisch-ruhigen Lächeln der Anna ahnen. Maria ist gleichsam in sich selbst oder in Gedanken an ihr Kind versunken. Betont sind bei diesen Frauenfiguren die intimen, familiären Bande zwischen den Familienmitgliedern.



Abb. 1: Maria mit dem Kinde und hl. Anna von der Insel Runö (lett. Roņu, estn. Rubnu), jetzt: Museum für Geschichte Lettlands (Foto: Mari-ka Vanaga)



Abb. 2: Skulptur eines Bischofs von der Insel Runö (lett. Rožu, estn. Ruhnu), jetzt: Museum für Geschichte Lettlands (Foto: Marika Vanaga)

Anstatt der Krone tragen beide Frauen weiche Kopftücher, und die bodenlangen Gewänder fallen in gotischen Falten mit v-förmigem Faltenwurf zwischen den Knien.

Bisher herrschte die Meinung, daß diese Figuren gotländischer Herkunft sein könnten.¹⁰ Niemand wird dies heute bestreiten, wenngleich ein wesentlich breiterer Einfluß in Betracht zu ziehen ist. Ähnliche Figuren finden sich oft im schwedischen Raum, zum Beispiel im Historischen Museum in Stockholm. Ihre Herkunft könnte jedoch auch – wie A. Andersson meint – im rheinisch-westfälischen Raum oder in Lübeck zu suchen sein.¹¹ In Schweden existieren neben eingeführten Werken eine ganze Reihe von Holzsulpturen, die einen ausgeprägten lokalen Charakter aufweisen.¹²

Wenden wir uns nun jetzt weiteren möglichen Einflussquellen zu. Am Anfang des 14. Jahrhunderts waren die baltischen Städte Mitglieder der Hanse. Damals hatte sich die Hanse von einer Organisation von Händlern zu einem Städtebund mit Lübeck an der Spitze entwickelt. In Lübeck entstanden im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts die ersten Holzbildwerke, die zu der berühmten Lübecker Bildhauerschule hinführen sollten. Jedoch sind aus dieser ersten Zeit, als Lübeck noch eine aufstrebende Stadt war, nur wenige Werke erhalten geblieben. Darunter befindet sich eine thronende Madonna aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts (heute im St.-Annen-Museum des Museums für Kunst und Kulturgeschichte in Lübeck), die in ihrer Haltung der Mariasfigur von der Insel Runö stark ähnelt¹³ und auch der Madonna aus dem Brandenburger Dom, die wahrscheinlich Magdeburger Provenienz ist. Die typologische Verwandtschaft dieser Figuren liegt auf der Hand und zeigt, daß der Kreis von Analogien umfangreicher ist, als bisher angenommen wurde, jedoch noch nicht ausreichend untersucht.

Unbeantwortet bleibt auch die Frage nach den Beziehungen zwischen den drei Figuren von der Insel Runö. Sie weisen unterschiedliche Größen auf: die größte Figur, die heilige Anna, ist 63 cm, die Maria mit dem Kind 51 cm und der Bischof 34 cm hoch. Es besteht kein Zweifel, daß die drei Figuren nicht als separate Andachtsbilder bestellt worden waren, sondern im Zusammenhang mit einem Schrein zu sehen sind. Der schwedische Forscher P. Tångeberg stellt fest, daß die frühen Baldachinschreine „alle für Sitzfiguren bestimmt waren“¹⁴. Auch in den Flügeln eines geöffneten Schreins befanden sich Schnitzwerke, die in ihrer Größe der zentralen Figur in der Mitte untergeord-



*Abb. 3: Thronende Madonna aus dem Museum für Stadt- und Schif-
fahrts-geschichte Rigas (Foto: Georgs Jemeljanovs)*

net waren. Das könnte die unterschiedliche Größe bzw. Höhe der Figuren erklären.

Als nächste in der chronologischen Folge soll eine in der Kunstgeschichte Lettlands bisher wenig bekannte Skulptur erwähnt werden. Es handelt sich um eine thronende Madonna aus dem Rigaer Museum für Stadt- und Schifffahrtsgeschichte. Sie befindet sich im Magazin des Museums und wird als eine „sitzende Frau aus dem 17. Jh.“ bezeichnet.¹⁵ Ihre Höhe beträgt 91,5 cm. Da das Museumsarchiv im Zweiten Weltkrieg größtenteils verlorengegangen ist, lässt sich heute nicht mehr feststellen, wann und wie diese Figur in die Sammlungen des Museums gelangte. Daß sie gerade in diesem Museum ihren Platz gefunden hat, deutet jedoch darauf hin, daß sie in irgendeiner Weise mit der Stadtgeschichte verbunden ist. Die Madonna sitzt in majestätischer Haltung. Die massige Skulptur ist stark von Holzschädlingen in Mitleidenschaft gezogen, die spätere – nicht originale – Fassung jedoch recht gut erhalten. Auffällig sind die Glockenform, die Faltenkaskaden des bodenlangen Unterkleides und des Mantels sowie der Kräuselkreppsaum des Kopftuches. Diese Merkmale verleihen der schweren, ruhigen Gestalt besondere Würde. Eine ursprünglich vorhandene Krone fehlt heute. Auch die Figur des Kindes liegt separat im Museumsmagazin. Das wertvolle Kunstwerk ist wohl auf das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts zu datieren. Allerdings ist die typologische und kunstgeographische Erforschung noch im Gange. (Abb. 3)

Die in letzter Zeit zunehmende Tendenz, nicht mehr von einer kleinen Zahl zentraler Exportproduktionsstätten im mittelalterlichen Ostseeraum¹⁶ auszugehen, erlaubt auch mir, zwei Holzschnitzereien als potentiell aus Werkstätten ihrer Region stammend hervorzuheben. Ein wichtiger Fund aus den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts ist ein mittelalterliches Triumphkreuz aus der Jakobikirche in Riga, das auf dem Boden im Dachraum der Kirche liegend entdeckt wurde.¹⁷ Die Höhe des Kreuzes beträgt 287 cm, die Breite 186 cm. Die Figur Christi ist 139 cm hoch. Die Größe und Gestaltung des Kreuzifixes deuten auf ein Triumphkreuz hin, das in der Jakobikirche zwischen dem Presbyterium und der Laienkirche, vermutlich auf einem Balken im Bogen stehend, angebracht war. (Abb. 4, 5)

Das Kreuzifix scheint mutwillig beschädigt worden zu sein – vielleicht während eines Bildersturms – und wurde später restauriert. Christus ist hier sehr menschlich in seinem schmerzvollen Leiden auf-



Abb. 4: Triumphkreuz aus der Jakobikirche in Riga, jetzt: Museum für Geschichte Lettlands (Foto: Marika Vanaga)



Abb. 5: Detail (Haupt Christi) vom Triumphkreuz aus der Jakobikirche in Riga, jetzt: Museum für Geschichte Lettlands (Foto: Marika Vanaga)

gefaßt. Der Extremismus des Schmerzes wird allerdings nicht bis zum „drastischen Leidensstil“ gesteigert (wie zum Beispiel bei dem Kruzifix aus dem zweiten Hälfte des 14. Jahrhundert, mit Blutspuren aus Kreidegrund geformt, in St. Georg in Köln). Der mit Blutstropfen bedeckte Kopf und Körper, der hervorstehende Brustkorb, der zur Seite geneigte Kopf mit der kleinen Dornenkrone sind bei der Skulptur aus der Jakobikirche in Riga mit ruhiger Schönheit verbunden. Ähnliche Merkmale kann man an der Pietà aus der Schmerzensmutter-Kirche in Riga, aus ungefähr der gleichen Zeit stammend, beobachten. Dieses 82 cm hohe Andachtsbild wird um das Jahr 1400 datiert. (Abb. 6) Die Darstellung zeigt Einflüsse der Legende, nach welcher Maria in der Vesperstunde des Karfreitags sich an jene Zeit erinnerte, als sie ihren Sohn als Kind auf dem Schoß hielt. Doch in vielen Beispielen dieses früheren Typus wird Maria dennoch mit vom Gram gezeichneten Zügen dargestellt. Hier sehen wir aber eine mild blickende, schöne Frau, die ruhig auf den ältlich vergilbten und verkleinerten Sohn herablickt. In diesem Widerspruch zwischen der Darstellung des Schmerzes und der Freude an schön und ein bisschen vereinfacht dargestellter Körperlichkeit liegt auch die Verwandtschaft zur Christi-Figur des Triumphkreuzes aus der Jakobikirche. Der Leidensausdruck und die Ausstrahlung von „schönen Madonnen“ aus der böhmischen Kunst oder, wie es in der Fachliteratur genannt wird, „Kombinationen von ausgeprägten östlichen mit westlichen Elementen“¹⁸ kreuzten sich um 1400 im Deutschordensland, und in dieser Hinsicht wird besonders Danzig (poln. Gdańsk) hervorgehoben.¹⁹ Meines Erachtens darf man annehmen, daß beide Werke von ein und demselben Bildschnitzer stammen, der gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Riga tätig gewesen sein dürfte.

Wenden wir uns nun dem 15. Jahrhundert zu. Im Rigaer Schwarzhäupterhaus befanden sich drei geschnitzte Holzfiguren: die hl. Gertrud,²⁰ der hl. Georg und der hl. Mauritius. (Abb. 7) Zwei von ihnen – die hl. Gertrud und der hl. Georg – befinden sich heute im Museum für Stadt- und Schiffahrtsgeschichte Rigas. Die dritte – der hl. Mauritius – wurde 1945 in die Tschechoslowakei ausgeführt und ist bis heute nicht nach Riga zurückgebracht worden. Auf der 1883 veranstalteten kulturhistorischen Ausstellung wurden diese drei Figuren in die zweite Hälfte des 15. Jahrhundert datiert.²¹ In der Fachliteratur wird angenommen, daß die Figuren zu einem Altar der Schwarzhäupter in der Katharinenkirche des Franziskanerordens gehörten. Die



Abb. 6: Pietà aus der Schmerzensmutterkirche in Riga, jetzt: Museum für Geschichte Lettlands (Foto: Marika Vanaga)

Schwarzhäupter waren seit 1413 an Stiftungen für die Katharinenkirche beteiligt. Unter anderem bestellten sie in Lübeck eine Altartafel für 74 Mark, die bereits 1431 in der Kapelle der Kirche aufgestellt war.²² Von diesen Quellen ausgehend wurden die Figuren einem Bildschnitzer aus Lübeck, dem sog. Meister des schwedischen Rechtssiegels, zugeschrieben,²³ auf Danziger Einfluß zurückgeführt²⁴ oder dem Umkreis des Altarretabels aus dem Mindener Dom stilistisch zugeordnet²⁵ und in das Jahr 1431 datiert.

Dem sei noch eine Version hinzugefügt. Vor einigen Jahren bemerkte die Restauratorin Rita Plaude während der Befestigung der Skulpturenfassung auf der Rückseite des hl. Georg die Signatur „A.H.“. Ganz unerwartet wurde dabei eine Jahreszahl sichtbar, vermutlich 145?. Die geheimnisvolle Signatur ist jedoch bislang un-

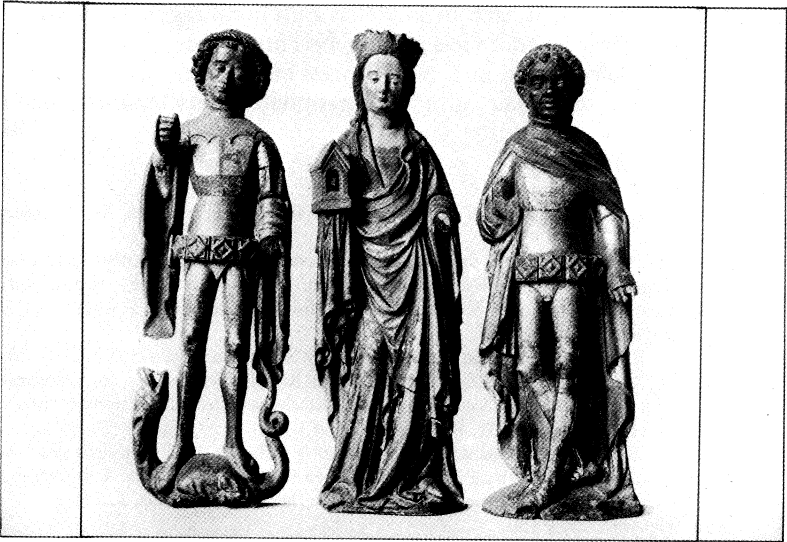


Abb. 7: St. Georg, St. Gertrud und St. Mauritius (v. l.) aus dem Schwarzhäupterhaus in Riga, jetzt: Museum für Stadt- und Schifffahrtsgeschichte Rigas (Foto: Marika Vanaga)

entschlüsselt geblieben. Ebenso unerwartet ist auch eine derart späte Datierung, was bedeutet, daß die bisherigen Konzepte neu bewertet werden müssen.

Der begrenzte Raum dieses Beitrags und der noch andauernde Untersuchungsprozess erlauben mir nicht, alle mit dem Baltikum verbundenen Kunstwerke zu betrachten. Das Ziel dieses kurzen Überblicks war eigentlich, mit den dort erhaltenen hochmittelalterlichen Plastiken bekannt zu machen. Bisher herrschte die Ansicht, daß in Lettland nur wenige Kunstwerke aus dem Hochmittelalter erhalten wären. Folglich fanden nur wenige davon in der Fachliteratur Beachtung. Die meisten davon wurden früher als Ergebnis der Aktivitäten der Hanse mit dem Zentrum Lübeck interpretiert, die neuesten Untersuchungen zeigen jedoch, daß der Kunstexport nicht nur von Lübeck ausging. Einige Meisternamen, zum Beispiel Bernt Notke, Johannes Stenrat u.a. sind mit einer unglaublich großen Zahl von Arbeiten verbunden,²⁶

und es fällt nicht leicht, sich in so vielen Zuschreibungen zu orientieren; deshalb werden heute viele althergebrachte Konzepte neu bewertet. Auch das Baltikum ist in diesem Prozess einbezogen, wo sich ebenso verschiedene regionale und internationale Zeitalterströmungen kreuzten. ■

Anmerkungen:

- ¹ Bonsdorff, J. v.: Hansekonsten – finns den? in: *Gotlandia irredenta*, Sigmaringen 1990, S. 56.
- ² Zaske, N.: Hansische Plastik und Malerei: Bemerkungen zu ihrer stilistischen und ideellen Eigenart, in: *Der Ost- und Nordseeraum: Politik – Ideologie – Kultur vom 12. bis zum 17. Jahrhundert*, Weimar 1986, (Hansische Studien; 7), S. 147-155.
- ³ Bonsdorff (wie Anm. 1), S. 57.
- ⁴ Campe, P.: Rīgas Sv.Pētera baznīcas būvvēsture, in: *Senatne un Mākla 1939:3*, S. 78.
- ⁵ Bruiningk, H. v.: Die Altäre der Domkirche zu Riga im Mittelalter, in: *Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1901*, Riga 1902, S. 8-13.
- ⁶ Hoffmann, K.: Volkstum und ständische Ordnung in Livland: die Tätigkeit des Generalsuperintendenten Sonntag zur Zeit der ersten Bauernreformen, in: *Schriften der Albertus-Universität / Geisteswissenschaftliche Reihe*, Bd. 23 (1939), S. 27.
- ⁷ Zaske (wie Anm. 2), S. 150.
- ⁸ *Latvijas PSR Vēstures muzeja kokskulptūras: Katalogs, sastādījusi R. Muižniece*, Rīga 1984, S. 12.
- ⁹ Löffler, H.: Ein mittelalterliches Triumphkreuz im Dommuseum in Riga, in: *Mitteilungen aus der livländischen Geschichte*, 23 (1924-26), S. 372. Er hält die Figur für eine Anna-selbdritt-Darstellung.
- ¹⁰ Muižniece, R.: *Latvijas PSR Vēstures muzeja seno kokskulptūru kolekcija*, in: *Materiāli feodālisma posma Latvijas mākslas vēsturei*, Nr. 1, Rīga 1986, S. 50.
- ¹¹ Andersson, A.: *Medieval Wooden Sculpture in Sweden*, Vol. 2: Romanesque and Gothic Sculpture, Stockholm 1966, S. 90.
- ¹² Jacobsson, C.: *Höggotisk träskulptur i gamla Linköpings stift*, Visby 1995.
- ¹³ *Kirchliche Kunst des Mittelalters und der Reformationszeit*, bearb. von J. Wittstock, Lübeck 1981 (Lübecker Museumskataloge; 1: Die Sammlung im St. Annen-Museum), S. 62.
- ¹⁴ Tångeberg, P.: *Holzskulptur und Altarschrein: Studien zu Form, Material und Technik*, München 1989, S. 34.
- ¹⁵ *Museum für Stadt- und Schiffahrtsgeschichte Rigas*, No. VRVM 57875.
- ¹⁶ Vgl. allgemein hierzu: *Figur und Raum: mittelalterliche Holzbildwerke im historischen und kunstgeographischen Kontext*, Hrsg.: U. Albrecht; J. v. Bonsdorff, Berlin 1994.
- ¹⁷ Löffler (wie Anm. 9), S. 372-384.
- ¹⁸ Tångeberg, P.: Das „schöne Kruzifix“ in Vadstena und Nußbaumholzskulpturen aus dem Deutschordensland, in: *Antikvariskt arkiv* 75 (1993), S. 42.
- ¹⁹ „In die baltischen Gebiete des deutschen Ordens fand der Stil wohl ebenfalls von Preußen her Eingang. Von den wenigen dort erhaltenen Denkmälern mittelalterlicher

Plastik zeigt ein Vesperbild aus Holz über dem Portal der katholischen Kirche neben dem Schloß in Riga Verwandtschaft mit preußischen Bildwerken.“ (K. H. Clasen: Die mittelalterliche Bildhauerkunst im Deutschordensland Preußen: die Bildwerke bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, Berlin 1939, S. 186)

²⁰ Früher auch als hl. Barbara bezeichnet.

²¹ Katalog der Rigaschen culturhistorischen Ausstellung, Riga 1883, S. 199.

²² Splet, H.: Geschichte des rigaschen Neuen Hauses, Riga 1934, S. 116, 118.

²³ Campe, P.: Lexikon livländischer und kurländischer Baumeister, Bauhandwerker und Baugestalter von 1400 bis 1850, Bd. 1, Stockholm 1951, S. 7. – Hier sind alle Forschungsergebnisse zusammengefasst.

²⁴ Clasen (wie Anm. 19), S. 231.

²⁵ Lutz, G.: Das Hochaltarretabel aus dem Mindener Dom: ein Beitrag zur Stellung Lübecks als Kunstzentrum im Hanseraum, in: *Figur und Raum* (wie Anm. 16), S. 153-166.

²⁶ Kempff, M.: *Attribueringarnas mångfald: Johannes Stenrat och Hans Hesse: den senmedeltida verkstadens produktion*, Stockholm, 1994.

Pia Ehasalu

Lübecker Maler und Porträtisten im 17. Jahrhundert in Reval/Tallinn

Wie in früheren Zeiten, so war in Estland auch im 17. Jahrhundert die Mobilität der Künstler eine wichtige Voraussetzung für die Verbreitung von Kunstideen, Stilen und Techniken, d. h. die zur Meisterprüfung vorgeschriebenen Wanderjahre waren Pflicht, um die notwendigen neuen Kenntnisse und Fähigkeiten zu erwerben. Noch bedeutsamer war die Einwanderung ausgebildeter Künstler, die dann in der lokalen Schaffensszene zu wirken begannen.

Der vorliegende Beitrag unternimmt den Versuch, die Rolle der aus Lübeck stammenden Maler und Porträtisten im Kunstgeschehen im Reval (estn. Tallinn) des 17. Jahrhunderts zu untersuchen. Dargelegt werden sowohl ihre professionelle Ausbildung und ihr Tätigkeitsbereich, als auch ihr sozialer Status und wie sie sich der aktuellen Probleme des hiesigen Lebens annahmen. Damals war für Lübeck wie für Reval der Wettbewerb zwischen freien Künstlern und den Zünften kennzeichnend, der sich aus den Emanzipationsbestrebungen der Künste ableitete.

Der vorliegende Beitrag soll nicht die damalige Kunst in Lübeck behandeln. Über die Tätigkeit der Lübecker Malerzunft finden sich Angaben in der Einzeldarstellung *Das Maleramt und die Innung der Maler in Lübeck* von Willibald Leo von Lütgendorff aus dem Jahre 1925 (s. Anm. 12). Eine Untersuchung der Kunstbeziehungen zwischen Lübeck und Estland, die auch die Entwicklungstendenzen der von uns betrachteten Periode darstellt, stammt von Wilhelm Neumann. In seinem 1918 erschienenen Beitrag *Lübecks künstlerische Beziehungen zu Alt-Livland* stellte er Abschwächungstendenzen in dieser Hinsicht bereits für das 16. Jahrhundert, eine schwache Belebung aber mit dem Übergang Estlands unter schwedische Herrschaft fest.¹ Aus seiner Feder stammt weiterhin ein Aufsatz über Hans und Albrecht von Hembsen.² Dieser beruht in hohem Maß auf der Schrift Paul Hases *Der Maler Hans von Hembsen und sein Bild vom Audienzsaal des*

Rathauses.³ Der wertvollste Teil der Arbeit Hasses ist die teilweise Publikation der Briefe von HembSENS an den Lübecker Magistrat.

Kennzeichen des Niederganges im Bereich der bildenden Kunst in Lübeck sind schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu erkennen. Ursachen dafür konnten die zu große Zahl der Meister und Gesellen,⁴ die abnehmenden Aufträge und die verringerte Konkurrenzfähigkeit gegenüber den Niederlanden⁵ sein. Mit der Reformation wurde die Stellung der Malkunst noch schwächer, die geringe Zahl der Aufträge und die organisatorische Starre zwangen verschiedene Künstler zum Verlassen der Stadt. Obwohl die Kriege des 17. Jahrhunderts die Stadt Lübeck nicht direkt berührten, wirkten sich der Bau von Wehranlagen und die Kontributionen auf die Wirtschaft aus. Die Zünfte stagnierten, die Anzahl der Meister wurde begrenzt, strengere Bestimmungen für das Erlangen der Meisterwürde traten in Kraft.⁶ Im 17. Jahrhundert war Lübeck für ausländische Künstler nicht mehr attraktiv, sogar die wenigen Fähigen verließen die Stadt (so Gottfried Kneller).⁷

Im gleichen Jahrhundert wurde Hamburg zum Kunstzentrum in Norddeutschland. Künstler von Rang wie Joachim Luhn,⁸ Juriaen Jacobsz⁹ und Matthias Scheits¹⁰ gab es in Lübeck nicht. Trotz der angeführten Tatsachen muß vermerkt werden, daß über kürzere oder längere Zeit wirkende Zunft- und Freimeister mit besserer beruflicher Ausbildung doch auch in Lübeck vorhanden waren. Von den Malern zu Beginn des Jahrhunderts sollen Johann Willinges, der Freimeister Hans von HembSEN, Zacharias Kneller – der Vater von Gottfried Kneller – sowie die Porträtmaler Burchard Wulff und Matthias Black genannt werden.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts betätigten sich die Freimeister Heinrich Bollandt, Michael Conrad Hirt und Hans Hinrich Schwartz in Lübeck. Nach Angaben Lütgendorffs wirkten in Lübeck mit seinen damaligen ungefähr 25 000 Einwohnern im 17. Jahrhundert¹¹ etwa 121 Maler und Porträtisten, von ihnen mindestens 43 als Freimeister¹². Von der ständig wachsenden Konkurrenz zeugen die Beschwerden der dortigen Malerzunft an den Rat¹³ und die Verfolgung der Bönhasen. Die wirtschaftliche und politische Instabilität, Konkurrenz und die Enge des Markts zwangen mehrere Maler und Porträtisten zum Verlassen ihrer Heimatstadt. Im 17. Jahrhundert wirkten in Reval kürzere oder längere Zeit wenigstens sechs Maler, unter ihnen Porträtisten, die wohl aus Lübeck stammen konnten.

Verglichen mit dem 16. Jahrhundert stieg in Reval im genannten Jahrhundert die Zahl der Maler und Porträtisten an. Aus dem 16. Jahrhundert sind dem Namen nach rund 15 Vertreter dieses Berufs bekannt; mehrere von ihnen befaßten sich auch mit Holzschnitzerei, andere waren außerdem als Glaser beschäftigt.¹⁴ Bereits in den Archivalien des 17. Jahrhunderts sind namentlich wenigstens 56 Maler und Porträtisten aufgeführt, die in Reval dauerhafter oder kürzer wirkten oder sich wenigstens hier auf der Durchreise befanden. Von ihnen können etwa 26 als fähige Künstler gelten.¹⁵ Das dürfte eine optimale Zahl für das an die etwa 10 000 Einwohner zählende Reval¹⁶ sein. Also ist in jener Zeit ein Wachstum der Zahl der Maler und Porträtisten bei einer gleichbleibenden Einwohnerzahl festzustellen.

Die Zunahme der Künstlerschaft läßt ein Anwachsen der Nachfrage vermuten, und das sowohl bei einfacheren Malerarbeiten als auch bei der beruflich anspruchsvolleren Kunstmalerei. Der Besitz von Gemäldesammlungen war damals in der Stadt bereits üblich. Die Schöpfer der von den Bürgern bevorzugten Privatporträts waren wohl einheimische Meister. Paradebildnisse europäischer Herrscher, in den Räumen der Gilden zu sehen, können – wenigstens zum Teil – auch Arbeiten ortsansässiger Künstler sein. Die Künstler fanden weiterhin Beschäftigung in der Herstellung der im 17. Jahrhundert sich verbreitenden Epitaphien, Altar- und Kanzelbilder und im Ausschmücken der Orgelemporen. Die Revaler Maler und Porträtisten des 17. Jahrhunderts waren meist Einwanderer, vorwiegend aus Deutschland, und ausgebildete Meister. Es ist aber auch zu berücksichtigen, daß bereits seit dem späten Mittelalter die Maler zu den mobilsten Bevölkerungsgruppen gehörten.

Die Ableistung von Wanderjahren wurden von allen Malern verlangt; vorher durfte man sich nicht in einer Stadt niederlassen.¹⁷ Im Hinblick auf die Herkunft der Revaler Maler des 17. Jahrhunderts kann nicht behauptet werden, daß Lübeck bemerkenswert stärker als andere Städte vertreten gewesen wäre. In Reval wirkende Maler kamen ebenso aus Hamburg oder Danzig (poln. Gdańsk). Eher ist festzustellen, daß das protestantische Norddeutschland vor dem katholischen Süden dominierte. Die Herkunft einer ganzen Reihe von Malern und Porträtisten ist nicht festzustellen. Besonders gilt das für Freimeister, die allgemein auch nicht Bürger Revals waren.

Der erste Künstler Lübecker Herkunft in Reval im 17. Jahrhundert, über den Angaben in Archiven greifbar sind, war der Maler und Porträtist Peter Wichert. Der Vorsteher der Nikolaikirche Jobst Dunte rief ihn 1627 nach Reval, damit er für die Kirche Epitaphien schaffe.¹⁸ Im Verzeichnis der Zunft- und Freimeister in Lübeck ist Wichert nicht enthalten,¹⁹ unbekannt ist auch, welche Fachausbildung er erhalten hat. In den Revaler Archivalien wird er „Mahler und Konterfeier“ genannt.

Natürlich muß gesagt werden, daß der Hauptteil der in den Revaler Urkunden des 17. Jahrhunderts verzeichneten Arbeiten der Maler und Porträtisten ihrem Charakter nach sozusagen Anstreichleistungen und nur in wenigen Fällen künstlerische Werke waren. Im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts gab es noch keine klare Trennung beider Berufe. 1637 gründeten die Revaler Maler ihre eigene Zunft, zu der auch Porträtisten gehörten. In den späteren Schragen (1654, 1662, 1665 und 1744) – betitelt „Conterfeiter und Maler Schrag“ – werden die Porträtmaler sogar an erster Stelle angeführt.²⁰

Nach den Angaben des Schragen von 1637 wurde das Thema für das Meisterstück nicht festgelegt; Bedingung für die Aufnahme in die Zunft war ein Werk in Ölfarben. Das setzte bei dem Kandidaten das Beherrschen der elementaren Fertigkeiten eines Kunstmalers voraus. Es ist klar, daß ein großer Teil der Maler weder über genügend Fähigkeiten noch über den Anspruch verfügten, sich als Porträtisten durchzusetzen. Ihr hauptsächliches Arbeitsgebiet war das farbige Bemalen von Möbeln und anderen Tischlererzeugnissen, von Wandtäfelung und Architekturdetails, aber auch die Ausschmückung von Interieuren mit Raummalereien.²¹

Somit kann gesagt werden, daß eine derartige Aufteilung in Maler und Porträtisten sich nicht immer in der praktischen Tätigkeit widerspiegelte und die Grenze zwischen Handwerker und Künstler recht beweglich war. Auch der Maler und Porträtist Peter Wichert sah keine Herabwürdigung darin, einfachere Malerarbeiten auszuführen. Es ist bekannt, daß er auf Bestellung der Bruderschaft der Revaler Schwarzhäupter 1639 ein Gemälde für ein Epitaph, geschnitzt von Tobias Heinze, in der Olaiikirche schuf,²² daneben aber auch mehrere nicht näher bezeichnete Arbeiten für die Schwarzhäupter 1641 ausführte.²³ Leider läßt sich kein einziges erhaltenes Gemälde mit dem Namen Peter Wicherts verbinden; die meisten Werke jener Zeit sind unsigniert.

Archivquellen lassen aber vermuten, daß er neben Auftragsarbeiten für die Kirche auch Porträts gemalt hat.²⁴

Bis zur Ankunft des Freimeisters Hans von Hembsen gab es für Peter Wichert in Reval keinen ersten Konkurrenten auf dem Gebiet der Malkunst. Der gleichfalls zu jener Zeit tätige Paul Blome war laut Archivangaben eher ein Maler für schlichtere Aufgaben und kein Porträtist.²⁵ 1641 wurde Wichert Revaler Bürger und erwarb im gleichen Jahr ein Haus in der Raderstrasse (estn. Rataskaevu tänav).²⁶ Es ist nicht bekannt, wann er Mitglied der Malerzunft wurde, doch unter einer Beschwerde der Malerzunft an den Revaler Rat aus dem Jahre 1637 findet sich seine Unterschrift.²⁷ Seine soziale Stellung ist ersichtlich aus der Tatsache, daß er 1639 in die Bruderschaft der Revaler Schwarzhäupter aufgenommen wurde, was ihn veranlaßte, der Bruderschaft „ein Gemälde, welches ihm am meisten gefällt“, als Geschenk zu versprechen.²⁸ Ob er das auch tat, ist nicht bekannt. Möglicherweise ist er der Schöpfer einiger der lebensgroßen Paradeporträts in der Gemäldesammlung der Schwarzhäupter aus dem 17. Jahrhundert.

Peter Wichert starb 1644.²⁹ Seine Werkstatt leitete seine Witwe Anna von Busen weiter. Einige Zeit arbeitete dort als Geselle Albrecht von Hembsen, ein Porträtist, von dem unten berichtet wird. In der Werkstatt Peter Wicherts waren als Gesellen Albrecht Storm und Hinrich Polaus (Polam) tätig.³⁰ Letzterer ehelichte Wicherts Tochter Dorothea.³¹ Wicherts zweite Tochter Elisabeth verheiratete sich mit dem Porträtisten Johann de Sack.³²

Von den aus Lübeck kommenden Porträtisten in Reval waren im 17. Jahrhundert die Freimeister Hans und Albrecht von Hembsen die bekanntesten. Hans von Hembsen ist in Reval spätestens seit dem 29. November 1636 belegbar, als er in die Bruderschaft der Schwarzhäupter aufgenommen wurde.³³ Er wurde im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in Lübeck geboren, war Schüler des dortigen Malers Philippe Röseler,³⁴ danach ist er laut eigener Aussage in Danzig und Königsberg (russ. Kaliningrad) „den besten und kunstreichen Malern nachgezogen“ und hat sich besonders in der Landschaftsmalerei vervollkommnet. Im Brief an den Lübecker Rat 1616 bat er darum, als Freimeister angenommen zu werden. Der Rat lehnte Hembsens Antrag ab.³⁵ 1618 wurde Hembsen Bürger der Stadt Lübeck und heiratete Anna Blome, mit der er wenigstens fünf Kinder hatte.³⁶ Wo sich Hans von Hembsen die folgenden Jahren aufhielt und womit er sich

beschäftigte, darüber sagen die Quellen nichts aus. In den Jahren 1623-1624 ist er in Lübeck belegbar, denn 1623 kaufte er ein Haus von Hinrich Wulff und verkaufte es im darauffolgenden Jahr.³⁷ 1625 präsentierte er, um Freimeister zu werden, ein Gemälde für den Audienzsaal des Lübecker Rathauses, das eine Sitzung des Obersten Gerichts darstellt.³⁸ Es ist auch das einzige erhaltene Gemälde von ihm,³⁹ welches eine Vorstellung von seinem professionellen Niveau und seiner Malart gibt. Für dieses Bild erhielt Hans von Hembsen vom Rat die Rechte eines Freimeisters. Er durfte nun Bildnisse, Landschaftsbilder und „Historien“ malen.⁴⁰ 1630 malte er ein Porträt des Lübecker Bürgermeisters Lorenz Möller auf Kupfer, gleichfalls die Gemälde „Auferstehung“ und „Kreuzigung“ für das Epitaph Möllers. Von ihm stammt auch die polychrome Gestaltung des Epitaphs.⁴¹

1629 bat Hans von Hembsen den Lübecker Rat um die Erlaubnis, einen Gesellen zu beschäftigen und verwies auf seine schwachen Augen sowie seine Krankheit. Der Rat erteilte ihm auch diese Sondererlaubnis.⁴² Üblicherweise war es in Lübeck den Freimeistern untersagt, Gesellen und Lehrlinge zu haben, einfachere Malerarbeiten auszuführen und außerhalb der eigenen Werkstatt Kunsthandel zu betreiben.⁴³ Nach Angaben Wilhelm Neumanns war Hembsens Geselle in Lübeck Hans Clausen, spätestens 1635 war Hans Deters Geselle,⁴⁴ dessen spätere Tätigkeit gleichfalls teilweise mit Reval verbunden war. Es ist nicht bekannt, aus welchen Gründen Hans von Hembsen Lübeck verließ, ob es nun seine verschlechterte Gesundheit oder der verstärkte Konkurrenzkampf war.

Wie in Lübeck, so geriet Hembsen auch in Reval sofort in Konflikte mit den Zunftmeistern. Auch in Reval versuchte er, vom Rat das Recht zu erhalten, Freimeister zu sein.⁴⁵ Er starb im Jahre 1641.⁴⁶ Über die Produktion Hembsens in Reval ist praktisch nichts bekannt. Die Quellen sagen nichts über seine Tätigkeit für die Kirche oder öffentliche Einrichtungen aus. 1641 wurde ein Inventarverzeichnis vom Besitz Hans von Hembsens aufgestellt. Darin finden sich Gemälde verschiedenartiger Thematik, religiöse, allegorische und Landschaftsbilder, Porträts, darunter das Bildnis eines dänischen Königs, wohl Christians IV.⁴⁷ Wahrscheinlich war Hembsen der Schöpfer wenigstens eines Teils dieser Werke.

1643 werden im Bruderbuch der Revaler Schwarzhäupter Hans von Hembsen und sein Sohn Albrecht sowie ein gewisser Claus Colorus als

Mitspender eines Bildnisses des polnischen Königs Sigismund III. verzeichnet.⁴⁸ Dieses Porträt ist wohl aus der Sammlung der Schwarzhäupter verlorengegangen; vermutlich wird es, ähnlich den anderen Bildnissen dieser Kollektion und in jener Periode gespendet, ein lebensgroßes Paradeporträt gewesen sein.

Es wurde schon oben bemerkt, daß Hans von Hembsen ein Schüler des Lübecker Malers Philippe Röseler war. Lütgendorff schätzt die Fähigkeiten Hembsens hoch ein, hält aber Röseler für einen völlig durchschnittlichen Maler.⁴⁹ Nach dem Fortgang von Röseler wirkte Hembsen in Danzig und Königsberg. In einem Brief an den Revaler Rat von 1637 nennt Hembsen auch einige namhafte Freimeister in Danzig⁵⁰ – zu den Bekannteren von ihnen zählen Bartholomeus Strobel und Salomon Wegener. Es kann sein, daß Hembsen mit diesen Männern persönlich zusammenkam. Theodor Riewerts hat in seiner Arbeit *Der Maler Johann Willinges in Lübeck* 1936 die Ansicht geäußert, das Schaffen von Willinges sei der Gipfel der damaligen Malkunst in Lübeck gewesen. Die Gemälde Hembsens hält er für provinziell und altmodisch.⁵¹ Ich würde wohl eher der Einschätzung Paul Hasses zustimmen, der findet, Hembsen sei zwar von Willinges merklich beeinflusst worden, jedoch in ihm einen recht fähigen Porträtisten sieht.⁵²

Aktiver als der Vater wirkte in Reval sein Sohn Albrecht von Hembsen. Er war 1625 in Lübeck geboren,⁵³ wurde 1647 Revaler Bürger⁵⁴ und erlag 1657 der Pest⁵⁵. Ausgebildet wurde er unter Anleitung seines Vaters. Bei anderen Meistern, auswärts, hat er wohl nicht gelernt. Unter seinen Zeitgenossen war Albrecht von Hembsen besonders als Porträtist beliebt. Aus einer Gerichtssache jenes Mannes, der in den Jahren 1645–46 bei der Witwe Peter Wicherts als Geselle gearbeitet hatte, wird ersichtlich, daß er Bildnisse von 17 Bürgern der Stadt und höheren Würdenträgern gemalt und dafür Geldlohn erhalten hat.⁵⁶

Der Kreis der Abkonterfeiten war sehr groß. Darunter befanden sich der Gouverneur, der Statthalter, Oberst Wrangel, der städtische Medikus Gebhard Himselius mit Gattin auf einem Bild, mehrere Kaufleute mit ihren Familienangehörigen, aber auch die Barbiergesellen Baltzer und Otto sowie Hembsen auf einem Selbstbildnis.⁵⁷ Einerseits ist das ein Zeugnis für die Beliebtheit des Künstlers, andererseits aber auch für das Fehlen einer Konkurrenz in Reval. Wahrscheinlich befriedigte das Können Hembsens die gehobenen Schichten, und die Preise seiner Werke waren auch für den Mittelstand zu verkraften. 1646 schuf er

Gemälde zu einem Epitaph des Obersten Rechenberg,⁵⁸ und auch die Gemälde am Epitaph Bogislaus von Rosens werden ihm zugeschrieben.⁵⁹ Die 1657 in der Werkstatt Albrecht von Hembsens beschlagnahmten lebensgroßen Ganzfigurbildnisse des schwedischen Herrscherpaars – König Karl X. Gustav und dessen Gattin Hedvig Eleonora – gestatten die Annahme, daß er sich auch mit Paradeporträts befaßte.⁶⁰ Daneben schuf er Fahnen für Oberst Taube und Berend Scharenberg und führte ein Interieurbild für den Bürgermeister Thieren aus.⁶¹

Eine Bemerkung in einem Brief Albrecht von Hembsens an den Rat der Stadt spiegelt die Lage der Porträtmaler in Reval um die Mitte des 17. Jahrhunderts recht drastisch wieder: „...das Conterfeyen (ist) eine solche Kunst, da man bald viel bald wenig, oft wohl auch nichts zu thun hat.“⁶² Einerseits war die Nachfrage nach Bildnissen und anderen Gemälden merklich gewachsen, doch sie war nicht beständig genug, um ein stabiles Einkommen zu sichern.

Im Zusammenhang mit den Freimeistern sollte auch das Schicksal des Gesellen Hans von Hembsens, Hans Deters, verfolgt werden. Obwohl er aus Danzig und nicht aus Lübeck stammte, kam er zusammen mit Hembsen 1636 nach Reval und wurde in die Bruderschaft der Schwarzhäupter aufgenommen.⁶³ Anfangs verblieb er als Geselle bei Hembsen, was mehrere Klagen der Malerzunft an den Rat beweisen.⁶⁴ Ab 1640 ist er als Konterfeier im Einwohnerverzeichnis der Stadt Narva zu finden.⁶⁵ Höchstwahrscheinlich handelt es sich um dieselbe Person, die in den Jahren 1642-1655 als erster ausländischer Maler bei der Waffenkammer in Moskau wirkte.⁶⁶ Größtenteils war Deters bei mehreren Dekorativarbeiten tätig: er fertigte Wandverzierungen, malte Kirchen- und Regimentsfahnen, aber auch Porträts. Von seinen Arbeiten kennt man beispielsweise das lebensgroße Bildnis des Patriarchen Nikon im Kloster Nowo-Jerussalimsk, das 1941 vernichtet wurde. In Moskau hatte er auch Schüler: Flor Stepanow und Isaak Abramow.⁶⁷ Deters war ein Maler, den Zar Michail Fjodorowitsch schätzte und gut bezahlte.

Von den aus Lübeck stammenden Malern im Reval der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wären noch Berend Flasskamp und David Grabau zu nennen. Beide gehörten auch der Revaler Malerzunft an. Nach Archivangaben zu schließen, war David Grabau, in den Quellen auch manchmal David Graf genannt, kein Porträtist. Revaler Bürger wurde er 1661 und starb 1666.⁶⁸ Flasskamp wurde 1654 Bürger der

Stadt. Im gleichen Jahr heiratete er Lucia Diener, die Witwe des Malers und Porträtisten Hans Blume, und erwarb dadurch eine Immobilie in der Raderstraße.⁶⁹ Wie im Fall vieler Künstler jener Zeit, fehlen archivalische Belege über seine berufliche Tätigkeit; auch lässt sich kein einziges erhaltenes Gemälde mit seinem Namen verbinden. Über seine Fachausbildung ist lediglich bekannt, daß er die obligatorischen Wanderjahre durchmachte und nach Reval als Malergeselle gelangte. In den Quellen wird Flasskamp Porträtist genannt, in seinem Inventarverzeichnis sind unter anderem 16 Gemälde (Schildereyen) angeführt.⁷⁰ Dennoch war er offenbar als Porträtist nicht besonders erfolgreich, denn 1662 war seine Witwe verschuldet.⁷¹ Flasskamp besaß offensichtlich einen streitsüchtigen Charakter; davon zeugen seine gerichtlichen Auseinandersetzungen mit den Freimeistern Albrecht von Hembesen und Johann Werner.⁷²

Es ist zu bemerken, daß ein zugespitztes Verhältnis zwischen den freien und den Zunftmeistern, wie es in Lübeck im 17. Jahrhundert festzustellen ist, auch für das damalige Reval recht kennzeichnend war. In Lübeck erfolgte die Ernennung zum Freimeister durch den Magistrat, in Zweifelsfällen wurde eine Probearbeit verlangt.⁷³ Im Unterschied zu Danzig, wo in der Mitte des 17. Jahrhunderts nur ein Freimeister zugelassen war,⁷⁴ gab es in Lübeck zu jener Zeit keine zahlenmäßige Beschränkung für sie; ihre Zulassung hing ausschließlich vom Willen des Rats ab. Wie oben gesagt waren in Lübeck in jener Periode etwa 43 Freimeister tätig. Also verhielt sich der Lübecker Rat zu diesen Meistern recht günstig. Die streng reglementierten Zünfte, deren System dem Schutz der wirtschaftlichen Interessen der wohlhabenden Meister diente, sahen das Erscheinen der Freimeister als einer Konkurrenz für ihr Marktmonopol nicht gern.

Auch in Reval äußerte sich das in vielen Beschwerden der Zunft an den Rat, wo die Freimeister wie auch die sich dem Zunftzwang entziehenden Maler Bönhasen genannt wurden. Mit Hans Sack äußerte erstmalig ein Freimeister sein Verhältnis zu seinem Status in seinem Brief an den Revaler Rat 1614.⁷⁵ Dieser Mann dürfte ein Maler Revaler Herkunft gewesen sein, der vier Jahre lang beim schwedischen Hofkünstler Johann Baptista van Uther gelernt und eine Zeitlang auch bei der polnischen Krone beschäftigt war.⁷⁶ In seinem Brief deutet Sack an, daß er wegen des unerwarteten Todes seines Ausbilders keinen Lehrbrief vorzuweisen habe, und er stellt unter Zweifel, ob solches

überhaupt nötig sei: „weil es (die Malerei) eine freie Kunst ist und alde jedem frei ist zu arbeiten, wer nur was redliches kann.“⁷⁷

Recht scharf stellte sich das Problem der Freimeister in Verbindung mit den Lübecker Meistern Hans und Albrecht von Hemsben. Auf den in Lübeck erworbenen Stand eines Freimeisters verweisend, erbat sich der Porträtist Hans von Hemsben in seinem Brief an den Revaler Rat 1637 die gleichen Rechte in dieser Stadt: „... ein solches freiheit zu stützen und erhalten“. Er verweist auch darauf, daß in den großen norddeutschen Städten wie Lübeck, Danzig und Hamburg die freien Künstler anerkannt werden, nennt auch mehrere von diesen und wundert sich, warum das Wirken der Freimeister in Reval behindert wird.⁷⁸ Die Malerzunft aber fordert in ihrem Antwortschreiben an den Rat den Schutz des Schragens sowie strengere Bestrafung der Bönhasen.⁷⁹ Laut Beschluß des Rats erreichte Hans von Hemsben immerhin ein Übereinkommen mit der Malerzunft. Er durfte sogar einen Gesellen beschäftigen, doch einfachere Malereien durfte er nicht ausführen.⁸⁰ 1641 beklagte sich die Revaler Malerzunft über Albrecht, den Sohn Hans von Hemsbens: er sei noch Lehrling, übernehme aber die besten Arbeiten.⁸¹

Es scheint, daß auch in Reval die Künstler mit besserer Ausbildung und stärkerem Selbstbewußtsein den Status eines Freimeisters zu erlangen suchten. 1663 war der Status der Freimeister im Schragen der Maler und Porträtisten noch nicht festgelegt. Erstmals wurde ein derartiger Punkt, der 1665 endgültig bestätigt wurde, im reformierten Schragen aufgenommen. Darin wird, entsprechend den Bedürfnissen, die Tätigkeit von ein oder zwei Freimeistern in Reval erlaubt.⁸² Es wird nicht präzisiert, ob ein solcher Freimeister Gesellen und Lehrlinge beschäftigen darf.

Die Bestätigung des Standes der Freimeister bedeutet bereits ihre Anerkennung. Also konnte man zu jener Zeit das Problem nicht mehr übersehen, indem man einfach von Bönhasen sprach. Vielleicht waren in der Gesellschaft bereits Kräfte am Entstehen, deren materielle und moralische Unterstützung die Freimeister mobilisieren konnten.

Beim Vergleich des Kunstlebens im 17. Jahrhundert in Lübeck und Reval können gewisse gleichlaufende Erscheinungen festgestellt werden. Der Bedarf und die Nachfrage in Sachen Malkunst waren angestiegen – das gilt besonders für Reval, doch gab es in beiden Städten genügend, in Lübeck sogar übermäßig viel Porträtmaler, die eine entsprechende Nachfrage befriedigen konnten. Von der Enge des lokalen

Kunstmarkts und vom Mangel regelmäßiger Aufträge zeugt die in beiden Städten erkennbare Tendenz, daß Freimeister auch einfachere Arbeiten, besonders Polychromieren, anstrebten.

Das Auftreten von Freimeistern im 17. Jahrhundert in Reval zeugt von einer Erneuerung des Kunstlebens – war doch im 17. Jahrhundert in ganz Europa das wachsende Ansehen der Malkunst als Profession und ein sozialer Aufstieg der Künstler festzustellen. In Reval zeugt davon die Aufnahme mehrerer Lübecker Künstler in die Bruderschaft der Schwarzhäupter. In diesem Sinn ist der Beitrag der Lübecker Hans und Albrecht von Hemsben zum Revaler Kunstgeschehen des 17. Jahrhunderts durchaus bemerkenswert. Die institutionellen Veränderungen im Kunstleben Westeuropas im 16. und 17. Jahrhundert – Trennung von Kunst und Handwerk, Alternativsuche zum Zunftsystem – konnten das recht provinzielle und konservative Reval nicht unberührt lassen. Das Wirken der Lübecker beschleunigte das hiesige Kunstgeschehen und war dem Provinzialismus abträglich. ■

Anmerkungen:

- ¹ Wilhelm Neumann: Lübecks künstlerische Beziehungen zu Alt-Livland, in: Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde H. 13 (1917/1919), S. 93-107, hier S. 105.
- ² Wilhelm Neumann: Die Maler Hans und Albrecht von Hemsben, Riga 1899; separat aus: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands, 1898. S. 52-55.
- ³ Paul Hasse: Der Maler Hans von Hemsben und sein Bild vom Audienzsaal des Rathauses, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 7 (1898), S. 312-327.
- ⁴ Max Hasse: Maler, Bildschnitzer und Vergolder in den Zünften des späten Mittelalters, in: Jahrbuch der Hamburger Kunstsammlungen 21 (1976) S. 31-42, hier S. 37.
- ⁵ Lübeckische Geschichte/hrsg. von Antjekathrin Graßmann, Lübeck 1988, S. 359.
- ⁶ Ebda., S. 454, 472-473.
- ⁷ Ebda., S. 482.
- ⁸ Götz Adriani: Deutsche Malerei im 17. Jahrhundert, Köln 1977, S. 186.
- ⁹ Ebda., S. 183.
- ¹⁰ A. N. Izergina: Nemeckaja živopis' XVII veka, Leningrad, Moskva 1960, S. 61-65.
- ¹¹ Lübeckische Geschichte (wie Anm. 5), S. 463.
- ¹² Willibald Leo von Lütgendorff: Das Maleramt und die Innung der Maler in Lübeck 1425-1925, Lübeck 1925, S. 181-222.
- ¹³ Archiv der Hansestadt Lübeck: Altes Senatsarchiv/Interna/Ämter: Maler.
- ¹⁴ Rasmus Kangropool, Mai Lumiste: Tallinna maalijad ja puunikerdajad 14. ja 15. sajandil, in: Kunstiteadus – Kunstikriitika / hrsg. von Mai Levin, Mai Lumiste und Lehti Viirjoja, Tallinn 1981, S. 155-177, hier S. 161-171; Rasmus Kangropool:

- Tallinna maalijad ja puunikerdajad 1530 - ca 1640, in: Kunstiteaduslikke uurimusi/ hrsg. von Ants Juske und Mart Kalm, Tallinn 1994, S. 113-133, hier S. 117-124.
- ¹⁵ Die Angaben beruhen auf folgende Materialien: Kangropool (wie Anm. 14), S. 117-129; Krista Kodres: Tallinna maalijad 17. ja 18. sajandil, in: Kunstiteaduslikke uurimusi (wie Anm. 14), S. 134-155, hier S. 141-153; Pia Ehasalu: Portree Tallinnas 17. sajandil, Magisterarbeit (Manuskript), Eesti kunstiakadeemia [Estonische Kunstakademie] Tallinn 1997, S. 123-135.
- ¹⁶ Teet Vejspak: Naselenie goroda Revel'ja v konce XVII – načale XVIII-go vv. (1680-1710 gg.), gedr. Autoreferat der Diss. Tallinn 1986, S. 10.
- ¹⁷ Jan von Bonsdorff: Kunstproduktion und Kunstverbreitung im Ostseeraum des Spätmittelalters, Helsinki 1993 (Suomen muinaismuistoyhdistyksen aikakauskirja; 99), S. 47.
- ¹⁸ Kangropool (wie Anm. 14), S. 127.
- ¹⁹ Lütgendorff (wie Anm. 12), S. 181-222.
- ²⁰ Arnold Soom: Die Zunfthandwerker in Reval im siebzehnten Jahrhundert, Stockholm 1971 (Historiska serien / Hrsg.: Kungliga Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien; 15), S. 25.
- ²¹ Kodres (wie Anm. 15), S. 136.
- ²² Kangropool (wie Anm. 14), S. 127.
- ²³ Tallinna Linnaarhiiv (Revaler Stadtarchiv; im folgenden zitiert als TLA) F. 87, Verz. 1, Arch. 465, S. 34ff.
- ²⁴ Pia Ehasalu: Maalid ja graafika Tallinlase elamus 16. ja 17. sajandil, in: Acta Historica Tallinnensia (Tallinn) 1 (1997); S. 53-77, hier S. 69.
- ²⁵ Kangropool (wie Anm. 14), S. 127.
- ²⁶ Ebda.
- ²⁷ TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 1, Arch. 33, S. 46ff.
- ²⁸ Staatsarchiv Hamburg F. 612-2/6, Arch. C 6, S. 47ff.
- ²⁹ Kangropool (wie Anm. 14), S. 127.
- ³⁰ TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 1, Arch. 33, S. 72.
- ³¹ TLA (wie Anm. 23), F. 31, Verz. 1, Arch. 13, S. 34ff.
- ³² Ebda., S. 30.
- ³³ Staatsarchiv Hamburg (wie Anm. 28), S. 30ff.
- ³⁴ Kangropool (wie Anm. 14), S. 128-129.
- ³⁵ Hasse (wie Anm. 3), S. 312-314.
- ³⁶ Eduard Hach: Handschriftliche Aufzeichnungen über Lübecker Maler, Zettel-sammlung im Archiv der Hansestadt Lübeck, s.v. Hans von Hembsen.
- ³⁷ Ebda.
- ³⁸ Hasse (wie Anm. 3), S. 314-316.
- ³⁹ Das Gemälde befindet sich heute im Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck.
- ⁴⁰ Hasse (wie Anm. 3), S. 319.
- ⁴¹ Ebda., S. 326-327.
- ⁴² Ebda., S. 321.
- ⁴³ Ebda., S. 323.
- ⁴⁴ Neumann (wie Anm. 2), S. 3.
- ⁴⁵ Ebda.

- ⁴⁶ Kangropool (wie Anm. 14), S. 129.
⁴⁷ Ehasalu (wie Anm. 24), S. 67, 71-72.
⁴⁸ Staatsarchiv Hamburg (wie Anm. 28), S. 92.
⁴⁹ Lütgendorff (wie Anm. 12), S. 62, 84.
⁵⁰ Neumann (wie Anm. 2), S. 3.
⁵¹ Theodor Riewerts: Der Maler Johann Willinges in Lübeck, in: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 3 (1936), S. 275-302, hier S. 299-300.
⁵² Aus der Geschichte der Lübecker Malerei von 1550-1700, Festschrift zur Versammlung des Internationalen Kunsthistorischen Kongresses in Lübeck am 16.-19. September 1900, Lübeck 1900, Einleitung von P. Hasse, S. 5.
⁵³ Wilhelm Neumann: Lexikon baltischer Künstler, Riga 1908, S. 66.
⁵⁴ Kodres (wie Anm. 15), S. 141.
⁵⁵ Neumann (wie Anm. 2), S. 4.
⁵⁶ Ebda., S. 3.
⁵⁷ Soom (wie Anm. 20), S. 25; Ehasalu (wie Anm. 24), S. 68-69.
⁵⁸ Neumann (wie Anm. 2), S. 4.
⁵⁹ Sren Karling: Holzschnitzerei und Tischlerkunst der Renaissance und des Barocks in Estland, Tartu 1943 (Õpetatud Eesti Seltsi Toimetused; 34), S. 199.
⁶⁰ Ehasalu (wie Anm. 24), S. 68.
⁶¹ TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 1, Arch. B.f.33III, S. 63.
⁶² TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 1, Arch. B.f.33III, S. 75 ff.
⁶³ Staatsarchiv Hamburg (wie Anm. 28), S. 30ff.
⁶⁴ TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 1, Arch. B.f.33III, S. 49, 54.
⁶⁵ Dirk Erpenbeck: Die Bevölkerung Narwas in der Mitte des 17. Jahrhunderts, in: Ostdeutsche Familienkunde 28 (1980), S. 120-137, hier S. 124.
⁶⁶ E.S. Ovščinnikova: Portret v russkom iskusstve XVII veka, Moskva 1955, S. 25.
⁶⁷ Johann Detterson (auch Iwan oder Antz (Hans) Dittersen oder Deters), in: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart / hrsg. von Ulrich Thieme und Felix Becker, München-Leipzig 1992, Bd. 10, S. 146.
⁶⁸ Kodres (wie Anm. 14), S. 142, 145.
⁶⁹ Ebda., S. 142.
⁷⁰ TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 1, Arch. B.t.11, S. 25.
⁷¹ Kodres (wie Anm. 14), S. 142.
⁷² TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 4-I, Arch. Bd. 96, S. 108-109ff.
⁷³ Lütgendorff (wie Anm. 12), S. 78.
⁷⁴ Povl Eller: Kongelige portrætmalere i Danmark 1630-1682, København 1971, S. 76.
⁷⁵ TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 1, Arch. B.f.33III, S. 42.
⁷⁶ Sten Karling: Balticum och Sverige, in: Antikvariska Studier (Stockholm) 3 (1948), (Kungliga Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar; Del. 65), S. 9-135, hier S. 123.
⁷⁷ TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 1, Arch. B.f.33III, S. 42.
⁷⁸ Soom (wie Anm. 20), S. 26.
⁷⁹ TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 1, Arch. B.f.33III, S. 49ff.
⁸⁰ Ernst Gierlich: Reval 1621 bis 1645: von der Eroberung Livlands durch Gustav Adolf bis zum Frieden von Brömsebro, Bonn 1991 (Historische Forschungen / hrsg. von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen), S. 187.

⁸¹ TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 1, Arch. B.f.33III, S. 55ff.

⁸² TLA (wie Anm. 23), F. 230, Verz. 1, Arch. 514 A.c.6, S. 257ff.

ANHANG

Kurzbiographien der Beitragenden und des Herausgeberteams

(in alphabetischer Reihenfolge)¹

Liivi Aarma, Tallinn

Professor Dr. phil Liivi Aarma, geb. 1948 in Tallinn. Studium der Geschichte an der Universität Tartu (Abschluß 1971), Promotion 1982 in Tallinn an der Akademie der Wissenschaften Estlands über die Entwicklung der Schriftkundigkeit in Estland im 18. - 19. Jahrhundert. Von 1971 bis 1991 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Estnischen Akademie Wissenschaften, seit 1992 an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Pädagogischen Universität Tallinn; seit 1993 Dozentin, seit 1998 Inhaberin der Professur für Buchkunde. Monographien über Anthropologie (1987), Schriftkundigkeit (1990), Buchkunde (als CD-ROM, 2001), ca. 50 Aufsätze.

Dienstadresse: Tallinna Pedagoogikaülikool, Narva mnt. 25-27,
10120 Tallinn, Estland

Tel.: +372-640-9481

E-mail: <liivi@tpu.ee>

Kaur Alttoa, Tartu

M. A. Kaur Alttoa, geb. in Tartu 1947, Studium der Kunstgeschichte und Geschichte an der Universität Tartu 1966-1972. 1971-1989 Wissenschaftler am Estnischen Institut für Denkmalpflege, seit 1989 Lehrkraft für Kunstgeschichte an der Universität Tartu, Magister 1995. Ausländisches Mitglied der Finnischen Gesellschaft für mittelalterliche Archäologie. - Veröffentlichungen u.a.: *Das Konventhaus in Estland* (in: *Castella Maris Baltici* 1, 1993); *Verbindungen zwischen Estland und den Deutschen auf dem Gebiet der Architektur* (in: *Tausend Jahre Nachbarschaft: Die Völker des baltischen Raumes und die Deutschen*, 1995); *Saaremaa kirikud: the churches on the Island of Saaremaa* (1997).

Adresse: Ilmatari 38, 51006 Tartu, Estland

Fax: +372-7-375 345

Norbert Angermann, Hamburg

Prof. Dr. phil. Norbert Angermann, geb. 1936 in Forst in der Lausitz, Deutschland. Studium der Germanistik und Geschichte in Ost-Berlin und Hamburg; Promotion 1970 (*Studien zur Livlandpolitik Ivan Groznyjs*). Seit 1977 Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Baltischen Länder und der deutsch-russischen Beziehungen vor Peter dem Großen. Leiter des Projektbereichs „Geschichte Ostdeutschlands und der Deutschen in Ostmittel- und Osteuropa“ am Historischen Seminar der Universität Hamburg. Auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften Lettlands, Vorstandsmitglied der Baltischen Historischen Kommission, Mitglied des Lenkungsausschusses der Arbeitsgruppe für gegenwartsbezogene Baltikumforschung.

Adresse: Wacholderweg 7a, D - 21244 Buchholz
Tel. +49-(0)4181-4823

Waltraud Bastman-Bühner, Hanko / Helsinki

Waltraud Bastman-Bühner, geb. 1944 in Tegernau, Baden. 1960-63 Fachausbildung mit Staatsexamen zur Hauswirtschaftlichen Betriebsleiterin, 1963-1967 Praktika, Studium an der berufspädagogischen Hochschule Stuttgart, Abschluß nach Referendariat als Fachschuloberlehrerin. 1967 bis zur Heirat und Übersiedlung nach Finnland (1970) Chefredakteurin im Verlag Aenne Burda, Offenburg; 1970-1993 Studienrätin an verschiedenen Lehranstalten in Hanko (Finnland). Fachbuchautorin und freie Journalistin, Gründerin und Chefredakteurin (1983-93) der finnisch-deutschen Zeitschrift *SILTA-BRÜCKE*. Seit 1987 Geschäftsführerin der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur (jetzt: Aue-Stiftung), Helsinki; seit 1992 Vizevorsitzende des Vorstands. Mitglied im Kuratorium der Stiftung „Finnland-Institut in Deutschland“ und im Kuratorium des Verbands der Finnisch-Deutschen Vereine, Helsinki, sowie der Leitungsgruppe des Studienganges Deutschsprachige Länder (Sam) am Renvall-Institut der Universität Helsinki.

Adresse: Halmstadinkatu 9 A 14, FIN - 10900 Hanko
E-mail: <wbb@ae.pp.fi>

Jan von Bonsdorff, Tromsø

Prof. Dr. phil. Jan von Bonsdorff, geb. 1959 in Helsinki. Studium (Hauptfach Kunstgeschichte) an der Universität Kiel, Abschluß als Magister 1985, Promotion 1991, Forschungsassistent der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1990-1993, danach Ruf an die Universität Tromsø (Norwegen), Hochschulassistent 1993-1994, Professor auf Zeit (*professorstipendiat*) 1994-1998, seit 1998 Inhaber der Professur für Kunstgeschichte an dieser Universität. - Veröffentlichungen u.a.: *Kunstproduktion und Kunstverbreitung im Ostseeraum des Spätmittelalters* (zugl. Diss., 1993); *Zur Methodik der kunsthistorischen Großraumforschung* (in: *Figur und Raum*, 1994)

Dienstadresse: Universitetet i Tromsø, Institutt for kunsthistorie, N-9037 Tromsø

Tel.: +47-776-45680

Fax.: +47-776-44239

E-mail: <Jan.von.Bonsdorff@hum.uit.no>

Göran Dahlbäck, Stockholm

Prof. Dr. phil. Göran Dahlbäck, geb. 1941 in Stockholm, Schweden. Studium (Latein und Geschichte) an der Universität Stockholm. Promotion in Geschichte 1977; Dissertation: *Uppsala domkyrkas godsinnehav – med särskild hänsyn till perioden 1344–1527 (Die Güterverhältnisse der Domkirche zu Uppsala – mit besonderer Hinsicht auf die Periode 1344–1527)*. Seit 1996 Professor für Geschichte des Mittelalters am Historischen Institut der Universität Stockholm; weitere Publikationen: u.a. eine Geschichte Stockholms während des Mittelalters *Imedeltidens Stockholm*, 1987).

Dienstadresse: Historiska institutionen, Stockholms universitet, S - 106 91 Stockholm

E-mail: <goran.dahlback@historia.su.se>

Friedrich Ebel, Berlin

Professor Dr. Friedrich Ebel, geb. 1944. Promotion 1973, Habilitation 1977 an der Universität Tübingen; 1978 bis 1981 Professor an der Universität Bielefeld; seit 1981 Professor am Institut für Deutsche Rechtsgeschichte der Freien Universität Berlin. Hauptarbeitsgebiete sind Privatrechtsgeschichte, Bürgerliches Recht und Versicherungsrecht. Zahlreiche Monographien zur Rechtsgeschichte, u.a.: *Über Legaldefinitionen* (1974); *Berichtung, Transactio und Vergleich* (1978); *200 Jahre preußischer Zivilprozeß* (1982); *Bibliographie zur Umweltrechtsgeschichte* (1988); *Römisches Rechtsleben im Mittelalter* (mit A. Fijał u. G. Kocher, 1988); *Quellennachweis und Bibliographie zur Geschichte des Versicherungsrechts in Deutschland* (1993); Editionen: *Magdeburger Recht* 1 (1983) II/1 (1989) u. II/2 (1995); *Sachsenspiegel* (1993 u. 1999); *Lübisches Recht* (mit R. Schelling, 1993); *Der Rechte Weg* (mit W. Carls u. R. Schelling), 2 Bde. (2000); ca. 100 Aufsätze und 70 Rezensionen.

Dienstadresse: Freie Universität Berlin, FB 09, Institut für Deutsche Rechtsgeschichte, Boltzmannstraße 1, D – 14195 Berlin
Tel.: +49 (0)30-838-2483, Fax: +49 (0)30-838-5825.
E-mail: <ebel@zedat.fu-berlin.de>
www.fu-berlin.de/jura/fachbereich/professoren/ebel

Helena Edgren, Helsinki

Helena Edgren, FT (Dr. Phil.), geb. 1954. Studierte mit Schwerpunkt auf Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Helsinki, Abschluß mit Promotion 1993; Dozentur an der Universität Helsinki seit 1996. Im Hauptberuf Kustodin der Historischen Sammlungen beim Finnischen Zentralamt für Museen und Denkmalpflege; Mitglied des Museumsausschusses beim Ministerrat der Nordischen Länder. - Wichtigste Publikationen: *Mercy and Justice. Miracles of the Virgin Mary in Finnish Medieval Wall-Paintings* (zugl. Diss., 1993); (Mithrsg.:) *Ikonografisk Post* (Nordic Iconographical review)

Dienstadresse: Museovirasto, PB 913, FIN – 00101 Helsinki
E-mail: <helena.edgren@nba.fi>

Pia Ehasalu, Tallinn

M. A. Pia Ehasalu, geb. 1964 in Tallinn, Estland. Studium der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Tartu (Abschluß 1990), Aufbaustudium an der Estnischen Kunstakademie, Magistergrad 1997 mit einer Arbeit über das Porträt in Tallinn im 17. Jahrhundert. Seit 1997 Doktorandin an derselben Institution. Seit 1987 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Restaurierungszentrum "Kanut" in Tallinn.

Dienstadresse: Restaurierungszentrum "Kanut", Pikk 2, 10123 Tallinn, Estland

E- mail : <piaehasalu@hotmail.com>

Otto-Heinrich Elias, Vaihingen (Enz)

Dr. phil. Otto-Heinrich Elias, geb. 1932. Studium der Geschichte und Germanistik, Promotion zur Geschichte Revals unter Katharina II., wissenschaftlicher Angestellter und seit 1977 Geschäftsführer der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg; im Ruhestand. Mitglied der Baltischen Historischen Kommission. – Veröffentlichungen zur baltischen und zur württembergischen Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, vor allem zur Geschichte der Städte Reval und Vaihingen/Enz sowie zur Geschichte des Hauses Württemberg.

Adresse: Silcherstr. 21, D - 71665 Vaihingen/Enz.

Hartmut Freytag, Hamburg

Prof. Dr. phil. Hartmut Freytag, geb. 1941 in Lübeck. Studierte deutsche, lateinische und mittellateinische Sprache und Literatur in Hamburg, Wien, Bonn, Kiel und Münster, wo er 1968 promoviert wurde. 1977 in Hamburg zum Professor ernannt (*venia legendi*: Deutsche Philologie mit Berücksichtigung der mittellateinischen Philologie). – Publikationen: *Kommentar zur frühmittelhochdeutschen Summa Theologiae* (1970); *Die Theorie der allegorischen Schriftdeutung und die Allegorie in deutschen Texten besonders des 11. und 12. Jh.* (1982); *Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval* (Tallinn): Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption (Hrsg., 1993).

Dienstadresse: Institut für Germanistik I der Universität Hamburg, Von-Melle-Park 6, D - 20146 Hamburg

Elita Grosmane, Riga

Dr. Elita Grosmane studierte 1968-1974 Kunstgeschichte an der Akademie der Künste Lettlands, promovierte am Wissenschaftlichen Forschungsinstitut für Kunstgeschichte in Moskau über die Barocke Bildhauerwerkstatt in Ventpils / Windau (1983); seit 1970 am Institut für Literatur, Folklore und Kunst der Universität von Lettland in Riga; seit 1993 Leiterin der Abteilung Kunstgeschichte. – Forschungsaufenthalte in Deutschland, Schweden, Österreich, zahlreiche Veröffentlichungen in Lettland, Litauen, Estland, Polen und Deutschland über Kunstgeschichte des Mittelalters und der Barockzeit; Lehrauftrag an der Lettischen Kunstakademie. Mare-Balticum-Medaille der Böckler-Stiftung (1997). – Hrsg. der wiss. Zeitschrift *LETONICA* (seit 1998); neben Monographien (z. B. zur Gotik, 1995) und Sammelbänden in lettischer Sprache (z.B. zu Romantismus und Neuromantik in Lettland 1998): (Hrsg.:) *Bildende Kunst und Architektur im Baltikum um 1900* (Greifswalder kunsthistorische Studien 1997) (1999).

Dienstadresse: Latvijas Universitāte, Mākslas zinātnes daļa, Literatūras, folkloras un mākslas institūts, Akadēmijas lauk, 1, LV-1050 Rīga, Lettland

Tel. +371-7227852, Fax: +371-7821153

E-mail: <art@lza.lv> (att.: Elita Grosmane)

Jörg Hackmann, Greifswald

Dr. phil. Jörg Hackmann, geb. 1962 in Göttingen. 1983-1989 Studium der Geschichte, Germanistik, Politikwissenschaften und Pädagogik in Bonn und Berlin, Staatsexamen 1989; 1990-1991 Promotionsstipendiat der Freien Universität Berlin, Forschungsaufenthalte in Polen; 1994 Promotion. 1992-1999 Studienleiter an der Ostsee-Akademie in Lübeck. Seit 2000 Hochschulassistent am Historischen Institut der Universität Greifswald, Abt. Osteuropäische Geschichte. - Veröffentlichungen: *Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht* (zugl. Diss., 1996); (Hrsg.): *Estland – Partner im Ostseeraum* (1998); zahlreiche Aufsätze zur deutschen und polnischen Geschichtswissenschaft und zu Geschichtsbildern im Ostseeraum; 1993-1999 Redakteur der Zeitschrift *Mare Balticum*.

Dienstadresse: Universität Greifswald, Historisches Institut, Osteuropäische Geschichte, Domstr. 9A, D - 17489 Greifswald
Tel.: +49-(0)3834-86-3306, Fax +49-(0)3834-86-80067
E-mail: <hackmann@uni-greifswald.de>

Markus Hiekkanen, Helsinki

Markus Hiekkanen, FT (Dr. phil.), geb. 1949 in Oulu. Nach Studienabschluß 1985 bis 2000 am Zentralamt für Museen und Denkmalpflege tätig; Promotion 1994 über mittelalterliche Steinkirchen in Finnland. Lehraufträge an den Universitäten Helsinki, Jyväskylä, Oulu und Turku; seit 2000 „Senior Researcher“ der Akademie von Finnland. - Zahlreiche Veröffentlichungen auf finnisch, schwedisch und englisch zur mittelalterlichen Archäologie und Altertumskunde, speziell der Kirchen, und zur allgemeinen Kunstgeschichte.

Adresse: Koskelantie 46 A 2, FIN – 00610 Helsinki
Tel.: +358-(0)40-554 0725
E-mail: <Markus.Hiekkanen@kolumbus.fi>

Marjatta Hietala, Tampere

Prof. Dr. phil. Marjatta Hietala, geb. 1943 in Valkeala, Finnland. Promotion über "Der neue Nationalismus in der Publizistik Ernst Jüngers und des Kreises um ihn 1920-1933". Lehrtätigkeit an den Universitäten Joensuu, Helsinki Turku und Jyväskylä; seit 1996 Professorin für Allgemeine Geschichte an der Universität Tampere. Mitglied in Verwaltungsgremien zahlreicher wissenschaftlicher Zusammenschlüsse, u.a. der Finnischen Akademie der Wissenschaften und der Commission Internationale pour l'histoire des villes- Veröffentlichungen u. a.: *Services and Urbanization at the turn of the Century: the Diffusion of Innovations* (1987); *Tietoa, taitoa, asiantuntemusta: Helsinki eurooppalaisessa kehityksessä* [Know-how and professionalism: Helsinki as part of European development] 1875-1917 (1992).

Dienstadresse: Tampereen yliopisto, Historian laitos, PL 607, FIN – 33101 Tampere

Tel. (dienstl.): +358-(0)3-215-6539

E-mail: <marjatta.hietala@uta.fi>

Tiina Kala, Tallinn

M. A. Tiina Kala, geb. in Tallinn 1967. 1986-1991 Geschichtsstudium an der Universität Tartu; dort Magisterabschluß mit einer Arbeit über das Revaler Kirchenleben im Mittelalter 1997. Seit 1991 Mitarbeiterin am Stadtarchiv Tallinn; gegenwärtiges Forschungsthema: mittelalterliche Schulhandschriften. - Wichtigste Publikationen: *Die Beziehungen zwischen Dortmund und Reval im Mittelalter* (in: Beitr. z. Geschichte Dortmunds u. d. Grafsch. Mark, 1994/95); *Lübecki õiguse Tallinna koodeks 1282 / Der Revaler Kodex des lübisches Rechts 1282* (1998).

Dienstadresse: Tallinna Linnaarhiiv, Tolli 6, 10133 Tallinn, Estland
Tel. +372-645 7406

E-mail: <t.kala@tallinnlv.ee>

Mika Kallioinen, Turku

Mika Kallioinen, FT (Dr. phil.) geb. 1965 in Turku. Studium der Geschichte in Turku, dort Promotion im Jahre 2000 mit der Dissertation *The Merchant, the Town, and the Crown: the Burgher Community of Turku and Economic Organization from the Early Middle Ages to the 1570s* (im Druck erschienen). Seit 2001 Dozent am Institut für Finnische Geschichte der Universität Turku.

Dienstadresse: Historian laitos, FIN – 20014 Turun yliopisto
Tel.: +358-(0)2-2303 174, Fax: +358-(0)2-333 6250
E-mail: <mika.kallioinen@utu.fi>

Jyrki Knuutila, Helsinki

Universitätslektor, Dozent Jyrki Knuutila, FT (Dr. phil.), geb. 1953 in Helsinki. Studium der Theologie und Geschichte an der Universität Helsinki; dort Promotion 1990 über das Thema *Matrimony as a Juridical and Ecclesiastical Institution in Finland up to 1629*. Seit 1982 Assistent am Institut für Praktische Theologie der Universität Helsinki, seit 1990 dort Dozent und seit 2001 Universitätslektor. Hauptarbeitsgebiet Praktische Theologie. - Zahlreiche Schriften zu Liturgiegeschichte, kirchlichen Amtshandlungen (Kasualien), Kirchenrecht, kirchlichen und liturgischen Büchern des 15.–18. Jahrhunderts sowie dem Kult des heiligen Olaf und seinen Erscheinungsformen in Finnland.

Adresse:

dienstl.: Käytännöllisen teologian laitos, PL 33, FIN-00014 Helsingin Yliopisto

Tel. +358-(0)9-191-23856

Fax +358-(0)9-191-23855

priv.: Temppelikatku 11 A 16, FIN-00100 Helsinki

E-mail: <Jyrki.Knuutila@Helsinki.Fi>

www.janua.helsinki.fi/

Juhan Kreem, Tallinn

M. A. Juhan Kreem, geb. in Tallinn 1971. 1989 bis 1993 Studium der Geschichte an der Universität Tartu, 1993-1994 an der Central European University Budapest. Magisterarbeit über das Livlandbild der deutschen Humanisten (1994). 1994-1996 Mitarbeit beim Estnischen Schiffahrtsmuseum, seit 1996 Mitarbeiter am Stadtarchiv Tallinn. Gegenwärtiges Forschungsthema: Beziehungen zwischen Reval und dem Deutschen Orden.

Dienstadresse: Tallinna Linnaarhiiv, Tolli 6, 10133 Tallinn, Estland
Tel.: +372-6457419, Fax +372-6457400
E-mail: <j.kreem@tallinnlv.ee>

Christian Krötzl, Rom

Christian Krötzl, FT (Dr. phil.), geb. 1956. Studium der Allg. Geschichte an der Universität Zürich; Promotion 1994 an der Universität Tampere, Finnland. Dissertation zu Pilger, Mirakel und Alltag im skandinavischen Mittelalter. Lehraufträge an den Universitäten Tampere, Turku, Helsinki. Dozent am Hist. Institut der Universität Tampere. Forscher der Akademie von Finnland. Seit Sept. 2000 Direktor des Finnischen Institutes in Rom (Institutum Romanum Finlandiae). Vertreter Finnlands in Gremien zahlreicher internationaler Arbeitszusammenschlüsse, u.a. Repertorium Fontium Historiae Medii Aevi (seit 1991), European Science Foundation: Research Programm "Cultural Exchange in Europe 1400-1700" (seit 1999). - Veröffentlichungen (Auswahl): *Pilger, Mirakel und Alltag* (zugl. Diss., 1994); *Parent-Child Relations in Medieval Scandinavia* (in: Scand. Journal of Hist., 1989); *Medeltidsforskning i Finland - Traditioner och möjligheter* (in: Finsk Tidskrift 1992)

Dienstadresse: Institutum Romanum Finlandiae, Villa Lante, Passaggiata del Gianicolo, 10, I – 00165 Roma
Tel.: +39-06-6880-1674, Fax: +39-06-6880-2349
E-mail: <kroetzl@vatlib.it>

Iveta Leitane, Riga

Dr. phil. Iveta Leitane, geb. 1962 in Riga, Studium der Philosophie an der Universität Lettlands in Riga (Abschluß 1987), Studium der Philosophie, Religionswissenschaft und Judaistik an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen ab 1993, dort Promotion 1996 über das Thema *Die religiösen Komponenten in der Konstruktion der nationalen Identität*. Seit 1989 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Philosophie und Soziologie an der Universität Lettlands, seit 1999 Dozentin an der Theologischen Fakultät derselben Universität und Mitglied des Rates im Zentrum für jüdische Studien an der Universität.

Adresse: Stabu 72 -1, Riga, LV - 1009, Latvija

Fax: +371-7210806

Anu Mänd, Tallinn

Dr. Anu Mänd, M. A., geb. 1968 in Tallinn. Studium der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Tartu bis 1992, Magisterabschluß 1996 an der Central European University Budapest mit einer Arbeit über liturgische Gefäße im mittelalterlichen Livland, danach Doktorandin dieser Universität; Promotion 2000 mit einer Arbeit über Städtische Feste im spätmittelalterlichen Livland. Seit 1999 wiss. Mitarbeiterin am Estnischen Kunstmuseums; Forschungsinteressen: Sozialgeschichte und Stadtkultur des Mittelalters, mittelalterliche Goldschmiedearbeiten und Ikonographie. – Veröffentlichungen u.a.: *Mittelalterliches Altargerät aus der Burg Otepää* (1995); *Festivals in Medieval Livonian Towns* (zugl. Diss., erscheint demnächst).

Dienstadresse: Eesti kunstimuseum, Niguliste kirik, Niguliste 3, 10146 Tallinn, Estland

E-mail: <a.mand@tallinnlv.ee>, <anumand@hotmail.ee>

Kerstin Petermann, Passau

Dr. phil. Kerstin Petermann, geb. 1965 in Eckernförde, Deutschland. Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Anglistik in Köln und Kiel. Promotion in Kiel 1998; Dissertation *Bernt Notke – Arbeitsweise und Werkstattorganisation im späten Mittelalter* 2000 erschienen. 1992-1999 freie Mitarbeiterin des Altonaer Museums in Hamburg, 1999-2001 Volontärin an den Staatlichen Bayerischen Museen in München, seitdem Tätigkeit beim Landkreis Passau im wiss. Sekretariat der für 2004 geplanten bayerisch-österreichischen Landesausstellung.

Dienstadresse: Landratsamt Passau, Kulturreferat, Kirchensteig 2, D-94034 Passau

E-mail: <KerstinPetermann@web.de>

Anja Rasche, Speyer

Anja Rasche, M.A., geb. 1967 in Schwerte. Studium der Kunstgeschichte, Mittleren und Neueren Geschichte sowie der Slavistik in Bamberg und an der Technischen Universität Berlin; 1994 Abschluß bei Prof. Robert Suckale mit der Magisterarbeit *Das Hochaltarretabel des Hermen Rode von 1481 in der Nikolaikirche in Reval / Tallinn*. Seit 1995 Arbeit an einer Dissertation *Studien zu Hermen Rode*, unterbrochen durch zwei Babyjahre 1997/98 und 2000/01.

Adresse: Roßmarktstraße 15, D – 67346 Speyer

E-mail: <ArascheMue@aol.com>

Tiiu Reimo, Tallinn

M. A. Tiiu Reimo, geb. 1953 in Tallinn. 1976 Abschluß des Studiums an der Pädagogischen Universität Tallinn, Fachrichtung Bibliothekswesen und Bibliographie; 1995 Magister der Buchwissenschaft mit einer Arbeit zur Verlagstätigkeit und Produktion der Tallinner Stadt- und Gymnasialdruckerei 1769-1828. Seit 1976 Mitarbeiterin der Estnischen Akademischen Bibliothek, seit 1989 Leiterin der dortigen Baltica-Abteilung. Forschungsaufenthalte in der British Library

(London), der UB Cambridge und der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel; Dissertationsprojekt zur Buchkultur in Reval in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. - Veröffentlichungen: *Eesti raamatu kronoloogia* [Die Chronologie des estnischen Buches] (2000) (prämiert mit dem Puksoo-Preis und der Jahresprämie des Estnischen Vereins der Bibliothekare), zahlreiche Aufsätze, u.a. *Das Druck- und Verlagswesen in Reval im 17. und 18. Jahrhundert* (in: Die ältesten estnischen Bücher in Reval(Tallinn), 2000).

Adresse:

dienstl.: Eesti akadeemiline raamatukogu, 10 Rävåla puistee, 15042 Tallinn, Estland

priv.: Kase 46-2, 12012 Tallinn, Estland

Tel. (dienstl.): +372 6 659 419

Fax (dienstl.): +372 6 659 400

Tel. (priv.): +372 52 84 258

E-mail: <Tiiu.Reimo@ear.ee>

Helena Risthein, Tallinn

Helena Risthein absolvierte die St.Petersburger Kunstakademie 1978, arbeitete danach im Estnischen Kunstmuseum in Tallinn als Kunsthistorikerin, zunächst in der Graphikabteilung, dann beim Aufbau der Filiale für alte Kunst in der Nikolaikirche. Kuratorin mehrerer Ausstellungen über deutschbaltische Kunst, z. B. über die Künstlerfamilie Hau, Künstler aus der Familie Kügelgen, Carl Timoleon von Neff (Schloß Kadriorg, Tallinn) und Deutschbaltische Malerei des frühen 19. Jahrhunderts (Kieler Stadtmuseum). Mitglied des Kuratorenteams der Ausstellung über Barock in Estland. Z. Z. Spezialisierung auf niederländische Kunst in Estland (Ausstellung und Katalog). - Veröffentlichungen auf deutsch: *Estnische Malerei des frühen 19. Jahrhunderts* (1986); *Über den Passionsaltar und die Franziskaner* (Konferenzbeitrag von 1995 in: Die Kunstbeziehungen Estlands mit den Niederlanden, 2000); auf englisch: *Michel Sittow* (2001).

Dienstadresse: Eesti kunstimuseum, Kiriku plats 1, 10130 Tallinn, Estland

Tel. +372-6449513

E-mail: <hristhein@hotmail.com>

Tapio Salminen, Tampere

Mag. phil. Tapio Salminen, geb. 1966 in Rouvesi, Finnland. Studium der Geschichte an der Universität Tampere, Abschluß 1993. 1989-1993 Forscher im Museum der finn. Behörde für Straßenwesen (Tielaitos), danach einjährige Studien zur Methodik mediävistischer Forschung in Rom. Seit 1995 Forscher am Institut für Geschichte der Universität Tampere, Schwerpunkt: mittelalterliches Verwaltungs-, Verkehrs- und Kommunikationswesen Finnlands und des Ostseeraums; Dissertationsprojekt über die Verbindungen zwischen dem Rat von Reval und den finnischen Schlohauptleuten vor dem Hintergrund spätmittelalterlicher Kommunikationsstrukturen im Ostseeraum.

Dienstadresse: Tampereen yliopisto, Historian laitos, PL 607, FIN - 33101 Tampere

E-mail: <hitasa@uta.fi>

Renate Schelling, Berlin

Renate Schelling, geb. 1955 in Berlin. Studium der Germanistik und Anglistik an der Freien Universität (FU) Berlin, 1984-1998 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Rechtsgeschichte der FU Berlin, Lehraufträge am Fachbereich Germanistik der Freien Universität Berlin sowie Mitarbeit bei zahlreichen rechtshistorischen Seminaren. Veröffentlichungen und Editionen zu rechtshistorischen Themen, u.a. lateinisches lübisches Recht, Magdeburger Schöffensprüche, Magdeburger Weichbildrecht; (Mitherausg.): *Der Rechte Weg* (2000). Daneben Lektorats-, Übersetzungs-, und Verlagstätigkeit (seit 1990 Mitglied des Berliner Arbeitskreises für Editionswesen) sowie freie Mitarbeit bei Kunstausstellungen. 1998-2000 Persönliche Referentin des Direktors der Klinik für Audiologie und Phoniatrie am Universitätsklinikum der Freien Universität Berlin. Seit 2000 Freie Journalistin, Weiterbildung zur On-line Redakteurin.

Adresse: Amselstraße 9, D - 14195 Berlin

E-Mail: <schell@zedat.fu-berlin.de>

Robert Schweitzer, Lübeck

Dr. phil. Robert Schweitzer, Oberbibliotheksrat, geb. 1947 in Kassel. Studium der Geschichte, Slavistik und Politologie in Marburg/Lahn und Helsinki, Promotion 1978 mit Arbeit über die Stellung des Gfsm. Finnland im Russischen Reich 1863-1899; Wiss. Bibliothekar an der Württ. Landesbibliothek Stuttgart, seit 1988 Stv. Direktor der Stadtbibliothek Lübeck. Abteilungsleiter für das Sondersammelgebiet Ostseeraum und Sekretär der Arbeitsgemeinschaft „Bibliotheca Baltica“ der Bibliotheken im Ostseeraum. Lehraufträge für Osteuropäische Geschichte an den Universitäten Stuttgart, Hamburg und Joensuu. Ehrenamtlicher Forschungsleiter der Aue-Stiftung. Forschungsschwerpunkte: Nationalitätenpolitik des russischen Zarenreichs, Migration (insbes. der Deutschen) im europäischen Nordosten. Vorstandsmitglied der Baltischen Historischen Kommission, Mitglied der Wiss. Komm. für die Deutschen in Rußland; korr. Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften in Finnland. - Veröffentlichungen u.a.: *Autonomie und Autokratie* (zugl. Diss., 1978); Kongreßbände der Symposien der Aue-Stiftung und der AG Bibliotheca Baltica; *The Rise and Fall of the Russo-Finnish Consensus* (1997); *80 Jahre Dt.-Finn. Vereinigung / 20 Jahre Dt.-Finn. Handelskammer* (1998); *Deutscher aus Rußland und finnischer Europäer: Theodor Aue* (2000); zahlr. Aufsätze, u. a. Vorträge auf sämtlichen finn.-deutschen Historikersymposien.

Dienstadresse: Bibliothek Hansestadt Lübeck, Hundestraße 5-17, D - 23552 Lübeck

Tel.: +49-(0)451-1224161, Fax +49-(0)451-1224112

E-mail: <robschweitzer@yahoo.com>, <stb@luebeck.de> (att.: Robert Schweitzer)

Ulrich Simon, Lübeck

Dr. phil. Ulrich Simon, M. A., geb. 1954. Studium (Geschichte, Germanistik, Hilfswissenschaften der Altertumskunde) in Frankfurt/Main mit Magisterabschluß 1979, Promotion 1985 (*Das Zisterzienserinnenkloster Thron bei Wehrheim im Taunus* (gedr. 1986)); Ausbildung zum Wiss. Archivar bis 1991. 1980-1982 Tätigkeit bei der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts in Frankfurt (Main), danach an verschiedenen Archiven in Hessen und im Rheinland, seit 1992 stv. Leiter des Archivs der Hansestadt Lübeck. – Veröffentlichungsprojekt neben zahlreichen Aufsätzen: Edition des Lübecker Niederstadtbuches.

Dienstadresse: Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1-3,
D – 23552 Lübeck
Tel.: +49-(0)451-122-4151, Fax: +49-(0)451-122-1517

Jan Svanberg, Stockholm / Bromma

Prof. Jan Svanberg, geb. 1935 in Stockholm. Studium in Stockholm, seit 1994 Professor für Kunstgeschichte an der Universität in Oslo und später auch an der Universität in Stockholm; seit 2001 emeritiert. Spezialgebiet: Kunst des Mittelalters, darüber zahlreiche Aufsätze und mehrere Bücher, u. a. auf Englisch *Master Masons* (1983) und *Saint George and the Dragon* (1998).

Sollerövägen 7, S – 16771 Bromma
Tel. +46-(0)8-256411
E-mail: <hgl690u@tninet.se>

Armin von Ungern-Sternberg, Frankfurt (Main)

Dr. phil. des. Armin v. Ungern-Sternberg, M. A., geb. 1970 in München. Studium der Germanistik, Geschichte und Anglistik an den Universitäten Freiburg i.Br. und Oxford. 1995 Magisterexamen. 1996 Gastdozent für Deutsche Literaturgeschichte an der Universität Tartu (Estland). 2000 Promotion an der Universität Freiburg i.Br. Mehrjährige Verlagsarbeit (Rombach Wissenschaften, Freiburg; C.H. Beck, München). Seit März 2000: Projektleiter für Europäische Integration (Mittelosteuropa) bei der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung, Frankfurt a. M. - Mehrere Veröffentlichungen zu Fragen der Regionalliteraturforschung, zur Theorie literarischer Räume sowie zur deutschen Literatur des Baltikums. Dissertation: *Erzählregionen. Überlegungen zu literarischen Räumen mit Blick auf die deutsche Literatur des Baltikums, das Baltikum und die deutsche Literatur* (im Erscheinen).

Dienstadresse: Gemeinnützige Hertie-Stiftung, Lyoner Straße 15, D - 60528 Frankfurt/M.

E-mail: <ungern-sternbergA@ghst.de>

Boris Volodin, St. Petersburg

Dr. Boris Volodin, geb. 1950 in St. Petersburg. Studierte Bibliothekswissenschaft bis zur Promotion; seit 1980 in der Russischen Nationalbibliothek in St. Petersburg (der früheren Leningrader Staatlichen Öffentlichen Saltykow-Schtschedrin-Bibliothek und vormaligen Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek) in der Abteilung Bibliothekswissenschaft und Forschung tätig, die er 15 Jahre lang leitete; seit 1998 Leitender Wissenschaftlicher Mitarbeiter. Er lehrt Bibliotheksgeschichte und gibt die bibliothekswissenschaftliche Zeitschrift *Peterburgskaja bibliotěčnaja škola* heraus; seit 1990 zahlreiche Forschungsaufenthalte und eine Gastdozentur in Deutschland.

Dienstadresse: Rossijskaja Nacional'naja Biblioteka, Sadovaja ul. 18, Sanktpeterburg, 191069, Rußland

E-mail: <niob@nlr.ru> (att.: Boris Volodin)

¹ Umfang und Detaillierung der Angaben – insbesondere bei den Adressen und Verbindungsdaten – folgen den Wünschen der Autorinnen und Autoren; bei der Herausgabe wurde lediglich eine gewisse formale Einheitlichkeit angestrebt.



DER FINNISCHE MEERBUSEN ALS BRENNPUNKT

Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten (enthält die Referate von 27 namhaften Wissenschaftler/innen aus sechs Ländern anlässlich des I. Internationalen Symposiums zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten in Tallinn 1995)

Helsinki 1998. 407 S. ISSN 1237-7422

Publikation der AUE-Stiftung/Stiftung zur Förderung deutschsprachiger Kultur

Herausgeber: Robert Schweitzer und Waltraud Bastman-Bühner

39,- € (Preis zuzügl. Versandkosten. Sonderpreise bei Sammelbestellungen auf Anfrage)

Bestellungen bitte an die AUE Stiftung,

Munkkiniemen puistotie 18 B 47

FIN - 00330 Helsinki

Fax +358-9-485 787

E-mail: pub@ae.pp.fi

1998 jährte sich zum 750. Male die erstmalige urkundliche Erwähnung der Tatsache, daß das Lübische Recht als für die alte Hansestadt Reval in Estland von den Königen Dänemarks, den damaligen Landesherren, als gültiges Stadtrecht anerkannt war. Die Stadt Tallinn hat diesem Schlüsselereignis ihrer Geschichte ein Jubiläumsjahr gewidmet, dessen zentrale wissenschaftliche Veranstaltung in diesem Band dokumentiert ist. Die Aue-Stiftung und ihre Kooperationspartner – Stadtarchiv und Deutsches Kulturinstitut Tallinn und Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde – setzten damit zusammen mit dem Estnischen Kunstmuseum die seit 1995 erfolgreiche Reihe von Symposien zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten fort.

Die in zwei Sektionen – Geschichte und Kulturgeschichte sowie Kunstgeschichte – durchgeführte Tagung zeigte neben der verfassungsrechtlichen Dimension auch eine ganze Reihe weiterer Parameter von Verbindungen der Stadt des europäischen Nordostens mit der zentraleuropäischen Entwicklung auf. Lebhaft, multilaterale Kommunikationsnetze bestimmten diesen Raum viel charakteristischer als einseitige Einflußstränge.



AUE-Säätiö
Helsinki/Helsingfors